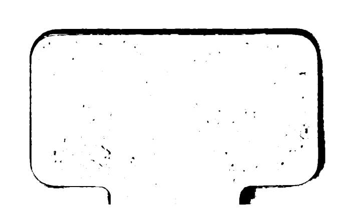
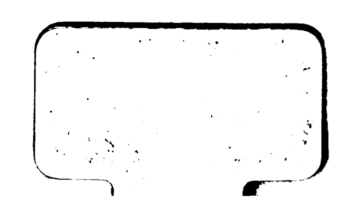

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA






TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Zweiter Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.



Rousseau's
Leben und Werke.

Dritter Abschnitt.

I.

„Erst mit dem 9. April 1756," schrieb Rousseau einige Jahre später[1]), „habe ich angefangen zu leben." Es war dies der Tag, an welchem er die Einsiedelei im Parke von La Chevrette bezog. Wohl hatte er Grund, von ihm den Anfang eines neuen Lebens zu datiren. Sah er doch jetzt die Bedingungen erfüllt, an welche er den Genuß des Daseins geknüpft glaubte. Persönlich vollkommen frei, durfte er sich zugleich des Reizes erfreuen, den die Natur in ihrer einfachen Schönheit ausübt.

Auch fühlte er sich in seiner neuen Wohnung bald heimisch. Von beschränktem Umfange, bot sie doch Raum genug für die drei Personen, welche sie aufnahm[2]). Die innere Einrichtung war bequem; die Ausstattung der Zimmer einfach, aber hübsch; diese kleinen, freundlichen Räume schienen gleichsam einzuladen zu dem behaglichen Stillleben, zu welchem sie bestimmt waren. Mehr noch als die Klause selbst muthete ihre Umgebung an. Aus dem grünenden Baum- und Buschwerk, das ringsum dicht an sie herantrat, strömte Blüthenduft und Vogelsang durch die offenen Fenster. Vor ihr lag der weite Schloßpark mit seinen Baumgruppen und Teichen, versteckten Lauben und blumigen Rasenplätzen, hinter ihr der tiefe Wald, bereit, den sinnigen Wanderer in seine dunkeln Schatten aufzunehmen. Es war eine einsame, doch nicht wilde Landschaft, die sich hier, unfern dem ruhelosen Treiben der Menschen, aber doch unberührt von ihm, ausbreitete. Rousseau mochte sich in ihr um so mehr gefallen, da sie ihn trotz mancher abweichenden Züge durch ihren allgemeinen Charakter lebhaft an die geliebten Charmettes erinnerte.

Wie der Ort, an welchem es ihm einst so wohl geworden, sich wiederfand, so erneuerten sich auch die glücklichen Tage, die er an ihm verlebt hatte. Allein mit sich und der Natur, durfte er rein und

ganz das sein, was er war. Nichts hemmte den Flug der Gedanken, den Strom seiner Empfindungen; die Phantasie durfte sich ungestört in ihren reizenden Bildern ergehen, Sinn und Gemüth befriedigten sich im Verkehre mit der Gefährtin, die ihm zur Seite stand. Und was den Genuß dieser freundlichen Gegenwart nicht wenig erhöhte, er wurde durch keine Sorge um die Zukunft gestört. Rousseau hatte es zwar entschieden abgelehnt, von der Hand der Freundschaft mehr anzunehmen, als die einfache Wohnung, er hatte die Kosten des Unterhaltes für sich und seine Angehörigen selbst bestreiten wollen. Doch war er dazu auch ganz wohl im Stande; für die nächste Zeit genügte, was von den Erträgen früherer Thätigkeit noch übrig war [3]), und für die späteren Tage stellte der bisherige Erwerbszweig, an welchem er trotz aller Einwürfe und Spöttereien festhielt, die nöthigen Hülfsmittel in sichere Aussicht. Ueberdies ließen manche literarische Arbeiten, die er in aller Muße auszuführen gedachte, einen entsprechenden Gewinn hoffen, wenn er auch fest entschlossen war, der Rücksicht auf ihn keinen Einfluß auf seine schriftstellerische Thätigkeit zu gestatten.

Daß die günstige Lage, in die er sich versetzt sah, sobald eine Aenderung erfahren werde, war nicht zu befürchten. Um so ungetheilter konnte die Freude sein, mit der er in die neuen Verhältnisse eintrat. In der That befriedigten sie ihn gleich Anfangs in hohem Grade. „Ich habe hier," schreibt er der Freundin [4]), „die drei ruhigsten und süßesten Tage meines Lebens verbracht." Lebhafter noch äußert sich diese Befriedigung in der nächstfolgenden Zeit, wo die letzten Spuren des Winters verschwanden und mit dem Eintritte des Frühlings die natürlichen Reize der Umgebung sich in ihrem ganzen Umfange entfalteten. War es doch vorzugsweise die Natur, zu der er sich mit Herz und Sinn hingezogen fühlte. So lange er in Paris lebte, hatte er sich ihrer nur auf gelegentlichen Ausflügen und in steter Besorgniß vor möglichen Störungen erfreuen können. Jetzt durfte er sich ihr in jedem Augenblicke rückhaltslos in die Arme werfen, ohne befürchten zu müssen, daß irgend etwas den traulichen Verkehr unterbrechen werde.

Auch machte er von dieser Erlaubniß einen möglichst umfassenden Gebrauch. So viel es anging, lebte er im Freien; in Park und Wald war er weit mehr zu Hause, als in seinem Zimmer; es gab der köstlichen Promenaden, der ruhig heimlichen Plätzchen so viele; wie hätte er ohne Noth in seinen vier Wänden stille sitzen sollen? Schon vor Aufgang der Sonne pflegte er sich zu erheben, um in der erfrischenden Morgenkühle einen Gang durch den Garten zu machen. Die Zeit bis zum Mittage wurde dann zur Anfertigung der übernommenen Copien verwandt, einer Arbeit, die um so weniger lästig

fiel, da sie nicht geboten, sondern frei gewählt war, und nach Belieben unterbrochen werden konnte. Kaum aber war das einfache Mahl beendet, so hielt es ihn nicht länger. Wie heiß die Sonne auch brannte, er brach, begleitet von seiner treuen Hündin, auf, um dem nahen Walde zuzueilen. Die Besorgniß, irgend ein Zufall, ein unwillkommener Besuch etwa, möchte ihn noch im letzten Augenblicke um den ungestörten Genuß des Nachmittags bringen, beflügelte seine Schritte. Er mäßigte sie erst, wenn er außerhalb des Gesichtskreises seiner Wohnung einen Punkt erreicht hatte, wo er sich sagen durfte: jetzt bin ich für den Rest des Tages mein eigener Herr [5]).

Diese Flucht vor den Menschen — man kann es nicht läugnen — macht einen fast komischen Eindruck. Sie entsprang aber nicht blos aus dem Bestreben, äußere Störungen abzuwehren, die allerdings oft genug eintreten konnten. Der Entschluß Rousseau's, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, hatte in der Pariser Gesellschaft doch großes Aufsehen erregt. Um so mehr mochte man sich, als derselbe nun zur Ausführung gekommen war, veranlaßt sehen, den wunderlichen Eremiten in seiner Klause aufzusuchen. Der aber war durchaus nicht geneigt, seine Freiheit einer müßigen Neugier zu opfern; er wies die Besuche in schroffer Weise ab, oder wich ihnen durch eine rechtzeitige Entfernung aus. Was sollte ihm auch der Umgang mit Menschen, deren Denkweise und Lebensrichtung der seinigen meist geradezu widersprach? Ihre bloße Anwesenheit beengte ihn schon; er fühlte sich in ihrer Nähe unter dem Einflusse einer feindlichen Macht, die er weder anerkennen, noch überwinden konnte. Wollte er dem Drucke, welchen sie ausübte, und der nutzlosen Aufregung, die der Gegensatz zu ihr hervorrief, entgehen, so mußte er sich außerhalb ihres Wirkungskreises zu stellen suchen.

Eben deßhalb hatte er, als sich dazu eine passende Gelegenheit fand, den gesellschaftlichen Verkehr abgebrochen. So lange er in Paris lebte, war das nicht möglich gewesen. Er konnte sich dort einer Gesellschaft nicht entziehen, die ihm innerlich fremd war; obgleich ihr Feind, hatte er sich doch in ihrer Mitte bewegen müssen. Er that es, ohne den Gegensatz, in welchem er zu ihr stand, zu verdecken. Er machte kein Hehl aus seiner Verachtung der herrschenden Ansichten und Grundsätze, und scheute sich nicht, den Widerwillen offen an den Tag zu legen, welchen das Thun und Treiben seiner Umgebung ihm einflößte. Er hielt es für seine Pflicht, rücksichtslos zu bekämpfen, was ihm verwerflich schien, und glaubte sich verbunden, die erkannte Wahrheit auch persönlich, in Rede und Leben zu vertreten. Ohne Zweifel gehörte großer Muth und ein bedeutender Kraftaufwand dazu, diesen Kampf aufzunehmen und durchzuführen. Die Gegner waren zahlreich und wohlgerüstet; die Gewohnheit des

Lebens, die Macht der überlieferten Sitte gab ihnen einen festen Rückhalt; sie hatten die verständigen Leute, die sich in den gegebenen Verhältnissen befriedigen, und die Lacher, welche jede Auflehnung gegen dieselben mit ihrem Spotte verfolgen, auf ihrer Seite. Wenn Rousseau es wagte, ohne äußern Schutz und Beistand, nur auf sich selbst gestellt, gegen sie in die Schranken zu treten, so entsprang diese Kühnheit aus dem Ernste seiner Ueberzeugungen, aus dem lebendigen Glauben an ihre Wahrheit, wie aus dem stolzen Bewußtsein, daß er zum Vorkämpfer der Tugend berufen sei. Die Größe der Aufgabe, die er sich gestellt glaubte, gab ihm den Muth, dessen es zu ihrer Lösung bedurfte. Ein begeisterter Aufschwung hob und nährte seine Kraft; auch war sie so groß und nachhaltig, daß er den, wenngleich fruchtlosen Kampf eine Reihe von Jahren fortführen konnte.

Dennoch darf man die Erregung, welche ihn aufrecht hielt, eine künstliche nennen. Nicht, als ob sie willkürlich hervorgerufen oder mit Absicht unterhalten worden wäre. Sie floß aus seiner ureignen Natur und war ein nothwendiges Ergebniß der Stellung, die er der Gesellschaft gegenüber einnahm. Sein Wesen barg in der That die Anlage zu einem Prediger in der Wüste; er besaß den Fanatismus des Prinzips und den Eifer eines Zeloten, wenn es seine Durchführung, eine rauhe, zornige Strenge, wenn es die Bekämpfung seines Gegensatzes galt. Keineswegs aber trug sein Charakter nur diese Züge; sie waren nicht einmal die vorherrschenden. Wie groß die Macht des denkenden und sittlichen Geistes über ihn auch war, er folgte doch lieber den unmittelbaren Antrieben der Natur. Der sittliche Rigorismus, zu welchem er sich bekannte, war eine Consequenz des Gedankens, vielleicht eine Forderung des Gewissens; mit den Wünschen und Neigungen des Herzens stand er in Widerspruch. Er erschien als eine Last, die von einer höheren Macht aufgezwungen und um so drückender wurde, da sie scheinbar freiwillig und mit freudigem Stolze getragen werden mußte.

Ueberdies war der Kampf, der andauernde Kampf mit aller Welt, keineswegs das Element, in welchem sich Rousseau wohlfühlte. Die stete Unruhe, in die er sich durch ihn versetzt sah, widersprach seiner Vorliebe für ein stilles, gleichmäßig verlaufendes Dasein; er scheute die Aufregung, die er mit sich bringt, und die Anstrengungen, welche er fordert. Fügen wir hinzu, daß ihm auch die Empfindungen peinlich wurden, welche Streit und Gegensatz hervorzurufen pflegen. Es beengte ihn bei seinem im Grunde doch milden und freundlichen Sinne, mit seiner Umgebung auf feindlichem Fuße zu stehen. Es berührte ihn schmerzlich, den Menschen stets zum Angriff oder zur Abwehr gerüstet entgegentreten, sie hassen oder verachten zu

müssen. Gewiß wäre es ihm weit lieber gewesen, wenn er mit ihnen in friedlicher Eintracht hätte leben können.

Doch das war nicht möglich, so lange er in ihrer Mitte verweilte; um sich mit ihnen befreunden zu können, mußte er sie meiden. Wirklich löste sich die feindliche Spannung, sofern sie ihn innerlich ergriffen hatte, fast in demselben Augenblicke, in welchem er aus dem gesellschaftlichen Verkehre heraustrat. „Sobald ich," sagt er selbst, „Paris verlassen und die Laster dieser großen Stadt nicht mehr vor Augen hatte, wich auch der Unwille, mit welchem sie mich bis dahin erfüllten. Als ich die Menschen nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu verachten; als ich die Schurken nicht mehr sah, hörte ich auf, sie zu hassen. Mein Herz, nicht eben zum Haß geschaffen, beklagte nur noch ihr Elend, ohne ihre Bosheit weiter zu empfinden." Es wurde wieder von Gefühlen milderer Art bewegt; der Groll, die Bitterkeit schwand; eine gewisse wehmüthige Rührung trat an ihre Stelle. Freilich mit der zornigen Erbitterung verlor sich auch die Kraft, welche sie hervorrief. Die beständige Aufregung des Kampfes duldete keine Schwäche; sie wurde wieder fühlbar, sobald derselbe aufgehört hatte. Das stolze Selbstgefühl, von welchem Rousseau bis dahin beseelt gewesen, verließ ihn, und der kühne Muth, mit dem er dem Spotte und Hasse seiner Gegner Trotz geboten, schien gebrochen. Die ursprüngliche Natur, kraft eines mächtigen idealen Aufschwungs eine Zeit lang über sich selbst hinausgehoben, sank auf das gewöhnliche Niveau zurück; er wurde wieder ängstlich, scheu, furchtsam, wie er es vordem gewesen war.

Man begreift die hastige Eile, mit der er sich aus dem Bereiche seiner Wohnung in Sicherheit zu bringen suchte, und versteht die Freude, die ihn ergriff, wenn er in der Tiefe des Waldes ein einsames verstecktes Plätzchen gefunden hatte, wo er die beunruhigende Nähe der Menschenwelt nicht mehr fürchten durfte. In solcher Abgeschiedenheit fühlte er sich doch am wenigsten allein; sie umgab ihn mit Allem, was seinem Herzen theuer war, weil es mit demselben in reinstem Einklange stand. Da war zunächst die Natur in ihrer einfachen Schönheit. „Sie schien," sagt er, „vor meinen Augen eine immer neue Pracht zu entfalten. Der goldige Ginster, das purpurfarbige Haidekraut trafen meinen Blick mit einem Glanze, der zum Herzen drang; die Majestät der Bäume, die mich in ihre Schatten bargen, die Zartheit der Stauden, die mich umgaben, die wunderbare Mannigfaltigkeit der Kräuter und Blumen, auf welchen mein Fuß einherschritt, das Alles erhielt den Geist in einem beständigen Wechsel von Beobachtung und Bewunderung."

Mehr noch als die Umgebung, fesselten die idealen Gestalten, mit welchen die Phantasie sie bevölkerte. „Ich erfüllte sie mit Wesen

nach meinem Herzen, und verpflanzte in ihre stillen Asyle Menschen, würdig, sie zu bewohnen. Ich bildete mir aus ihnen eine reizende Gesellschaft, deren ich mich nicht unwürdig fühlte; ich schuf mir ein goldenes Zeitalter nach meinem Geschmack, indem ich mir die Erlebnisse früherer Tage, an welche sich süße Erinnerungen knüpften, in's Gedächtniß zurückrief, und in lebendigen Farben die Bilder des Glückes ausmalte, nach welchem ich mich noch sehnen konnte."

Vorzugsweise waren es doch weibliche Genien, die ihn umschwebten [6]). Die Gestalten der Frauen, welche seinem Herzen einst nahe gestanden, tauchten eine nach der andern vor seiner Seele auf und bildeten einen reizenden Verein von holden, lieblichen Erscheinungen, an welchen sich Auge und Sinn um so ungestörter erfreuen durften, da alle etwaigen Schatten im reinigenden Lichte der Phantasie verschwanden.

Freilich gar zu ätherisch wird man sie sich doch nicht denken dürfen. Die Sehnsucht Rousseau's nach liebender Gemeinschaft mit dem Weibe schloß, trotz ihres idealen Charakters, sehr reale Triebe ein, die einen gewissen Grad von leiblicher Verdichtung forderten. Auch empfand er es in manchen Augenblicken schmerzlich genug, daß die schönen Gebilde, die ihn umgaukelten, eben nur leblose Schatten waren. Hätten sie aber auch Fleisch und Bein gewonnen, sie würden ihn doch nur vorübergehend befriedigt haben. Denn immer noch fühlte er eine unerklärliche Leere in sich, die Nichts auszufüllen vermochte, empfand er das sehnsüchtige Verlangen nach einer andern Art von Genuß, von welchem er keine bestimmte Vorstellung hatte und dessen er doch bedurfte. Diese unbestimmte, ziellose Sehnsucht konnte allerdings im Gebiete der endlichen Erscheinungen nicht gestillt werden. Ihr entsprach nur das Allgemeine, Unbedingte; unendlich wie sie selbst mußte auch der Gegenstand sein, dem sie zustrebte. Und der Geist Rousseau's war tief genug, um sich in diese höhere Sphäre aufzuschwingen. „Bald," so fährt er fort, „erhob ich meine Gedanken von der Oberfläche der Erde zu dem inneren Leben der Natur, zu dem allgemeinen Systeme der Dinge, zu dem unbegreiflichen Wesen, welches Alles umfaßt. Indem sich dann der Geist in diese Unermeßlichkeit vertiefte, dachte ich nicht, reflektirte ich nicht, philosophirte ich nicht; ich fühlte mich mit einer gewissen Wollust niedergedrückt von dem Gewichte des Universums, und gab mich mit Entzücken dem verwirrenden Eindrucke dieser erhabenen Vorstellungen hin; ich liebte es, mich vermittelst der Phantasie in den grenzenlosen Weltraum zu verlieren; mein Herz in die Schranken des Seins gebannt, fühlte sich da zu beengt, ich erstickte in dem All, ich hätte mich in die Unendlichkeit stürzen mögen."

Wir glauben es unserem im Grunde doch sehr geselligen Einsiedler gerne, daß ihm in diesen Extasen des Herzens und Geistes die Stunden schneller dahinflossen, als ihm lieb war. Auch pflegte er aus der reizenden Traumwelt, die er um sich geschaffen, nicht früher zu scheiden, bis die untergehende Sonne zum Aufbruch mahnte. Dann kehrte er langsam zu seiner Klause zurück, zwar mit etwas müdem Kopfe, aber innerlich zufrieden, voll stiller Freude über den genußreichen Tag und in der frohen Hoffnung, daß das Morgen dem Heute gleichen werde. Zu Hause aber fand er Nichts, was diese ruhig milde Stimmung hätte stören können. Seine Umgebung war zwar außer Stande, ein inneres Leben, wie er es führte, auch nur zu verstehen, aber ein gemüthlich heiterer Verkehr, wie er nach so tiefen persönlichen Erregungen fast Bedürfniß ist, ließ sich doch mit ihr unterhalten. Er bildete gleichsam die Vermittlung zwischen der ganz äußerlichen mechanischen Arbeit, die den Morgen in Anspruch nahm, und der intensiven lebendigen Thätigkeit aller Seelenkräfte, die sich am Mittage entfaltete. Freilich würde er für sich allein kaum genügt haben, diese scharfen Gegensätze auszugleichen. Es gab aber noch ein anderes Medium, in welchem sich die Extreme, in etwas abgeschwächt, mehr oder weniger berührten, das eingehende, verständige Denken über einen bestimmten, objectiv vorliegenden Gegenstand.

In der That fand Rousseau, wie sehr er auch durch die Copie einer- und die phantastische Traumwelt andererseits in Anspruch genommen wurde, doch auch dazu noch Zeit. Zwar die größeren selbstständigen Werke über Erziehung, Staatswesen, Moral, die er in seiner Einsamkeit auszuführen gedachte, blieben vorläufig liegen, oder wurden doch nur insoweit gefördert, als er sich in seiner Weise gelegentlich denkend und sinnend mit ihnen beschäftigte. Dagegen wandte er sich alsbald einer andern Arbeit zu, die, weniger dankbar und ruhmverheißend, nicht geringe Anstrengungen erforderte. Es galt, einem bereits verstorbenen Schriftsteller mit Hülfe seiner Feder nachträglich die Anerkennung zu verschaffen, welche dem Inhalte seiner Werke gebührte, ihm aber in Folge ihrer mangelhaften Form nicht zu Theil geworden war. Abbé de St. Pierre hatte im Laufe seines langen Lebens über mannigfache Gegenstände aus dem Gebiete der Moral und Politik eine Reihe von größeren oder kleineren Schriften in die Welt geschickt[7]). Einsichtsvoll, wie er es war, und von aufrichtigem Eifer für die Förderung des Gemeinwohls beseelt, hatte er in ihnen manche Mängel und Schäden der öffentlichen Zustände aufgedeckt, auch zu ihrer Beseitigung Reformen von mehr oder minder radicalem Charakter in Vorschlag gebracht und mit zäher Beharrlichkeit verfochten. Leider war er außer Stande, seinen zum

Theil recht vernünftigen, wenn auch praktisch meist unausführbaren Gedanken einen anziehenden Ausdruck zu geben.

Nur selten mochte Jemand die Geduld finden, deren es bedurfte, um diese weitschweifigen Abhandlungen voll ermüdender Längen und lästiger Wiederholungen zu Ende zu lesen; für das größere Publikum waren sie völlig ungenießbar. Eben darum blieb ihr Verfasser, trotz der oppositionellen Stellung, die er den bestehenden Gewalten und Institutionen gegenüber einnahm, wenigstens in späterer Zeit unangefochten. Er galt für einen harmlosen Sonderling, dem man seine utopischen Phantasien um so leichter hingehen ließ, da er bei seinem gutmüthig liebenswürdigen Wesen Niemanden persönlich verletzte, während sein ehrenhafter Charakter und sein in sittlicher Beziehung durchaus reines und tadelloses Leben ihm die allgemeinste Achtung sicherten. Man sah den „guten Mann", wie er gewöhnlich genannt wurde, überall gerne; namentlich war er der Liebling der Damen, die ihn nach Frauen Art in seinen alten Tagen in ihre weibliche Obhut nahmen. Einige von ihnen bewahrten ihm diese Anhänglichkeit selbst über das Grab hinaus und ließen sich, da seine Person ihre freundliche Sorge nicht weiter in Anspruch nahm, die Erhaltung und Befestigung seines schriftstellerischen Rufes angelegen sein. Eine neue lesbare Ausgabe seiner sämmtlichen Werke schien dazu das geeignetste Mittel. Es kam nur darauf an, Jemanden zu finden, der einer solchen Arbeit gewachsen und geneigt wäre, sie zu übernehmen. Mad. Dupin, eine der eifrigsten Freundinnen des Verstorbenen, erinnerte sich ihres früheren Secretairs, und setzte alsbald, ohne persönlich hervorzutreten, den Abbé de Mably in Bewegung, um ihn für die Ausführung ihres Planes zu gewinnen.

Es wurde dem Vermittler nicht eben schwer, die Zustimmung seines Freundes zu erlangen. Rousseau selbst hatte noch Gelegenheit gehabt, den Abbé in seinen letzten Lebensjahren persönlich kennen zu lernen. Er hatte auch zu jeder Zeit dem liebenswürdigen Greise und seinen edlen Bestrebungen eine aufrichtige Verehrung gezollt. Ueberdies war er der Ansicht, daß seine Schriften manche werthvollen, aber „todtgebornen" Wahrheiten enthielten, die es wohl verdienten, in einer anziehenderen Gestalt wieder aufzuleben. Die Aufgabe aber, ihnen zu diesem neuen Leben zu verhelfen, schien ihm der eigenen Fähigkeit und Neigung in hohem Grade zu entsprechen. Denkfaul wie er war, und stets der Anregung bedürftig, machte es ihm weniger Mühe und mehr Vergnügen, die Gedanken Anderer zu erläutern und weiter zu entwickeln, als solche selbst zu erzeugen. War es doch auch in diesem Falle keineswegs nothwendig, daß er sich ausschließlich auf eine reproducirende Thätigkeit beschränkte. Er mochte immerhin in seine Darstellung manches Eigene einfließen

und den Abbé selbst das sagen lassen, was er in seinem Namen nicht füglich aussprechen durfte.

So entschloß er sich denn leicht, auf die Anträge Mably's, zumal sie doch auch immer von einem sehr ehrenvollen Vertrauen zeugten, einzugehen. Auch wurde ihm alsbald, noch während seiner Anwesenheit in der Hauptstadt, von einem Neffen des Abbé der gesammte literarische Nachlaß desselben zugestellt. So lange er freilich in Paris verweilte, konnte er nicht daran denken, mit der weitschichtigen Arbeit zu beginnen. Sie erforderte vor Allem eine ungestörte Muße, die sich ihm erst darbot, als er seine ländliche Einsiedelei bezogen hatte. Hier legte er auch sofort Hand an's Werk. Doch mußte er sich bald gestehen, daß die zu lösende Aufgabe weit mühevoller und weniger anziehend sei, als er bis dahin gedacht. Allerdings war es keine erfreuliche Aussicht, einige zwanzig voluminöse Bände durchlesen zu müssen. Um sich mit ihr in etwa auszusöhnen, bedurfte es jedenfalls eines bedeutenden Inhaltes, der durch Neuheit und Originalität das Interesse zu fesseln vermochte. Doch davon war keine Rede. Rousseau sah sich in der sichern Erwartung, daß die ihm anvertraute Sammlung neben den früher veröffentlichten Schriften des Abbé noch manches unbekannte werthvolle Manuscript enthalten werde, bei näherer Untersuchung getäuscht. Sie enthielt im Grunde nur die bereits gedruckten Werke; das Neue beschränkte sich ausschließlich auf die Randglossen und Zusätze, welche der Verfasser ihnen im Laufe der Zeit beigefügt hatte.

Kein Wunder, daß der Bearbeiter bald anfing, der mühsamen und doch so wenig interessanten Lektüre überdrüssig zu werden. Sie wurde ihm um so unerquicklicher, da er sich auch mit dem Inhalte nicht recht befreunden konnte. Wie groß die Verehrung war, welche er dem Abbé zollte, er mußte sich doch sagen, daß derselbe die Dinge nicht selten aus „beschränkten oder falschen Gesichtspunkten" betrachte. Nur die Schriften, welche sich auf dem Gebiete der Moral bewegten, befriedigten ihn; er fand, daß sich in ihnen der Verfasser als den geistvollen Mann bewähre, für den er ihn gehalten, dagegen schien er ihm, wo er politische Fragen behandle, meist „oberflächliche Ansichten" zu äußern und „ganz unausführbare Vorschläge" zu machen. Den Grund seiner Irrthümer aber glaubte er in dem Umstande suchen zu müssen, daß der Abbé im Vertrauen auf die Macht der Vernunft, von welcher er selbst sich jederzeit leiten ließ, in dem Wahne befangen gewesen, auch die Menschen überhaupt, die doch in Wahrheit nur den Antrieben ihrer Leidenschaften folgen, würden durch sie in ihrem Thun und Lassen bestimmt. In dieser Selbsttäuschung habe der „seltene Mann", den man eine „Zierde seines Jahrhunderts" nennen dürfe, stets zu Phantasiegebilden und nie zu den Menschen

der Wirklichkeit gesprochen. Eben darum könnten seine Ideen und Projekte, den realen Verhältnissen des Staates und der Gesellschaft gegenüber, nur als wohlgemeinte Utopien angesehen werden.

Stand es aber so mit dem Inhalte der Schriften, die er in einer neuen und verbesserten Gestalt dem Publikum vorzuführen gedachte, so mußte sich ihm die Frage aufdrängen, wie er selbst sich zu ihm verhalten, wie ihn darstellen solle. Der Zweck seiner Arbeit schien freilich zu fordern, daß er sich darauf beschränke, die vorliegenden Gedanken und Ansichten möglichst treu und genau wiederzugeben. Er konnte es indeß nicht über sich gewinnen, die Rolle eines bloßen Referenten zu spielen, zumal sie in diesem Falle mit seiner Wahrheitsliebe in Conflikt gerieth und, trotz aller etwaigen Vorbehalte, doch immer der Vermuthung Raum ließ, daß er in den fremden Ansichten auch die seinigen mittheile. Andererseits glaubte er aber auch das Ansehen des Abbé, den er ja grade zu Ehren bringen wollte, nicht in Frage stellen zu dürfen. Das aber mochte gar leicht geschehen, wenn er die objective Darstellung seines Gedankenganges mit den kritischen Bemerkungen begleitete, zu welchen er Anlaß gab. Um nun weder das Interesse der Wahrheit, noch auch die gebotene Pietät zu verletzen, entschloß er sich, die Exposition der fremden Meinungen von seiner persönlichen Würdigung derselben ganz zu trennen, und die eine wie die andere in gesonderten Abhandlungen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Freilich hat er seine ursprüngliche Absicht, in dieser Weise sämmtliche Schriften des Abbé zu bearbeiten, nicht durchgeführt. Doch liegen wenigstens zwei Proben vor, nach welchen man sich von seiner Methode eine Vorstellung machen und ihren Erfolg in etwa beurtheilen kann.

II.

Einer der Lieblingswünsche des menschenfreundlichen Abbé, dessen Erfüllung ihm, so lange er lebte, ganz besonders am Herzen lag, war die Begründung des „ewigen Friedens“. Man weiß, daß dieses Problem im Laufe des vorigen Jahrhunderts die denkenden Geister vielfach beschäftigte, und damals eine erfolgreiche Lösung desselben keineswegs für unmöglich gehalten wurde [8]). Auch konnte sie auf dem Standpunkte der vernünftigen Ueberlegung, von welchem aus man in dieser Zeit die Verhältnisse des öffentlichen Lebens zu betrachten pflegte, nicht eben schwierig erscheinen. Die Nachtheile des Krieges und die wohlthätigen Wirkungen des Friedens liegen so sehr auf der Hand, daß der ruhig abwägende Verstand kaum begreift, wie

die Menschen dazu kommen, statt des Segens, dessen sie sich erfreuen könnten, fort und fort den Fluch zu wählen. Er denkt eben nicht daran, daß die Freiheit der Wahl, welche er ohne Weiteres voraussetzt, meist nur eine Täuschung, und die Macht der dunkeln Naturgewalten, die in und außer dem Menschen zu herrschen pflegen, im Collisionsfalle stärker ist, als selbst die gewollte Rücksicht auf sein persönliches Wohl und Wehe. Ihm scheint es ausgemacht, daß die Hindernisse, welche sich bisher dem friedlichen Zusammenleben der Völker entgegengestellt haben, nur in ihrer mangelhaften Einsicht und in dem Sonderinteresse einzelner einflußreicher Personen oder Klassen gelegen sind. Er ist deßhalb auch überzeugt, daß es nur darauf ankomme, die Menge über ihren wahren Vortheil aufzuklären und den widerstrebenden Eigennutz irgendwie abzuleiten, damit das Reich des Friedens sofort und für immer begründet werde.

Abbé de St. Pierre dachte nicht anders, ließ es sich aber auch angelegen sein, seine Ansicht möglichst zu verbreiten und aller Welt plausibel zu machen. Nicht zufrieden damit, die verderblichen Folgen des fast permanenten Kriegszustandes, in welchem die Nationen Europa's sich befinden, in's Licht, und ihnen die Segnungen eines gesicherten Friedens gegenüber zu stellen, bemühte er sich zu zeigen, daß und wie derselbe, wenn man anders nur ernstlich wolle, zum Besten Aller, der Völker, wie der Fürsten, ohne erhebliche Schwierigkeiten begründet werden könne. Zu dem Ende schrieb er schon im Anfange des Jahrhunderts ein dreibändiges Werk, das neben den ausführlich entwickelten Vorschlägen zu einer definitiven Beseitigung der Kriege, Alles enthielt, was zu ihrer Motivirung und Empfehlung dienen konnte [9]). Die Gleichgültigkeit und Geringschätzung, mit welcher seine Anträge aufgenommen wurden, hielt ihn nicht ab, gelegentlich immer wieder in Wort und Schrift auf sie zurückzukommen und ihre Annahme mit alten und neuen Gründen zu befürworten.

Für Rousseau aber war es keine leichte Aufgabe, diesen Erörterungen, in welchen es natürlich an mannigfachen Wiederholungen nicht fehlte, Schritt für Schritt zu folgen. Nachdem er indeß einmal beschlossen hatte, seine eigenthümliche Methode zunächst an diesem Gegenstande zu erproben, hielt er es für seine Pflicht, „Alles nachzulesen, was der Verfasser über ihn geschrieben.“ Er faßte sodann die Ansichten desselben in einem „Auszuge“ zusammen, über dessen Treue wir zwar nicht urtheilen können, da uns die Schriften des Abbé nicht zur Hand sind, der sich aber durch eine prägnante und doch klare, übersichtliche Darstellung empfiehlt [10]). Auf wenigen Seiten giebt er den wesentlichen Inhalt mehrerer Bände, ohne Zweifel ein sehr concentrirter Extrakt, der aber durch seine Stärke ersetzt, was ihm an Masse abgeht. Wir glauben, daß der gute Abbé,

wenn es ihm lediglich um die Wirkung seiner Gründe und Beweise zu thun war, dieses kurze Resumé seinen breitspurigen Ausführungen unbedenklich vorgezogen hätte. Freilich den gemüthlichen Ton, die behagliche Stimmung, die ihm selbst eigen war, würde er vielleicht vermißt haben. Wo die einzelnen Lichtpunkte einander so nahe gerückt, so scharf zusammengedrängt werden, erscheint das Ganze von selbst in einer grelleren Färbung.

Uebrigens nahm Rousseau in seinen Bericht nur das auf, was er selbst billigte und einer ernsteren Beachtung werth glaubte. Die Gedanken des Abbé, insoweit er sie wiederholt, dürfen daher auch als die seinigen betrachtet werden. Eben darum halten wir es für gerechtfertigt, auf den Inhalt des „Auszuges“ etwas näher einzugehen, zumal ohne eine vorgängige Kenntniß desselben die Kritik, welche Rousseau in der „Beurtheilung des Projektes“ beifügte, unverständlich bleiben muß.

Man darf wohl zweifeln, ob die Frage nach der Möglichkeit eines dauernden Friedens unter verschiedenen Staaten und Völkern auch nur aufgeworfen werden würde, hätte man nicht in jedem geordneten Gemeinwesen das lebendige Beispiel eines solchen friedlichen Zusammenlebens vor Augen. Jedenfalls liegt es sehr nahe, auch für weitere Kreise zulässig zu finden, was sich in gleichartigen engeren Verbänden längst als statthaft erwiesen hat. Warum — so denkt unwillkürlich Jeder, der diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zuwendet — warum sollten die Völker und Fürsten nicht in einem ähnlichen Verhältnisse zu einander stehen können, wie die Angehörigen ein und desselben Staates? Dieser Gedanke bildet auch für die Erörterungen des Abbé den eigentlichen Ausgangspunkt. Er sieht nicht ab, weßhalb die Rechtsgemeinschaft, welche den Bürgern einzelner Staaten den Frieden garantirt, nicht auf die ganze europäische Völkerfamilie ausgedehnt werden könnte. Seiner Ansicht nach kommt es nur darauf an, daß ihre Mitglieder zu einer umfassenden Conföderation zusammentreten, in welcher durch allgemein verpflichtende gesetzliche Bestimmungen der Friedensstand für alle Zeit begründet und gegen jede Störung sichergestellt wird.

Daß aber eine Verbindung dieser Art auch unter unabhängigen Staaten möglich sei, beweisen die zahlreichen Conföderationen, welche in alter und neuer Zeit bestanden haben und, wie die des deutschen Reiches, noch jetzt bestehen. Der Abbé übersieht indeß nicht, daß dieselben meist Ursprung und Bestand besonderen Umständen, namentlich der Stammverwandtschaft ihrer Theilnehmer ver-

danken, und er sucht deßhalb zu zeigen, wie auch bei den Staaten Europa's eigenthümliche Verhältnisse obwalten, welche sie zu einer engeren Vereinigung befähigen und selbst hindrängen. In der That bilden, so scheint es ihm, die europäischen Völker in Folge ihrer geschichtlichen Entwicklung eine Gemeinschaft, welche sie als Glieder Eines Ganzen erscheinen läßt. Sie bekennen sich im Wesentlichen zu derselben Religion; sie haben alle in ihren Rechtsinstitutionen mehr oder minder den entscheidenden Einfluß Rom's erfahren; sie stimmen in Sitte und Denkweise vielfach überein, während zugleich der stete lebhafte Verkehr, welchen sie auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens unterhalten, eine durchgreifende Gemeinsamkeit der materiellen Interessen bedingt. Allerdings machen sich bei ihnen, und zwar in jeder der hervorgehobenen Beziehungen, auch manche Besonderheiten und abweichende Richtungen geltend. Doch sind diese Unterschiede keineswegs so erheblich, daß sie die bestehende Einheit nothwendig gefährden müssen.

Wie aber kommt es, daß die Völker Europa's, trotz ihrer wesentlich gleichen Charaktere und Interessen, sich in diesem fast permanenten Kriegszustande befinden? Der Abbé antwortet scharfsinnig genug: eben weil sie zu einander in so engen Beziehungen stehen, treten fortwährend Collisionen ein, die, so lange es an einer allgemein anerkannten Autorität fehlt, welche ihre Ausgleichung nach rechtlichen Normen auf friedlichem Wege herbeiführt, nur durch die Gewalt der Waffen erledigt werden können. Auch dürfe man sich, fügt er hinzu, nicht der Hoffnung hingeben, daß diese traurige Lage der Dinge, etwa in Folge einer entschiedenen Suprematie, die von einem der Staaten über alle andern ausgeübt würde, eine Aenderung erfahren werde. Das System des europäischen Gleichgewichts, wie es gegenwärtig bestehe, ruhe auf einer sehr festen Grundlage; es könne vielleicht momentan erschüttert, aber nicht zerstört werden. Die Natur selbst habe Zahl und Grenzen der vorhandenen Staaten bestimmt; weder ein einzelner von ihnen, noch auch eine Verbindung von mehreren werde im Stande sein, die übrigen dauernd zu unterjochen. Indem der Abbé sich nicht ohne Erfolg bemüht, dies für die verschiedenen möglichen Fälle zu beweisen, hebt er neben der Thätigkeit der Diplomatie besonders die Existenz des deutschen Reiches als die Klippe hervor, an welcher jeder Versuch, in Europa eine einheitliche oder getheilte Vorherrschaft zu begründen, scheitern müsse.

Diese eigenthümliche Machtstellung der europäischen Staaten, welche ihnen gestattet, sich unausgesetzt zu bekämpfen, ohne sich jemals entscheidend besiegen zu können, erhält sie in einer kriegerischen Bewegung, die der Natur der Sache nach nur durch freie Uebereinkunft zu einem beruhigenden Abschlusse gebracht werden kann. Sie würde

aber andrerseits, könnte man sich einmal zu einer solchen Ueberein-kunft entschließen, für den Bestand derselben die sicherste Gewähr darbieten. Wie keiner der Staaten mächtig genug ist, sich die übrigen zu unterwerfen, so ist auch keiner im Stande, sich ihrem gemeinsamen Willen mit Aussicht auf Erfolg zu widersetzen. Es handelt sich also nur darum, die friedenstiftende Verbindung in's Leben zu rufen; besteht sie einmal, so trägt sie die Bürgschaft ihrer Fortdauer in sich selbst. Auch diese Behauptung sucht der Abbé durch eine umsichtige Erwägung aller möglichen Eventualitäten zu stützen. Nachdem er aber gezeigt zu haben glaubt, daß unter den gegebenen Verhältnissen der projektirte Bund recht wohl möglich und nur so lange eine unpraktische Chimäre sei, als man ihn eben dafür halten wolle, geht er zu der Frage über, wie derselbe am besten einzurichten sein möchte.

Der Plan, mit welchem er sie beantwortet, ist im Grunde sehr einfach. Die souveränen Fürsten und Staaten Europa's treten zu einer unauflöslichen Conföderation zusammen. Dieselbe garantirt jedem Mitgliede den Besitz seines Gebietes, und zwar sowohl äußeren, wie inneren Feinden gegenüber; sie verbürgt auch insbesondere den Fürsten den ungestörten Genuß ihrer ererbten Rechte. Dagegen verzichten die einzelnen Theilnehmer auf das ihnen bisher zustehende Recht der Kriegführung, indem sie sich für den Fall, daß sie mit einander in Zwist gerathen, den Entscheidungen des Bundesgerichtes bei Strafe des Bannes unterwerfen. Als höchster Gerichtshof aber, mit voller Kompetenz über alle Streitigkeiten, welche die Fürsten unter sich oder auch mit ihren Völkern entzweien, fungirt der Reichsrath, der sich als der äußere Repräsentant des Bundes aus den Bevollmächtigten seiner Mitglieder zusammensetzt. In diesem Rathe sind alle Theilnehmer der Conföderation gleichmäßig durch je einen Abgesandten vertreten; auch haben die Gesandten gleiches Stimmrecht, während der Vorsitz unter ihnen in bestimmten Fristen wechselt. Damit der Reichsrath seine richterliche Thätigkeit in jedem Augenblicke ausüben könne, wird er für permanent erklärt. Um ihn aber in den Stand zu setzen, seine Entscheidungen unter allen Umständen durchzuführen, stellt ihm der Bund eine bewaffnete Streitmacht zur Verfügung, deren Kosten ebenso, wie alle übrigen, durch das Bundesinteresse gebotenen Ausgaben, auf die einzelnen Staaten nach dem Verhältniß ihrer Bevölkerung repartirt werden.

Man sieht, die Vorschläge des Abbé stimmen im Wesentlichen mit dem überein, was auch die Friedensapostel der späteren Zeit bis auf unsere Tage herab zur Erreichung ihres Zieles beantragt haben. Auch zweifelt er eben so wenig, wie seine Nachfolger, daß sie einmal angenommen und durchgeführt, ihren Zweck vollständig erfüllen

werden. Der projektirte Bund sichert den Frieden, weil er alle Ursache zum Kriege beseitigt und stark genug ist, um weder innere Empörungen, noch Angriffe von Außen fürchten zu müssen. Fraglich bleibt nur, ob die in Betracht kommenden Mächte auf die Constituirung desselben eingehen werden. Die Völker zwar sind schwerlich geneigt, sich einer Einrichtung zu widersetzen, die den namenlosen Leiden des Krieges ein Ziel setzt und eine unbeschränkte Steigerung ihrer Wohlfahrt in Aussicht stellt. Anders aber — das sieht der Abbé wohl — steht es mit den Fürsten. Er läßt es sich daher vor Allem angelegen sein, diese zu überreden, daß die Ausführung seines Planes auch in ihrem wohlverstandenen Interesse liege.

Zu dem Ende zeigt er ihnen, daß sie bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen der europäischen Staaten nicht hoffen dürfen, ihre Herrschaft auf gewaltsamem Wege zu erweitern, daß vielmehr jeder Versuch der Art, sollte er auch Anfangs mit einem scheinbaren Erfolge gekrönt werden, schließlich doch mißlingen, und nicht blos dem Angegriffenen, sondern ebenso dem Angreifer selbst die ernstesten Gefahren bereiten müsse. Sie hätten somit von ihrer bisherigen, auf Krieg und Eroberung gestellten Politik immer nur einen sehr prekären und am Ende doch illusorischen Gewinn zu erwarten, dem jedenfalls der sichere, weil von dem Bunde garantirte gegenwärtige Besitz bei weitem vorzuziehen sei. Ueberdies komme es doch auch für sie weniger auf den Umfang des Machtgebietes, als auf die Fülle der Macht selbst an. Diese aber werde in demselben Maße wachsen, in welchem nach Beseitigung der Kriege die Bevölkerung der einzelnen Staaten zunehme und ihr Wohlstand sich hebe. Zugleich gewinne sie damit eine weit stärkere und festere Basis, als sie gegenwärtig habe, wo sie beständig auf der Spitze des Schwertes schwebe. Auch sei, fügt der schlaue Abbé hinzu, wohl zu beachten, daß der Bund die fürstliche Gewalt nicht blos vor äußeren Angriffen, sondern auch gegen Beeinträchtigungen sicher stelle, welche durch die eigenen Unterthanen versucht werden möchten. Es werde so die Einbuße, welche sie in Folge der Unterordnung unter die Bundesgewalt erleide, durch die verstärkte Souverainetät im Inneren mehr wie aufgewogen.

Es ist doch für die Fürsten jener Zeit, oder vielmehr für die Vorstellung, welche man von ihnen hatte, recht bezeichnend, daß unser Advokat des ewigen Friedens, um sie für seine Vorschläge zu gewinnen, sich mit einer so naiven Zudringlichkeit an ihre schlechten Leidenschaften wendet. Es ist, als ob er zu verwöhnten Kindern oder zu ganz verdorbenen Menschen spräche, deren schlimme Neigungen man als gegeben hinnehmen muß. Ehrgeiz und Herrschsucht sind ihm vom Wesen des Fürsten unzertrennlich; wo sie aber weniger

ausgeprägt erscheinen, treten seiner Ansicht nach Geldgier und Habsucht an ihre Stelle. Er läßt daher dem Nachweise, daß die erstgenannten Leidenschaften in dem von ihm angestrebten Zustande der Dinge befriedigt werden können, den andern folgen, daß auch die letzteren bei ihm ihre Rechnung finden werden. Mit dem Wegfall des Krieges fallen natürlich auch die Ausgaben fort, welche Armee, Festungen rc. verursachen. Die so ersparten Summen bleiben in den fürstlichen Kassen zu beliebiger Verwendung, und der Schatz wird stets gefüllt sein, zumal die unter dem Schutze des Friedens rasch fortschreitende Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens die Erträge der Zölle und andrer Abgaben ungemein steigern muß.

In der That verspricht das Reich des Friedens, wie es dem Abbé vorschwebt, für die zeitigen Machthaber ein wahres Eldorado zu werden. Man begreift, wie der gute Mann, wenn er sich auch der Einseitigkeit seiner Darstellung in etwa bewußt sein mochte, sich der Hoffnung hingeben konnte, daß dieselbe sie zur sofortigen Verwirklichung seiner Wünsche bestimmen werde. In dieser Erwartung sah er sich freilich getäuscht, doch hielt er darum nicht weniger fest an dem Glauben, daß man früher oder später an der entscheidenden Stelle seinen wahren Vortheil erkennen werde [11]). Rousseau dagegen war andrer Meinung; hören wir, wie er sich in seinem „Urtheil über das Projekt des Abbé" ausspricht [12]).

Zwar den Plan selbst findet er „gut und verständig"; es giebt seiner Ansicht nach „keinen andern, der es mehr verdiente, daß sich ein rechtschaffener Mann mit ihm beschäftigt". Er rühmt die wohlwollende und edle Gesinnung, aus welcher er hervorgegangen, sowie den beharrlichen Eifer, mit welchem sein Urheber ihn verfolgt habe. Auch giebt er zu, daß die allgemeinen und die besonderen Vortheile, welche seine Ausführung für Fürsten und Völker mit sich bringen werde, von dem Abbé evident nachgewiesen würden. Was aber die Ausführbarkeit des Projektes angehe, so urtheile darüber der gute und sonst so einsichtsvolle Mann „wie ein Kind". Nicht als ob sie an sich unmöglich wäre; auch Rousseau hält dafür, daß wenn die Einrichtung einmal bestände, ihre Fortdauer außer Frage stehen würde. Sie ist so „vernunftgemäß und liegt so sehr im wahren Interesse aller Betheiligten," daß es nur ihres Daseins bedarf, um ihre Existenz für immer zu sichern. Ebenso gewiß aber scheint ihm, daß weil und so lange sie eben **nicht** besteht, auch an ihre Einführung auf friedlichem Wege nicht zu denken ist, da die Fürsten und ihre Rathgeber sich ihr mit aller ihnen zu Gebote stehenden Macht widersetzen werden.

Wie aber? Hat nicht der Abbé schlagend bewiesen, daß gerade die Träger der fürstlichen Gewalt bei der Annahme seines Planes

am meisten gewinnen würden? Und lehrt nicht die Erfahrung aller Zeiten, daß eben sie mehr als andere Menschen auf die Wahrung ihres Vortheils bedacht sind? Ohne Zweifel, antwortet Rousseau, verhält es sich so; doch ist leider ihr Ehrgeiz stets größer, als ihre Weisheit, und ihr Auge durch die Macht der Leidenschaft so geblendet, daß sie außer Stande sind, ihren wahren Vortheil selbst da zu erkennen, wo er auf der Hand liegt. Beständig ziehen sie ihre scheinbaren Interessen den wirklichen vor, und unterwerfen sich lieber dem blinden Zufalle, als dem schützenden Gesetze, wenn sie nur mit schrankenloser Willkür herrschen dürfen. Die ganze Thätigkeit der Fürsten oder derjenigen, welche sie mit der Ausübung ihrer Funktionen betrauen, ist lediglich auf zwei Zielpunkte gerichtet, auf die Erweiterung ihrer Herrschaft nach Außen und die Begründung einer möglichst unbeschränkten Gewalt im Inneren. Jede anderweitige Rücksicht, welche sie etwa zu nehmen scheinen, ist diesen Zwecken untergeordnet oder, wie die oft gehörte Berufung auf das öffentliche Wohl, den Ruhm der Nation und so weiter, ein „leerer Vorwand". Steht es so, und Rousseau nennt seine Behauptungen „zweifellose Grundwahrheiten," dann begreift sich allerdings leicht, daß die Fürsten sich einen europäischen Reichstag, wie ihn der Abbé in Vorschlag bringt, nun und nimmer gefallen lassen können. Er würde der Erreichung des einen ihrer leitenden Zwecke unbedingt hinderlich, der des anderen wenigstens nicht förderlich sein. Denn „es versteht sich von selbst, daß man die Fürsten vor Empörungen ihrer Unterthanen nicht sicher stellen kann, ohne zugleich den Unterthanen Bürgschaften gegen die Tyrannei ihrer Fürsten zu geben. Wo aber giebt es in der Welt einen Herrscher, der nicht den bloßen Gedanken an die Nothwendigkeit, nicht nur gegen Ausländer, sondern selbst gegen seine eigenen Unterthanen gerecht sein zu müssen, mit Unwillen von sich weist?"

Ebensowenig werden die Fürsten sich jemals dazu entschließen, ihre Streitigkeiten durch einen Gerichtshof entscheiden zu lassen. „Wie sollten sich Menschen einem Tribunale unterwerfen, die sich zu rühmen wagen, daß sie ihre Gewalt nur dem Schwerte verdanken? Sie werden es immer vorziehen, zu den Waffen zu greifen, zumal sie dabei im Grunde doch nicht sich, sondern nur ihre Unterthanen auf's Spiel setzen, und sich eines Rechtes bedienen, das von aller Welt anerkannt wird, und für dessen Ausübung sie nur Gott verantwortlich zu sein glauben." Auch wissen sie selbst sehr wohl, daß der Krieg Gefahren mit sich bringt. Doch die Furcht vor ihnen weicht stets der Zuversicht, mit welcher sie auf ihre Streitmacht und auf ihre Allianzen rechnen. Sollte sie diese aber auch täuschen, so gewinnen sie doch, was sie auf der einen Seite verlieren, auf der andern wieder. Denn jeder Krieg, selbst wenn er einen unglück-

lichen Ausgang nimmt, befestigt und vermehrt die fürstliche Gewalt, weil er mit dem Wohlstande den Völkern auch die Kraft zum Widerstande raubt. Freilich, fügt Rousseau hinzu, liegt es auch im Interesse der Fürsten, über ein möglichst reiches und bevölkertes Land zu gebieten, da sie der Habgier eben so sehr, wie der Herrschsucht zu fröhnen pflegen. Weil sie aber von diesen Leidenschaften gleichmäßig beherrscht werden, so werden sie immer die eine der andern opfern, um sie so beide abwechselnd zu befriedigen. „Sie wollen herrschen, um sich zu bereichern, und sich bereichern um zu herrschen. In letzter Instanz wollen sie allerdings Beides zugleich; ihr eigentliches Endziel ist die Herrschaft über die Menschen, wie über die Güter, und um dasselbe zu erreichen, bedürfen sie der Macht, wie des Geldes."

Somit hält es Rousseau für ausgemacht, daß die Fürsten, wie sie nun einmal ihre Interessen verstehen, die Beseitigung der Kriege keineswegs wünschen können. Aber weniger noch als ihnen selbst, kann sie ihren Ministern zusagen, deren Votum doch in der Regel für ihre Entscheidung maßgebend ist. Denn diese bedürfen des Krieges, um sich nothwendig und die Fürsten in ihrer Gewalt zu erhalten, um das Land im Namen der öffentlichen Bedürfnisse in ihrem Interesse auszubeuten, nicht minder, um ihre guten Freunde zu placiren und sich gegenseitig aus ihren Stellen zu verdrängen. Sie werden daher Alles aufbieten, um die Abschaffung desselben zu hindern, und jeden dahin abzielenden Vorschlag wie bisher dadurch vereiteln, daß sie ihn in's Lächerliche ziehen. Hätten sie aber auch, fährt Rousseau fort, ebenso, wie ihre Herren, den besten Willen, ihn auszuführen, so würde es doch immer schwierig bleiben, den dazu geeigneten Zeitpunkt zu finden. Ein solcher könnte erst eintreten, wenn „die Summe aller besonderen Interessen das allgemeine Interesse nicht mehr überwiegt, und Jeder in dem gemeinsamen Wohle Aller auch das größte eigene Wohlbefinden erblickt. Diese Voraussetzung aber bedingt eine Gleichmäßigkeit der Einsicht in so vielen Köpfen, und eine Gleichartigkeit der Verhältnisse in so vielen Interessen, die man vom Zufalle, welcher allein eine derartige Uebereinstimmung herbeiführen kann, nicht füglich erwarten darf."

Es unterliegt daher für unsern Kritiker keinem Zweifel, daß die Durchführung des in Rede stehenden Planes auf dem Wege friedlicher Verständigung unmöglich ist. Die Berufung des Abbé auf Heinrich IV., dessen Absicht, Europa durch die Gründung einer allgemeinen Conföderation den Frieden zu geben, nur durch seinen vorzeitigen Tod vereitelt worden sei, kann ihn in dieser Ueberzeugung nicht irre machen. Allerdings hat es der treffliche Fürst verstanden, die meisten europäischen Mächte für seine Absicht zu gewinnen; es ist aber nicht zu übersehen, daß es sich damals keineswegs blos um das

allgemeine Wohl, sondern zunächst und vorzugsweise um die Demüthigung eines gemeinschaftlichen Gegners, des übermächtigen Hauses Habsburg handelte.

Ueberdies, welche Um- und Vorsicht hat Heinrich anwenden, mit welcher Gewandtheit die vieljährigen geheimen Verhandlungen fortführen, welche Geschicklichkeit entfalten müssen, um jede einzelne Macht durch Hervorhebung ihrer besondern Interessen zu captiviren. Nimmt man die rastlose, besonnene und ausdauernde Thätigkeit hinzu, die er viele Jahre hindurch darauf verwandt hat, seinem Volke Gedeihen und Wohlstand zu sichern, sich selbst aber ein wohlgerüstetes Heer und die Mittel zu seiner Erhaltung zu schaffen, so sieht man wohl, mit wie großen Kräften und reichen Mitteln von diesem Monarchen das angestrebt worden ist, was der Abbé durch „ein Buch“ zu erreichen hofft. Jedenfalls ist es thöricht, auf Fürsten, wie Heinrich IV., und Minister, wie Sully, Bezug zu nehmen, da sie eben nirgendwo zu finden sind. Gäbe es solche, so würde damit das Friedensprojekt allerdings wieder ein vernünftiges werden; gegenwärtig ist es absurd. „Bewundern wir,“ so schließt Rousseau, „den schönen Plan, aber trösten wir uns, wenn wir ihn nicht ausgeführt sehen, denn das würde nur durch Anwendung gewaltsamer Mittel möglich sein. Noch nie hat man Conföderationen anders, als in Folge von Revolutionen sich bilden sehen. Ist dem aber so, wer möchte es wagen, zu entscheiden, ob der europäische Bund zu wünschen oder zu fürchten ist? Er könnte vielleicht in einem einzigen Augenblicke mehr Unheil anrichten, als er für Jahrhunderte verhindern würde.“

Es ist gewiß ein recht leidiger Trost, mit welchem hier die Leser entlassen werden. Doch Rousseau hatte keinen andern. Ihm schien es unmöglich, daß die heillosen öffentlichen Zustände durch die bloße Macht der vernünftigen Einsicht wesentlich verbessert werden könnten. Eine gewaltsame Umwälzung aber hielt er für sehr bedenklich, weil sie seiner Ansicht nach dem leidenden Staatskörper eben so wohl den Tod, wie die Genesung bringen mochte, und jedenfalls eine Menge von sehr reellen Uebeln im Gefolge hat, während ihre wohlthätigen Wirkungen zweifelhaft bleiben müssen. Ob er sich in diesen Voraussetzungen irrte, steht noch dahin; wenigstens hat ihn, was die hier speziell vorliegende Frage betrifft, die Geschichte bisher nicht widerlegt. Ohne Zweifel ist die Ueberzeugung, daß ein gesicherter Friede dem beständigen Kriegsstande vorzuziehen sei, gegenwärtig in weitaus größeren Kreisen verbreitet, als vor hundert Jahren. Auch hat es inzwischen nicht an Revolutionen gefehlt, die den nöthigen freien Raum für durchgreifende Neuerungen schufen. Es ist sogar geschehen, was Rousseau als ein ganz undenkbares Wunder ansah:

die mächtigsten Fürsten Europa's haben sich in ihrem und ihrer Völker Namen feierlich verpflichtet, fortan mit einander in Frieden zu leben. Und doch ist in unsern Tagen noch weit weniger an die Verwirklichung der frommen Wünsche des Abbé zu denken, als zur Zeit, in welcher sie ausgesprochen und beurtheilt wurden.

Die Ansicht freilich, daß lediglich die Fürsten an der Fortdauer des Krieges schuld sind, würde Rousseau wohl selbst, wenn er die Verhältnisse der Gegenwart vor Augen gehabt hätte, zurückgenommen, oder doch erheblich modificirt haben. Für seine Zeit war sie wenigstens insofern wohl begründet, als damals die fürstliche Gewalt die ganze Aktivität des Staatslebens in sich begriff und darum auch für Richtung und Ziel derselben verantwortlich gemacht werden durfte. Wie aber die Inhaber dieser absoluten Gewalt ihre Stellung auffaßten und ohne Rücksicht auf das Wohl ihrer Völker, ausschließlich für ihre persönlichen, meist recht kleinen und elenden Interessen ausbeuteten, das ist wohl nirgendwo anders mit solcher schneidenden Schärfe gesagt worden, wie in dieser beiläufigen Würdigung einer unschuldigen Chimäre. Die Darstellung Rousseau's macht um so größeren Eindruck, da sie nicht nur die Dinge ohne alle Umschweife schildert, wie sie sind, sondern zugleich andeutet, daß sie der Natur der Sache nach gar nicht anders sein können. Natürlich hatte er zunächst die französischen Zustände im Auge, als er seine Charakteristik der Fürsten und ihrer Minister niederschrieb. Sie trifft aber nicht blos hier, sondern überall zu, wo — und das war damals in manchen monarchischen Staaten der Fall — der Absolutismus dem Träger der Krone eine schrankenlose Macht verleiht. Wenn es, was nicht zu leugnen ist, und auch der Verfasser nicht in Abrede stellt, Ausnahmen giebt, so dienen diese doch nur dazu, die Regel zu bestätigen.

Was Rousseau in seiner Abhandlung speziell über den „ewigen Frieden" sagt, will nicht viel bedeuten. Er adoptirt in der Hauptsache den Gedankengang des Abbé, ohne etwas wesentlich Neues hinzuzufügen. Auch beurtheilt er die Frage aus demselben Standpunkte, welchen der Urheber des Planes einnahm. Beide sind darin einig, daß das Projekt selbst gut und die fürstliche Gewalt das einzige Hinderniß seiner Verwirklichung ist. Sie weichen aber darin von einander ab, daß der Abbé dieses Hinderniß durch vernünftiges Zureden entfernen zu können meint, während Rousseau dasselbe für unübersteiglich hält. Dieser Unterschied ist eben so unerheblich, wie es die Ansicht Rousseau's sein würde, hätte sie nicht jene scharf eindringende Analyse der fürstlichen Gewalt veranlaßt, welche den eigentlichen Inhalt seines „Urtheils" ausmacht. Aehnlich verhält es sich mit der Kritik, die er dem Referate über eine zweite Arbeit

des Abbé hinzufügt. Auch hier haftet das Interesse weniger an dem Gegenstande selbst, als an den allgemeinen Erörterungen, zu welchen er anregt.

Als der Herzog von Orleans nach dem Tode Ludwigs XIV. die Regentschaft an sich riß, suchte er den einigermaßen revolutionären Ursprung seiner Regierung durch mannigfache populäre Maßregeln vergessen zu machen. Unter Anderem hob er die Ministerien, deren Vorstände bis dahin in ihren Departements mit unbeschränkter Macht und deßhalb auch mit grenzenloser Willkür gewaltet hatten, auf, und setzte an deren Stelle für die einzelnen Zweige der Verwaltung collegialisch geordnete Conseils ein, die unter der Aufsicht eines höchsten Regentschaftsrathes standen. Diese im Allgemeinen sehr beifällig aufgenommene Neuerung veranlaßte den Abbé zur Abfassung einer Schrift [13]), in welcher er die neue Institution prinzipiell als eine preiswürdige Verbesserung anerkannte und gegen die Angriffe ihrer Gegner in Schutz nahm, zugleich aber in der Absicht, sie möglichst zu vervollkommnen, für die Durchführung so viele und so tiefgreifende Aenderungen in Vorschlag brachte, daß Rousseau meint, der Verfasser habe sich auf die Einrichtungen des Regenten nur berufen, um zu zeigen, wie sie nicht beschaffen sein dürften, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen sollten. Der wesentliche Unterschied zwischen seinem Plane und dem des Regenten bestand darin, daß jener in den zu gründenden Verwaltungsräthen ein relativ selbständiges Organ der Staatsgewalt schaffen wollte, welches die fürstliche Omnipotenz wenigstens in etwa einzuschränken geeignet war, während dieser in der veränderten Form das alte System festzuhalten gedachte. Es begreift sich so, daß der Regent von seinem zweideutigen Lobredner wenig erbaut war, und ihn im Stiche ließ, als die Akademie auf Grund der heftigen Angriffe, welche der Abbé gegen die Regierung des verstorbenen Königs und seiner Günstlinge, wie des Herzogs von Maine, des Cardinals Polignac 2c. erhoben hatte, feierlich aus der Zahl ihrer Mitglieder ausschloß [14]).

Diese Abhandlung über „die Polysynodie" ist es nun, welche Rousseau nächst dem Vorschlage zum ewigen Frieden den größten Anspruch auf eine neue Bearbeitung zu haben schien. Er fand, daß sie sich vor allen übrigen Schriften des Abbé durch Gründlichkeit, treffende Beweisführung und eine der Sache angemessene gedrängte Darstellung auszeichne. Freilich werden diese formellen Vorzüge seine Wahl nicht ausschließlich bestimmt haben. Die Vorschläge des Abbé mochten ihm immerhin auch hier wieder unausführbar erschei-

nen; es war am Ende doch grade jetzt zeitgemäß, sie dem Publikum in Erinnerung zu bringen. Er stellte sie daher in einem „Auszuge" zusammen, welcher dem vorhin besprochenen zwar nicht an bündiger Kürze und durchsichtiger Klarheit, wohl aber insofern nachsteht, als er die einzelnen Punkte in besondern Kapiteln ziemlich lose an einander reiht [15]). Da der Verfasser selbst sich schon einer gedrängten Entwicklung seiner Ansichten befleißigt hatte, so bedurfte es zu diesem Behufe keiner eignen Durcharbeitung. Auch hat der Referent weniger Bedenken getragen, seinen Bericht gelegentlich durch persönliche Bemerkungen zu unterbrechen, ja ihn hin und wieder so abgefaßt, daß er uns mehr in seinem, als im Namen eines Andern zu sprechen scheint.

Namentlich dürfte dies von dem einleitenden Abschnitte gelten. Derselbe enthält eine pikante Variation desselben Themas, welches in „dem Urtheil über den ewigen Frieden" angeschlagen worden war. Nochmals schildert der Verfasser die Fürsten, wie sie in der Regel sind oder doch damals waren. Seine Feder ist stellenweise wie in Galle getaucht; Zorn, Haß und Verachtung erfüllen seine Seele, wenn er die Herren der Erde in ihrer nackten Erbärmlichkeit bloßstellt. Auch übt das Gemälde, welches er von ihnen entwirft, eine um so größere Wirkung aus, da er ihm das Bild eines Fürsten, wie er sein soll, zur Seite stellt. Wir haben schon öfter bemerkt, daß Rousseau kein unbedingter Gegner der Monarchie ist; ein Fürst, der sich mit seinem Staate oder Volke identifizirt, und das Wohl desselben selbstthätig fördert, würde in seinen Augen nicht nur Gnade finden, sondern der Mann nach seinem Herzen sein. Er hält es aber für unmöglich, daß ein Regent, auch mit dem besten Willen, seinen Beruf erfüllen kann, wenn er allein mit unbeschränkter Gewalt ein großes Reich beherrscht. Ein Fürst dieser Art muß, so scheint es ihm, allmählig inne werden, daß die ihm gestellte Aufgabe für die Kraft eines einzelnen Menschen zu schwer ist. Dann aber wird die Folge sein, daß er die Dinge gehen läßt, wie sie eben wollen und können, damit die eigentliche Leitung der Geschäfte Anderen anheim giebt, welche sie ihren besondern Zwecken und Interessen dienstbar machen, und sich selbst lediglich in dem Genusse der äußeren Ehren und Vergnügungen befriedigt, die seine Macht und Stellung in reicher Fülle darbietet. Selbst bei größerer Begabung würde ein absoluter Monarch in der Regel diesem Schicksale anheimfallen. Wie sollten ihm „die zahllosen Schwachköpfe entgehen, welche das bestehende Erbrecht auf den Thron setzt?" Nur „ein weiser Mann könnte ihm ausweichen, denn er würde entweder der Herrschaft entsagen, oder sie theilen, das Maß seiner Leistungen nach dem Maße seiner Kraft normiren, und um ein wahrhaft großer König

zu sein, sich nicht mit der Regierung eines großen Königreichs befassen."

Leider „werden, was ein Weiser thun würde, die Fürsten nicht thun." Steht es aber fest, daß sie, wie die Dinge einmal liegen, nur in seltenen Fällen im Stande sind, selbst zu regieren, meist also durch Andre regieren müssen, so fragt es sich, wie die secundäre Regierung im Interesse des Landes am Besten einzurichten ist. Dieselbe kann eine dreifache Form haben, indem sie entweder von einem Einzigen, dem der Fürst sein volles Vertrauen schenkt und die gesammte Verwaltung des Staates überläßt, oder von Mehreren, die dann, Jeder in dem ihm zugewiesenen Geschäftszweige, als Mandatare oder Stellvertreter des Fürsten fungiren, oder endlich von Collegien geführt wird, deren es natürlich so viele geben muß, als unterschiedene Zweige der Staatsverwaltung vorhanden sind. Jeder dieser Formen sind besondere Vorzüge eigen, welche den übrigen mehr oder weniger fehlen. So wird bei der ersten oder, wie der Abbé sie nennt, dem Visirat, die Regierung in der Regel größere Kraft und Schnelligkeit entfalten, während sie bei der zweiten oder dem Halbvisirate die Geschäfte mit mehr Pünktlichkeit und Sorgfalt betreiben, bei der dritten oder der Polysynodie sich durch Gerechtigkeit und Beharrlichkeit auszeichnen wird. Die verschiedenen Regierungsweisen entsprechen in dieser Beziehung durchaus den drei Hauptformen, in welchen die höchste Staatsgewalt sich darzustellen pflegt. Auch folgen sie, fügt Rousseau hinzu, einander in derselben Ordnung. Wie die Demokratie zur Aristokratie und diese zur Monarchie hinstrebt, so sucht die Polysynodie stets in das Halbvisirat und dieses in das Visirat überzugehen. Die zunehmende Erschlaffung der dem Gemeinwesen eigenthümlichen Lebenskraft bedingt eine stetige Verstärkung der Hebel und Triebfedern, durch welche sie in Bewegung gesetzt wird. Es ist deßhalb unthunlich, die spätere Form durch eine der früheren zu ersetzen; erst wenn diese verbraucht sind, drängt sich jene, dann aber auch mit unabweisbarer Nothwendigkeit auf. Rousseau nimmt daher keinen Anstand, den Vorschlag des Abbé als ein „schlecht ersonnenes Projekt" zu bezeichnen. Doch zweifelt er andererseits nicht, daß an sich die Polysynodie unter allen Formen der Regierung die beste ist, zumal wenn sie im Sinne ihres Vertreters und seinen Anweisungen gemäß durchgeführt wird.

Freilich laufen diese Vorschriften darauf hinaus, neben der fürstlichen Allgewalt eine andere zu schaffen, durch welche sie zwar nicht direkt beschränkt wird, wohl aber mit der Zeit eine wesentliche Abschwächung erfahren würde. Die Conseils des Abbé, von welchen jedes einen besondern Zweig des öffentlichen Dienstes zu verwalten hat, sind allerdings nur berathende Behörden, deren

Maßnahmen die Sanction des Staatsoberhauptes erfordern. Ihre Mitglieder aber werden nicht vom Fürsten ernannt, sondern von ihnen selbst gewählt, und zwar aus den Unterbeamten der betreffenden Departements, für welche zu dem Ende eine bestimmte Rangfolge festgestellt wird. Auch der vom Fürsten präsidirte Staatsrath, welcher über den einzelnen Conseils stehend, die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches zu leiten hat, ergänzt sich aus den übrigen Räthen. Offenbar wird durch diese Umgrenzung des Wahlkreises dem an sich aristokratischen Charakter der Institution ein demokratisches Element zugesellt. Ein Gleiches geschieht durch die weitere Bestimmung, daß nicht nur in jedem einzelnen Conseil die laufenden Geschäfte unter den Mitgliedern, sondern auch die verschiedenen Dienstzweige unter den Räthen beständig wechseln. Eine solche Einrichtung aber hat, abgesehen von ihrer prinzipiellen Bedeutung, auch einen großen praktischen Nutzen. Der stete Wechsel giebt dem Einzelnen Gelegenheit, sich allmählig mit allen Zweigen der Staatsverwaltung vertraut zu machen. Er beseitigt somit die bornirte Geschäftsroutine, welcher man zwar einen gewissen Werth nicht absprechen kann, der aber doch, wenigstens für die höheren Beamten, eine umfassende Kenntniß des gesammten Staatslebens bei Weitem vorzuziehen ist.

Ueberhaupt bietet, so scheint es dem Abbé, die von ihm befürwortete Institution so viele und so unläugbare Vortheile, daß ihre Annahme unter vernünftigen Menschen keinem Zweifel unterliegen sollte. Sie beseitigt seiner Ansicht nach so ziemlich alle Uebelstände, an welchen die Staatsverwaltung gegenwärtig leidet, und giebt der Regierung nicht nur die naturgemäßeste Form, sondern auch die Fähigkeit, das Wohl des Volkes, wie das des Fürsten, in jeder Rücksicht auf das Wirksamste zu fördern. Rousseau stellt die wunderbaren Erfolge, welche der politische Heilkünstler von dem Gebrauche seines Arkanums erwartet, möglichst in's Licht, zeigt dann aber in seiner „Beurtheilung“, daß dasselbe nicht anwendbar, und selbst wenn die Anwendung möglich, sie nicht wünschenswerth sei, da sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen einer Revolution gleichkomme. Der „gute Mann“ nehme auf dem erhabenen Standpunkte seiner souveränen Vernunft, wie gewöhnlich, keine Rücksicht auf Ort und Zeit, noch auch auf die vorhandenen Menschen und Verhältnisse. Er glaube daher einen alten verkommenen Staat durch Heilmittel regeneriren zu können, die nur bei einem jungen kräftigen Gemeinwesen am Orte sind. Es sei das ungefähr so, wie wenn man einem lendenlahmen Greise empfehle, sich Motion zu machen. Der Staat, mag er nun gut oder schlecht sein, ist — das wird von Rousseau auch hier wieder nachdrücklich betont — was er ist, geworden

und eben deßhalb unverbesserlich. Jede Aenderung, die man mit ihm vornimmt, bringt ernste Gefahren mit sich. Namentlich gilt dies von großen Reichen, und ganz besonders dann, wenn die Neuerung, wie in dem hier in Rede stehenden Falle, eine größere Theilnahme des Volkes an der Regierung bezweckt. Wer kann wissen, wohin die einmal wachgerufene Bewegung des großen Haufens führen wird? Ueberdies ist gerade das französische Volk so ohne allen ernsten Sinn für das öffentliche Leben, so befangen in leeren, nichtigen Tändeleien, daß es fast unmöglich scheint, dasselbe am Staate aktiven Antheil nehmen zu lassen, ohne die Lage der Dinge erheblich zu verschlimmern.

Man sieht, der Apostel der Freiheit und Gleichheit führt hier eine Sprache, die einem eingefleischten Reaktionär alle Ehre machen würde. Freilich hat er ganz andere Motive, wie dieser zu haben pflegt: er hält das Schlechte immer noch für besser, als das Schlimmere, welches er nicht ohne Grund erwarten zu müssen glaubt. Jedenfalls täuschte er sich nicht, wenn er die Ueberzeugung aussprach, daß ohne eine gewaltsame Revolution die Bildung von aristokratischen Körperschaften, wie der Abbé sie im Sinne hatte, in einer unbeschränkten Erbmonarchie nicht durchzuführen sei. Der Fürst werde sich Zwischenbehörden, durch welche seine Macht eine wirkliche Beschränkung erleide, niemals freiwillig zur Seite stellen lassen. Haben sie aber nur eine scheinbare Bedeutung, sind sie lediglich Schatten ohne Leben, so legen sie durch ihre Existenz dem Staate nur eine neue, sehr überflüssige Last auf. Und diese zweite Eventualität wird voraussichtlich eintreten: weil der Fürst an die Entscheidungen seiner Räthe nicht gebunden ist, wird er sie ignoriren, seine Günstlinge und Minister aber vor wie nach schalten lassen, wie es ihnen beliebt.

Uebrigens, fährt unser Kritiker fort, halte auch er dafür, daß wenigstens das allgemeine Regierungssystem von einer Körperschaft besser, als von einem Einzelnen bewahrt und gehandhabt werde. Es gewinne so einen festeren Bestand und sei weniger dem Wechsel unterworfen, ein sehr wesentlicher Vortheil, der, weil er der Aristokratie überhaupt eigen, diese als die beste Form der Regierung erscheinen lasse. Der Abbé freilich habe von der Aufgabe der höchsten Regierung keine richtige Vorstellung. Ihm zufolge habe jedes Conseil in dem ihm zugewiesenen Geschäftskreise ein besonderes System zu vertreten, und die oberste Staatsbehörde nur dafür zu sorgen, daß diese verschiedenen Systeme, jedes an seiner Stelle, möglichst entwickelt und durchgeführt würden. Dem sei aber keineswegs so, denn das eigentlich so zu nennende politische oder gouvernementale System habe nicht diesen oder jenen einzelnen Zweig der Staatsverwaltung, sondern die gegenseitige Beziehung und die verbindende Harmonie

aller zu seinem Inhalte und müsse eben deßhalb auch für alle die bestimmende Norm abgeben.

Ohne Zweifel hat Rousseau dem Abbé gegenüber vollkommen Recht; die Isolirung der Geschäftskreise, wie dieser sie, vermuthlich um ihre oft so störenden Collisionen zu vermeiden, durchführen möchte, hebt die nothwendige Einheit der Regierung auf. Die Form aber, in welcher er selbst diese Einheit zu sichern sucht, hat, scheint es, einen etwas abstracten Charakter. Es genügt nicht, daß die höchste Regierungsbehörde leitend und bestimmend über den Verwaltungen der einzelnen Dienstzweige steht, sie muß auch aus ihnen organisch als ihre einheitliche Spitze hervorgehen. Daß sie von einem Collegium gebildet werde, hält Rousseau, wie schon bemerkt wurde, mit dem Abbé für zweckmäßig. Dagegen glaubt er, daß die complicirte Weise, in welcher der Letztere seine Conseils vermittelst Skrutinien, Graden der Befähigung und eines steten Wechsels in den Stellen zusammensetze, wie schön und gut das Alles auch ausgedacht sei, in der Praxis doch große Verwirrung anrichten werde. Zwar der Wechsel, namentlich des Vorsitzes, habe Manches für sich. Indeß werde er schwerlich länger beobachtet werden, als bis sich ein Präsident finde, der sich dazu eigne, die Rolle des Veziers zu spielen. Denn wer wolle den Fürsten hindern, ihm das Amt und die Macht eines solchen zu übertragen, falls er es für angemessen erachte?

Rousseau hatte schon früher hervorgehoben, daß die Fürsten auf die Vorschläge des Abbé freiwillig niemals eingehen würden. Hier weist er darauf hin, daß, auch wenn die neue Institution eingeführt werden sollte, sie doch nicht die geringste Garantie für ihren Fortbestand biete, weil derselbe vom Willen der Fürsten abhängig bleibe. Zwar berufe sich der Abbé auf die Liebe zum Vaterlande, auf das öffentliche Wohl und dergleichen. Als ob so etwas, abgesehen von einigen kleinen Republiken, heut zu Tage noch irgendwo zu finden wäre. Auch spreche er von einer Garantie des europäischen Reichstages, wobei er nur vergesse, daß es einen solchen nicht gebe. Er meint ferner, die Einrichtung könne unter die Grundgesetze des Staates aufgenommen und mit diesen von den Fürsten bei der Krönung beschworen werden. Doch „die Feder fällt Einem aus der Hand, wenn man solche Dinge von einem verständigen Manne im Ernste vorschlagen hört."

Das Resultat dieser Erörterungen springt von selbst in die Augen. Die Polysynodie ist in einer wirklichen Monarchie weder möglich, noch von Nutzen. Sie ist nur ausführbar bei einer gemischten Verfassungsform, nach welcher der Fürst, persönlich machtlos, im Grunde nur Präsident des Staates und Träger der Executive ist. Gefährlich bleibt sie aber auch hier, weil auch die Corporationen

Sonderinteressen haben, und diese selbst mit größerer Consequenz zu verfolgen pflegen, als einzelne Personen. „Eben dies macht die Aristokratie zur schlechtesten von allen souveränen Gewalten; vielleicht würde derselbe Umstand die Polysynodie zur schlechtesten aller Regierungsformen machen.“

III.

Mit dem „Urtheile über die Polysynodie“ brach Rousseau eine Arbeit ab, die er nach seinem eigenen Geständnisse niemals hätte unternehmen sollen. Daß er sie fallen ließ, begreift sich schon; es war doch recht mühsam und wenig anziehend, aus so vieler Spreu den dürftigen Weizen zu sammeln, und diesen dann schließlich noch für ungenießbar erklären zu müssen. Dazu kam die Einsicht, daß die etwaigen Früchte seiner Anstrengungen am Ende nicht einmal verwerthet werden könnten. Der Abbé hatte in seinen Erörterungen die gegebenen staatlichen Zustände vielfach einer scharfen Kritik unterworfen; er hatte weder die Machthaber, noch ihre Werkzeuge geschont, und das heillose Treiben der einen, wie der anderen, gelegentlich rücksichtslos gegeißelt. Ihm selbst war das ungestraft hingegangen, weil man wußte, daß seine Schriften doch von Niemandem gelesen wurden. Erschienen dieselben aber in der Bearbeitung Rousseau's von Neuem vor dem Publikum, so war ohne Zweifel eine größere Theilnahme der Lesewelt, und damit auch eine größere Strenge der Behörden zu erwarten.

Wie sollten sie ruhig hinnehmen, was besonders in der prägnanten, schlagenden Kürze, in welcher es hier auftrat, eine große, für die bestehende Staatsordnung in hohem Grade gefährliche Wirkung haben mußte? Es war nicht nur ihr Recht, sondern selbst ihre Pflicht, solchen Angriffen und dem, von welchem sie ausgingen, hemmend und strafend entgegen zu treten. Rousseau aber war entschlossen, ihnen dazu keine Gelegenheit zu geben. Er wollte die kaum gewonnene Lebensruhe nicht wieder auf das Spiel setzen und sich für den Fall, daß sie dennoch in Zukunft gestört würde, mit dem Bewußtsein beruhigen können, daß er dazu keinen gerechten Anlaß gegeben. Auch hielt er es für seine Pflicht, die Gesetze des Landes, in welchem er lebte, gewissenhaft zu beobachten, und deßhalb nichts zu thun oder zu schreiben, wodurch er mit ihnen in Conflikt gerathen könnte. Er durfte nicht erwarten, daß die Censur den Druck oder die Verbreitung der in Rede stehenden Schriften gestatten werde. Ohne ihre Erlaubniß aber mußten sie, wie er über die Sache dachte, unbenutzt im Pulte liegen bleiben. Natürlich schien es nun besser, sie ungeschrieben zu lassen[16]).

Die übrigen Arbeiten aber, mit welchen er sich trug, interessirten ihn doch nicht so sehr, daß er irgend eine mit Ernst und Eifer hätte unternehmen mögen. Vielmehr überließ er sich für's Erste ohne Rückhalt der geistigen Muße, deren er sich jetzt erfreuen durfte. Freilich fiel mit der Thätigkeit des Geistes auch die Schranke weg, welche sie bisher dem unruhigen Drange des Gemüthes entgegengestellt hatte. Je weniger der denkende Verstand die persönliche Kraft in Anspruch nahm, um so intensiver wurde die Gluth, die das Herz verzehrte und die Phantasie in steter Bewegung erhielt. Es war doch auffallend, daß Rousseau, wiewohl er so ziemlich Alles erreicht hatte, was ihm selbst zu seiner Befriedigung erforderlich schien, sich keineswegs zufrieden fühlte. Ohne den Werth der glücklichen Lage, in welcher er sich befand, irgendwie zu unterschätzen, mußte er sich gestehen, daß sie ihm nicht genüge. Das heiße Verlangen nach einem Etwas, von dem er sich selbst keine genaue Vorstellung bilden konnte, verleidete ihm fast den Genuß der Güter, welche die Gegenwart darbot. Im Grunde verloren sie nur deßhalb ihren Reiz, weil er sie allein genießen mußte. Die Einsamkeit, die er so sehnlich herbeigewünscht, beengte ihn; es fehlte ihm Jemand, mit dem er in liebevoller Gemeinschaft hätte verkehren mögen. Das Bedürfniß, ungestört nur sich und seinen Neigungen zu leben, war befriedigt. Doch gehörte zu diesen Neigungen auch die stets wache Sehnsucht nach einem vertrauten Umgange mit Menschen, auf deren Verständniß und Theilnahme er rechnen durfte. Und sie gerade regte sich um so mächtiger, je mehr alle andern Wünsche erfüllt schienen.

Nun hatte er freilich die Geliebte in unmittelbarer Nähe; Therese war ihm bereitwillig in die ländliche Einsiedelei gefolgt und stand ihm, wie immer, treu und ergeben zur Seite. Auch hatte es eine Weile den Anschein, als ob das Verhältniß zu ihr in dieser Abgeschiedenheit von der Welt einen noch intimeren Charakter gewinnen werde, als ihm bis dahin eigen gewesen war. Ausschließlich auf einander angewiesen, verkehrte man natürlich öfter und länger, als vordem; es fehlte nicht an gemeinsamen Spaziergängen, und manche Stunde wurde im Schatten des Waldes oder einer einsamen Grotte in traulichem Gespräche verbracht [17]. Indeß zeigte sich doch bald, daß die Gunst der äußeren Umstände nicht ersetzen konnte, was die innere Beziehung der Personen nun einmal vermissen ließ. Zwar ist Rousseau geneigt, die Störungen, welche bald genug eintraten, auf ganz zufällige Vorgänge zurückzuführen, doch wenn diese auch wirklich den nächsten Anlaß zu ihnen gaben, so war das eben nur möglich, weil persönliche Verhältnisse, die des zureichenden Grundes entbehren, auch durch unbedeutende Zwischenfälle verwirrt werden können.

Die geistige und gemüthliche Bildung Theresen's stand zu tief unter der des Geliebten, als daß eine wahre innere Gemeinschaft unter ihnen hätte stattfinden können. Sie mochten zuweilen miteinander scherzen und kosen, sich über Haus und Garten unterhalten oder in Fraubasereien über Bekannte und Nachbarn ergehen, von einem gegenseitigen Austausch ernster Gedanken und tieferer Empfindungen konnte nicht die Rede sein. Was nützte es der guten Gouvernante, wenn sie sich bemühte, dem Geistesfluge Rousseau's zu folgen? sie kam doch nicht über den beschränkten Horizont ihres engen Gedankenkreises hinaus. Und wie gerne sie ihn auch auf seinen kühnen Wanderungen in das Reich der Phantasie begleitet hätte, ihre prosaische Natur hielt sie an den Boden der trivialen Wirklichkeit gefesselt. Es half auch wenig, daß Rousseau seinerseits sich möglichst zu ihr herabließ und der Selbsttäuschung Raum gab, als könne die forcirte Gleichstellung die wirkliche Gleichheit ersetzen. Beide mußten bald fühlen, und zwar um so deutlicher, je näher sie sich äußerlich standen, daß sie innerlich wenig oder nichts mit einander gemein hatten.

Auf die Dauer war es sogar unvermeidlich, daß ein persönlicher Verkehr, bei welchem es an jedem lebendigeren Austausche gemeinsamer Gedanken und Empfindungen fehlte, für die Betheiligten langweilig wurde und sie sich gedrängt fühlten, in einem anderweitigen Umgange Ersatz zu suchen. Rousseau flüchtete sich in seine Phantasiewelt, um hier mit den verklärten Geliebten früherer Tage eine Gemeinschaft so intimer Art zu unterhalten, daß sie zuweilen einem geistigen Ehebruch nicht unähnlich sah. Therese dagegen zog sich mehr und mehr auf den Boden der materiellen Wirklichkeit zurück, wo sie ohne Zweifel ihrer Natur nach heimisch war und überdies in der Denk- und Sinnesweise der Mutter die ihrige in einem prononcirteren Ausdrucke wiederfand. Es rächte sich doch jetzt, daß Rousseau das einzige Band, welches bei der einmal vorhandenen Verschiedenheit der Bildungsstandpunkte ein innigeres Zusammenleben möglich machen konnte, durch die Aussetzung der Kinder selbst zerrissen hatte. Auch erntete er nur die Frucht der eigenen Schwäche, wenn er immer deutlicher die nachtheiligen Einflüsse erkannte, welche die Anwesenheit der Mutter auf Sinn und Benehmen der Tochter ausübte. Es hätte lediglich eines energischen Entschlusses bedurft, um sie aus seiner Nähe zu entfernen, und damit des steten Aergers und Verdrusses enthoben zu sein, den ihre Gegenwart ihm bereitete. Freilich, daß das Treiben dieser Alten ihn so ernstlich beschäftigen und so stark afficiren konnte, ist auffallend genug. Derselbe Mann, der, wenn er zur Feder greift, um sich über Fragen von allgemeiner Bedeutung vernehmen zu lassen, eine seltene Kraft, Kühnheit und Größe

des Geistes verräth, wie schwach, wie kleinlich reizbar erscheint er, wenn man ihn innerhalb seiner vier Wände in den Verhältnissen seines Privatlebens beobachtet. Indeß, diese Schwäche gehört nicht minder zu seinem Wesen, wie jene Stärke; man muß, um ein Gesammtbild desselben zu gewinnen, die eine wie die andere im Auge behalten.

Die Alte aber that im Grunde nur, was sie nicht füglich lassen konnte und auf ihrem Standpunkte für durchaus gerechtfertigt halten mochte. Ihr Streben war ausschließlich darauf gerichtet, sich das Leben möglichst angenehm zu machen, und sich alle die kleinen Genüsse zu verschaffen, die ihrem sehr materiellen Geschmacke zusagten. Nun gab Rousseau zwar bereitwillig her, was zur Führung eines anständigen Haushaltes erforderlich war. Doch reichte das zur Befriedigung der vielen gelegentlichen Bedürfnisse nicht aus, welche sich bei Frauen der ungebildeten Stände mit den Jahren einzustellen pflegen. Dazu kam noch, daß auch die Geschwister Theresen's, welche sämmtlich in die Kategorie der Vagabunden gehört zu haben scheinen als Lieblinge der Mutter, unterstützt und von Zeit zu Zeit bewirthet werden mußten. Zwar hatte sich Rousseau die Besuche dieser saubern Verwandtschaft verbeten; er konnte es aber nicht hindern, daß sie sich, wenn er zufällig abwesend war, auf seine Kosten gütlich that. Eben so wenig ließ sich verhüten, daß die Alte auf den Namen ihres berühmten Schwiegersohnes hin und wieder Schulden machte, die er dann wohl oder übel bezahlen mußte.

Mehr noch verdroß es ihn, wenn er gelegentlich erfuhr, daß das schlaue Weib seine pariser Bekanntschaften in ihrem Interesse ausbeute. Es wurde ihr dies um so leichter, da die Freunde und Freundinnen Rousseau's ohnehin geneigt waren, an den Mangel und die Entbehrungen zu glauben, auf welche sie anspielen mochte. Wie sie selbst zu leben pflegten, konnte ihnen seine Lebensweise, obgleich dieselbe alle einfachen, naturgemäßen Bedürfnisse ausreichend befriedigte, nur ärmlich und dürftig erscheinen. Ihre Versuche, ihn auf direktem Wege zu unterstützen, waren an seiner schroff abwehrenden Haltung gescheitert. Um so mehr mochten sie sich verpflichtet glauben, seinen Angehörigen heimlich zuzuwenden, was diese ihrer Meinung nach doch bedurften. Natürlich durfte er von solchen kleinen Geschenken nichts erfahren. Indeß merkte er doch, bei seinem stets wachen Argwohn, nicht selten, was vorging. Auch machte ihm Therese wohl in Augenblicken der Hingebung selbst vertrauliche Mittheilungen darüber. In der Regel freilich war der Einfluß der Mutter groß genug, um sie, wenn auch nicht zur Theilnahme an diesen versteckten Manövers, so doch zum schweigenden Geschehenlassen zu bestimmen. So aber gerieth sie dem Geliebten gegenüber

allmählig in ein unsicheres Verhältniß, dessen Halbheit eine wachsende Entfremdung zur Folge hatte. „Auch in der innigsten Gemeinschaft," sagt Rousseau, „fühlte ich noch, daß sie mir fehlte, und der bloße Gedanke, daß sie nicht Alles für mich sei, bewirkte, daß sie mir fast gar nichts mehr war."

Von ähnlicher Art war die Beziehung zu den Freunden, die sonst wohl hätten gewähren können, was die Geliebte nicht zu bieten vermochte. Es fehlte zu dieser Zeit noch nicht an näheren Bekannten, mit welchen sich Rousseau durch gegenseitige Achtung und Zuneigung verbunden wußte. Doch war unter ihnen Niemand, zu welchem er in ein Verhältniß wahrer Freundschaft, wie es ihm als Ziel seiner Wünsche beständig im Sinne lag, hätte treten können. Wie nahe sie ihm auch standen, er blieb ihnen im Grunde doch fremd; sie nahmen an ihm und seinem Schicksale ohne Zweifel aufrichtigen Antheil, aber das Bedürfniß nach persönlicher Intimität, den Liebesdrang, welcher ihn erfüllte, konnten sie nicht theilen, weil sie ihn weder empfanden, noch auch nur begriffen. Man kam so über einen gelegentlichen äußeren Verkehr kaum hinaus, und selbst dieser wurde immer seltener, seitdem Rousseau Paris verlassen hatte. Zwar erschienen die Freunde hin und wieder, um ihn in seiner Einsamkeit aufzusuchen. Doch geschah das eben nur zuweilen, und in der Regel gerade dann nicht, wenn er es am sehnlichsten wünschte. Sie kamen, wenn es ihnen eben einfiel, sich für eine Weile aus dem bewegten Leben der Hauptstadt, an welches sie durch ihre Thätigkeit, wie durch ihre Neigung gebunden waren, loszureißen und zur Abwechselung frische Landluft einzuathmen. Nicht das Herz trieb sie hinaus, sondern irgend ein zufälliges Motiv, oder im besten Falle der oberflächliche Wunsch, den alten wunderlichen Freund einmal wiederzusehen.

Es läßt sich denken, wie wenig sich dieser durch Besuche solcher Art befriedigt fand. Was er erwartete, oft vielleicht Tage lang ersehnt hatte, eine innige persönliche Gemeinschaft, ein liebevolles Eingehen auf seine Gedanken und Empfindungen, eine lebendige Theilnahme an seinen Leiden und Freuden, davon war nur ganz ausnahmsweise die Rede. Meist bewegte sich die Unterhaltung auf einem Gebiete, welches ihm kein Interesse, sondern eher Abneigung einflößte. Hatte er doch der Hauptstadt gerade deshalb den Rücken gewandt, weil ihm das Treiben der dortigen literarischen und gesellschaftlichen Kreise unerträglich geworden war. Die Freunde aber lebten und webten in dieser Sphäre; sie hatten daher nichts Dringenderes zu thun, als ihn mit den Vorgängen und Verhältnissen bekannt zu machen, welche für sie von der größten Wichtigkeit waren. Sie versetzten ihn so aus seiner Klause in die verhaßte Hauptstadt zurück,

während er nichts sehnlicher wünschte, als daß sie mit ihm Paris in seiner Einsiedelei vergessen möchten. Schlimmer noch war, daß sie nicht müde wurden, ihm seine ländliche Abgeschiedenheit in Scherz oder Ernst verleiden zu wollen, wie es ihn denn überhaupt immer unangenehmer berührte, daß sie, wenn sie einmal auf persönliche Beziehungen eingingen, ihn mit Vorstellungen, Mahnungen oder gar Vorwürfen behelligten. Mochten sie auch vorzugsweise durch wohlwollende Theilnahme dazu bewogen werden, es erschien ihm doch mehr und mehr als eine unleidliche Anmaßung, daß sie ihn nicht in seiner, sondern nach ihrer Weise glücklich machen und besser wissen wollten, als er selbst, was für ihn gut und angemessen sei. Noch war die Zuneigung stark genug, um den Unwillen über diese steten Eingriffe in seine Selbständigkeit in Schranken zu halten. Sie reichten aber aus, ihm die Freude an dem persönlichen Verkehre mit seinen Freunden wenn nicht ganz zu rauben, so doch in hohem Grade zu verbittern.

Es gilt dies selbst von denjenigen unter ihnen, welche ihm damals ohne Zweifel am nächsten standen, von Diderot und Mad. d'Epinay. Man kann nicht verkennen, daß Rousseau seinem alten Freunde eine große und tiefe Anhänglichkeit bewahrte. Diderot war ihm nicht, wie einer der übrigen Bekannten, sondern der bevorzugte Liebling seines Herzens, dem es auch dann noch treu blieb, als die Divergenz der Ansichten und Bestrebungen immer deutlicher hervortrat. Ihn wünschte er vor Allem in seiner Nähe zu haben [18]); nach ihm sehnte er sich nicht selten, wie nach einer Geliebten. Die Briefe, welche er ihm schreibt, sind voll von starken, selbst von zärtlichen Aeußerungen seiner Zuneigung; als hinge das Glück seines Lebens davon ab, mahnt und beschwört er ihn fort und fort, ihn doch wieder zu lieben. Auch ließ er sich von Diderot mehr gefallen, als von irgend einem Andern, weil er im Grunde fest an ihn und seine Freundschaft glaubte, und deshalb geneigt war, jede Kränkung, die er von seiner Seite erfuhr, auf ein Mißverständniß oder auf fremde Einwirkung zurückzuführen. Im ersten Augenblicke freilich mochte sie ihn tief schmerzen oder heftig erbittern. Er brauste dann wohl auf, steifte sich auf sein gutes Recht und replicirte dem Freunde in bittern Klagen und scharfen Vorwürfen. Nicht lange aber, und der Zorn weicht dem Verlangen, sich auszusöhnen. Jede Gelegenheit dazu wird bereitwillig ergriffen; er entschuldigt sich, wenn er heftig geworden, bittet um Verzeihung, daß er zu weit gegangen, und gesteht zuweilen selbst da sein Unrecht, wo er offenbar im Rechte gewesen. Kommt es dann endlich zur Aussöhnung, so macht die Freude, die er empfindet, das Glück, welches sie ihm bereitet, nicht selten einen fast rührenden Eindruck [19]).

Als Rousseau seine Einsiedelei bezog, hoffte er, daß gerade Diderot recht oft Gelegenheit nehmen werde, sie mit ihm zu theilen. Hatte er selbst doch vor Zeiten keine Mühe und Anstrengung gescheut, um dem Freunde in seiner einsamen Haft zu Vincennes Gesellschaft zu leisten. Aber Diderot zeigte sich wenig geneigt, ihm das jetzt zu vergelten. Er kam wohl zuweilen, aber im Ganzen doch sehr selten, und meist nur nach wiederholten Bitten und Mahnungen. Oft erschien er selbst dann nicht, wenn er Ort und Zeit zu einer Zusammenkunft bestimmt hatte. Niemand war in dieser Beziehung unzuverlässiger und rücksichtsloser, als er, und Niemand empfand es schmerzlicher als Rousseau, wenn er sich Wochen lang auf seine Ankunft gefreut hatte, und nun ganze Stunden vergeblich warten, dann allein und enttäuscht zurückkehren mußte. Ohne Zweifel war Diderot weit davon entfernt, den schmerzlichen Eindruck zu ahnen, welchen sein Verhalten bei dem Freunde hinterließ. Gutmüthig und wohlwollend, wie er war, dachte er nicht daran, ihm absichtlich wehe zu thun. Seine rastlose Thätigkeit gestattete ihm nicht, ihren Schauplatz Paris oft und für längere Zeit zu verlassen, und wenn er seine Zusagen nicht erfüllte, so unterblieb das nur, weil er sie bei seinem unruhigen, zerstreuten Wesen in dem Strudel des Pariser Lebens vergaß. Freilich war dies nur möglich, weil er, obgleich ihm Rousseau ohne Frage lieb war, dessen Zuneigung in ihrem prägnant persönlichen Charakter nicht erwiederte. Er ließ sie sich gefallen, da er ihre Intensität doch fühlte und sie ihm auch schmeichelte. Ihr entgegen zu kommen, eine gleiche Hingebung an den Tag zu legen, kam ihm nicht in den Sinn, weil er dazu unfähig war. Vielmehr trat auch er, wenn er mit Rousseau zusammentraf, ihm meist wie eine fremde oder doch als eine besondere, eigenartige Persönlichkeit gegenüber. Statt des intimen Freundes, den er zu umarmen gedachte, fand Rousseau auch in ihm nur den vielbeschäftigten Gelehrten und Schriftsteller, oder aber einen unbequemen Hofmeister, der sich für berechtigt hielt, seinem vermeintlichen Zöglinge gute Lehren oder gar Verweise zu ertheilen.

So weit ging nun Mad. d'Epinay in ihren Ansprüchen zwar nicht. Indeß nahm auch sie keineswegs die Rücksichten, auf welche ihr Freund ein Recht zu haben glaubte, und sie störte so allmählig ein Verhältniß, welches eine Zeit lang für die Betheiligten recht erfreulich zu werden versprach. Rousseau fühlte sich ihr zu herzlichem Danke verpflichtet; sie hatte es verstanden, seinen sehnlichsten Wunsch auf eine zarte Weise zu erfüllen, und durch diesen Beweis einer nicht gewöhnlichen Theilnahme seine volle Zuneigung gewonnen. Auch verfehlte er nicht, dieselbe, so oft sich ein Anlaß dazu bot, an den Tag zu legen. Die zahlreichen Briefe und Billets, die er um diese

Zeit an sie richtete, sind eben so viele Zeugnisse für die freundschaftliche Gesinnung, welche ihn beseelte [20]). Indem er beständig Nachricht über sein Thun und Treiben, über Befinden und Stimmung giebt, wird er nicht müde, in den wärmsten Ausdrücken der ihm bewiesenen Güte zu gedenken. An Allem, was sie persönlich betrifft, nimmt er den innigsten Antheil. Er wird unruhig, wenn sie längere Zeit nichts von sich hören läßt; ist sie leidend, so äußert er eine fast zärtliche Sorge. Immer bereit, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, wird er nur unwirsch, wenn sie ihm Gefälligkeiten erzeigen will, die er nicht verlangt hat. Zwar trägt er kein Bedenken, von ihr Geschenke anzunehmen, die er bei jedem Andern zurückweisen würde. Sie dürfen aber doch nicht zu oft wiederholt werden, auch keinen erheblichen Werth haben. Hatte es nur irgendwie den Anschein, als sollten sie eine Unterstützung maskiren, so ließ sich der Ausbruch des Unwillens nur durch eine schleunige Zurücknahme abwenden. Mad. d'Epinay versah es wohl zuweilen in diesem Punkte, doch wußte sie im Ganzen recht geschickt die gefährliche Klippe zu umgehen, indem sie Rousseau durch seine Umgebung zufließen ließ, was sie ihm selbst nicht bieten durfte.

Bedenklicher war, daß sie ihn in anderer Weise, freilich ohne es zu wollen, in dem Genusse seines ländlichen Stilllebens störte. So lange die schöne Jahreszeit andauerte, verließ sie nicht selten die Hauptstadt, um für kürzere oder längere Zeit auf ihrem Landsitze la Chevrette zu leben. Natürlich mußte dann auch Rousseau dort erscheinen, und er kam Anfangs nicht ungern, weil es ihm Vergnügen machte, in der Nähe der Freundin zu weilen. Allmählig aber änderte sich das. Zwar die größeren Gesellschaften, welche Madame um sich versammelte und ihr Schützling höchst unbequem fand, ließen sich leicht vermeiden. Die Freundin hatte nichts dagegen, daß er wegblieb, wenn sie nicht allein war. Dafür aber schien es billig, daß er ihr Gesellschaft leistete, so oft sie keine Gäste oder nur einige vertraute Freunde bei sich hatte. Und dieser Fall trat für ihn doch bald zu oft ein. Wie bereitwillig er auch war, den Einladungen der Freundin Folge zu leisten, sie erfolgten nicht selten zu einer Zeit, wo er weit lieber daheim geblieben wäre. Sein körperliches Leiden, wenn auch meist unbedenklich, forderte doch manchmal ungestörte Ruhe. Auch duldete die Arbeit, welche ihm die nöthigen Subsistenzmittel lieferte, keine so häufigen Unterbrechungen.

Die vornehme Dame nahm darauf begreiflicher Weise keine Rücksicht. Wünschte sie, den Klausner bei sich zu sehen, so blieb diesem nichts übrig, als Alles liegen zu lassen und sich auf den Weg zu machen. Versuchte er es zuweilen, sich etwa mit Krankheit zu entschuldigen, so wurde er durch theilnehmende Anfragen und sorgliche Bemühungen

so sehr belästigt, daß es immer noch besser schien, sich sogleich zu fügen. Es ging eben nicht wohl anders; die Freundin hatte sehr begründete Ansprüche an ihn, die er um so weniger abweisen konnte, da in der That auch das Herz ihn drängte, ihnen gerecht zu werden. Dennoch fühlte er den Druck der Fesseln, die er selbst seiner Freiheit angelegt, und die Wahrnehmung, daß er nur scheinbar sein eigener Herr, in Wahrheit aber über keinen einzigen Tag nach Belieben verfügen könne, ließ ihm das Geschenk der Freundin in einem minder günstigen Lichte erscheinen. Indeß wußte er sehr wohl, daß sie bei dem, was sie that, nichts Arges dachte. Auch gefiel er sich vor wie nach in ihrer Nähe, so oft er sie allein traf. War dann auch die Unterhaltung nicht besonders lebhaft, der gemüthliche, ungezwungene Verkehr befriedigte doch beide Theile.

Ueberhaupt fühlte sich Rousseau nur im Tête à Tête behaglich, weil er da, unbestritten Herr des Terrains, sich frei gehen lassen konnte. Traten Andere hinzu, die nicht gerade auf dem intimsten Fuße mit ihm standen, so verlor er sofort mit der Sicherheit auch alle Kraft, sich geltend zu machen. Er wurde dann schweigsam, zog sich schüchtern und doch in seinem Stolze verletzt zurück, um eine höchst unbedeutende Rolle zu spielen. Nun fand er zwar bei Mad. d'Epinay nur alte Bekannte, wie Grimm, Holbach und Andere. Aber auch diese standen ihm schon zu ferne, als daß ihre Gegenwart ihn nicht beengt hätte. Grimm namentlich, welcher vordem sein vertrautester Freund gewesen, wurde ihm immer unleidlicher. Nicht mit Unrecht, wie es scheint, denn dieser Abentheurer, dem er früher manchen Dienst geleistet und theilweise den Weg in die einflußreichen Kreise der Hauptstadt gebahnt hatte, trat ihm nun, wo er in der Gesellschaft festen Fuß gefaßt, wenn nicht feindlich, so doch rücksichtslos entgegen. Noch bestand zwar die freundschaftliche Beziehung zu ihm äußerlich fort; innerlich aber war sie bereits gelöst, denn Rousseau hatte schon seit längerer Zeit das Gefühl, daß Grimm sein geheimer Feind, der „böse Dämon“ seines Lebens sei. Er schloß dies besonders aus dem Umstande, daß Grimm ihm die Freunde, mit welchen er durch ihn erst bekannt geworden, allmählig abwendig machte, während er es sorgfältig vermied, ihn mit s e i n e n persönlichen Bekannten in nähere Verbindung zu bringen. Und allerdings, verrieth diese Unterlassung die Abwesenheit jeder tieferen Zuneigung, so ließ sich jenes Bestreben, die gemeinsamen Freunde gegen ihn einzunehmen, nur aus einer wirklichen Abneigung erklären.

Daß Grimm eine solche hegte, scheint uns gewiß, wenn wir auch nicht mit Rousseau glauben, daß sie ihn schon damals bestimmte, den früheren Vertrauten, dem er doch viel zu verdanken hatte, mit bewußter Absicht herabzusetzen. So viel wir sehen, vermied er es

nur, ihn, wenn er etwa angegriffen wurde, in Schutz zu nehmen, trug auch wohl kein Bedenken, die im Ganzen ungünstige Meinung, welche er sich über seinen Charakter gebildet hatte, schonungslos auszusprechen. Diese Aeußerungen blieben aber nicht ohne Wirkung, weil sie in der That mehr oder weniger begründet waren, oder doch nicht ganz grundlos zu sein schienen. Grimm besaß ohne Zweifel einen nicht geringen Scharfblick, und sah die Schwächen Rousseau's um so deutlicher, da er, herz- und gemüthlos wie er war [21]), sich nicht bewogen fand, sie mit dem Mantel der Liebe zu verhüllen. Auch war er unfähig, das Wesen seines Freundes ganz zu verstehen; weil er ihn eben nicht liebte, ging er auch nicht tiefer auf ihn ein, sondern stand ihm als ein kalter Beobachter gegenüber. Er hatte vielleicht nicht Unrecht, wenn er von seinem Standpunkte aus sein Urtheil in den Worten resumirte: „dieser Mann ist unwahr oder falsch". Und doch war dieses Urtheil nur scheinbar richtig; es sprach im Grunde eine sehr oberflächliche Ansicht aus, die bei einem Fremden entschuldigt werden mochte, im Munde eines Freundes aber eine empörende Verleumdung enthielt.

Jedenfalls wirft es ein ungünstiges Licht auf den Charakter Grimm's, daß er mit Jemandem, der ihm nothwendig als ein verächtlicher Mensch erscheinen mußte, in näherem Verkehre blieb. Vermuthlich wagte er es noch nicht, einen offenen Bruch herbeizuführen, denn noch stand die Zuneigung, welche die gemeinschaftlichen Freunde mit Rousseau verband, zu fest, als daß er sich ohne Gefahr für die eigene Verbindung mit ihnen von diesem hätte trennen können. Allerdings hatten auch Diderot, Mad. d'Epinay, Duclos u. s. w. nicht selten Anlaß, in den Charakter Rousseau's Zweifel zu setzen und sich durch sein Benehmen verletzt zu fühlen, doch bestand zwischen ihnen und Grimm der wesentliche Unterschied, daß ihr Herz mehr oder weniger für den Freund Partei nahm, selbst wenn ihre unzureichende Einsicht ihn verurtheilte. Eben deßhalb konnten auch ernste Zerwürfnisse, wenn man sich nur rückhaltslos aussprach, leicht ausgeglichen werden. Es bedurfte einer längeren Unterbrechung des unmittelbaren Verkehrs, so wie der steten Einflüsterungen des Dämons, um nach und nach eine wirkliche Entfremdung herbeizuführen.

Rousseau täuschte sich nicht, wenn er Grimm für den vornehmsten Urheber der Störungen hielt, welche seine freundschaftlichen Beziehungen erlitten. Seine Antipathie gegen ihn war der unwillkürliche Reflex der Abneigung, die auch den früheren Freund erfüllte. Daß sich dieser aber nicht blos gleichgültig, sondern selbst feindlich verhielt, das hatte doch manche Gründe. Zum Theil war ihm wohl das zwiespältige Wesen Rousseau's, welches er nicht verstand und

darum als Falschheit ansah, wirklich widerwärtig. Auch mochte ihn die eigenthümliche Gefühlsweise des Freundes, welche ihm selbst vollkommen fremd war, wenn er auch zuweilen den sentimentalen Schwärmer zu affektiren suchte, unangenehm berühren. Vor Allem aber ist für Emporkömmlinge seiner Art die Gegenwart derer höchst unbequem, welche Gelegenheit hatten, sie im Beginne ihrer Laufbahn zu beobachten, besonders wenn sie ihnen für etwaige Förderungen verpflichtet sind. Mehr noch störte es ihn, daß Rousseau nicht geneigt schien, sich ihm zu fügen oder seine Ueberlegenheit anzuerkennen

Seitdem er es in der Gesellschaft zu einem gewissen Ansehen gebracht hatte, liebte er es, überall den Ton anzugeben und das große Wort zu führen. Der scherzhafte Beiname „Tyrann", welchen ihm seine näheren Bekannten beilegten, hatte doch auch eine ernstere Bedeutung. Die ihm eigene Weise, in scharfen, schneidenden Ausdrücken seine Ansichten und Urtheile wie Orakel von sich zu geben, duldete keinen Widerspruch. Rousseau nun mochte zwar nur selten opponiren, um so mehr aber durch seine Haltung zu erkennen geben, was er von einer so unberechtigten Anmaßung denke. Gestattete er selbst einem geistig ebenbürtigen Freunde, wie etwa Diderot, nicht, die ihm gebührende Rücksicht aus den Augen zu setzen, so ließ er so etwas einem relativ unbedeutenden Menschen, wie Grimm, noch viel weniger hingehen. Dieser aber glaubte in seiner Eitelkeit, Rousseau ebenso, wie alle anderen Zeitgenossen übersehen zu dürfen, während doch zugleich das Bewußtsein von seiner Inferiorität sich nicht ganz unterdrücken und den Mann in etwa beneiden ließ, dessen passiver Widerstand als ein steter Protest gegen die eigene Autorität fühlbar wurde. Kein Wunder daher, daß er ihn gerne aus den Gesellschaften entfernt sah, in welchen er selbst verkehrte, und ebenso begreiflich, daß Rousseau sich da nicht wohl fühlte, wo er mit dem alten Freunde zusammentraf. Im Hause der Mad. d'Epinay durfte er aber ziemlich sicher sein, ihm zu begegnen, denn Grimm war dort nicht blos gelegentlicher Gast, sondern der leitende Herr. Er hatte es verstanden, die Gunst der Dame zu gewinnen, so daß sie ihn zum Stellvertreter ihres anderweitig liirten Gemahls erkor. Die natürlichen Wirkungen dieses Verhältnisses sollten für Rousseau bald verhängnißvoll werden. Vorläufig trug es wesentlich dazu bei, ihm den Umgang mit der Freundin mehr und mehr zu verleiden.

Ueberhaupt aber fand, was von der Geliebten galt, auch auf die Freunde Anwendung: weil er ihnen nicht Alles war, waren sie für ihn im Grunde nichts. Alle seine persönlichen Beziehungen litten an einer Halbheit, welche sie unfähig machte, ihn zu befriedigen. Indeß die Sehnsucht nach einer vollen und wahren Hingebung bestand

vor wie nach fort. Sie mußte auf irgend eine Weise gestillt werden, und war das in der wirklichen Welt unmöglich, so konnte nur die freischaffende Phantasie dem Bedürfnisse abhelfen. In der That gestaltete sich die Idealwelt, mit welcher sie den einsamen Wanderer in Wald und Flur umgab, immer bestimmter zu einem Zauberreiche, in welchem die Wünsche des Herzens persönliches Leben gewannen.

„Ich stellte mir," erzählt er selbst, „Liebe und Freundschaft, die beiden Idole meines Herzens, unter den entzückendsten Bildern vor, und schmückte sie mit allen Reizen des schönen Geschlechtes, welches ich stets verehrt hatte. Ich dachte mir lieber zwei Freundinnen, als Freunde, weil, wenn sie sich seltener finden, sie dann auch um so liebenswürdiger sind. Ich theilte ihnen ähnliche und doch verschiedene Charaktere zu, und stattete sie mit Gestalten aus, die zwar nicht vollkommen, aber nach meinem Geschmacke waren, und, durch einen wohlwollenden Sinn, wie durch zarte Empfindungen belebt wurden... Ich gab der Einen einen Geliebten, welchem die Andere eine zärtliche Freundin und selbst noch etwas mehr war. Ich duldete aber weder Eifersucht, noch Zwistigkeiten, weil es mir schwer wird, mir irgend eine peinliche Empfindung vorzustellen, und ich das reizende Gemälde durch Nichts beflecken wollte, was die Natur hätte herabsetzen können. Bezaubert von meinen beiden lieblichen Vorbildern, identifizirte ich mich mit ihrem Geliebten und Freunde so viel wie möglich. Ich machte ihn aber jung, liebenswürdig, und gab ihm überdies alle Tugenden und Fehler, die ich mir selbst eigen wußte."

Natürlich bedurften diese holden Kinder der Phantasie nun auch eines angemessenen Wohnsitzes. Indeß war es schwer, einen Ort zu finden, dessen Reize den ihrigen in etwa entsprochen hätten. Ihn selbst zu schaffen, fühlte die Einbildungskraft sich doch zu erschöpft; die bekannten Landschaften aber, wie schön sie auch sein mochten, ließen doch Manches vermissen. Eine Weile wurden die borromäischen Inseln in Aussicht genommen, doch schien der künstliche Schmuck, welchen man überflüssiger Weise zur Erhöhung ihrer natürlichen Schönheit verwandt hat, zu Wesen so einfacher Art nicht zu passen. Mußte aber auf sie verzichtet werden, ein „See" war unentbehrlich, und dieses Requisit die Ursache, daß der Dichter den Blick auf die Heimath lenkte, und sie zum Schauplatze seines idealen Stilllebens ausersah. „Ich versetzte es," sagt er, „in die Partie des Seeufers, wohin meine Wünsche schon seit langer Zeit meinen Wohnort verlegt hatten. Die Geburtsstätte meiner „Mama" hatte noch keineswegs ihre Anziehungskraft für mich verloren. Der Kontrast in der Lage, die reiche Mannigfaltigkeit im Charakter der einzelnen Punkte, die Pracht und Majestat des Ganzen, das die Sinne entzückt, das Herz rührt, die Seele erhebt, bestimmte mich

vollends, den Kindern meiner Muse ihren Wohnsitz in Vevay anzuweisen."

Rousseau hatte ohne Frage nicht schlecht gewählt. Es mochte sich in dieser reizenden Gegend in so anziehender Gesellschaft recht glücklich leben lassen. Bevor er indeß dazu kam, sich mit seinen Lieblingen in dem neuen Paradiese vollständig einzurichten, wurde er plötzlich auf die triste Erde zurückversetzt. Die Hitze des Sommers führte, wohl in Verbindung mit dem aufgeregten Zustande, in welchem er sich fortwährend befand, einen heftigen Anfall der gewohnten Krankheit herbei, in Folge dessen er eine Zeit lang das Zimmer hüten mußte. Mit der Bewegung im Freien nahmen aber auch die Spaziergänge in das Reich der dichterischen Träume ein Ende, denn im geschlossenen Raume war die Phantasie keines lebendigen und dauernden Aufschwunges fähig. Auch gab der leidende Zustand seinen Gedanken stets eine ernstere Richtung, und dies Mal nahmen sie eine solche um so eher, da sie von Außen her dazu veranlaßt wurden. Während er noch in der Genesung begriffen war, wurden ihm zwei vor Kurzem erschienene Dichtungen Voltaire's zugestellt. Die Lektüre derselben befriedigte ihn nur theilweise; der Inhalt des einen entsprach zwar im Wesentlichen den eigenen Ueberzeugungen, der des andern aber erregte so mannigfachen Anstoß, daß er es für nöthig hielt, dem Dichter selbst in einem ausführlichen Briefe seine abweichende Ansicht mitzutheilen.

IV.

Bekanntlich wurde am Allerheiligentage des Jahres 1755 die Stadt Lissabon zum größten Theile durch ein heftiges Erdbeben zerstört, und Tausende ihrer Bewohner theils unter den Trümmern der einstürzenden Gebäude begraben, theils von den ausgetretenen Fluthen des Meeres verschlungen. Das furchtbare Ereigniß erregte in ganz Europa die lebhafteste, aus Schrecken und Mitleid gemischte Theilnahme. Die Gemüther waren auf das Tiefste erschüttert, und Jeder suchte sich das entsetzliche Verderben, welches so plötzlich in den ruhigen Gang des Lebens hereingebrochen war, in seiner Weise zu deuten. Nur Wenige mochten sich mit der objektiven Erwägung beruhigen, daß es sich hier von der Wirkung einer bestimmten Naturkraft handle. Im Allgemeinen war man zu sehr gewohnt, den Menschen als den Mittelpunkt des Daseins zu betrachten, als daß nicht auch in diesem Falle die Beziehung des Vorganges zu seinem Schicksal, wie zu der höheren Macht, durch welche dasselbe geleitet wird, in den Vordergrund hätte treten sollen. Die Resultate aber, zu welchen man bei dieser Auffassung gelangte, waren sehr verschieden.

Namentlich ließ das Verhältniß, in welchem die Einzelnen zur Religion standen, ganz entgegengesetzte Ansichten hervortreten. Die Theologen und wer sich ihnen in Denk- und Sinnesweise anschloß, sahen in dem traurigen Ereignisse eine Offenbarung der göttlichen Strafgerechtigkeit, und eben darum einen neuen schlagenden Beweis nicht nur für das Dasein der Gottheit, sondern auch für die unmittelbare Einwirkung, welche sie auf das Wohl und Wehe der Menschen ausübe. Die Philosophen dagegen, sofern sie den christlichen Standpunkt verlassen, oder doch den Glauben an die christlichen Dogmen aufgegeben hatten, fanden in dem namenlosen Unglück, das so unerwartet und scheinbar willkürlich eine blühende Stadt und ihre doch nicht mit einer besondern Schuld behafteten Einwohner betroffen, eine Bestätigung ihrer Annahme, daß nicht die liebevoll waltende Vorsehung eines persönlichen Gottes, sondern das blinde, herzlose Spiel dunkler Naturgewalten die Geschicke der Menschheit bestimme. Natürlich ließen sie so wenig, wie ihre Gegner, es an Streitschriften fehlen, welche die Frage in Prosa oder in Versen, mit all dem Eifer behandelten, welchen man damals bei solchen Erörterungen an den Tag zu legen pflegte.

Auch Voltaire griff zur Feder, um in einem längeren Gedichte sein Votum abzugeben [22]). Dasselbe lautete trostlos genug. Allerdings ging er nicht so weit, wie manche seiner philosophischen Freunde; als Anhänger des deistischen Systems bekannte er sich Zeit seines Lebens zu dem Glauben an einen persönlichen Gott. War aber auch dieser „angebliche“ Gott nicht gerade der „leibhaftige Teufel, ein böses Wesen, das nur Vergnügen daran findet, zu schaden,“ so hatte er doch noch weniger mit dem guten und weisen Lenker aller Dinge gemein, den die gläubige Christenwelt verehrt. Die Gottheit des Deismus, ein ganz abstrakter Verstandesbegriff, steht dem wirklichen Leben der Welt als sein abgeschiedener Geist gleichgültig gegenüber. Sie kümmert sich nicht um das, was geschieht, greift nicht leitend und bestimmend in den Gang der Dinge ein; ihre einzige Thätigkeit ist eine thatlose Existenz. Die Welt aber erscheint auf diesem Standpunkte im Grunde als ein geist- und zweckloses Chaos; sie läuft und bewegt sich, wie sie eben kann und mag. Zwar sind in ihr zahlreiche Kräfte wirksam, aber es fehlt die lebendige Einheit, welche die Summe ihrer Wirkungen zu einem bestimmten Zwecke zusammenfaßt. Eben darum gewinnt es den Anschein, als seien sie nur thätig, um sich gegenseitig aufzuheben, und als existire alles Lebendige lediglich, damit es, wie ein werthloser Spielball, von ihnen hin und hergeworfen und schließlich vernichtet werde. Wenn die Welt weder von einem höheren vernünftigen Willen geleitet wird, noch auch einen einheitlichen vernünftigen Zweck in sich selber trägt,

so waltet in ihr nothwendig eine zwecklose Unvernunft, welche für die einzelnen existirenden Wesen nur einen Zustand beständigen Leidens zur Folge haben kann.

Voltaire hatte daher auf seinem Standpunkte nicht Unrecht, wenn er in der Ordnung und Bewegung des Weltganzen eine durchgreifende Zweckmäßigkeit vermißte, und das Loos der Menschen, wie sie dem Spiele des Zufalls, der Gewalt feindlicher Mächte preisgegeben sind, im Allgemeinen für ein höchst trauriges und beklagenswerthes hielt. Auch war es natürlich, daß ihm der Optimismus eines Leibnitz und Pope [23]), demzufolge die vorhandene Welt die möglichst beste, und alles Einzelne, wie unvollkommen es an sich auch sein mag, doch im Zusammenhange mit dem Ganzen durchaus gut ist, als eine grundlose Chimäre erschien, die zu dem Schaden auch noch den Spott hinzufüge. Denn freilich klingt es wie Hohn, den Menschen zu sagen, daß ihre zahlreichen und schweren Leiden eigentlich keine, sondern eher das Gegentheil sind, und mochte es deshalb durch die Humanität geboten erscheinen, einer Lehre entgegen zu treten, welche der Wahrheit des unmittelbaren Gefühls ein so verletzendes Dementi gab. In der That ging Voltaire zunächst von diesem Gesichtspunkte aus, als er sie in seiner Dichtung zu bekämpfen unternahm. Natürlich machte er, um die Optimisten zu widerlegen, den entschiedensten Pessimismus geltend. Wenn jene zu zeigen suchten, daß Alles, wie es eben ist, gut sei, so bemühte er sich seinerseits nachzuweisen, daß es nicht füglich schlechter sein könne.

Rousseau aber fand es sehr auffallend, daß „ein Mann, welcher unter der Last des Glückes und Ruhmes fast erlag," sich veranlaßt sah, „über das Elend des menschlichen Lebens so heftig und in so bitteren Worten zu deklamiren." Er hätte sich freilich sagen sollen, daß man gerade im Zustande der Gesundheit nicht selten am Ersten geneigt ist, sich die Natur und die Wirkungen der Krankheit zu vergegenwärtigen, und selbst mit einem gewissen Behagen in den schwärzesten Farben auszumalen. Der Pessimismus ist, ernstlich gemeint, immer ein Kind des Uebermuthes oder der Verzweiflung, und wenn er bei Voltaire als unwillkürliche Denkweise aus der letztern entsprang, so hatte doch erstere an seiner absichtlichen Betonung nicht geringen Antheil. Rousseau durfte es insofern mit Recht für „empörend" halten, daß dieser Günstling des Glücks „sich bemühe, seine Mitmenschen durch eine outrirte Schilderung aller möglichen Leiden, von welchen er selbst frei sei, zur Verzweiflung zu bringen." Darin aber irrte er sich, daß er meinte, ihn eines Besseren belehren zu können. Er glaubte dies, weil ihm in der That daran lag, Voltaire für seine entgegengesetzte Ansicht zu gewinnen. Hatte sich auch seine begeisterte Verehrung für seinen früheren Abgott in etwa abgekühlt

erloschen war sie noch nicht. Vor wie nach sah und bewunderte er in ihm den genialen Denker und ausgezeichneten Schriftsteller. Wenn ihm überhaupt Jemand imponirte, so war es Voltaire; keine Autorität galt ihm so viel, wie die seinige. Wie bedenklich ihm auch der Charakter des Mannes schon erschien, er hielt ihn doch noch für besser, als er war. Immer noch fühlte er sich geneigt, was ihm in seinem Verhalten nicht zusagte, als eine Verirrung aufzufassen, von welcher er zurückkommen könne.

Viel trug ohne Zweifel zu dieser Vorliebe der Umstand bei, daß die Ansichten und Bestrebungen Voltaire's im Wesentlichen mit den seinigen übereinstimmten, wie sie auf diese ja auch vielfach einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hatten. Die Hauptsache aber war wohl, daß Voltaire, welcher schon frühe sein Vorbild gewesen, ihm auch später als der einzige ebenbürtige Geist erschien, dessen Gemeinschaft für ihn erstrebenswerth sei. Daß zu diesem Wunsche die Eigenliebe mitwirkte, daß es seinem Stolze schmeichelte, dem berühmtesten Manne seiner Zeit als ein Gleicher zur Seite zu treten, ist kaum zweifelhaft. Entscheidend indeß war doch das unwillkürliche Gefühl, daß Voltaire ihm an innerer Bedeutung näher stehe, als irgend ein Anderer. Er hätte sich deshalb auch gerne enger an ihn angeschlossen, wenn das ohne Beeinträchtigung der eigenen Persönlichkeit möglich gewesen wäre. Und wenn er zuweilen, wo ihre Ansichten auseinander gingen, versuchte, ihn auf seine Seite herüberzuziehen, so entsprangen diese Bemühungen aus dem ernsten und lebhaften Wunsche, mit ihm möglichst in Uebereinstimmung zu bleiben.

In dem vorliegenden Falle wirkte freilich noch ein anderes Motiv. Die von Voltaire behandelte Streitfrage hatte für Rousseau nicht blos eine allgemeine sachliche Bedeutung, sondern auch ein direktes persönliches Interesse. Es war ihm durchaus nicht gleichgültig, wie sie entschieden wurde, weil von ihrer Lösung seine innere Ruhe und Zufriedenheit abhing. Zwar hatte sich seine Ansicht längst festgestellt, und die Aeußerungen der Gegner waren nicht mehr im Stande, sie zu erschüttern. Aber eben der Umstand, daß sie in letzter Instanz in dem persönlichen Bedürfnisse wurzelte, verstärkte noch den Wunsch, sie anerkannt zu sehen, und legte das Bestreben nahe, auch Andere von ihrer Wahrheit zu überzeugen. Ließ sich doch nicht läugnen, daß manche nicht unerhebliche Einwendungen gegen sie erhoben werden konnten, die dem Verstande mehr oder weniger imponirten, obgleich sie den Glauben des Herzens nicht störten. Rousseau hatte selbst einen zu scharfen Blick für die Mängel und Unvollkommenheiten des physischen, wie des moralischen Lebens, er hatte sie persönlich zu oft und zu schmerzlich erfahren, als daß ihm die Realität

des Uebels nicht hätte einleuchten sollen. Sie war für ihn sogar eine weit gewissere, begründetere Thatsache, wie für Voltaire, weil er sie nicht äußerlich abstrahirt, sondern erlebt hatte.

Auch brachte es sein idealer Sinn mit sich, daß er die Unvollkommenheiten sowohl der äußeren Welt, wie des individuell menschlichen Lebens deutlicher bemerkte und tiefer empfand, als dies bei einer realistischen Denkweise möglich ist. Zugleich aber ließ es dieser Idealismus nicht zu, die mangelhafte Wirklichkeit als ein Gegebenes und nicht zu Aenderndes mit fatalistischem Gleichmuthe hinzunehmen. Wie unvollkommen Welt und Leben dem Idealisten erscheinen, er wird nie zugeben, daß sie nothwendig so sind, vielmehr sich zu der Ueberzeugung gedrängt fühlen, daß ihre gegenwärtige Beschaffenheit die Folge von Ursachen ist, die auch nicht stattfinden konnten und künftig aufhören mögen, wirksam zu sein. Die bestehende Unvollkommenheit kann für ihn nur eine relative Wahrheit haben; sie existirt, aber im Grunde nur als ein realer Schein, dessen Existenz einen bestimmten Anfang gehabt hat, und ein eben so gewisses Ende nehmen wird. Die Vollkommenheit ist ein nothwendiges Postulat der idealen Denkweise, die sich daher, je ausgebildeter sie ist, um so entschiedener dem Optimismus in irgend welcher Form zuwenden muß.

Sehr begreiflich also, daß Rousseau die pessimistische Ansicht Voltaire's als eine „Absurdität" bezeichnet. Er hielt sie aber nicht blos für widersinnig, sondern mehr noch für trost- und herzlos. Und allerdings, wenn das Uebel als schlechthin wirklich und damit auch als nothwendig betont wird, fällt jede begründete Aussicht auf eine Beseitigung oder Ausgleichung desselben hinweg. Rousseau aber war keineswegs geneigt, sich und Andern diese Hoffnung rauben zu lassen. Er konnte sie nicht entbehren, denn er fühlte sich unglücklich, und hatte gerade deshalb ein tiefes Bedürfniß, glücklich zu sein. Diese Sehnsucht nach persönlicher Beglückung sagt in der Sprache des Herzens und mit Rücksicht auf das einzelne Individuum dasselbe, was der Geist im Gedanken des Optimismus allgemein ausdrückt. Sie ist das praktische Correlat der theoretischen Anschauung und geht, wie diese, aus der idealen Grundrichtung hervor, welche die Vollkommenheit des individuellen Lebens nicht minder, wie die des allgemeinen Weltlebens anstrebt. Auch nimmt Rousseau keinen Anstand, in seiner Entgegnung neben dem objektiven auch den subjektiven Gesichtspunkt geltend zu machen. Er kämpft nicht nur mit den Gründen, welche ihm seine Einsicht an die Hand giebt, er beruft sich zugleich auf die unabweislichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens.

Uebrigens hatte Voltaire alle Ursache, mit dem Tone, welchen der Gegner in seiner Epistel anschlug, wohl zufrieden zu sein. Rous-

seau behandelt ihn so achtungs-, ja ehrfurchtsvoll, daß der ergebenste Anhänger sich nicht freundlicher hätte aussprechen können. Auch war es ihm Ernst mit dieser bewundernden Anerkennung, obgleich manche etwas outrirte Wendungen mit unterlaufen. Er hat in den beiden Gedichten „Vergnügen und Belehrung gefunden, und die Hand des Meisters wiedererkannt.“ Zwar sagt ihm nicht Alles, was sie enthalten, gleich sehr zu; wenn er aber Einiges nicht recht goutiren kann, so zollt er dem Uebrigen um so größeren Beifall. Er will eben nicht All und Jedes bewundern, damit die Bewunderung der Leistungen würdig sei. Er gedenkt sogar noch weiter zu gehen, will dem Verfasser nicht etwa die Schönheiten, die er gefunden, noch auch die Fehler, welche er entdeckt hat, andeuten, sondern ihn mit der unangenehmen Störung bekannt machen, welche die bisherige Vorliebe für seine Lehren in diesem Augenblicke erfahren hat. „Ich werde das thun,“ fügt er hinzu, „noch ergriffen von der ersten Lektüre, bei welcher mein Herz begierig auf das Ihrige lauschte, indem ich Sie liebe wie einen Bruder, Sie ehre als meinen Lehrer, und mir schmeichle, daß Sie in meinen Absichten den Freimuth eines geraden Sinnes, und in meinen Worten den Ton eines Freundes der Wahrheit finden werden, welcher zu einem Philosophen spricht.“ Er trägt aber um so weniger Bedenken, gegen das eine der beiden Werke Partei zu nehmen, jemehr ihn das andere — über „das Gesetz der Natur“ — entzückt hat, und je sicherer er annehmen zu dürfen glaubt, daß der Verfasser „nicht an Ansichten festhalten wird, die von ihm selbst so gut widerlegt worden sind.“

Diese Hinweisung auf den Widerspruch, in welchen der Dichter zu sich selbst getreten, war freilich ein sehr zweideutiges Kompliment. Es klingt doch eine leise Ironie durch, die aber der „Philosoph“ über dem rückhaltlosen Lobe, in welches sie eingehüllt war, wohl überhören mochte. Ebensowenig konnten ihn die ernsten Argumente, mit welchen Rousseau seine Ansicht bekämpft, verletzen, denn wie bestimmt und entschieden sie auch geltend gemacht werden, sie treten durchgängig in einer Form auf, welche die Einsicht und die Gesinnung des Gegners unangetastet läßt. So ist Rousseau gleich im Eingange freundlich genug, vorauszusetzen, daß Voltaire durch die ihm eigene Humanität zur Abfassung seines Gedichtes gedrängt worden sei. Er habe es wohl nicht länger mehr ruhig ansehen können, daß die Optimisten durch ihr „Alles ist gut, wie es ist,“ der Menschen und ihrer Leiden spotten, und sich zugleich der Hoffnung hingegeben, daß eine eindringliche Schilderung der existirenden Uebel die Menschen von ihrer Nothwendigkeit überzeugen und so beruhigen werde. Diese Hoffnung aber, fährt er fort, ist leider unerfüllt geblieben; der Zweck, welchen der Dichter im Auge hatte, ist nicht

erreicht worden; vielmehr hat er das gerade Gegentheil von dem bewirkt, was er wollte. Indem er nachweist, daß Alles schlecht ist, und das wirkliche Elend in seiner einseitigen scharfen Darstellung noch übertreibt, läßt er es den Leidenden nur noch tiefer und schmerzlicher empfinden, steigert er in ihm das Gefühl seines Unglücks, und nimmt er ihm allen Trost, durch welchen dasselbe bis dahin gemildert wurde. Ist dies aber die Wirkung der neuen Lehre, so verdienen die des Optimismus ohne Frage den Vorzug. Denn wie anders es auch Manchem scheinen mag, sie lindern das Leid, versüßen den Schmerz, und flößen mit der Hoffnung der Seele des Leidenden auch die Geduld ein, deren er vor Allem bedarf.

Freilich muß auch der Optimismus das Uebel als ein nothwendiges Resultat der bestehenden Weltordnung anerkennen. Indem er es aber als unvermeidlich bezeichnet, hebt er zugleich hervor, daß die Summe desselben auf ein möglichst geringes Maß beschränkt, und es nur insoweit zugelassen sei, als der Schöpfer seiner nicht habe entbehren können, wenn er überhaupt eine Welt schaffen wollte. Nun sieht Rousseau zwar wohl, daß durch diese Auffassung der Begriff der Gottheit als des vollkommensten Wesens alterirt wird, weil sie ihm im Grunde die Allmacht abspricht. Indeß scheint ihm dies weniger bedenklich, als die Leugnung der göttlichen Güte, zu welcher eine Ansicht, wie die Voltaire's, nothwendig hinführe. Denn wer die Existenz eines allmächtigen Gottes voraussetze und auch die durchgängige Herrschaft des Uebels behaupte, der sage damit doch aus, daß die Gottheit, was sie hindern konnte, nicht habe hindern wollen. Er seinerseits gestehe, daß, wenn zur Erklärung des Uebels nur dieses Dilemma übrig bleibe, er einem so böswilligen Wesen einen in seiner Macht beschränkten Gott vorziehe.

In der That hat Rousseau später da, wo er seine religiösen Ueberzeugungen im Zusammenhange vorträgt, sich für diese Auskunft entschieden [24]. Weil es ihm widerstrebte, die Quelle des Uebels in der Gottheit selbst zu suchen, verlegte er sie in die Materie, deren sich dieselbe bei der Weltschöpfung als eines gegebenen Stoffes habe bedienen müssen. Zudem war für ihn die Realität des Uebels eine zu ausgemachte Sache, als daß er es sich ohne eine reale Basis hätte denken können. Während er ihm aber eine gewisse Selbständigkeit vindizirte, suchte er seinen Umfang möglichst einzuschränken und seine Bedeutung, soweit das anging, zu schwächen. Zu dem Ende beruft er sich Voltaire gegenüber auf seine Abhandlung über „die Ursachen der Ungleichheit." Auch er habe in dieser Schrift die Leiden der Menschen geschildert, aber nur, um zu zeigen, daß sie keineswegs nothwendig sind, sondern die Menschen selbst sie herbeigeführt haben, und deshalb auch wieder beseitigen können. Er halte

vor wie nach dafür, daß der Ursprung des moralischen Uebels in dem freien, sich vervollkommnenden, aber gleich Anfangs verderbten Menschen zu suchen sei. Was aber die physischen Uebel angehe, so seien diese, „wenn die sensible und die impassible Materie, wie es ihn allerdings bedünke, mit einander in Widerspruch stehen, in jedem Systeme unvermeidlich, welchem der Mensch als ein integrirendes Glied angehöre.“ Indeß, sehe man vom Tode ab, dessen größte Schrecken auch nur in den Vorbereitungen liegen, die man seinetwegen treffe, so müßten auch sie meist als das Werk der Menschen betrachtet werden. Daß z. B. bei dem in Rede stehenden Erdbeben so Viele umgekommen, sei doch eine Folge des Umstandes, daß man sich auf einem engen Raume in himmelhohen Häusern zusammengedrängt, und später vielfach nicht habe entschließen können, sein Hab und Gut im Stiche zu lassen. Gewiß würde, wie Voltaire meine, das unglückliche Ereigniß keine so schlimmen Wirkungen gehabt haben, wenn es sich etwa in einer Wüste zugetragen hätte. Das berechtige aber doch nicht, die Natur anzuklagen, weil sie sich für ihre Thätigkeit keinen andern Schauplatz ausgewählt habe. Man könne nicht verlangen, daß sich die Weltordnung den menschlichen Einfällen und die Natur unsern willkürlichen Einrichtungen accommodire.

Wohl aber steht es, nach der Ansicht Rousseau's, in der Macht des Menschen, den meisten physischen Uebeln aus dem Wege zu gehen. Giebt es deren, die sich nicht abweisen lassen, so stellt sich bei genauerer Betrachtung heraus, daß dieselben nicht so schlimm sind, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Man täuscht sich, wenn man etwa den plötzlichen Tod, wie er die Bewohner Lissabon's überrascht hat, für ein so großes Unglück hält. Für die Meisten, die er betroffen, war er ohne Zweifel eher ein Glück; die Natur hat sie durch ihn mit milder Hand den vielen und schweren Leiden entzogen, welche bei längerem Leben nicht gefehlt haben würden. Aehnlich verhält es sich mit allen andern Uebeln, welche die Natur über uns verhängt. Sie sind an sich leicht zu ertragen und jedenfalls weniger hart und grausam, als die, welche wir ihnen selbstthätig hinzufügen.

Indeß wären sie auch so groß und schwer, wie man sie zu schildern liebt, wir hätten doch keinen Grund, über sie zu klagen, da sie den Genuß des Daseins, die Freude am Leben keineswegs aufheben. So lange aber das Sein für uns besser ist, als das Nichtsein, ist unsere Existenz hinlänglich gerechtfertigt, selbst wenn sie für die Leiden, welche sie mit sich bringt, keinen Ersatz böte. Zwar glaube Voltaire, wie schon vor ihm Erasmus, daß Niemand wünschen werde, unter denselben Bedingungen ein zweites Mal zu leben. Doch das sei ein Irrthum; einzelne Menschenklassen, wie die Reichen, die Gelehrten &c. möchten vielleicht zu Zeiten so denken; die große Mehrzahl

der Menschen denke nicht so. Man werde unter einfachen Bürgern, Handwerkern und Landleuten, falls sie nicht etwa durch besondere Umstände zur Verzweiflung getrieben würden, nur selten Jemanden finden, der im gewöhnlichen Laufe der Dinge mit dem Leben sonderlich unzufrieden sei. Im Allgemeinen freuen sich die Menschen ihres Daseins, und mit Recht, denn das Leben ist, Alles in Allem genommen, kein so übles Geschenk, und wenn man den Tod nicht immer für ein Unglück halten darf, so ist das Leben nur sehr selten als ein solches anzusehen. Auch vergessen Diejenigen, welche die Freuden und Leiden desselben miteinander vergleichen, in der Regel „die süße Empfindung des Daseins, die unabhängig von jedem andern Gefühle in allen Menschen lebt," mit in Anschlag zu bringen.

Die nothwendigen Uebel, so scheint es Rousseau, sind im Ganzen von geringer Bedeutung, und jedenfalls kein zu hoher Kaufpreis für das an sich so werthvolle Leben, welches ohne sie nun einmal unmöglich bleibt. In einem noch milderen Lichte erscheinen sie, wenn die einzelnen Vorgänge und Zufälle nicht isolirt, sondern in ihrem Zusammenhange mit der gesammten Weltordnung betrachtet werden. Voltaire freilich stellt diesen durchgreifenden Connex alles Seins und Geschehens, der die bestehenden Dissonanzen in einer umfassenden Harmonie ausklingen läßt, in Abrede. Die Gründe aber, welche er für seine Ansicht und gegen die Lehre der Optimisten geltend macht, wollen nicht viel bedeuten. Rousseau trägt kein Bedenken, sie ohne Umschweife als leere Sophismen zu bezeichnen. Die Behauptung, daß „die Natur niemals streng nach der Regel verfahre, daß sie keinen genau bestimmten Zahl- und Maßverhältnissen unterworfen, und der Bestand des Ganzen keineswegs von der Existenz jedes einzelnen Theiles abhängig sei," scheint ihm durchaus willkürlich und unwahr. Er ist im Gegentheil überzeugt, daß gerade in der Natur Maß und Form an möglichst präcise Verhältnisse gebunden sind, weil sie allein ihre Mittel nach den Zwecken und die Kraft am Widerstande genau abmesse. Allerdings finden sich anscheinend manche Abweichungen von diesen strengen Normen, aber nur darum, weil uns die Gesetze noch unbekannt sind, nach welchen auch solche Ausnahmen sich einer allgemeinen Regel unterordnen. Wäre es anders, so müßte man sich zu der widersinnigen Annahme verstehen, daß es Wirkungen ohne Ursachen und ebenso Ursachen ohne Wirkungen gebe. Wenn sich aber Voltaire darauf berufe, daß kein einziger Naturkörper eine mathematisch regelmäßige Gestalt aufweise, so übersehe er, daß die mathematischen Figuren lediglich Abstraktionen sind, welche eben deshalb in der lebendigen Wirklichkeit nicht angetroffen werden. Hier werde vielmehr die Gestalt jedes einzelnen Körpers durch seine Beziehung zu andern Körpern, sowie durch

die ihnen gemeinsamen Bewegungen bedingt. Es sei daher natürlich, wenn sie uns unregelmäßig erscheine; nur das Weltall, als ein erfülltes und begrenzte Ganze gedacht, würde, wenn es in das Bereich unserer Anschauung fiele, ihr eine durchaus regelmäßige Form darbieten. Uebrigens bestehe die anscheinende Regellosigkeit der einzelnen Körpergestalten nur für unsere Auffassung; an sich, in den Augen der Natur, sei jede, auch die seltsamste und verwirrteste Form, gleich regelmäßig.

Man sieht, die Einwendungen Rousseau's sind wohl im Stande, den Argumenten des Gegners die Waage zu halten. Ueberzeugend freilich sind sie nur für den, dessen Ueberzeugung bereits feststeht. Aber die Wahrheit der optimistischen Anschauungsweise einmal vorausgesetzt, genügen sie allerdings, um die Beweiskraft der von Voltaire angeführten Thatsachen und Gründe aufzuheben. Rousseau hat ohne Zweifel Recht, wenn er die Versicherung, es geschehe Manches, ohne irgend welche Wirkung zu hinterlassen, durch die andere zurückweist, dem sei nicht so, denn wenn die Wirkung zu fehlen scheine, fehle sie in der That nicht; sie entziehe sich nur unserer Wahrnehmung. Man muß ihm ebenso zustimmen, wenn er es bei einem „Skeptiker“ fast komisch findet, daß dieser „die Bewegung der Himmelskörper in einer widerstandslosen Materie“ für *ausgemacht* hält. Von größerem Interesse ist, was er gegen Voltaire da bemerkt, wo derselbe, um die Ansicht der Optimisten, daß „das Wohl des Ganzen dem seiner Theile vorzuziehen sei,“ zu widerlegen, darauf hinweist, wie doch „der Mensch als ein freies und denkendes Wesen für die Gottheit größeren Werth haben müsse, als etwa die Planeten.“ Handle es sich blos von der materiellen Welt, so, meint er, seien die Ansprüche des Menschen gerechtfertigt. Fasse man aber das ganze System des Universums, welches die Gesammtheit der denkenden und empfindenden Wesen in sich begreift, in's Auge, so verlieren sie ihre Bedeutung. Was speziell die Planeten angehe, so hoffe er zwar, in der Schätzung Gottes mehr zu gelten, als die stoffliche Natur eines solchen Himmelskörpers. Wie aber, wenn auch sie von ähnlichen Wesen, wie wir, bewohnt sind? Und warum sollten sie es nicht sein? Die Analogie spricht dafür, und es ist im Grunde nur der menschliche Stolz, der sich dagegen erklärt. Bei dieser Annahme aber wird die höhere Berechtigung, namentlich des *einzelnen* Menschen, sehr zweifelhaft. Auf alle Fälle ist es nur in der Ordnung, daß das Individuum der Gattung geopfert wird, wenn die Erhaltung derselben es fordert. „Bedarf es dazu eines Stoffwechsels unter Menschen, Thieren und Pflanzen, so trägt der Untergang des Einzelnen zum allgemeinen Besten bei; ich sterbe und werde von Würmern verzehrt, aber meine Kinder, meine Brüder werden leben,

wie ich gelebt habe; mein Körper düngt die Erde, von deren Erzeugnissen sie sich nähren, und ich thue kraft der Ordnung der Natur und für alle Menschen, was Kodrus, Dezius, Curtius und tausend Andere für einen kleinen Theil der Menschheit gethan haben."

Diese Auffassung des natürlichen Todes hat, wie die meisten andern Behauptungen Rousseau's, einen hypothetischen Charakter. Sie findet Anwendung, wenn gewisse Voraussetzungen zutreffen, die zwar möglich sind, sich aber nicht evident nachweisen lassen. Dasselbe gilt seiner Ansicht nach von der eigentlichen Grundlage des optimistischen System's. Dieses leugne nicht, wie Voltaire zu glauben scheine, das besondere, sondern nur das allgemeine Uebel; die Formel: „Alles ist gut" sei daher nicht ganz genau; richtiger wäre „das Ganze ist gut" oder „Jedes ist gut in Rücksicht auf das Ganze." Ob es sich aber wirklich so verhalte, könne nicht endgültig entschieden werden, so lange man den Bau des Universums und die Absichten seines Schöpfers nicht genau und vollständig kenne. Werde die Frage dennoch bejaht, so setze man voraus, was man eben nicht wisse, sondern nur aus anderweitigen Prämissen erschließen könne. In der That ist, wie Rousseau mit Recht glaubt, der Optimismus eine Consequenz aus dem Glauben an die Vollkommenheit Gottes. Weit entfernt, daß er einen Beweis für das Dasein Gottes abgeben kann, setzt er dasselbe vielmehr voraus. Ebenso geht die Untersuchung über den Ursprung des Bösen auf die Frage nach der Vorsehung zurück. Dieses „große und trostreiche Dogma" aber ist von den Theologen, wie von den Philosophen auf eine so widersinnige Weise erklärt und angewandt worden, daß auch die weiteren Folgerungen, zu welchen es hinführt, in hohem Grade entstellt und verwirrt werden mußten.

Niemand hat die Sache der Vorsehung mehr kompromittirt, als „die Priester und die Frommen, welche die göttliche Gerechtigkeit auch in rein natürliche Vorgänge eingreifen lassen, und um dessen gewiß zu sein, je nach dem Ausgange mit Freuden und Leiden sowohl die Guten belohnen, wie die Bösen bestrafen." Rousseau will nicht entscheiden, ob das eine gute Theologie ist; er findet aber einen bedenklichen Mangel an Logik darin, wenn man „die Beweise für die Vorsehung so ohne Unterschied auf das Für und Wider stützt, und ihr ohne Auswahl Alles zuschreibt, was ohne sie ebenso gut geschehen könnte." Nicht weniger unverständig sind die Philosophen, welche den Himmel für alles große und kleine Mißgeschick, von welchem sie und Andere betroffen werden, verantwortlich machen, und was auch geschieht, stets darauf ausgehen, zu zeigen, daß es nicht gut ist oder doch besser hätte eingerichtet werden können. Bei ihnen hat die Vorsehung immer Unrecht, während sie in den Augen der Frommen stets im Rechte ist. Rousseau dagegen meint, daß in der Ordnung

der menschlichen Dinge weder das Eine, noch das Andere der Fall sein dürfte, sondern hier vielmehr Alles dem gemeinsamen Gesetze folge, und es für Niemanden eine Ausnahme gebe. Die göttliche Vorsehung ist seiner Ansicht nach eine „allgemeine; sie begnügt sich damit, die Arten und Gattungen zu erhalten und das Ganze zu leiten, kümmert sich aber nicht um die Weise, in welcher jedes Einzelwesen sein kurzes Dasein hinbringt."

Daß er auf diesen allerdings nahe liegenden Ausweg eingeht, ist in etwa auffallend. Streng genommen ist er nur da zulässig, wo Wesen und Leben des Individuums in das der Gattung aufgeht. Nun hat zwar Rousseau eine gewisse Neigung, die Einzelwesen lediglich als Erscheinungen ihrer Gattung aufzufassen; sie ist aber doch schwächer, als der Drang, die Selbständigkeit der Individualität zu wahren. Auch unterläßt er in dem vorliegenden Falle nicht, dieselbe, nachdem er sie eben erst preisgegeben, auf einem Umwege wieder sicher zu stellen. „Wenn die Vorsehung sich nicht speziell um das Individuum kümmert, so vermeidet sie es nur, weil es im Grunde überflüssig ist. Alle materiellen Dinge sind so gut, als es ihre Beziehung zum Ganzen gestattet, alle geistigen und empfindungsfähigen Wesen sind aber so vollkommen, als sie es an sich selbst sein können." Man sieht, die Bedingtheit, welche Rousseau in der sinnlichen Sphäre anerkennt, muß auf dem geistigen Gebiete einer absoluten Selbständigkeit aller Individuen den Platz räumen. Freilich kann diese ihre unbedingte Natur in dem bedingten irdischen Leben nicht zur vollen Geltung kommen. Es ist daher ganz folgerecht, wenn Rousseau ihnen die Unsterblichkeit vindizirt, an die „er das Glück hat, zu glauben, wiewohl er weiß, daß der Verstand sie in Zweifel ziehen kann."

Der Glaube an die Unsterblichkeit resultirt nothwendig aus dem Glauben an die Vorsehung, der seinerseits wieder die Existenz und die Vollkommenheit Gottes zur Voraussetzung hat. „Wenn Gott existirt", schließt Rousseau, „so ist er vollkommen, dann auch weise, mächtig und gerecht; ist er weise und mächtig, so ist alles Existirende gut; ist er gerecht und mächtig, so ist die Seele unsterblich." Diese Folgerungen sind unabweisbar, wenn die erste Prämisse zugegeben wird; wer sie aber in Abrede stellt, mit dem ist nicht weiter zu streiten. Man kann die Frage nach dem Dasein Gottes ebensowenig, wie die übrigen, welche sich an sie anschließen, vermittelst der nur vernünftigen Einsicht lösen. „Wenn der Deist seine Theorie nur auf Wahrscheinlichkeiten stützt, so scheint der Atheist die seinige nur auf entgegengesetzte Möglichkeiten zu basiren." Der bloße Verstand kommt hier nicht über den Zweifel hinaus; nur der unmittelbare Glaube giebt die erforderliche Gewißheit. Dieser aber ist von dem

Willen unabhängig, man kann ihn willkürlich sich weder geben, noch auch nehmen. Rousseau nimmt seinerseits keinen Anstand, unbefangen zu gestehen, daß derselbe für ihn unerschütterlich feststehe und er sich in seinem Besitze allein wohlfühlen könne.

Da Voltaire, fügt er hinzu, diesen Glauben theile, so werde er leicht einsehen, wie sich mit seiner Hülfe der Optimismus vertheidigen und die Vorsehung rechtfertigen lasse. Die Philosophen aber, welche das Prinzip leugnen, werden auch die Consequenzen nie anerkennen, die sich aus ihm ergeben. Man darf nicht hoffen, sie eines Andern zu belehren, weil die Beweiskraft des Gefühls für sie nicht entscheidend sein kann, und es unvernünftig wäre, ihnen aufdrängen zu wollen, was ihrer Denkweise nun einmal nicht entspricht. Wohl aber kann von ihnen verlangt werden, daß auch sie sich der Polemik enthalten, weil die Fragen, um welche es sich handelt, alle auf die eine nach der Existenz Gottes zurückgehen, diese aber nicht füglich ein Gegenstand der Discussion werden kann. Gewiß ein seltsames Motiv, das nur erklärlich wird, wenn man sich erinnert, daß damals noch Niemand wagte, sich rückhaltlos zum Atheismus zu bekennen oder diesen bei einem Gegner vorauszusetzen. Ueberdies hält Rousseau es für inhuman, die Ruhe friedlicher Seelen zwecklos zu stören, indem man die Menschen zu lehren sucht, was weder gewiß, noch von Nutzen ist. Wie zweckmäßig es auch sein mag, den Aberglauben, welcher das gesellschaftliche Leben verwirrt, aus allen Kräften zu bekämpfen, es ist doch nicht weniger nothwendig, die Religion zu achten, welche ihm zur Grundlage dient.

Auch in diesem Punkte setzt Rousseau die Zustimmung Voltaire's als selbstverständlich voraus, zum Theil ohne Zweifel, um sie so sicherer zu gewinnen. Doch war er auch insofern dazu berechtigt, als Voltaire in der That einen wesentlich gleichen religiösen Standpunkt einnahm; er bekannte sich zu demselben Deismus, welchen Rousseau vertrat. Freilich bestand ein sehr erheblicher Unterschied darin, daß die deistischen Grundlehren für Voltaire lediglich Theoreme, die den Geist befriedigten, nicht Herzenssache waren, wenigstens dies nur wurden, wenn ihr Gegensatz, wie er in den Dogmen und Satzungen der bestehenden Religionsgenossenschaften sich vorfand, zum Kampfe aufforderte. Für ihn war der Deismus vorzugsweise die Verneinung des religiösen Positivismus; für Rousseau hatte er selbst zunächst und vor Allem eine positive Bedeutung. Es war daher ein vergebliches Bemühen, als er am Schlusse seines Briefes Voltaire bewegen wollte, gewissermaßen, das Apostolat des Deismus zu übernehmen. Er stellte ihm damit eine Aufgabe, die nur er selbst zu lösen im Stande war.

Immerhin mußte es aber der Eitelkeit des „Patriarchen“ nicht

wenig schmeicheln, daß ihm ein solches Vertrauen bewiesen wurde, zumal sich dasselbe in einer Weise aussprach, die seine Aufrichtigkeit außer Zweifel stellte. Es ist Rousseau unverkennbar voller Ernst damit, wenn er Voltaire für fähig und würdig hält, jenes sittlich religiöse Grundgesetz zu formuliren, dessen Erlaß ihm im Interesse der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung nothwendig zu sein schien. Ueberzeugt, daß der religiöse Glaube ebensowenig aufgezwungen, wie da, wo er besteht, angegriffen werden darf, meinte er, um die volle Gewissensfreiheit und die gegenseitige Duldung sicher zu stellen, sowohl die Fanatiker des Glaubens, wie die des Unglaubens, durch gesetzliche Bestimmungen in Schranken halten zu müssen. Zu dem Ende wünschte er ein allgemein verbindliches Gesetzbuch, in welchem neben den anerkannten Principien der Moral und des Naturrechtes, auch das Verbot der Intoleranz, sowie aller Grundsätze und Meinungen, die eine solche einschließen, enthalten wäre. Es versteht sich von selbst, daß dieser Codex, was die religiöse Seite angeht, nichts mehr und nichts weniger sein konnte, als ein Glaubensbekenntniß des Deismus. Rousseau selbst war sich darüber schwerlich vollkommen klar. Jedenfalls merkte er nicht, daß er den Teufel durch Belzebub, die Intoleranz durch Unduldsamkeit zu beseitigen gedachte, wenn er freilich auch nicht die Gedanken, sondern nur das öffentliche Bekenntniß fixiren wollte. Ihm schien es ausgemacht, daß das Werk, in seinem Sinne ausgeführt, das für die Menschen nützlichste, vielleicht das „allein nothwendige“ Buch sein werde. Eben darum legte er auch die Abfassung desselben Voltaire so dringend an's Herz. Es ist sein „sehnlichster Wunsch“, daß gerade er sie übernehmen möchte, damit „die milde, humane Gesinnung, welche in seinen Schriften überall so glänzend hervortritt, aber von Niemandem in der Praxis bethätigt wird, im schönen Gewande der Poesie schon von Kindheit an in alle Herzen Zugang finde.“ Freilich ist dieser „Katechismus des Bürgers“ eine Aufgabe, die einer langen und sorgfältigen Erwägung bedarf. Vielleicht wäre es passend, wenn Voltaire sie als die letzte seines Lebens betrachten wollte; er würde so „die glänzendste Laufbahn, welche jemals ein Schriftsteller zurückgelegt hat, durch eine dem ganzen Menschengeschlechte erwiesene Wohlthat in würdiger Weise beschließen.“

Voltaire mochte nicht wenig überrascht sein, als ihm dieses Sendschreiben mit seiner vernichtenden und doch so wohlwollenden Kritik zu Gesichte kam. Daß er sie nicht ungnädig aufnahm, beweist die kurze, freundliche Antwort, mit welcher er sie erwiederte[25]). Auf

die Sache selbst geht er zwar nicht weiter ein; er bittet seinen „theuern Philosophen", es mit seiner und seiner Nichte Krankheit zu entschuldigen, daß er „diese Erörterungen, die nur zur Unterhaltung dienen," bei Seite lasse. Er müsse doch die Herstellung seiner Gesundheit abwarten, bevor er es „wagen könne, mit ihm zu denken." Dieser ironischen Aeußerung folgen andere, die eine aufrichtige Achtung und selbst eine gewisse Zuneigung verrathen. Es sind keine leeren Phrasen, wenn er sagt: „Seien Sie überzeugt, daß von Allen, welche Sie gelesen haben, Sie Niemand, trotz meiner schlechten Witze, höher achtet als ich, und daß von Allen, welche Ihre Bekanntschaft machen werden, Niemand mehr geneigt ist, Sie herzlich zu lieben." Ebenso aufrichtig ist ohne Zweifel der Wunsch, ihn, wenn er demnächst nach Genf übersiedle, möglichst oft in seinem kleinen Landhause bei sich zu sehen [26]). Auch Voltaire stand unter dem Einflusse derselben Anziehungskraft, welche er seinerseits auf Rousseau ausübte. Wäre zwischen Beiden ein persönlicher Verkehr von längerer Dauer möglich gewesen, so hätte sich vielleicht ein näheres Verhältniß bilden können. Da es aber bei gelegentlichen Berührungen blieb, mußten die doch sehr eingreifenden Unterschiede in Charakter und Ansichten, trotz ihres in mancher Rücksicht gleichartigen Geistes, immer schärfer heraustreten. Statt der Freundschaft, welche die beiden Coryphäen der französischen Literatur unter andern Umständen hätte verbinden mögen, entzweite sie bald eine erbitterte Feindschaft. Die hier erwähnten Briefe sind die letzten, welche zwischen ihnen gewechselt wurden [27]). Fortan standen sie nur in einem indirekten Verkehre, der schon in den nächsten Jahren einen durchaus feindseligen Charakter annahm.

V.

Als Rousseau die Antwort Voltaire's gelesen, mußte er sich wohl gestehen, daß der Versuch, den geistreichen Alten zu seinen Ansichten zu bekehren, mißlungen sei. Doch mochte ihn das gerade jetzt wenig grämen. Er hatte, sobald er sich hergestellt fühlte, die unterbrochenen Spaziergänge wieder aufgenommen und sich in den traulichen Verkehr mit den Kindern seiner Phantasie von Neuem so eingelebt, daß er die Gemeinschaft mit der übrigen Welt füglich entbehren konnte. Die luftigen Bilder der Einbildungskraft wurden immer mehr zu lebendigen Gestalten, welche sich in den reizenden Umgebungen des heimathlichen Sees mit voller Freiheit bewegten. Sie gewannen allmählich solche Consistenz, die Aeußerungen ihrer Gefühle und Stimmungen wurden so vernehmlich, die Situationen, in welchen sie auftraten, so anschaulich, daß sich das Bedürfniß geltend machte, die

einen wie die andern schriftlich zu fixiren. Doch geschah das zunächst nur sehr fragmentarisch, auf zerstreuten Blättern, an deren Verbindung zu einem, nach bestimmtem Plane geordneten Ganzen noch keineswegs gedacht wurde. Es kam Rousseau nicht in den Sinn, mit den Schöpfungen seiner Phantasie vor die Oeffentlichkeit treten zu wollen. Vorläufig suchte und fand er in ihnen nur, was zur Befriedigung des persönlichen Bedürfnisses, aus welchem sie hervorgegangen waren, dienen konnte.

In diesem Herz und Sinn beglückenden Traumleben gingen ihm die letzten Tage der schönen Jahreszeit schnell genug vorüber. Sie waren um so genußreicher, da sie zugleich Gelegenheit zu einer leichten und angenehmen Beschäftigung boten. Mad. d'Epinay besaß in nächster Nähe der Eremitage einen großen rings ummauerten Garten, in welchem an Spalieren, wie im Freien, treffliches Obst in reicher Fülle gezogen wurde. Rousseau, um doch in etwa die Güte der Freundin durch eine Gegenleistung zu vergelten, hatte sich erboten, die Aufsicht über den Garten, wie über den Gärtner, dem die Pflege desselben oblag, zu führen. Natürlich wurde ihm das Amt bereitwillig anvertraut, und er verwaltete es mit der gewissenhaften Sorgfalt, die er auch in geringfügigen Dingen anzuwenden pflegte. Den Sommer über hatte diese Beschäftigung nichts, was die Freude an ihr hätte stören können, zumal ihm der Gärtner, in Folge der wiederholten Unterstützungen, die er der bedrängten Familie desselben angedeihen ließ, völlig ergeben zu sein schien. Als indeß mit dem beginnenden Herbste das Obst zu reifen anfing, zeigte sich doch, daß auch das kleinste Amt seine Bürde mit sich bringt. Der Intendant bemerkte zu seinem Erstaunen, daß das Obst, wenn es eingesammelt worden, über Nacht spurlos verschwand. Von seinem Gehülfen belehrt, daß die Diebe in den zahlreich vorhandenen Ratten zu suchen seien, hielt er es für seine Pflicht, gegen diese unschuldigen Thiere einen unerbittlichen Vernichtungskampf zu führen. Aber wie viele er ihrer auch tödtete, das Obst verlor sich vor wie nach, bis denn endlich eine genauere Untersuchung ergab, daß es der Gärtner selbst war, der mit seiner Familie die am Tage gesammelten Vorräthe zur Nachtzeit einheimste, um sie am nächsten Morgen auf dem Pariser Markte zu verkaufen. Der unverschämte Bursche wurde nun sofort entlassen und erhielt einen Nachfolger, mit dessen Beihülfe Rousseau dann die noch immer reiche Ernte glücklich in die Keller der rechtmäßigen Eigenthümerin brachte.

Indeß hatte die Sache doch ihre unangenehmen Folgen. Der verabschiedete Dieb schien sich an seinem gestrengen Aufseher rächen zu wollen. Man sah ihn wiederholt, wie er in der Dämmerung mit einigen verdächtigen Genossen in der Nähe des Hauses umherstrich.

Die beiden Frauen wurden ängstlich, und Rousseau hielt es für angemessen, gegen einen etwaigen Angriff Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er ließ deshalb den neuen Gärtner in seiner Wohnung schlafen, stellte ihm auch eine Flinte zur Verfügung und schaffte sich selbst einen Hund an, der zur Nachtzeit Wache halten sollte. Wir meinen, jeder verständige Mensch hätte an seiner Stelle dasselbe gethan. War auch die Gefahr vielleicht nicht so groß, wie sie ihm oder seinen ängstlichen Hausgenossen erschien, sie war doch erheblich genug, um bei der einsamen Lage der Wohnung gewisse Vorkehrungen zu rechtfertigen. Die Pariser Freunde Rousseau's dachten anders. Als sie von seinen kriegerischen Maßnahmen hörten, begnügten sie sich nicht damit, über sie zu scherzen. Sie warfen ihm in allem Ernste vor, daß er sich eine Verleugnung seiner Grundsätze habe zu Schulden kommen lassen, eine Anklage, die ohne Zweifel eben so albern war, wie die Vertheidigung, welche Rousseau, obgleich er das Kleinliche der Sache sehr wohl fühlte, ihr gegenüber für nothwendig hielt.

Während man es ihm fast zum Verbrechen machte, sich gegen die drohende Gefahr zu schützen, suchte man sie ihm doch zugleich größer darzustellen, als sie wirklich war. Mad. d'Epinay namentlich sprach die lebhaftesten Besorgnisse aus. Sie schien selbst für das Leben ihres Freundes zu fürchten, und bat ihn deshalb dringend, durch eine baldige Rückkehr nach Paris dem möglichen Angriffe auszuweichen. Wir glauben gerne, daß sie in der That eine gewisse Unruhe empfand. Mehr jedoch bestimmte sie der Wunsch, Rousseau aus seiner Einsamkeit in das gesellschaftliche Leben der Hauptstadt zurückzuführen. Sie traf in diesem Bestreben mit seinen übrigen Freunden zusammen, die, wie sie sich gleich Anfangs mit seiner Zurückgezogenheit nicht hatten befreunden können, auch später fortfuhren, ihm dieselbe, so viel an ihnen lag, zu verleiden. Doch war ihnen dies bisher nicht gelungen; Rousseau ließ sich durch ihre gelegentlichen Bemerkungen nicht irre machen, sondern blieb bei dem einmal gefaßten Entschlusse, Paris für immer zu meiden. Er hielt auch dann daran fest, als die gute Jahreszeit zu Ende ging, und nun Jedermann erwartete, daß er seine Villeggiatur aufgeben werde. Niemand dachte, daß es ihm einfallen könne, auch den Winter in seiner einsamen Klause verleben zu wollen. Als man aber erfuhr, daß dem doch so sei, wurden von Neuem alle guten und schlechten Gründe aufgeboten, um ihn von seinem, wie es schien, thörichten Vorhaben abzubringen.

Natürlich war das ein vergebliches Bemühen. Daß aber die Freunde sich es unausgesetzt so angelegen sein ließen, ihn in ihre Mitte zurückzuführen, ist doch in etwa auffallend. Gewiß thaten sie es nicht in der Absicht, welche er ihnen später unterlegte,

als er von einem zu seinem Verderben angezettelten Complotte träumte. Sie mochten wirklich dafür halten, daß der Winteraufenthalt auf dem Lande für seine und der Frauen Gesundheit nachtheilig sein, daß die völlige Abgeschlossenheit vom gesellschaftlichen Leben seinen Sinn umdüstern und verbittern werde. Auch hegten sie wohl den Wunsch, ihn im Interesse eines regeren persönlichen Verkehrs, in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben. Indeß war persönliche Theilnahme schwerlich ihr einziges Motiv; ihr Verhalten zeigt das deutlich genug. Außer Stande, die gemüthlichen Antriebe, welche Rousseau zur Einsamkeit hindrängten, zu begreifen, wurde ihnen diese um so verdächtiger, je länger sie andauerte. Es schien ihnen kaum zweifelhaft, daß der wunderliche Einsiedler besondere selbstsüchtige Zwecke verfolge, die er ihrer Wahrnehmung und Controle zu entziehen wünsche. Was konnte ihn bewegen, sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen, gewissermaßen ein apartes Leben für sich zu führen, wenn es nicht die Absicht war, sich so von ihnen zu unterscheiden und damit zugleich über sie zu erheben? Sie konnten dies auch um so eher glauben, da seine Berechtigung, eine eigenthümliche und ausgezeichnete Stellung einzunehmen, sich nicht wohl in Abrede stellen ließ. Sie ihm neidlos einzuräumen, dazu waren diese Leute doch nicht fähig; von kleinlicher Eifersucht gegen Alles erfüllt, was sie in den Schatten zu stellen drohte, ruhten sie nicht, bis sie es auf ihr eigenes Niveau zurückgebracht oder doch die Uebereinstimmung mit sich hergestellt hatten.

Auch bei Rousseau nahmen sie nicht sowohl an seiner hervorragenden Bedeutung, wie an dem Umstande Anstoß, daß er dieselbe lediglich auf sich selbst gestellt, frei und unabhängig auch von ihnen, zur Geltung bringen zu wollen schien. Zwar lag ihm in Wahrheit eine solche Absicht fern. Doch brachte es Charakter und Denkweise mit sich, daß er in seiner Eigenschaft als Schriftsteller, welcher dem Publikum gegenüber seine Ansichten ausspricht, auch ohne sein Zuthun eine selbständige Haltung anstrebte. Es bestand zwischen ihm und seinen Freunden darin ein wesentlicher Unterschied, daß er in seinem Verhältniß zu ihnen die rein menschliche Beziehung der gegenseitigen Anhänglichkeit betonte, während sie in ihm vorzugsweise den Mann von Geist und Ansehen an sich zu fesseln suchten. Der aber, so schien es ihnen, und nicht mit Unrecht, entfremdete sich mehr und mehr, je länger er der steten Einwirkung des persönlichen Umganges entzogen blieb. Gelang es, ihn in ihre Lebenskreise zurückzuführen, so mochte er immerhin den Sonderling spielen, auch sein Ruf und seine Bedeutung sich steigern. Er blieb doch einer der Ihrigen, und was noch wichtiger war, er galt auch in den Augen der Welt dafür.

Was sie aber bestimmte, auf die Rückkehr des Freundes zu dringen, konnte diesen nur bewegen, ihrem Drängen keine Folge zu leisten. Hätten sie an sein Herz appellirt, ihre persönliche Zuneigung geltend gemacht, so würde er ihren Bitten nicht lange widerstanden haben. Doch das geschah nicht und konnte nicht geschehen, da auf ihrer Seite ein persönliches Bedürfniß, wie er es wirklich empfand, nicht vorhanden war. Ihre wahren Motive aber, wenn sie sich ihrer auch bewußt gewesen wären, mußten natürlich verborgen bleiben. Sie stützten sich daher entweder auf Gründe und Rücksichten allgemeiner Art, die leicht zurückgewiesen werden konnten, oder sie wiesen auf persönliche Interessen und Pflichten hin, was dann als ein anmaßender Eingriff in das Recht der freien Selbstbestimmung erschien. Denn war auch Rousseau keineswegs für ernste Vorstellungen unzugänglich, er ließ sie sich doch nur gefallen, wenn er in ihnen den Ausfluß einer aufrichtigen freundschaftlichen Gesinnung fand, die mahnt und räth, ohne ihre Mahnungen und Rathschläge als maßgebend aufdrängen zu wollen. Diese achtungsvolle Zurückhaltung, welche er mit Recht auch von dem Freunde fordert, war aber den seinigen eben so unbekannt, wie der ernste, würdige Ton, den sie hätten anschlagen müssen, um auf seine Einsicht und seinen Willen einzuwirken. Sie wollten aber doch um jeden Preis ihren Zweck erreichen, und da das auf geradem Wege nicht anging, so suchten sie ihm indirekt, durch gelegentliche scharfe oder spöttische Bemerkungen, und selbst durch mancherlei kleine Intriguen näher zu kommen. Die Folge war, daß sie Rousseau, welcher den Glauben an sie noch immer nicht aufgeben konnte, in steter Unruhe und Aufregung erhielten, von der er sich nur von Zeit zu Zeit durch eine entschiedene Erklärung frei zu machen wußte. Man zerrte eben an dem ungefügigen „Bären“ so lange herum, bis er sich auf die Hinterbeine stellte und brummend die Zähne wies.

So im Herbste, als er der fortgesetzten Versuche, ihn zur Rückkehr in die Hauptstadt zu bewegen, endlich müde wurde. „Ich bin“, schreibt er der Freundin [28]), „entschlossen, fest entschlossen, was auch geschehen mag, den Winter in der Eremitage zu verleben. Nichts wird im Stande sein, diesen meinen Entschluß zu ändern. Auch Sie selbst haben kein Recht dazu, weil Sie sich dessen durch unsere frühere Uebereinkunft — nach welcher Rousseau so lange bleiben konnte, als es ihm gefiel — begeben haben. Sprechen wir also nicht weiter davon.“ Indeß glaubte er sich doch verpflichtet, ihr seine Gründe näher anzugeben. Vor Allem bedarf er einer ungestörten Ruhe, um in behaglicher Muße arbeiten zu können. Diese Arbeit ist für ihn von der größten Bedeutung, und er hat sich deshalb schon seit längerer Zeit bemüht, für Alles Vorsorge zu treffen, damit ihn später

nichts von ihr abziehe. Holz und Lebensmittel sind beschafft, die nöthigen Bücher und Papiere so geordnet, daß er sie in jedem Augenblicke bequem zur Hand hat. Auch ist dafür gesorgt, daß es im Falle einer ernsteren Krankheit an den nöthigen Bequemlichkeiten nicht fehlen wird. Ein Umzug aber würde nicht nur mit Kosten und Verlusten, die er zum zweiten Male nicht tragen kann, verbunden sein, sondern ihm auch für geraume Zeit die Ruhe rauben, welche für ihn in seiner gegenwärtigen Lage größeren Werth hat, als selbst das Leben. Uebrigens sei die Gefahr, die diesem von Seiten des Gärtners drohe, nicht so bedenklich; er werde sich schon zu schützen wissen. Auch verspreche er gerne, sich nicht unvorsichtig zu weit zu entfernen, sondern seine Spaziergänge auf den Garten beschränken zu wollen. Selbst dahin werde er, wenn die Freundin ihm Waffen schicken wolle, sich nicht wagen, ohne stets eine Pistole in Bereitschaft zu halten. Sie dürfe also unbesorgt sein, und möge deshalb nicht weiter in ihn dringen. Sie würde ihm damit wehe thun und doch nichts erreichen, denn „der Widerspruch greift mir ans Leben, und ich bin eigensinnig mit vollem Rechte.“

In der That hatte er, auch abgesehen von seiner Antipathie gegen das Pariser Leben, genügenden Grund, zu bleiben, wo er war. Er durfte wirklich nicht hoffen, in der turbulenten Bewegung des gesellschaftlichen Verkehres auch nur die Zeit zu finden, welche ihm zur Ausarbeitung eines größeren Werkes, wie er es damals projektirte, unentbehrlich war. Die Copie nahm doch einen großen Theil des Tages in Anspruch, und der leidende Zustand brachte vielfache Störungen. Kamen nun noch die Abhaltungen hinzu, welche das gesellige Leben zur Folge hat, so blieb allerdings nur eine sehr beschränkte Arbeitszeit übrig, die um so weniger ausreichte, da mit Sicherheit auf sie nicht zu rechnen war, und er mit Erfolg nur arbeiten konnte, wenn er den geeigneten Augenblick abwarten und frei über ihn verfügen durfte. Seine Freunde, die gesund, an keine anderweitige Beschäftigung gebunden, lediglich ihrer literarischen Thätigkeit oder für die Gesellschaft lebten, nahmen auf diese Verhältnisse keine Rücksicht, weil sie ihnen selbst fremd waren. Rousseau aber war vollkommen befugt, sie zu betonen, zumal er an dem Grundsatze festhielt, seinen Lebensunterhalt weder von dem Ertrage seiner Schriften, noch von den milden Gaben Anderer abhängig zu machen, sondern durch seiner Hände Arbeit zu gewinnen.

Die scharf abweisende Antwort hatte übrigens den gewünschten Erfolg. Man ließ den eigenwilligen Eremiten wenigstens für die nächste Zeit in Ruhe. Er konnte sich ungestört seiner anziehenden Arbeit hingeben, und fühlte sich auch dann in seiner stillen Klause zufrieden und glücklich, als der Eintritt der rauhen und kalten

Jahreszeit ihn fast ausschließlich auf sie beschränkte. Hin und wieder freilich wurde er durch eine Verschlimmerung der körperlichen Leiden beunruhigt, die ihm dann wohl so bedenklich erschienen, daß er zweifelte, ob er den nächsten Frühling wiedersehen werde. Meist aber waren es leichte rheumatische Affectionen, mit welchen er zu kämpfen hatte. Sie gingen schnell vorüber und hinderten ebenso wenig, wie die sonstigen Unannehmlichkeiten, welche die ungewöhnliche Strenge dieses Winters mit sich brachte, daß er „die schlimme Jahreszeit hier doch nicht schlimmer fand, als anderswo." Nur daß der Verkehr mit den Freunden abgeschnitten war, wurde zuweilen schmerzlich empfunden. Doch „man tröstet sich mit der Hoffnung, sie im Frühling wiederzufinden" [29]).

Oder doch „wiederzusehen", wie er hinzufügt, denn daß sie so gar nicht daran dachten, ihn trotz seines kränklichen Zustandes in seiner Einsamkeit aufzusuchen, das kränkte und schmerzte ihn zu Zeiten doch. In der Regel mochte er sie wenig vermissen; die liebenswürdigen Wesen, welche ihn im Sommer auf seinen Spaziergängen begleitet hatten, waren ihm, als der Winter nöthigte, sich in die häuslichen Räume einzuschließen, auch dahin gefolgt. Sie umschwebten ihn beständig; „er sah überall nur die reizenden Freundinnen, ihren Freund, ihre Umgebungen, das Land, in welchem sie wohnten, lauter Gegenstände, welche die Phantasie für sie geschaffen oder ausgeschmückt hatte." Zwar bemühte er sich eine Zeit lang, dieser Traumwelt Herr zu werden. Indeß der Zauber, welchen er selbst so eifrig heraufbeschworen, übte nun auch an ihm seine Macht. Es war unmöglich, ihm zu widerstehen, und somit das Beste, sich ihm rückhaltlos hinzugeben. Der Dichter wider Willen beschloß, da die Gebilde seiner Einbildungskraft sich einmal nicht entfernen ließen, wenigstens einige Ordnung und einen gewissen Zusammenhang in sie zu bringen. Freilich entging es ihm nicht, daß dieses Unternehmen auf die Abfassung eines Romanes hinauslaufe, und er daher in Gefahr schwebe, mit sich und seinen bisher so entschieden und rücksichtslos vertretenen Grundsätzen in eklatanten Widerspruch zu gerathen. Es konnte wirklich nichts Unerwarteteres, nichts Auffallenderes geben, als daß er, der bis dahin gegen „die kraft- und saftlosen Bücher, welche nur Liebe und Weichlichkeit athmen", die strengsten Strafreden und die beißendsten Invectiven losgelassen, sich mit einem Male den Schriftstellern zugesellte, die er so unbarmherzig blosgestellt hatte. Wohl fühlte er „diese Inconsequenz in ihrer ganzen Stärke;" er „machte sie sich zum Vorwurfe, erröthete, ärgerte sich über sie." Doch „Nichts konnte ihn zur Vernunft bringen." Die Macht der Phantasie hatte ihn vollständig unterjocht, und es blieb ihm nur übrig, ihrem Antriebe auf jede Gefahr hin zu folgen. War diese doch auch vorläufig noch

nicht so groß; es stand ja bei ihm, ob er sein Werk demnächst Anderen mittheilen wolle oder nicht.

Man sieht, es wurde ihm nicht leicht, sein Gewissen zu beschwichtigen, oder vielmehr zu betäuben. Uns, die wir diesen inneren Kampf von einem höher gelegenen Standpunkte aus ansehen, mag er ein unwillkürliches Lächeln erregen. Für Rousseau hatte er doch eine sehr ernste Bedeutung. Der moralische Rigorismus, zu welchem er sich bekannte, war mit den Neigungen des Herzens und den Spielen der Phantasie, welchen er nicht zu widerstehen vermochte, allerdings unvereinbar. Er stand zu ihnen sogar in geradem Gegensatze. Die strenge Gesetzmäßigkeit des moralischen Wollens schließt die lose Willkür der individuellen Empfindung ebenso aus, wie sie selbst von dieser aufgehoben wird. Auch kann die abstrakte persönliche Freiheit, die Voraussetzung und der Zweck des vernünftigen oder verständigen Willens, da nur ein illusorisches Dasein haben, wo die Herrschaft des unmittelbaren, irrationalen Gefühls anerkannt wird. Rousseau hatte sich von Welt und Leben getrennt, um seine persönliche Unabhängigkeit gegen jede äußere Einwirkung sicher zu stellen. Jetzt mußte er erfahren, daß sie auch von inneren Einflüssen gefährdet, ja untergraben werden konnte. Frei von der Außenwelt, sah er sich in der Gefangenschaft des eigenen Herzens, und wenn er die Bande hätte sprengen können, mit welchen jene ihn umschlang, die Fesseln, welche das in der Einsamkeit erstarkte Gemüth ihm anlegte, vermochte er nicht zu brechen. Freilich sie waren mit Blumen umwunden, die zum Theil einen stark narkotischen Duft um sich verbreiteten. Er trug sie deshalb eine geraume Zeit, ohne ihren Druck sonderlich zu empfinden. Wenn er aber später seinem Lust und Liebe athmenden Romane eine moralische Wendung gab, so geschah dies doch keineswegs nur, um in den Augen des Publikums nicht inconsequent zu erscheinen, sondern vor Allem, um mit sich selbst in leidlicher Uebereinstimmung zu bleiben.

Allerdings hätte er sich diese Mühe insofern ersparen können, als es, streng genommen, nur ein scheinbarer Widerspruch war, wenn er mit Preisgebung der moralischen Reflexion den Eingebungen des Gefühles folgte. Er folgte damit immer nur sich selbst; die Gewalt, welche die Empfindung über ihn hatte, wurzelte ganz ebenso in seiner individuellen Natur, wie die Kraft, welche das abstrakte Denken und Wollen bei ihm entfaltete. Darum wirkte sie auch so unwiderstehlich; das sittliche Denken mochte sie perhorresciren, sie setzte sich doch, zwar in ihrer Weise unmittelbar, aber mit derselben Entschiedenheit durch, mit welcher früher der moralische Wille seine Herrschaft erlangt und behauptet hatte. Auch war es, weil sich in dieser Macht des Gemüthes eine wesentliche Seite seiner Persön-

lichkeit offenbarte, natürlich, daß er sich ihr, nachdem sie einmal das Uebergewicht gewonnen, mit voller und freudiger Hingebung überließ. Er hatte das schwere Joch der nüchternen Grundsätze zu lange getragen, als daß ihn das milde Walten der warmen Empfindung nicht hätte beglücken sollen. In der That lebte er wie in einem „seligen Rausche", als es ihm gelungen war, „die Vernunft zum Schweigen zu bringen", und er nun daranging, den Träumen seines Herzens eine bestimmte Form zu geben. Ein Plan, welcher dem Ganzen zu Grunde liegen konnte, war bald entworfen, da es vorläufig genügte, ihn in den allgemeinsten Umrissen festzustellen. Weit mehr interessirte das Detail der einzelnen Situationen, die meist schon früher, wie die Phantasie sie sich ausgemalt, schriftlich fixirt worden waren, und jetzt zu ihrer Vollendung noch mancher ergänzenden Züge bedurfte. Waren die nöthigen Aenderungen vorgenommen, so wurden die fertigen Abschnitte mit ganz besonderer Sorgfalt in's Reine geschrieben. Die innere Schönheit des Werkes und die „unaussprechliche" Freude, welche seine Ausarbeitung dem Verfasser bereitete, sollte, scheint es, auch in seiner äußeren Gestalt sichtbar werden. Nur das feinste Goldpapier galt für würdig, die reizenden Schilderungen aufzunehmen; die nasse Schrift wurde durch Silbersand getrocknet, und die einzelnen Bogen mit blauen Seidenfäden geheftet. Was so am Tage fertig geworden, wurde dann Abends den beiden Frauen vorgelesen. Es mochte dem Dichter, der für jetzt auf ein größeres Publikum verzichtete, doch zu einiger Genugthuung gereichen, daß „die Tochter, ohne etwas zu sagen, mit ihm vor Rührung schluchzte", während die Mutter wenigstens von Zeit zu Zeit ein stupides „Ach, wie schön das ist!" vernehmen ließ.

Im Grunde bedurfte er freilich der fremden Anerkennung nicht. Die Arbeit selbst erfreute, ja beglückte ihn so sehr, daß ihm ihre Wirkung auf Andere gleichgültig bleiben durfte. Auch würde ihn der intime Verkehr mit seinen Phantasiefreunden wohl noch lange vollständig befriedigt haben, hätten nicht seine wirklichen Bekannten wieder eine Störung herbeigeführt, durch welche er, und mit ihm zugleich der ruhige Fortgang des häuslichen Stilllebens für eine Weile unterbrochen wurde. — Gleich zu Anfang des Jahres 1757 erschien Diderot's Drama „Der natürliche Sohn", mit welchem die bis dahin unbekannte Dichtgattung des rührenden oder Familienschauspiels in die Literatur eingeführt wurde. In dem einleitenden Dialoge, in welchem der Dichter seine Neuerung aus ästhetischen und moralischen Gründen zu rechtfertigen suchte, hatte er u. A. in seiner scharfen, schneidenden Weise den Satz ausgesprochen: „Nur der böse Mensch ist allein." Als Rousseau diese Sentenz gelesen, schien es ihm, daß sie in ihrer allgemeinen und unbedingten Fassung unwahr sei. Mit

Recht, wie uns dünkt, denn Diderot hatte sie nicht in dem tieferen Sinne verstanden, nach welchem die sittliche Verderbniß mit der concentrirten Selbstsucht zusammenfällt, und darum die innere Vereinsamung des Menschen zur Folge hat, sondern nur sagen wollen, daß die äußere Absonderung vom gesellschaftlichen Leben das Zeichen und die Wirkung einer verwerflichen Denkweise sei. Daß sie dies nicht selten wirklich ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebensowenig läßt sich aber bestreiten, daß die Flucht aus der Gesellschaft in vielen Fällen gerade umgekehrt einen Beweis für die Macht und die Reinheit des sittlichen Geistes abgiebt. Diderot hatte nicht Unrecht, wenn er in der lebendigen Gemeinschaft mit den Menschen die Gewähr des sittlichen Sinnes fand. Er übersah nur, daß diese Gemeinschaft nicht nothwendig in einem äußeren Verkehre zu bestehen braucht, vielmehr um so inniger sein kann, je ausschließlicher sie eben nur eine innere bleibt. Jedenfalls war Rousseau vollkommen befugt, daran Anstoß zu nehmen, „daß so viele hochgeachtete und weise Männer, die zu allen Zeiten in der Zurückgezogenheit Ruhe und Frieden gesucht haben, so mit einem Federstriche zu Bösewichtern erklärt wurden."

Indeß war es nicht blos der Inhalt der Sentenz an sich, was sie ihm anstößig erscheinen ließ. Weit unangenehmer berührte sie ihn als der Ausspruch eines Mannes, der ihm von allen seinen Freunden der nächste und liebste war. Wie konnte es denn Diderot, als er sie niederschrieb und gar drucken ließ, entgehen, daß er in ihr auch über seinen, wie alle Welt wußte, in der Einsamkeit lebenden Freund öffentlich den Stab brach? Hatte er die Existenz dieses Freundes ganz vergessen, oder es für überflüssig gehalten, zu seinen Gunsten, etwa durch eine allgemein gefaßte Beschränkung seiner Thesis, eine Ausnahme zu statuiren? In dem einen wie in dem anderen Falle wurde seine freundschaftliche Gesinnung, die allerdings ohne persönliche Theilnahme und aufrichtige Achtung nicht füglich bestehen konnte, sehr zweifelhaft. Man kann Rousseau diese Zweifel um so weniger verargen, da sie durch das bisherige Verhalten Diderot's ohnehin schon vielfach angeregt worden waren. Auch glauben wir unsererseits, daß derselbe seine kühne Behauptung zwar nicht gerade in der Absicht aufstellte, um Rousseau durch sie zu treffen — er mochte in dem Augenblicke, wo der Gedanke ihm in die Feder fuhr, den fernen Freund wirklich vergessen haben —, daß es ihm aber ganz recht war, wenn er sich durch sie getroffen fühlte, und er deshalb jede Einschränkung bei Seite ließ. Er hielt in der That dafür, daß die Neigung zur Einsamkeit auch bei Rousseau geeignet sei, den Charakter zu korrumpiren, und hoffte vielleicht, ihn durch diese indirekte Mahnung umzustimmen. Gewiß aber war der eingeschlagene Weg

kein solcher, den er dem Freunde gegenüber betreten durfte, denn er führte allerdings dahin, diesen in den Augen des Publikums mehr oder weniger herabzusetzen. War doch damals alle Welt darauf aus, in solchen piquanten Aussprüchen bekannter Schriftsteller persönliche Beziehungen zu suchen, die auch oft genug in ihnen versteckt lagen. In dem vorliegenden Falle konnte man sie um so eher wittern, da die Lebensweise Rousseau's auffallend genug, und sein Verhältniß zu Diderot allgemein bekannt war.

Kein Wunder daher, daß unser Einsiedler, dem trotz seiner Weltentfremdung die Aufrechthaltung seines Rufes und Ansehens sehr am Herzen lag, über den unerwarteten Angriff empört war. Größer als der Zorn, war aber der Schmerz darüber, daß derselbe von seinem nächsten Freunde, oder doch von Jemandem ausging, den er noch immer nicht umhin konnte, dafür zu halten. Es ist fast ergreifend, die zuweilen krampfhaften Anstrengungen zu sehen, mit welchen er den Liebling des Herzens festzuhalten, oder wenn sich derselbe zu entfremden scheint, zu sich zurückzuführen sucht. Man bedauert unwillkürlich die Fülle von Liebe, die da verschwendet wird, und wundert sich zugleich, daß dieser scharfblickende Mann seinen Irrthum nicht früher erkannte. Freilich giebt es einen gewissen Eigensinn des Herzens, der an dem Gegenstande der Neigung auch dann noch festhält, wenn die Einsicht den Glauben an ihre Erwiederung für einen leeren Wahn erklärt. Wie Rousseau das Benehmen Diderot's auffaßte, hätte er ohne Frage schon jetzt die freundschaftliche Beziehung als definitiv gelöst betrachten müssen. Dazu aber war er nicht im Stande; die Ueberlegung mochte den Freund verurtheilen, das Herz protestirte gegen die Ausführung des Urtheils und gab sich vor wie nach der Hoffnung hin, daß sich dasselbe doch noch als ungerecht erweisen werde. Auch ließ sich nicht in Abrede stellen, daß der Vorwurf, welchen er gemacht, trotz seiner verletzenden Form sachlich nicht ganz unbegründet war.

Die Ansicht Diderot's, daß das einsame, zurückgezogene Leben den Anforderungen der Sittlichkeit widerstreite, wurde, selbst in ihrem beschränkten Sinne, auch von Rousseau getheilt. Er erkannte prinzipiell die Verpflichtung an, in persönlicher Gemeinschaft mit seinen Mitmenschen zu leben und zu wirken; er leugnete ebensowenig, daß dies auch seine Pflicht sei. Zwar glaubte er sich nicht in der Lage, sie erfüllen zu können. Doch empfand er diese Unterlassung stets als ein Unrecht, und wenn er in der Einsamkeit nie die volle Ruhe fand, welche sie ihm in Aussicht stellte, so hatte das zum Theil seinen Grund in dem störenden Bewußtsein, daß er ihren Genuß durch eine Schuld erkaufe. Schon in jüngeren Jahren, als er noch in den Charmettes lebte, hatte er das Bedürfniß gefühlt, seinen Rückzug aus

der Welt wenigstens vor sich selbst zu entschuldigen. Als er dann später ein öffentlicher Charakter geworden war, hielt er es für geboten, sich auch vor der öffentlichen Meinung, so gut das anging, zu rechtfertigen. Wiederholt berief er sich auf den schwankenden Zustand seiner Gesundheit, der ihm nicht erlaube, an dem gesellschaftlichen Leben unmittelbaren Antheil zu nehmen, so wie auf die Nothwendigkeit, die zu Gebote stehende Zeit und Kraft für den Erwerb des eigenen Unterhaltes zu verwenden. Andererseits hob er hervor, daß er auch in seiner Zurückgezogenheit kein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei. Er diene ihr durch das nachahmungswerthe Beispiel seines Lebens, durch die Wahrheiten, welche er in seinen Schriften vortrage, durch das Gute, welches er nach Kräften in seiner nächsten Umgebung übe[30]). Gewiß durfte er glauben, damit eine genügende Entschädigung für das zu bieten, was er nicht leistete, und jedenfalls erwarten, daß seine nächsten Freunde sie auch dann für ausreichend halten würden, wenn sie ihn selbst nicht immer vollkommen befriedigte.

Nun mußte er aber erfahren, daß diejenigen, welche ihn gegen eigene und fremde Vorwürfe hätten vertheidigen sollen, seine öffentlichen Ankläger wurden. Er begriff das nicht; es schien ihm fast unmöglich, daß dem wirklich so sein sollte. Vielleicht hatte sich Diderot, was ihm bei seinem ungestümen, zerstreuten Wesen leicht begegnen konnte, eine Uebereilung zu Schulden kommen lassen, die er, darauf aufmerksam gemacht, alsbald wieder gut machen werde. So schrieb er ihm denn, tief ergriffen, wie er war, und unter Thränen einen Brief, um ihm das Unrecht, welches er begangen, und die schmerzliche Kränkung, die er ihm zugefügt habe, vorzustellen. Die Antwort Diderot's war nicht geeignet, seinen verletzenden Ausspruch vergessen zu machen. Rousseau fand sie „empörend", und auch wir müssen sie unter den gegebenen Umständen als hart und rücksichtslos bezeichnen[31]). Auch fällt der kleinliche Sinn auf, welchen der große Philosoph in ihr an den Tag legt. Er kann sich natürlich nicht dazu verstehen, seine Sentenz zurückzunehmen oder zu modifiziren. Es bleibt dabei, die Einsiedler sind durchgängig schlechte Subjekte. Die einzige Ausnahme, welche er allenfalls zugeben könne, bilde eben sein Freund Rousseau. Doch „auch darüber", fügt er hinzu, „wäre noch Manches zu sagen, wenn man es sagen könnte, ohne Sie zu erzürnen. Eine Frau von achtzig Jahren ꝛc. — Man hat mir auch eine Stelle aus einem Briefe des jungen d'Epinay mitgetheilt, die Ihnen sehr schmerzlich gewesen sein muß, oder ich kenne Ihren Charakter schlecht."

Es ist allerdings kaum begreiflich, daß Rousseau, wie er selbst sich später ausdrückt, nach solchen Aeußerungen seinem liebenswürdigen

Freunde nicht „in's Gesicht lachte" und sofort den Laufpaß gab. Ein Mann, der im Grunde nur, um seinen vermeintlichen Orakelspruch aufrecht zu erhalten, dem Freunde in einer so pedantisch hochfahrenden, und zugleich so kindisch albernen Weise entgegentrat, war seiner, wie groß die eigenen Schwächen auch sein mochten, doch nicht würdig. Der junge d'Epinay mochte sich immer die scherzhafte Bemerkung erlauben, „daß auf den pariser Boulevards zwanzig Bettler vor Hunger und Kälte umkämen, weil sie den Sou entbehren müßten, welchen Rousseau ihnen früher zu geben pflegte." Daß aber Diderot auf diese Aeußerung in vollem Ernste Bezug nahm, um dem Freunde den corrumpirenden Einfluß seines Einsiedlerlebens deutlich zu machen, stellt seinen Geist, oder aber seine Aufrichtigkeit in ein sehr zweifelhaftes Licht. Komisch ist auch die affektirte Wichtigkeit, mit welcher er die achtzigjährige Frau in Scene setzt. Diese würdige Matrone war keine andere, als die Mutter Theresens, welche Rousseau nach der Ansicht seines Freundes unverantwortlicher Weise nöthige, trotz ihres Alters und ihrer Kränklichkeit, sein tristes Leben in der abgelegenen Klause zu theilen.

Man muß sich freilich, um diesen Vorwurf richtig zu würdigen, an die schreckhaften Vorstellungen erinnern, welche der Winteraufenthalt auf dem Lande bei Großstädtern, namentlich wenn sie Franzosen und Pariser sind, zu erregen geeignet ist. Es kann für sie nichts Trostloseres und Langweiligeres geben; sie halten daher Jeden für unglücklich, der zu einem solchen Leben gezwungen ist; wer es aber freiwillig über sich nimmt, ist in ihren Augen entweder ein Narr, oder ein Arges sinnender Bösewicht. Rousseau selbst mochte damals, wie später, noch so ernstlich betheuern, daß er die Einsamkeit liebe, weil er sich in ihr zufrieden und glücklich fühle, Niemand glaubte ihm; die ihm wohlwollten, beklagten ihn[32]); seine offenen und geheimen Feinde aber fuhren fort, seine Lebensweise zu Spott oder Verleumdung zu benutzen. Man darf daher wohl glauben, daß der im Grunde sehr gutmüthige Diderot die Alte in der That bedauerte. Schlau und begehrlich wie sie war, hatte sie sich bei ihm, wie bei den übrigen pariser Freunden Rousseau's, die es nicht unter ihrer Würde hielten, mit ihr persönlich zu verkehren, gelegentlich über ihre traurige Lage beklagt, obgleich dieselbe an sich so gut war, daß sie recht wohl zufrieden sein konnte. Rousseau ließ es ihr an Nichts fehlen, was sie in gesunden oder kranken Tagen bedurfte, und mehr konnte billiger Weise nicht verlangt werden[33]). Es war daher in hohem Grade lächerlich, wenn Diderot es ihm fast zum Verbrechen machte, daß er dieser Person wegen nicht in die Hauptstadt zurückkehrte.

Wir haben schon früher bemerkt, daß und warum der Charakter Rousseau's es ihm so schwer, ja fast unmöglich machte, mit irgendwem

5*

in dauernder Freundschaft zu leben. Daraus folgt aber keineswegs, daß wenn er mit den Freunden, die er wirklich hatte, brach, die Schuld lediglich, oder auch nur vorzugsweise ihm beizumessen ist. Trifft ihn ein Vorwurf, so ist es im Gegentheil der, daß er zu lange an Menschen festhielt, die ihm, wie gut und bedeutend sie auch sein mochten, innerlich mit ihrem eigensten Denken und Wollen ferne standen. Verfolgt man diese Beziehungen genauer, so stellt sich heraus, daß, so weit in solchen Verhältnissen von wahrer Freundschaft die Rede sein kann, dieselbe auf Seiten Rousseau's zu finden ist. Es ergiebt sich nicht minder, daß er es war, der die bestehenden Verbindungen aufrecht zu erhalten suchte, daß nur fortgesetzte Kränkungen und eine Reihe von beleidigenden Angriffen auf seine persönliche Würde ihn bestimmen konnten, aus ihnen herauszutreten. Dies gilt ganz besonders von seiner Verbindung mit Diderot; man braucht nur die Art und Weise, wie Beide nach dem Bruche sich über einander äußern, zu vergleichen, um sofort zu erkennen, wer von ihnen, wir sagen nicht der bessere Mensch, wohl aber der aufrichtigere Freund gewesen [34]). Auch bei dem hier in Rede stehenden Zwiste benahm sich Rousseau so, daß es ihm allein zuzuschreiben ist, wenn derselbe nach einiger Zeit ausgeglichen wurde.

Zunächst freilich veranlaßte ihn die schroffe Antwort Diderot's zu einer heftigen Replik, wie sie von „einem rechtschaffenen Manne, der von seinem Freunde insultirt worden, erwartet werden durfte" [35]). Dieselbe liegt uns nicht vor, wohl aber ein gleichzeitiger Brief an Mad. d'Epinay, welche ihm gerade im Laufe dieses Winters mannigfache Beweise ihrer freundschaftlichen Fürsorge gegeben hatte und deshalb seinem Herzen noch näher getreten war, als vordem. „Meine theure Freundin", schreibt er ihr, „ich muß ersticken, wenn ich mein Leid nicht einem theilnehmenden Herzen klage. Diderot hat mir einen Brief geschrieben, der mir durch die Seele schneidet. Er giebt mir zu verstehen, daß es reine Gnade von ihm ist, wenn er mich nicht für einen Bösewicht hält. Und wissen Sie, warum? Weil Mad. le Vasseur bei mir ist." Er zeigt dann, wie viel, oder wie wenig dieser Umstand bedeute, erklärt, wie „lieben und nur undankbare Herzen finden" das Einzige sei, was er nicht ertragen könne, und schließt mit den Worten: „Verzeihen Sie, meine Freundin, mein Herz ist schwer von Kummer, und die Augen voll von Thränen, die nicht fließen können. Könnte ich Sie einen Augenblick sehen und weinen, wie würde ich mich erleichtert fühlen." Man sieht, Zorn und Schmerz kämpfen in ihm; die Gnade, welche der Freund ihm will zu Theil werden lassen, hat seinen, hier allerdings berechtigten Stolz auf das Tiefste verwundet; sein ganzes Wesen empört sich gegen den, mindestens sehr leichtfertigen Angriff, welcher auf den innersten

sittlichen Kern desselben gerichtet worden war. Der Unwille hemmt den Ausbruch des Schmerzes, der aber doch allen Zorn in Thränen der Rührung auflösen würde, wenn ihm der Freund nur von Ferne die Hand zur Versöhnung bieten wollte.

In der That verspricht Diderot für einen der nächsten Tage seinen Besuch, aber leider in einem Briefe, den Rousseau „abscheulich" nennt. Diese andauernd unfreundliche Haltung hat denn doch endlich die entsprechende Wirkung. Rousseau antwortet nun auch seinerseits in einem kalten, stellenweise bittern Tone, welchem man aber doch noch die Gewalt anmerkt, die er seinem Herzen anthun muß [36]). „Sie wollen nach der Eremitage kommen? ich bitte Sie, thun Sie das nicht, ich bitte Sie inständig darum. In der Stimmung, in welcher wir uns beide befinden, ist es nicht rathsam, uns so bald zu sehen; es hat allen Anschein, daß es unsere letzte Zusammenkunft sein würde, und ich will die Freundschaft nicht gefährden, die mir auch in dieser Krise noch theuer ist." Er fühlt es, der Bruch ist unvermeidlich und unheilbar, wenn Diderot seinen Vorsatz ausführt. Diese Aussicht schreckt ihn; er kann es nicht darauf ankommen lassen, und ist deshalb fast ängstlich bemüht, den Besuch abzuwehren. Diderot aber, fürchtet er, wird doch kommen, sich selbst durch das kalte, unfreundliche Wetter nicht abhalten lassen. Er sagt es ihm geradezu, daß es ihm am Ende recht sein werde, wenn er sich bei dieser Gelegenheit eine Krankheit zuziehe; könne er dann ja doch den Freund dafür verantwortlich machen, und ihn so doppelt kränken. Man sieht, wessen er in der gereizten, argwöhnischen Stimmung, die ihn beherrscht, seinen Liebling fähig hält. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen ihn, scheint es, zu solcher Annahme. Denn „Sie sind bei allen unseren Zwistigkeiten stets der angreifende Theil gewesen, und ich bin gewiß, daß ich Ihnen nie etwas Böses zugefügt habe, außer dadurch, daß ich nicht immer das Schlimme geduldig hinnahm, was Sie mir zuzufügen lieben. Ich war glücklich in meiner Einsamkeit, Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, mein Glück zu stören, und Sie lösen dieselbe sehr gut...." In diesem bittern Tone geht es fort, aber Rousseau nimmt ihn doch nur an, weil er ihm von dem Freunde aufgezwungen worden. „Ich habe Ihnen bis dahin nie ohne innere Bewegung geschrieben. Endlich aber geht die Kälte Ihrer Briefe auch auf mich über. Meine Augen sind trocken, mein Herz zieht sich zusammen, indem ich Ihnen schreibe." Doch ist er selbst jetzt noch weit davon entfernt, die Gesinnung des Freundes anzutasten, oder an seinem guten Herzen zu zweifeln. Nicht der Mensch, sondern der Philosoph Diderot trägt die Schuld dieser Irrungen. Nur weil die Ansichten und Maximen, die er einmal ausgesprochen hat, festgehalten werden sollen, müssen auch die berechtigtsten Empfin-

dungen schweigen. Das Herz wird dem Kopfe, die Wahrheit des Gefühls den Sophismen des Verstandes zum Opfer gebracht.

In dieser Unterscheidung traf Rousseau allerdings den Punkt, in welchem die Persönlichkeit Diderot's nicht nur, sondern auch die der übrigen Freunde von der seinigen am entschiedensten abwich. Die unmittelbaren Impulse des Gefühls, welche für ihn aller Reflexion zum Trotz stets maßgebend waren, hatten für sie eine nur sekundäre Bedeutung. Weil er aber die Schwäche ihrer Empfindung als eine Folge der überwiegenden Macht des Denkens ansah, konnte er den Glauben an ihre ursprüngliche Stärke auch dann noch festhalten, als sie ihm gegenüber ihre Ohnmacht an den Tag gelegt hatte. Es ist für einen gefühlvollen Menschen eben schwer, die Herzlosigkeit Anderer als eine ausgemachte Thatsache hinzunehmen. Bevor er sich dazu entschließt, erklärt er sie lieber für eine Selbsttäuschung, die auf Rechnung des irrenden Verstandes oder äußerer Umstände zu setzen ist, und früher oder später schwinden muß. Diderot mochte immerhin fortfahren, sich kalt und rücksichtslos zu zeigen; Rousseau glaubte doch nicht, daß es damit ein rechter Ernst sei. Vielleicht that er selbst dem Freunde Unrecht, wenn er seinen Aeußerungen eine so schlimme Deutung gab. Jedenfalls schien es bei dem eigenen heftigen und aufbrausenden Wesen sehr möglich, daß er ihm durch seine Erwiederung zu nahe trat. Er beschloß daher, bevor er sie abgehen ließ, sie der Freundin zur Prüfung vorzulegen.

„Da haben Sie", schreibt er an Mad. d'Epinay, „Diderot's Briefe und meine letzte Antwort; lesen und urtheilen Sie, denn ich bin zu gereizt, zu empört, um ruhig überlegen zu können" [37]). Die Freundin aber war der Meinung, daß er zu weit gegangen sei und bestimmte ihn leicht, seine Entgegnung zurückzunehmen. Sie wollte, scheint es, den drohenden Bruch um jeden Preis verhindern, und bemühte sich deshalb ernstlich, eine Vermittelung herbeizuführen. Zu dem Ende suchte sie Diderot persönlich zu größerer Milde zu bewegen, während sie gleichzeitig Rousseau gegenüber die guten Absichten des Freundes betonte. Indeß blieben ihre Bemühungen zunächst fruchtlos; der harte Sinn des Philosophen wollte sich nicht beugen, der gereizte Einsiedler aber konnte auch beim besten Willen nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß er in den verletzenden Aeußerungen des Freundes den Ausdruck seiner freundschaftlichen Gesinnung zu sehen habe. In der Sache freilich, die zu seinen Vorwürfen den Anstoß geboten, gab er ihm theilweise Recht. Er fing auch seinerseits an zu glauben, daß die Mutter Theresens in Paris besser aufgehoben sein werde, und machte ihr deshalb den Vorschlag, mit der Tochter oder allein dorthin zurückzukehren, indem er zugleich versprach, zu ihrem Unterhalte ein bestimmtes Jahrgeld zu zahlen, dessen Betrag

die Freunde feststellen möchten. Therese weigerte sich natürlich, ihn zu verlassen, und die Mutter war so weit davon entfernt, auf das Anerbieten einzugehen, daß sie ihm „diesen Versuch, sie los zu werden", zum heftigsten Vorwurfe machte. Rousseau sah sich somit außer Stande, dem Willen der Freunde zu genügen, hielt es aber zu seiner Rechtfertigung für geboten, diese Unmöglichkeit durch einen eigenhändigen Brief der Alten an Mad. d'Epinay constatiren zu lassen [38]).

War das eine offenbare Schwäche, so entsprang sie doch aus dem Zweifel an dem eigenen Rechte. Auch ging er in seiner Nachgiebigkeit nicht weiter; die Zumuthung der Freundin, Diderot entgegen zu kommen, wies er entschieden zurück. „Da ich mich schwer beleidigt fühle, würde in der Anerkennung eines Unrechtes, das ich nicht habe, eine Gemeinheit und Falschheit liegen, die ich mir nicht erlauben kann, und Sie selbst tadeln müßten. Das Evangelium befiehlt zwar dem, welcher einen Backenstreich erhalten hat, auch die andere Wange hinzuhalten, keineswegs aber, um Verzeihung zu bitten." Inzwischen schrieb Diderot, wahrscheinlich aufgebracht über die entschiedene Ablehnung seines Besuches, einen dritten Brief, welcher nicht gerade geeignet schien, das gute Einvernehmen herzustellen. Immer noch beharrte der Philosoph in seiner bisherigen Stellung und bei dem früheren, harten und hochfahrenden Tone. Er nannte den Freund „böse, ungerecht, grausam, undankbar;" er erinnerte an die Dienste, die er ihm geleistet, und klagte über die Leiden, welche jener ihm selbst bereitet habe. Wie scharf und unbegründet diese Beschwerden und Vorwürfe auch sein mochten, es lag doch in ihnen eine Anerkennung des freundschaftlichen Verhältnisses, welche ihren Eindruck auf Rousseau nicht verfehlte [39]). In seiner Antwort weist er daher zwar die erhobenen Beschuldigungen bestimmt ab, findet aber stellenweise die eindringliche Sprache des bewegten Herzens wieder, die vor der bisherigen Kälte des Freundes hatte verstummen müssen.

Nachdem er ihm gesagt, daß er seine Dienste keineswegs vergessen, aber auch nicht höher angeschlagen habe, als die jedes anderen rechtschaffenen Mannes, fährt er fort: „Alle Ihre eifrigen Bemühungen, mir Dinge zu verschaffen, die ich nicht mag, rühren mich wenig. Ich will nur Freundschaft, und sie ist das Einzige, was man mir verweigert. Undankbarer! ich habe Dir keine Dienste geleistet, aber ich habe Dich geliebt, und Du wirst mir Zeit Deines Lebens nicht vergelten, was ich ein Vierteljahr lang für Dich empfunden habe." Er denkt an den Sommer, wo Diderot in Vincennes gefangen saß, und er weder die Weite des Weges, noch auch die heiße Gluth des Mittags beachtete, weil „der Freund des Trostes bedurfte." Und

nun! .. „Gefühlloser und harter Mensch! zwei Thränen, an meinem Herzen vergossen, wären mir mehr werth gewesen, als der Thron der Welt, aber Du verweigerst sie mir, und begnügst Dich damit, mir solche auszupressen. Sei es denn! behalte alles Andere, ich will nichts mehr von Dir." Nachdem er dann gesagt, warum er seinen Besuch abgelehnt, und Mad. d'Epinay von dem Vorgange Mittheilung gemacht habe, fügt er hinzu: „Was mich betrifft, so kann ich die Sache, jemehr ich über sie nachdenke, um so weniger begreifen. Wie? Weil Sie, ich weiß nicht recht warum, gesagt haben, daß der schlechte Mensch allein ist, muß ich unbedingt schlecht sein, muß der Freund nothwendig der Sentenz geopfert werden? Für andere Schriftsteller möchte die Alternative gefährlich sein, aber für Sie! Ueberdies ist sie nicht einmal nothwendig. Ihre Sentenz, obgleich dunkel und schief, ist in einem gewissen Sinne sehr richtig, und nimmt man sie so, dann gereicht sie mir nur zur Ehre. Denn was Sie auch sagen mögen, ich bin hier weit weniger allein, als Sie mitten in Paris." Man sieht, welche Bedeutung das ausgesprochene große Wort, seiner Ansicht nach, und auch wohl in der That für den Freund hatte, zugleich aber, wie hoch er ihn, trotz dieser lächerlichen Autoreitelkeit, noch hält. Dasselbe zeigt die Apostrophe, mit welcher er schließt: „Diderot, Diderot! ich sehe es mit bitterem Schmerze: beständig unter bösen Menschen, lernen Sie, ihnen ähnlich zu werden; Ihr gutes Herz verdirbt, und sie zwingen das meinige, sich allmählich von Ihnen abzulösen."

Uebrigens legte er diesmal seine Antwort der Freundin nicht zur Beurtheilung vor, wiewohl sie das gewünscht oder erwartet zu haben scheint. Ihre Einmischung mochte ihm allmälig unbequem werden; wenigstens lehnt er sie ziemlich entschieden ab. „Die Geschichte", erklärt er, „dauert schon zu lange; sie muß ein Ende haben; sprechen wir also nicht weiter davon." Ohnehin verstand Madame die Sache nicht so, wie er sie verstanden wissen wollte. In ihrem wohlgemeinten Eifer, den Zwist auszugleichen, stellte sie die Ursache desselben als geringfügig dar, womit sie dann im Grunde freilich Rousseau für den schuldigen Theil erklärte. Dieser verzieh ihr das zwar, weil er ihre Absicht kannte, vermerkte es aber doch übel, daß sie mehr die Partei des Freundes, als die seinige nahm. Auch hielt er es für nöthig, sie durch eine ausführliche Erörterung der Anforderungen, die er an seine Freunde stelle, über die Größe des ihm widerfahrenen Unrechtes zu belehren [40]). Madame mochte sich diesen Spiegel eines Freundes, wie er sein soll, nur immer vorhalten, wenn er auch keineswegs für ihren speziellen Gebrauch aufgestellt wurde. An sich aber ist er interessant genug, um einen raschen Blick hinein-

zuwerfen. Reflektirt er doch manche Züge, welche für seinen Urheber charakteristisch sind.

Vor Allem fordert Rousseau, daß seine Freunde eben Freunde sind, und nicht die Herren spielen wollen. Sie dürfen ihm Rathschläge, aber keine Befehle ertheilen; sie haben jedes Anrecht auf sein Herz, aber keines auf seine Freiheit. Ferner verlangt er, daß sie stets offen und rückhaltlos zu ihm sprechen. Sie können ihm unverhohlen sagen, was sie auf dem Herzen haben; er gestattet ihnen Alles, mit alleiniger Ausnahme der Geringschätzung. Denn ließe er sich diese von Seiten eines Freundes gefallen, so würde er sie verdienen: Hat Jemand „das Unglück", ihn zu verachten, so möge er das nicht ausdrücklich erklären, sondern ihn einfach aufgeben; er erfüllt damit nur eine Pflicht gegen sich selbst. Im Uebrigen darf er seine Beschwerden und Vorstellungen in jedem beliebigen Tone erheben; er macht so lediglich von seinem Rechte Gebrauch. Wenn aber der Freund, nachdem er sie angehört, nun doch s e i n e m Willen folgt, so ist er nicht minder in seinem Rechte. Rousseau findet es sehr ungehörig, daß man immer wieder auf abgemachte Dinge zurückkomme. Ebenso unleidlich ist ihm das eifrige Bestreben, kleine Dienste zu leisten, die nicht verlangt werden. Er sieht darin die geheime Absicht oder Neigung, eine gewisse Ueberlegenheit geltend zu machen. Ueberdies kann ja alle Welt ebenso gut Gefälligkeiten erweisen, wie der Freund. Ihm geziemt es, zu lieben und sich lieben zu lassen, denn das kann nur er allein. Auch sind es lediglich die Beweise seiner Zuneigung, welche seine Wohlthaten erträglich machen, vorausgesetzt, daß er bei der Auswahl derselben nicht den eigenen, sondern den Geschmack des Freundes zu Rathe gezogen hat.

Tritt aber irgend ein Zerwürfniß ein, so müßte allerdings eigentlich der, welcher Unrecht hat, zuerst nachgeben. Da indeß in solchem Falle Jeder Recht zu haben glaubt, so hält Rousseau es für billig, daß, wer den Streit begonnen, ihn auch beendige, selbst wenn er im Rechte sein sollte. „Nehme ich den Tadel des Freundes schlecht auf, werde ich böse ohne Grund, gerathe ich zur Unzeit in Zorn, so soll er es nicht ebenso machen, vielmehr mich zu besänftigen suchen, was ihm schon bald gelingen wird. Später mag er mich dann schelten, mir die Wahrheit sagen; er wird gewiß mit mir zufrieden sein. Handelt es sich aber um eine Kleinigkeit, so lasse er sie fallen und setze nicht kindischer Weise eine Ehre darein, auf jeden Fall den Sieg davon zu tragen." Sind dies die Ansprüche, welche Rousseau, wie er sie an seine Freunde stellt, auch seinerseits zu erfüllen bereit ist, so fordert er doch, in Anbetracht seines persönlichen Charakters und seiner eigenthümlichen Lage, noch mehr von ihnen, mehr sogar, als sie von ihm verlangen dürfen. Allein und einsam ist er empfindlicher,

als Andere; wer in der Welt lebt, vergißt in den mannigfachen Zerstreuungen die Kränkung eines Freundes leicht und schnell; er aber, stets auf sich beschränkt, hat sie beständig im Sinne; sie beschäftigt ihn selbst die schlaflosen Nächte hindurch, und bereitet ihm so „an einem einzigen Tage Jahre des Schmerzes". Auch daß er krank ist und in dürftigen Umständen lebt, berechtigt ihn zu Schonung und Rücksichten. Freilich, daß er solche Rücksichten fordert, fällt ihm doch selber auf. Er gesteht, daß die Freundin sie stets aus eigenem Antriebe genommen hat, und weiß, daß wahre Freunde einer derartigen Mahnung nicht bedürfen. Doch, „wo sind denn diese wahrhaften Freunde? Wahrlich, es ist mir schwer genug geworden; sie entbehren zu lernen. Ich kenne viele Leute, die es nicht ungern sehen würden, wenn ich ihnen verpflichtet wäre, und manche, welchen ich es in der That bin. Aber Herzen, werth, dem meinigen zu entsprechen, es ist schon genug, deren eines zu kennen."

Sieht man davon ab, daß hier gefordert wird, was sich der Natur der Sache nach nur geben und nehmen läßt, so treten in dieser Auffassung freundschaftlicher Beziehungen manche freie und große, und nicht minder einige feine und zarte Züge hervor. Auf Mad. d'Epinay aber scheint sie in etwa verstimmend eingewirkt zu haben. Sie schwieg eine Zeit lang, und Rousseau, besorgt, seine Epistel möchte ihr irgendwie mißfallen haben, versichert ihr ausdrücklich, daß er mit derselben nur seine Rechtfertigung gegenüber dem Freunde Diderot und den Anderen, welche vormals diesen Namen trugen, im Auge gehabt habe [41]). Mit Diderot nämlich hatte er sich inzwischen ausgesöhnt. Sein letzter Brief war wohl nicht ohne eine entsprechende Wirkung geblieben. Auch bestand Mad. d'Epinay so nachdrücklich auf einer persönlichen Zusammenkunft, daß er, allmälig ruhiger geworden, seine Zustimmung nicht länger verweigerte. Diderot kam, und Rousseau konnte der Freundin melden [42]): „Sie hatten doch sehr Recht, zu wünschen, daß ich Diderot sehen möchte. Er hat den gestrigen Tag hier zugebracht, und ich habe lange keine so köstlichen Stunden verlebt. Es giebt doch keine Mißstimmung, die der persönlichen Nähe eines Freundes widerstehen könnte." Leider konnte sie aber die Erinnerung an das Geschehene nicht aufheben; es sollte sich bald genug zeigen, daß einige gemüthliche Stunden keineswegs ausreichten, um ein Verhältniß aufrecht zu halten, welches nicht mehr auf der Gemeinschaft der Ueberzeugungen und Bestrebungen ruhte. Doch vorläufig war der erste heftige Stoß, den es erfahren, glücklich abgewehrt. Für eine Weile kehrte die Ruhe in das Innere Rousseau's, wie in seine häusliche Umgebung zurück. Er konnte die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen und, wenigstens theilweise, zu einem vorläufigen Abschlusse bringen.

VI.

Vollendet wurde sie erst nach einigen Jahren, und wir müssen die Schilderung der begeisterten Aufnahme, welche dann die „Neue Heloise" [43]) nicht nur in Frankreich, sondern in einem großen Theile des übrigen Europa fand, bis zu diesem Zeitpunkte verschieben. Das Werk selbst aber gehört seinem wesentlichen Inhalte nach in die hier in Rede stehende Periode. Nicht nur wurde in ihr der Plan des Ganzen entworfen und skizzirt, so daß die spätere Arbeit lediglich als die Ausführung eines feststehenden Gedankens anzusehen ist. Es sind auch die Theile des Romanes, welche vorzugsweise in dem persönlichen Wesen des Verfassers wurzeln, und mit zwingender Nothwendigkeit aus einem unmittelbaren Drange desselben geschaffen wurden, damals concipirt und vollendet worden. Wir leugnen damit nicht, daß selbst diese Parthien den Einfluß späterer Erlebnisse erfahren haben. Doch hat sich derselbe nur im Detail, in einzelnen leichten Zügen und schwachen Nuancen geltend gemacht. Im Ganzen und Großen sind sie der lebendige Ausdruck der Stimmung, welche in Rousseau nach und nach in Folge seiner Uebersiedlung in die Eremitage zum vollen Durchbruche kam, und ihn, so lange er dort verweilte, fast ausschließlich beherrscht hat. Wenn aber in ihnen das innere Gemüthsleben sich treu und rein abspiegelt, so enthalten die später hinzugefügten Abschnitte nichts, was seinem Inhalte nach nicht schon damals in dem Gedankenkreise des Dichters gelegen hätte. Es scheint uns daher angemessen, das ganze Werk schon hier in den verschiedenen Beziehungen zu erörtern, welche für seine volle und gerechte Würdigung von Wichtigkeit sind.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst den Inhalt des Romanes. Einfach wie er ist, beschränkt in Handlung und Charakteren, lassen sich die bedeutsamen Situationen und entscheidenden Wendepunkte leicht übersehen, während ihre Motivirung und Verknüpfung weniger deutlich heraustritt [44]).

In Vevay, der kleinen Stadt, die am Fuße der Alpen und an den Ufern des Genfer See's so reizend gelegen ist, wohnt die Familie des Barons d'Etange. Er selbst, ein Mann von etwa sechszig Jahren, hat lange in militairischen Diensten gestanden, nun aber seinen Abschied genommen, um die noch übrigen Lebenstage im Kreise der Seinigen in behaglicher Muße zu verbringen. Einem alten Adelsgeschlechte angehörig, ist er auch persönlich ein Aristokrat vom reinsten Wasser. Vornehm in Wesen und Haltung, von edler, hochherziger Gesinnung, strenge in seinen Grundsätzen und durchaus ehrenhaft in seinem Wandel, ist er zugleich stolz auf seine Herkunft, durch-

drungen von dem höheren Werthe seines Standes und daher der bürgerlichen Welt gegenüber zwar bereit zu gnädiger Herablassung, aber auch stets der weiten, unausfüllbaren Kluft sich bewußt, durch welche er sie von sich geschieden glaubt. Die Ehre seines Hauses liegt ihm eben so sehr am Herzen, wie die eigene; er duldet nichts, was irgendwie einen Schatten auf sie werfen könnte. Sie gilt ihm selbst mehr, als das Wohlergehen seiner Familie, zu welcher er im Uebrigen eine große und tiefe Zuneigung hegt. Ernst und strenge, aber freundlich und liebevoll, waltet er im Kreise seiner Angehörigen. Sie können seiner beständigen Fürsorge und herzlichen Theilnahme gewiß sein, doch dürfen sie nicht vergessen, daß er der Herr im Hause ist. Sein stolzer, fester Sinn duldet keinen Widerspruch; durch seine frühere Stellung an blinden Gehorsam gewöhnt, fordert er ebenso von den Seinigen unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen.

Auch vermißt sich keiner von ihnen, es daran fehlen zu lassen. Seine Gemahlin, eine Frau von sanfter, fügsamer Natur, hat bei dem strengen Regimente ihres Eheherrn längst alle Selbständigkeit verloren. Ihrem Gatten ergeben, erfüllt von Hochachtung und Vertrauen zu ihm, ordnet sie sich ihm bereitwillig unter, wenn sie auch seine Ansichten, und besonders seine Standesvorurtheile nur bis zu einem gewissen Grade theilt. In Folge dieser Abhängigkeit aber spielt sie in ihrem Hause eine ziemlich passive Rolle, zumal die natürliche Schwäche durch die Kränklichkeit des zunehmenden Alters noch erhöht wird. Gutherzig wie sie ist, sucht sie, wo das angeht, die Strenge des Gatten durch milde Nachsicht, die dann wohl in schwächliche Sorglosigkeit übergeht, auszugleichen. Vor Allem hat sich die Tochter, nach dem Tode des älteren Bruders, das einzige Kind und der angebetete Liebling der Eltern, ihrer mütterlichen Fügsamkeit zu erfreuen. Freilich ist nicht zu befürchten, daß das holde Mädchen ihre Güte mit Absicht mißbrauchen werde. Sie erwiedert die Zuneigung der Eltern in vollstem Maße; mit kindlicher Ehrfurcht blickt sie zu ihrem Vater auf, mit herzlicher Liebe hängt sie an der Mutter, wiewohl der eine ihr zu ferne, und die andere nicht so nahe steht, daß sie sich in jedem Falle mit unbedingtem Vertrauen an sie wenden möchte. Sie hat, trotz aller Hingebung, doch die Anlage und Neigung zu einem persönlichen Eigenleben. Wie es scheint, ist mit dem milden, sanften Wesen der Mutter zugleich etwas von dem festen, selbständigen Sinne des Vaters auf sie übergegangen. Und schon steht sie in dem Alter, wo dieser Trieb, die eigenen Wege zu gehen, eine bestimmte Richtung einschlagen mag.

Sie hat fast ihr zwanzigstes Lebensjahr, und damit die volle Blüthezeit der Jugend erreicht. Noch ist ihr schuldloses Herz zwar ruhig, aber die tiefe und reiche Empfindung, welche es in sich birgt,

bedarf nur des Anstoßes, um in Fluß zu gerathen. Ein rascher Sonnenblick der Liebe kann diese noch geschlossene, aber reife Knospe öffnen. Und sie ist wohl geeignet, den erregenden Lichtstrahl auf sich zu lenken. Ohne gerade eine blendende Schönheit zu sein, ist Julie doch eine reizende Erscheinung. Das blonde Haar, der weiße Teint, die Rosen der Jugend auf den blühenden Wangen, die zarten und doch vollen Körperformen, werden leicht einem empfänglichen Sinne begegnen. Die Anmuth aber, welche sie umschwebt, das sanft und innig blickende Auge, der weiche, rührende Klang ihrer Stimme zieht eben so mächtig an, wie die unveränderliche Milde und liebevolle Güte, welche sich in Miene und Wort ausspricht. Nehmen wir hinzu, daß sie auch einen für alle edlen und großen Eindrücke offenen Sinn, einen gebildeten, urtheilsfähigen Geist, einen feinen und sicheren Geschmack besitzt, so müssen wir es wohl der Abgeschlossenheit ihres häuslichen Lebens zuschreiben, wenn sie bisher die Aufmerksamkeit der Männer noch nicht auf sich gezogen hat. Unbekannt sind ihr diese aber doch nicht geblieben; eine schwatzhafte Amme hat sie, zum Theil wohl in der guten Absicht, ihr reizbares Pflegekind vor Gefahr zu sichern, vorzeitig mit den Beziehungen der Geschlechter in einer Weise bekannt gemacht, durch welche zwar ihr reiner Sinn nicht getrübt, sie aber doch in etwa mit bedenklichen Vorstellungen vertraut geworden ist. Noch ruhen diese, oder tauchen doch nur zuweilen in unbestimmter Gestalt vor ihr auf. Noch füllt die Liebe zu den Eltern ihr Herz aus, sofern es nicht von der Freundschaft zu ihrer Cousine in Anspruch genommen wird. Und das ist allerdings in hohem Grade der Fall.

Diese Cousine, Clara d'Orbe, ist aber auch ein recht liebenswürdiges Wesen. Zwei Jahre jünger, als ihre Freundin, ist sie nach dem frühen Tode der Mutter mit dieser erzogen worden und stets in unmittelbarer Verbindung geblieben. In ihrer eigenen Familie hat sie Niemanden, der sie sonderlich anziehen könnte; selbst zu dem Vater, wie gut er ist, und wie herzlich sie ihn liebt, vermag sie kein intimes Verhältniß zu gewinnen. Um so inniger darf sie sich an ihre Verwandte anschließen, mit welcher sie denn auch allmälig Ein Herz und Eine Seele wird. Natürlich kommt es dahin nur, weil das Wesen beider Mädchen dasselbe ist. Ihre Naturen stimmen in den Grundzügen vollkommen überein; beiden eignet dieselbe reine und zarte Empfindung, derselbe milde und wohlwollende Sinn, die gleiche Empfänglichkeit für ideale Eindrücke und geistige Bildung, nicht minder dieselbe Erregbarkeit des sinnlichen Temperaments. Die Uebereinstimmung schließt indeß nicht aus, daß doch auch sowohl im Charakter, wie in der äußeren Erscheinung mannigfache Unterschiede hervortreten. Es besteht zwischen ihnen selbst ein gewisser Gegensatz, der

freilich ihrer Verbindung stets neuen Reiz, und damit die Gewähr der Dauer giebt.

Man könnte nicht sagen, daß Clara weniger schön sei, als Julie, aber ihre Schönheit ist die einer reizenden Brünette. Lebhaft und beweglich, wie Solche zu sein pflegen, ist ihr Blick und Sinn mehr nach Außen gewandt, während er bei der ruhig sanften Freundin sich vorzugsweise nach Innen richtet. Sie empfindet eben so zart und fein, wie diese, doch weniger tief und nachhaltig. Die verzehrende Glut des concentrirten Gefühls ist ihr unbekannt, aber ihr Herz strömt beständig die gleichmäßige Wärme einer aufrichtigen Liebe aus. Weder die Freude, noch auch der Schmerz ergreifen sie so, daß ihr ganzes Wesen in ihnen aufginge; sie vermag auch unter Thränen noch zu lächeln. Wie erregt sie ist, sie bewahrt sich doch eine gewisse ruhige Besonnenheit, die ihr gestattet, die gegebenen Verhältnisse mit klarem Blicke aufzufassen, und mit Umsicht wohlthätig in sie einzugreifen. Sie ist verständiger als Julie, wenn auch ihr Verstand, was den Umfang und die Tiefe der Beziehungen angeht, welche er zu ergreifen im Stande ist, dem der Freundin vielleicht nachsteht. Gewiß ist, daß der Letzteren eine selbstständigere, eigenthümlichere Auffassung der Dinge eignet. Nicht als ob ihr Geist eine ursprüngliche schöpferische Kraft entfaltete; er verhält sich der Außenwelt gegenüber durchaus rezeptiv. Was aber in ihn eingeht, dringt eben tiefer, und gewinnt deshalb ein mehr persönliches Gepräge. Die Anschauungen Beider haben ungefähr denselben Inhalt; aber Clara sieht in hellerem Lichte, was Julien in einer wärmeren Färbung erscheint. Diese größere Intensität des Gefühls verräth sich auch in ihren Neigungen und Strebungen. Dieselben sind bei Beiden nur auf das Gute und Schöne gerichtet. Wenn sie aber bei Clara gleichmäßig, ohne bemerkbares Schwanken, fortwirken, so sind sie bei Julie in einer steten oscillirenden Bewegung, in welcher dem lebhaften Aufschwunge ein apathisches Zurücksinken zu folgen pflegt. Ist daher Clara weniger in Gefahr, das sittliche Gleichgewicht zu verlieren, so ist ihre Freundin dagegen mehr im Stande, die einmal gestörte Harmonie wieder herzustellen.

Man sieht, die beiden Mädchen sind einander so ähnlich, daß sie sich unmittelbar eins fühlen müssen, und doch auch wieder so verschieden, daß sie sich gegenseitig ergänzen können. Die Eine bedarf der Anderen, und ist zugleich befähigt, dem Bedürfnisse der Freundin zu genügen. Freilich sind sie das nicht in gleichem Grade, doch erhält eben dadurch ihre Verbindung die festeste Stütze. Der Schwerpunkt des Verhältnisses liegt nicht zwischen, und ebensowenig in Beiden, sondern auf einer Seite, in Julie. Es ist nicht das höhere Alter allein, was sie zur eigentlichen Trägerin dieser freundschaft-

lichen Beziehung macht. Weit mehr wirkt dahin die größere Selbständigkeit ihres Charakters, die mehr spontane Aeußerungsweise ihres Wesens. Wie schwach sie unter Umständen werden mag, es ist doch nur die augenblickliche Schwäche eines starken Gemüthes und eines festen Sinnes, auf welchen man mit aller Sicherheit bauen darf. Wenn ihre Freundin zu leicht, zu beweglich ist, um in sich den Stützpunkt ihres Lebens zu finden, so ruht sie dagegen so sehr auf sich selbst, daß sich jene mit vollem Vertrauen an sie anlehnen mag.

Und dies ist denn auch geschehen; Clara hat sich der stärkeren Freundin unbedingt hingegeben, und in ihr den Ausgangs- und Mittelpunkt des eigenen Daseins gefunden. Juliens Leben ist das ihrige, sie hat gleichsam auf ihre Seele verzichtet, um sie von der Freundin reiner und vollendeter zurückzunehmen. Eben darum befriedigt sie die Freundschaft vollkommen; sie füllt im Grunde ihr ganzes Wesen aus; was sie außer ihr noch wünschen und erstreben mag, hat nur eine untergeordnete Bedeutung. Sie verhält sich zu Julien, wie etwa das liebende Weib zu dem Manne ihres Herzens. Wie aber diesem die Gemeinschaft der Liebe auf die Dauer nicht genügen kann, so strebt auch Juliens Herz, wie sicher die Freundin an ihm ruht, doch über sie hinaus. Ihr kann die Freundschaft nur vorläufig die Liebe ersetzen. Indem sie das aber vermag, indem sie die tiefere Sehnsucht des Herzens stillt, facht sie zugleich die Gluth der Empfindung mehr und mehr an. Es bedarf nur des zündenden Funkens, damit dieselbe in helle Flammen ausschlage.

Diesen Funken trägt die Mutter selbst in ihre Nähe. Die gute Frau möchte die längere, durch Geschäfte veranlaßte Abwesenheit des Gemahls benutzen, um die noch unfertige Bildung der Tochter weiter zu fördern, und dem Vater so bei seiner Rückkehr eine angenehme Ueberraschung bereiten. Zu dem Ende nimmt sie einen Hauslehrer an, den der Ruf ihr als einen geistvollen Mann von ausgebreiteten Kenntnissen und ehrenhaftem Charakter empfiehlt. Gefahr kann das nicht haben. Wie sollte der niedrig geborne Magister zu dem hochadeligen Fräulein den Blick erheben, oder sie mit besonderem Interesse auf ihn herabsehen? Ueberdies ist sie selbst stets in der Nähe, und die verständige Cousine nimmt am Unterrichte Theil. Auch kommt es dem jungen St. Preux nicht entfernt in den Sinn, das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen zu wollen. Er hat nur seine Aufgabe im Auge, und richtet sein ganzes Bestreben dahin, sie in würdiger Weise zu lösen. Ihm gilt es, die Geistes- und Herzensbildung der Mädchen, nicht etwa durch todte Kenntnisse zu ersticken, sondern durch Weckung aller guten und edlen Keime wahrhaft zu pflegen. Zwar ist er nicht viel älter, als die Tochter des Hauses, aber er hat doch schon ein reiches Leben hinter sich. Nicht als ob er

äußerlich viel erfahren hätte, auch hat ihn, was ihm etwa begegnet sein mag, nur oberflächlich berührt. Sein Interesse für Welt und Menschen geht nicht so tief, daß sie ihn mehr als vorübergehend zu fesseln vermöchten. Lieber weilt er bei sich selbst, im eigenen Innern, im Kreise der Vorstellungen und Gedanken, welche der lebhafte Geist anregt und das warme Herz nährt.

Ideal gestimmt, dem was groß und schön, zugewandt, ist er darum keineswegs ein phantastischer Schwärmer. Ein edler, feiner Sinn verbindet sich bei ihm mit einem klaren und scharfen Geiste, welcher durch ernstes Studium, namentlich der Alten, einen reichen, kräftigen Inhalt gewonnen hat. Gewohnt, sich nur mit würdigen Gegenständen, mit ernsten, hohen Gedanken zu beschäftigen, hat er für die kleinen Interessen und beschränkten Vorurtheile des täglichen Lebens weder Verständniß, noch Theilnahme. Dieser junge Mann wird sich nicht zu leeren Tändeleien mit seiner Schülerin herbeilassen. Er wird aber auch ihren Stand und Rang nicht sonderlich respektiren, sie, falls sie ihm näher tritt, nicht für ein Wesen höherer Art halten, dem er fern bleiben müsse. Er ehrt und achtet, was ihm vermöge seiner natürlichen Eigenschaften achtungswerth erscheint; die äußeren Vorzüge der Geburt, der Stellung oder des Besitzes gelten ihm wenig oder nichts. Ihm imponirt nur der innere Gehalt, der echt menschliche Werth. Diesen erkennt er bereitwillig an, wo er ihn bei Anderen findet. Doch erwartet er auch, daß ihm selbst die gebührende Anerkennung zu Theil werde. Bescheiden wie er ist, zurückhaltend, fast schüchtern, ist er dies doch nicht aus Mangel, sondern eher aus einem Ueberflusse an Selbstgefühl. Sein Stolz kann leicht verwundet, seine persönliche Ehre leicht verletzt werden. Jeden Angriff auf sie empfindet er lebhaft und tief, und er wird nicht zögern, ihn entschieden zurückzuweisen.

Wenn er aber keine Beeinträchtigung seiner Person duldet, so nimmt er auch jede Anerkennung derselben mit dankbarem Herzen auf. Wo man ihm achtungsvoll und wohlwollend entgegenkommt, da drängt es ihn, sich rückhaltlos hinzugeben. Denn wie selbständig und eigenartig er ist, das warme volle Herz sehnt sich nach vertraulicher Gemeinschaft mit Anderen. In steter Bewegung, ergeht es sich bald in zarten und sanften Gefühlen, bald tauchen starke, mächtige Empfindungen in ihm auf, die es mit der unwiderstehlichen Gewalt der Leidenschaft beherrschen. Dieser stille, in sich gekehrte Denker hat eine starke Natur, ein feuriges Temperament, das, wenn einmal erregt, stürmisch aufbraust und heiße Gluth durch seine Adern jagt. Kommt es zu einem solchen Ausbruche, so wird der freie, sich selbst bestimmende Wille schwerlich stark genug sein, ihn zu hemmen. Unabhängig von der Außenwelt, ist er es nicht ebenso von den An-

trieben, welche aus dem eigenen Innern stammen; statt seine Empfindungen mit souverainer Gewalt zu beherrschen, giebt er sich ihnen in der Regel gefangen. Er ist ihrer eben nicht Herr, und selbst außer Stande, sie zu verbergen. Bei seinem offenen, geraden Wesen ist seine äußere Erscheinung stets der treue Spiegel seines Innern. Sollte daher seine Schülerin Eindruck auf ihn machen, Wort, Miene und Haltung werden ihr das bald verrathen.

Diese Einwirkung aber läßt nicht lange auf sich warten, und sie macht sich um so entschiedener geltend, da die Umstände sehr geeignet sind, die Anziehungskraft zu steigern, welche das reizende Mädchen durch seine persönliche Erscheinung ausübt. Die Lehrstunden geben ihr nicht nur Gelegenheit, den vollen Zauber ihrer Schönheit und Anmuth in nächster Nähe zu entfalten; sie lassen auch die stärkeren Reize hervortreten, welche in der Unschuld und Reinheit ihres edlen, hochstrebenden Sinnes, in der Wärme und Innigkeit ihres liebevollen Herzens, in dem lebhaften Bildungsdrange ihres einfachen, gesunden Geistes liegen. Der Lehrer hat den Unterrichtsstoff so gewählt, daß die keimenden Gedanken und die schlummernden Empfindungen an's Licht treten müssen. Man lehrt und lernt eben nicht, man bildet sich, und zwar besonders durch angemessene Lektüre, welche nach und nach alle Meisterwerke der großen Dichter und Denker in ihren Kreis zieht. An ihnen erfreut und erhebt man sich; sie rühren und begeistern die empfängliche Seele, und rufen in ihr dieselben großen und schönen Regungen wach, aus welchen sie selbst entsprungen sind. Indem sich aber die jungen Leute auf diesem gemeinsamen idealen Boden bewegen, fallen allmälig die Schranken weg, welche sie persönlich trennen. Der Verkehr wird zwanglos und vertraulich; ihm Fesseln anzulegen, scheint um so weniger nöthig, da man ja immer zu Dreien ist. In den Beiden aber entsteht so unter dem Schutze der Freundschaft eine gegenseitige Neigung, die langsam, und bevor sie selber es ahnen, zu einer unwiderstehlichen Leidenschaft heranwächst.

Auch St. Preux weiß noch nicht, welcher Macht er unterthan geworden, als sie ihn, nachdem er etwa ein Jahr mit der Geliebten verkehrt, endlich zwingt, seinem Gefühle Ausdruck zu geben. Es geschieht in dem ersten der Briefe, aus welchen der Verfasser seinen Roman zusammensetzt. Wir befinden uns somit gleich im Anfange desselben in dem Stadium der Liebe, in welchem sie, bis dahin im einsamen Herzen gehegt und genährt, mit voller Kraft über die Schwelle desselben hinaustritt, um sich ihres Gegenstandes zu bemächtigen. Stürmisch, gewaltsam drängt sie hervor, wie dies ihr leidenschaftlicher Charakter, der Herz und Sinne gleich sehr in Bewegung setzt, erwarten läßt, doch nicht, ohne daß die letzten Spuren

des Widerstrebens noch bemerkbar wären, gegen welches sie bei den Betheiligten, in Folge ihres Charakters und ihrer Lebenslage, hat ankämpfen müssen. Der auf Freiheit und Unabhängigkeit gerichtete Sinn sträubt sich auf beiden Seiten noch gegen die Unterwerfung unter eine Macht, welche willenlose Ergebung fordert, und eine unbedingte Herrschaft in Aussicht stellt. Man fühlt, wie man sich einem Strome überläßt, dessen Fluthen die ganze Persönlichkeit mit sich fortreißen werden. Man fühlt nicht minder, daß, wie auch Natur und Gesinnung den Bund der Herzen bedingen, die gesellschaftliche Stellung eine Schranke aufrichtet, die von selbst schwerlich fallen wird, und doch auch nicht ohne äußeres Aergerniß oder innere Verschuldung übersprungen werden kann. Der Dichter hat diese Regungen des persönlichen Selbstgefühls und des socialen Gewissens, recht fein angedeutet. Auch ist es in der Ordnung, daß sie bei Julien stärker und nachhaltiger auftreten, als bei ihrem Geliebten, und erst dann dem Drange des Herzens weichen, als sie dessen Entfernung, ja seinen Tod befürchten zu müssen glaubt.

Daß sie so fürchtet, ist freilich ein Irrthum. St. Preux ist ebensowenig, wie sie selbst, im Stande, sich im Leben oder im Tode von einer Leidenschaft zu befreien, welche von seinem ganzen Wesen Besitz ergriffen hat, und um so berechtigter erscheint, da sie getheilt wird. Beide sind dem Schicksale, das in ihren Herzen wohnt, für immer verfallen; sie können seinen Fortgang aufhalten, aber nicht verhindern. Sie wissen nun, daß sie sich lieben; warum sollten sie sich ihrer Liebe nicht freuen? Noch ist sie schuldlos und rein, wenn sie auch gleich Anfangs nicht als eine sentimentale Schwärmerei, noch im Gewande des platonischen Idealismus, sondern als der naturkräftige Trieb jugendlicher Herzen und Sinne nach vollster Gemeinschaft des Lebens auftritt. Der Dichter schildert vortrefflich das freudige Entzücken, welches sie in den Herzen der Liebenden hervorruft. Er läßt nicht minder die selige Lust zu Worte kommen, welche sie den Sinnen einflößt. Ob er daran Recht gethan hat, das mag der Moralist bezweifeln; jedenfalls hat er nur dargestellt, was in ähnlichem Falle die Meisten empfinden, wenn auch vielleicht nicht aussprechen.

Uns scheint es naturgemäß, wenn die sinnliche und die geistige Seite der Liebe, zwar in untrennbarer Verbindung, aber doch so vorgeführt werden, daß bald die eine, bald die andere mit überwiegender Gewalt in den Vordergrund tritt. Ebenso natürlich ist, zumal bei Menschen von starker oder doch leicht erregbarer Sinnlichkeit, der stetig wachsende Drang nach leiblicher Vereinigung. Ihm wirken freilich andere Momente entgegen, so daß er nur nach und nach und unter Einwirkung günstiger Umstände sein Ziel erreichen kann. Auch

läßt der Dichter, bis es dahin kommt, eine entsprechend lange Zeit vorübergehen. Wichtiger ist, daß er die verschiedenen Stadien, welche die Leidenschaft durchläuft, nicht nur zeitlich auseinander hält, sondern von Innen heraus vorbereitet, und durch eine passende Gestaltung der äußeren Verhältnisse abschließt. Mit Recht geht die vorwärts treibende Bewegung von dem männlichen Theile aus. Auch findet sie hier den geringsten Widerstand, denn sie hat bei St. Preux nur das ideale Element der Liebe und die allerdings mächtige Rücksicht auf ihren Gegenstand zu überwinden. In Julie dagegen wird sie theils durch das sittlich ästhetische Scham- und Anstandsgefühl, theils durch das Bewußtsein gehemmt, daß jeder fernere Schritt sie weiter von dem Boden der Familie entferne, an welchen sie sich doch gebunden fühlt.

Auch hat sie Besonnenheit genug, um sich und ihren stürmischen Freund vor gefährlichen Ueberraschungen möglichst zu schützen. Sie dringt auf eine ernstere und consequentere Betreibung der gemeinsamen Studien. Sie ruft die verständige Freundin, deren zeitweilige Entfernung die verhängnißvollen Erklärungen erst möglich gemacht hat, in ihre Nähe zurück, und bestimmt mit deren Rath den weiteren Gang der Dinge, nachdem ihr St. Preux die gewünschte Initiative bereitwillig überlassen hat. Indeß alle Um- und Vorsicht dient schließlich nur dazu, die Illusion der Sicherheit so lange zu erhalten, bis sie sich im entscheidenden Augenblicke als eine Täuschung ausweist. Freilich weicht sie auch dann nur einem anderen Irrthume. Wenn St. Preux durch die liebevolle Rücksicht auf die Ruhe und das Glück der Geliebten sich in Schranken zu halten sucht, so ist es dieselbe Rücksicht auf ihn, welche sie über die bestehenden Schranken hinaushebt. Sie giebt nach, weil und wenn sie ihn durch die Entbehrung leiden sieht, indem sie hofft, ihn durch solche Zugeständnisse zu beruhigen und sich vor weiteren Ansprüchen zu sichern. Daß sie damit lediglich Oel ins Feuer gießt, kann sie nicht wissen. Der Dichter aber weiß es sehr deutlich zu machen; er zeigt mit großer Feinheit, wie jeder Beweis ihrer Gunst theils die Liebenden einander näher führt, indem er die Innigkeit ihres Verhältnisses steigert, theils die so immer tiefer dringende Leidenschaft zu ihrem letzten Ziele forttreibt.

Es gilt dies namentlich von dem ersten Kusse, zu welchem sich Julie nur nach geraumer Zeit entschließt, um die immer stärker und offener hervortretende Sehnsucht des Geliebten, und das geheime Verlangen des eigenen Herzens zu stillen. Das unschuldige Mädchen ahnt nicht, wie damit die heiße Gluth in lichten Flammen auflodern muß, die sie und ihn zu verzehren drohen. Zum Glück steht gerade jetzt die Ankunft des Vaters bevor, ein triftiger Grund, den Freund zu einer sofortigen Reise zu bewegen. Seine Gegenwart könnte bei

seiner Unfähigkeit, sich zu beherrschen, leicht zu dem bedenklichsten Rencontre führen, während man, wenn er sich ferne hält, den Vater inzwischen ruhig sondiren, vielleicht günstig stimmen mag. So geht er denn, und bald wird die Natur- und Menschenwelt, welcher er im Kanton Wallis begegnet, anziehend genug, um seine Aufmerksamkeit für eine Weile in Anspruch zu nehmen. Freilich können sie die innere Unruhe nicht bannen, zumal in den Briefen der Geliebten der Hoffnungsschimmer, welchen sie früher zu sehen meinte, immer mehr erbleicht und eine wehmüthige Trauer in leisen, matten Klängen sich aushaucht. Seine Abwesenheit hat dem Mädchen doch recht fühlbar gemacht, wie wenig sie ihn zu entbehren vermag. Ihre Sehnsucht steigert sich, je weiter er sich entfernt; nicht lange, und sie ruft ihn in ihre oder doch in die Nähe von Vevay zurück; er kann dann um so schneller erfahren, was vom Vater zu hoffen oder zu fürchten ist.

Natürlich läßt er nicht lange auf sich warten. Bald ist er in Meilleraie, auf dem gegenüberliegenden Ufer des Sees, wo er allein mit seinem düsteren Liebesgram, zwischen den schwarzen, wilden Felsen umherschweift. Der Ort und die Zeit — es ist Winter, und der dämpft die innere Gluth nicht nur, er facht sie auch an — entsprechen seiner Stimmung, und wirken zugleich dahin, sie noch zu verschärfen. Ein dumpfer Schmerz bemächtigt sich seiner; die Geliebte ist so nahe und doch kann er sie nicht erreichen; ja, eben jetzt meldet sie ihm, selbst tief traurig, daß das Verhalten des Vaters jede Aussicht nehme. Das Gefühl des eigenen Leids steigert sich fast zur Verzweiflung, und die Geliebte leidet nicht weniger als er. Während ihn eine fieberhafte Unruhe umhertreibt, sinkt sie, von Sehnsucht und schmerzlicher Enttäuschung erschöpft, in fieberhafter Ermattung auf das Krankenlager. Die gemeinsame Freundin ruft ihn und das Fieber weicht allmälig. Langsam kehren die Kräfte wieder; bald sind sie hinlänglich erstarkt, um die Liebe von Neuem zu entzünden, aber noch nicht groß genug, um sie zu beherrschen. Die Genesende kann nicht widerstehen, und doch ist sie verführerischer, als zur Zeit, wo sie sich ihrer vollen Gesundheit erfreute. Selbst zu einer milden, weichen Hingebung geneigt, wie sollte sie dem steten Drängen des Geliebten nicht nachgeben? Die Gewalt, die er sich anthut, die beständigen Kämpfe, deren aufreibende Wirkung sie sieht, erregen ein tiefes Mitleid, dem nun fast geboten erscheint, was der Neigung gemäß ist. Ohnehin bleibt keine Hoffnung, daß die Zukunft gewähren wird, was die Gegenwart verweigern sollte. Ihre Familie zu verlassen, um dem Freunde zu folgen, wie dieser es dringend fordert, dazu kann sie sich bei ihrer kindlichen Liebe nicht entschließen. Bleibt sie aber, so wird der feste Wille des Vaters, sie mit einem Freunde zu vermählen, wohl durchgeführt werden. Sollte es da nicht gestattet sein,

so lange es noch angeht, wenigstens Einmal das volle Glück des Lebens zu gewähren und selbst zu kosten?

Jedenfalls ist es begreiflich, daß unter solchen Umständen Natur und Herz über Sitte und Verstand den Sieg davon tragen. Man kann nicht leugnen, daß der Dichter die Katastrophe auf natürlichen Wegen herbeigeführt, und innerlich, wie äußerlich, meisterhaft motivirt hat. Dasselbe gilt von den Situationen, die weiterhin folgen; man darf sich nur in die gegebenen Charaktere und Verhältnisse hinein versetzen, um das Denken, Empfinden und Handeln der auftretenden Personen vollkommen in der Ordnung zu finden. Freilich handelt es sich fast ausschließlich um Vorgänge des inneren Lebens. Diese verlaufen aber in einer so naturgemäßen, folgerichtigen Weise, daß man die psychologische Wahrheit bewundern müßte, wenn sie nicht eben die einfache Naturwahrheit wäre. Hier mag das eine Beispiel genügen; was in ihm genauer ausgeführt wurde, kann weiterhin nur kurz angedeutet werden. So die Entwicklung der näheren und entfernteren Folgen, welche die Erfüllung der Liebe nach sich zieht. Sie hat die letzte Schranke hinweggeräumt, welche die Liebenden bisher noch trennte; aus der unbedingten Hingebung der ganzen Persönlichkeit entspringt die volle Gemeinschaft des inneren Lebens. Dieselbe ist allerdings um einen theuern Preis erkauft; Julie namentlich empfindet schmerzlich, was sie verloren. Wehmüthig blickt sie zurück auf das reine Glück und die unschuldigen Freuden der früheren Tage, wo sie lieben und doch sie selbst sein durfte. Jetzt aber hat sie ihr eigenstes Selbst dahingegeben, und ist nun, innerlich haltlos, genöthigt, tastend und schwankend außer sich die Stütze zu suchen, welche sie bis dahin im eigenen Selbstgefühle zu finden vermochte.

Daß sie sich zunächst an die Freundin wendet, ist natürlich. Ihr allein, nicht dem Geliebten, kann sie seine und ihre Schuld, den Zorn über jene und den Schmerz über diese vertrauen. Nur sie ist im Stande, die gebeugte Seele über das Gefühl ihrer Erniedrigung hinauszuheben. Und sie thut das jetzt, wie später, in der einzig möglichen und erfolgreichen Weise. Sie beschönigt das Geschehene nicht, sie appellirt ebensowenig an die nicht vorhandene Kraft des sittlichen Bewußtseins, sie giebt vielmehr der Freundin das Vertrauen zu sich selbst dadurch allmälig zurück, daß sie *ihren* Glauben an sie vor wie nach, ohne ihn zu betonen, unbefangen an den Tag legt. Darf sich Julie so an der Hand der Freundschaft wieder aufrichten, so ist zugleich der Arm der Liebe bereit, sie zu stützen. St. Preux hat durch die Explosion der Leidenschaft seine innere Freiheit bis zu einem gewissen Grade wieder gewonnen; sie hat, was er an männlicher Kraft und Entschlossenheit besitzt, entbunden; sie hat nicht

minder, indem sie die egoistische Seite der Liebe zu ihrem vollen Rechte kommen ließ, seinem Herzen die Fähigkeit gegeben, sich mit uneigennütziger Hingebung der Geliebten zuzuwenden. Juliens Schwäche kann nun auf seine Stärke bauen, sein Reichthum ihre augenblickliche Armuth verdecken. Was sie in sich verloren, findet sie in ihm wieder; sie hat sich ihm nur darum rückhaltlos ergeben, damit sie ganz die Seinige werde.

Auch betrachtet er sie als solche; trägt sie auch nicht den Namen, sie ist fortan seine Gattin; die Erfüllung der Liebe ist der Anfang der Ehe, welcher zu ihrem vollen Bestande nur die äußere Anerkennung fehlt. Es erscheint daher ganz consequent, wenn der Dichter dem Verhältnisse Beider, soweit die äußere Lage der Dinge es gestattet, den Charakter eines ehelichen Zusammenlebens giebt. Die vertrauliche Intimität der Gatten ist hier ganz am Orte; mit Recht wird der Verkehr inniger, offener, aber auch zwang- und formloser. Man giebt sich unbefangen, wie man ist, läßt sich gehen, zuweilen wohl weiter, als man sollte. Es kommt vor, daß der Mann, der sich im gesellschaftlichen Leben mit größerer Freiheit bewegt, auch an anderen Frauen ein lebhafteres Interesse nimmt, und dadurch die Eifersucht der eigenen erregt. Es geschieht auch zuweilen, daß er, etwa im Rausche, die der Gattin gebührende Achtung in Wort und Benehmen hintansetzt, und sie damit zu einer berechtigten Zurückweisung veranlaßt. In der Regel lebt man in friedlicher Eintracht, tauscht ernste Gedanken und Empfindungen aus, macht Pläne für die gemeinsame Zukunft, oder freut sich unter heiteren Scherzen des gegenseitigen Besitzes. Meist genügt die Gemeinschaft der Herzen, wie sie sich in traulicher Wechselrede kundgiebt. Die Sinne sind ruhig, nur hin und wieder leuchtet die verborgene Gluth auf, und wie lange auch die züchtige Gattin ihrem Drange widersteht, er ergreift doch auch sie, und zwingt sie mit süßem Zwange, ihm nachzugeben. Dann folgt wohl eine Nacht, wie sie St. Preux in den Armen seiner Julie durchlebt, eine Nacht des Rausches zwar, aber mehr noch der innigsten Seelen- und Herzensgemeinschaft, welche aus der Trunkenheit der Sinne neues, fruchtbares Leben gewinnt.

Inzwischen hat dieser vertraute Umgang seine natürliche Wirkung, und sie ist es vorzugsweise, die Julie bestimmt, ihn fortzusetzen. Die Mutter sühnt die Schuld der Gattin, zumal wenn sie ihr Recht lediglich aus der Natur schöpft. An die Aussicht aber, es zu werden, knüpft sich in diesem Falle noch die Erwartung, daß ihre Verwirklichung den harten Sinn des Vaters erweichen, und so dem Bunde der Herzen die legitime Weihe geben werde. Vielleicht hat Julie nicht Unrecht, so zu hoffen; auch ist es natürlich, daß sie ihre Hoffnung, selbst dem Geliebten gegenüber, nur andeutet, ohne auf

ihren Grund und Inhalt bestimmter hinzuweisen. Doch die Scheu, ihren Zustand den Eltern zu vertrauen, verhindert die wohlthätige Wendung, welche er ihrer Lage hätte geben können. Sie zögert so lange, bis ein unglücklicher Zufall, oder die rächende Hand des Schicksals ihr das Rettungsmittel in eben dem Augenblicke nimmt, in welchem auch noch von anderer Seite her ein Stern der Hoffnung aufzuleuchten schien.

Seit einiger Zeit verkehrt in ihrem elterlichen Hause ein junger Engländer von vornehmem Stande, der, auf Reisen begriffen, auch nach Vevay gekommen und dem Baron dringend empfohlen ist. Es ist ein wunderlicher Kauz, dieser Lord Eduard Bomston, aber ein vortrefflicher Mensch. Vom Aristokraten hat er nichts, als den Namen und einen reichen Besitz; die Unterschiede der Geburt sind ihm gleichgültig, die Vorurtheile seines Standes, nicht die wirklichen Vorzüge, unbekannt. Er kennt und ehrt nur den Adel der Gesinnung, und läßt keinen Vorrang gelten als den, welchen persönliches Verdienst und echt menschlicher Werth verleihen. Gewohnt, nur den Antrieben seiner großen und freien Natur zu folgen, kümmert er sich wenig um die Formen und Gebräuche des gesellschaftlichen Lebens, wenn sie den Eingebungen des Geistes und Herzens widerstreiten. Er ist zu selbständig, zu eigenartig, als daß er sich durch die kleinen Maximen und Interessen, welche das Thun und Treiben der Menschen bestimmen, sollte binden lassen. Der innere Gegensatz aber, in welchem er zu der umgebenden Welt steht, giebt sich auch in seiner äußeren Erscheinung zu erkennen. Dieselbe ist keineswegs anziehend; man könnte sie vielmehr etwas rauh und abstoßend finden. Formlos in Haltung und Benehmen, spricht er ohne Rückhalt aus, was und wie er es denkt; schroff, wie seine Aeußerungen zu sein pflegen, verletzen sie überdies durch den scharfen Sarkasmus und die bittere Ironie, welche er in sie zu legen weiß. Wer sich freilich durch dieses scheinbar unfreundliche Wesen nicht abhalten läßt, ihm näher zu treten, wird bald bemerken, daß die rauhe Schaale einen milden Kern in sich birgt. In der That ist das Herz dieses Mannes jeder sanften Empfindung zugänglich, und wen er seiner Theilnahme für werth hält, der mag auf sein unbegrenztes Wohlwollen, auf eine der größten Opfer fähige Hingebung rechnen.

Der Größe des Sinnes entspricht bei ihm die Weite des Herzens, aber auch die intensive Kraft des Gemüthes. Man merkt es seiner kühlen Ruhe nicht an, daß sie in ungestüme Bewegung umschlagen kann, und man muß scharf zusehen, will man die Spuren der mächtigen Leidenschaft entdecken, welche ihn beherrscht hat, und auch jetzt noch Sinn und Urtheil, wenn nicht gefangen, so doch umstrickt hält. Leichter schon läßt sich wahrnehmen, daß er, vor Allem

ein eigenthümlicher Mensch, doch auch ein spleenhafter, excentrischer Engländer ist oder, sagen wir lieber, sein soll. Denn was bei ihm an seine Heimath erinnert, fällt ebenso, wie die Züge, welche ihn als Mitglied der hohen Aristokratie charakterisiren, doch besonders darum so in die Augen, weil es ziemlich an der äußeren Oberfläche liegt.

Daß dieser junge Mann an der Tochter seines Gastfreundes ein besonderes Interesse nimmt, ist nicht zu verwundern; ebenso wenig, daß Julie sich zu seinen Aufmerksamkeiten, die fast die Absicht einer Bewerbung anzudeuten scheinen, mehr ablehnend verhält. Ihrem zarten Sinne sagt die rauhe Außenseite Mylord's, welche allerdings auch auf eine gewisse innere Disharmonie hinweist, nicht zu. Sie würde ihn noch weniger goutiren, wenn St. Preux sich nicht bemühte, ihr Wesen und Charakter des Sonderlings in einem besseren Lichte zu zeigen. Er ist mit ihm auf seinen einsamen Streifereien in den Bergen von Wallis bekannt geworden und, seitdem er, zum Theil durch diese Bekanntschaft veranlaßt, nach Vevay gekommen, in näheren persönlichen Verkehr getreten. Trotz aller Verschiedenheit ihres bisherigen Lebens- und Bildungsganges fühlen sich die Beiden, offenbar in Folge einer gewissen Verwandtschaft ihrer Natur und Denkweise, zu einander hingezogen. Mylord Eduard ist freilich um mehre Jahre älter, als St. Preux, aber gerade dieser Umstand, sowie seine höhere, oder vielmehr fortgeschrittenere geistige und gemüthliche Entwicklung befähigt ihn, zu dem jüngeren Manne in ein ähnliches Verhältniß zu treten, wie dasjenige ist, in welchem Julie zu ihrer Freundin steht. Noch ist es allerdings nicht so weit; im Gegentheil sind sie einander noch fremd genug, um in eine bedenkliche Collision zu gerathen.

Mylord, unbekannt mit ihren intimeren Beziehungen, liebt es auch in Gegenwart St. Preux' von Julien zu sprechen. Etwas piquirt durch ihre Zurückhaltung, läßt er in der Aufregung des Weines eine ziemlich unschuldige Aeußerung fallen, die den reizbaren Liebhaber sofort in Feuer und Flammen setzt. Eine Herausforderung ist die natürliche Folge des Zwistes. Julie, von tödtlichem Schrecken ergriffen, denn sie weiß, daß der Geliebte dem geübten Gegner nicht gewachsen ist, und außer Stande, ihn, dem ihre Ehre mehr gilt, als das eigene Leben, in seinem Entschlusse wankend zu machen, wendet sich an Mylord. Das rückhaltlose Geständniß ihrer Liebe, die ergreifende Schilderung ihrer Lage, der bestimmte Ausdruck ihres Willens, den Tod des Geliebten nicht zu überleben, verfehlen ihre Wirkung nicht. Der hochherzige Britte erklärt sich nicht nur in aller Form für den schuldigen Theil, er glaubt sich auch verpflichtet, für seine nunmehrigen Schützlinge bei dem alten Baron zu inter-

veniren. Leider fällt er, wie das so seine Art ist, mit der Thüre in's Haus. Der Baron, weit entfernt, auf die Vorstellungen seines Standesgenossen einzugehen, ist über dessen Vorschlag empört; Mylord muß sich, um Schlimmeres zu verhüten, schweigend zurückziehen. Die Lage des befreundeten Paares aber hat er wesentlich verschlimmert. Schon am nächsten Morgen erfolgt eine heftige Scene zwischen Vater und Tochter, die damit endet, daß der Baron in einer augenblicklichen Zornesaufwallung selbst die Hand gegen seinen Liebling erhebt. Zwar tritt gleich nachher die väterliche Liebe um so rührender hervor, doch zu einer Sinnesänderung führt sie nicht. Julie muß sich sagen, daß diese Abneigung zu tief gewurzelt ist, um jemals besiegt werden zu können. Ist ihr doch auch durch einen unglücklichen Fall, den sie bei diesem Zusammentreffen mit dem Vater gethan, die Hoffnung genommen worden, an welche sie die Möglichkeit einer Umstimmung knüpfte. Zugleich hat sie, wie die Dinge liegen, allen Grund, für ihren Geliebten zu fürchten. Der Vater hat den weiteren Verkehr mit ihm untersagt, und wird jeden Versuch einer Annäherung, wenn nöthig, selbst mit gewaffneter Hand, zu verhindern wissen. St. Preux aber kann es schwerlich über sich gewinnen, fern zu bleiben, so lange er in der Nähe ist. Eben darum muß er, wenigstens eine Zeit lang, Vevay verlassen, zumal die Sache doch auch allmälig anfängt, die Zungen der Kleinstädter in Bewegung zu setzen. Freilich ist es schwer, ihn zur Abreise zu bewegen; die letzten Vorgänge haben ihn in eine Stimmung versetzt, die an Verzweiflung grenzt. Betäubender Schmerz wechselt mit wilder Wuth; die Freunde müssen den Augenblick abwarten, wo er, von der inneren Aufregung erschöpft, milden Vorstellungen zugänglicher ist, um ihn, halb mit Gewalt, in den Wagen zu bringen, welcher ihn unter Obhut Mylord's rasch in die Ferne entführt.

Seinem Schmerze kann er ihn freilich nicht entreißen. Der wühlt und tobt in seinem Innern fort, und würde ihn vielleicht bestimmen, dem qualvollen Dasein ein Ende zu machen, zöge sich nicht durch alles Leid die süße Erinnerung an das genossene Glück und eine, wenn auch ganz schwache Hoffnung, daß dasselbe doch noch wiederkehren könne. Wie trostlos der Zustand auch ist, in welchen die Liebe ihn gebracht hat — und er fühlt sehr wohl, was er durch sie geworden ist, und was er ohne sie hätte sein können — sie wirkt auch jetzt noch so beseligend, daß er die gegenwärtige Lage mit keiner andern vertauschen möchte. Doch ist dieselbe darum nicht weniger unerträglich, und das peinliche Gefühl, sie weder ertragen, noch auch beherrschen zu können, wandelt sich in argwöhnische Erbitterung gegen die, welche sie herbeigeführt haben. Wie konnte die Geliebte ihn in diesen Abgrund des Elends stürzen, wenn sie nicht aufgehört hatte, ihn

zu lieben? wie der angebliche Freund ihn so aus der Seligkeit des Himmels in die Hölle der Verzweiflung mit sich fortreißen, wenn er nicht in Wahrheit sein Feind, sein vielleicht begünstigter Nebenbuhler war? Zum Glück kann Mylord dieses Mißtrauen, welches sich bald genug zu erkennen giebt, leicht und gründlich beseitigen. Er hat Julien eben erst den Vorschlag gemacht, sich der Tyrannei des Vaters durch eine heimliche Flucht zu entziehen, und sich nicht nur erboten, die Ausführung desselben zu sichern, sondern ihr auch auf einem seiner Landgüter ein Asyl zur Verfügung gestellt, in welchem sie, fern von der Welt und geschützt gegen jede Anfechtung, mit dem Geliebten in ungestörter Ruhe ihrer Liebe werde leben können. Sei doch diese Liebe der wahre Inhalt ihres Wesens, auf den sie nicht verzichten könne, ohne das Glück ihres Lebens zu zerstören, und sich zugleich der Gefahr einer anderweitigen Verbindung auszusetzen, welche sie entehren und vor sich selbst verächtlich machen würde.

Natürlich hat das so motivirte großmüthige Anerbieten eine sehr verführerische Wirkung. Läßt es doch, wozu das Herz ohnehin geneigt ist, als eine heilige Pflicht erscheinen, deren Nichtachtung Schuld und Verderben nach sich ziehen muß. Ueberdies, wie reizend weiß Mylord das stille, glückliche Leben zu schildern, welches in sicherer Ferne an der Seite des geliebten Mannes in Aussicht steht. Man begreift, daß Julie, zumal die Macht der Leidenschaft ihr längst die klare Einsicht und den entschiedenen Willen geraubt hat, sich außer Stande fühlt, einen bestimmten Entschluß zu fassen. Die Versuchung ist zu groß, zu lockend, als daß sie dieselbe abweisen könnte, wenn ihr auch die schwache, fast erstorbene Stimme des Gewissens sagt, daß sie diesen Lockungen nicht folgen dürfe. Sie befindet sich in einem jener kritischen Augenblicke, in welchen der Mensch der eigenen Schwäche erliegen muß, wenn er nicht außer sich eine Stütze findet, an die er sich mit vollem Vertrauen anlehnen kann. Auch dazu freilich ist noch eine gewisse Kraft und Besonnenheit erforderlich, und Julie mag sich Glück wünschen, daß ihr diese wenigstens geblieben ist. Zu schwach, um auf sich selbst zu vertrauen, ist sie noch stark genug, sich zu mißtrauen, und die Entscheidung über das, was zu thun ist, ihrer Freundin zuzuweisen.

Diese nun lehnt es zwar ab, einen irgendwie maßgebenden Rath zu ertheilen, da bei solcher Collision der Neigungen und Pflichten nur das eigene Herz den einzuschlagenden Weg vorzeichnen kann. Sie giebt aber durch ihren unbedingten Glauben an sie der Freundin das Selbstvertrauen zurück, dessen sie zu einem kräftigen, freien Entschlusse bedarf. Zugleich stellt sie ihr durch die bestimmte Erklärung, sich in keinem Falle von ihr trennen zu wollen, das Beispiel einer, alle persönlichen Ansprüche überwindenden Hingebung vor Augen,

und nicht minder den zuverlässigen Halt der Freundschaft in Aussicht. Julie weiß jetzt, was sie zu thun hat, und Mylord muß sich mit der vollsten Anerkennung seines hochherzigen Vorschlages begnügen. Wer den Zusammenhang mit seiner Familie gewaltsam löst, ist weder fähig, noch berechtigt, selbst eine solche zu begründen. Und wenn auch dem Kinde unter Umständen die Befugniß zusteht, sein Schicksal selbst zu bestimmen, so hat es deshalb doch keineswegs das Recht, die Eltern unglücklich zu machen. Mylord konnte das übersehen, weil er selbst nicht Vater ist, wird aber schwerlich versuchen wollen, diese natürlichen Ueberzeugungen einer Tochter zu erschüttern. Sie muß fortan den Leidensweg gehen, auf welchen Pflicht und Gewissen sie hinweisen; möge er denn seine ganze Theilnahme dem gemeinsamen Freunde zuwenden, der ihrer gerade jetzt so sehr bedarf.

Die Mahnung ist um so mehr am Orte, da die Bemühungen Mylord's nicht länger vergeblich sein werden. St. Preux kann nun nicht mehr an seiner Aufrichtigkeit zweifeln, und die Einsicht, daß er ihm bis dahin Unrecht gethan, vermehrt noch die Anhänglichkeit, welche sein edles, aufopferndes Benehmen begründet hat. Die herzliche Freundschaft aber, die ihn fortan mit Mylord verbindet, hebt ihn unwillkürlich über die Verzweiflung hinaus, die ihn dem Untergange zuzuführen drohte. Sie bietet dem gehemmten Strome der Empfindung einen Ausweg, auf welchem er wenigstens theilweise abfließen mag; sie flößt dem Herzen sanftere Gefühle ein, die es zur Wehmuth stimmen, und lindert den Schmerz, der sich rückhaltlos äußern darf. Die unausgesetzte Fürsorge des Freundes aber fordert die eigene thätige Theilnahme heraus, und weckt mit dem Entschlusse, es ihm in Gesinnung und That gleich zu thun, das fast erstorbene Selbstgefühl allmälig zu neuem Leben auf. Dasselbe gewinnt um so größere Stärke, da auch die Geliebte es nicht an Aufforderungen fehlen läßt, seiner männlichen Würde und Kraft eingedenk zu sein. Gebe diese ja doch die einzige Stütze, an welcher sie sich in ihrer trostlosen Lage aufrichten könne; nur sein Manneswerth könne ihre Liebe rechtfertigen; seine Ohnmacht aber sei ihre Schande. Möge er das thatlose Leiden ihr überlassen, selbst dagegen durch gewissenhafte Ausbildung seiner reichen Anlagen sich in den Stand setzen, demnächst eine ehrenvolle Stellung einzunehmen, die vielleicht auch in den Augen des Vaters den Unterschied der Geburt ausgleichen werde. Ohne dessen Zustimmung könne sie nun einmal nicht die Seinige werden; darauf aber dürfe er sich verlassen, daß sie eben so wenig ohne seine ausdrückliche Genehmigung jemals einem Andern angehören werde.

So beruhigt und in etwa gefaßt, begiebt sich der junge Mann nach Paris, wo er hoffen darf, seine noch recht mangelhafte Welt-

und Menschenkenntniß zu erweitern, und möglicher Weise Raum und Gelegenheit zu persönlicher Thätigkeit zu finden. Zwar die Liebe begleitet ihn mit ihrer Sehnsucht und ihrem Schmerze, und wie sehr er sich auch zusammennimmt, es gelingt nicht immer, die stillen Seufzer der Wehmuth und die heftigen Aufwallungen der Leidenschaft zu unterdrücken. Doch das bewegte Leben ringsum ist zu interessant und anregend, als daß es seine Aufmerksamkeit nicht auf sich lenken, und wenigstens in einem gewissen Grade fesseln sollte. Ueberdies werden die Freunde nicht müde, ihn durch ermunternden Zuspruch auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu drängen und nebenbei eingehende Berichte über die Ergebnisse seiner Beobachtungen zu verlangen. Diese Schilderungen des pariser Lebens, welche allmälig alle interessanten Seiten desselben in ihren Kreis ziehen, sind höchst anziehend und reich an feinen und geistvollen Bemerkungen. Julie meint sogar, daß in ihnen zu viel des moquanten Esprit aufgewandt werde und sie mehr die trügerische, schillernde Oberfläche der Menschen und Dinge, als ihr wahres, inneres Wesen darstellen. Sie kann es sich freilich in ihrem einfachen und ernsten Sinne, welcher immer nur auf einen reichen und tiefen Gehalt gerichtet ist, nicht denken, daß anderswo das innere und äußere Leben der Menschen in mannigfach piquanten und doch im Grunde gehaltlosen Beziehungen verläuft. Auch hat sie nicht ganz Unrecht, wenn sie zu bemerken glaubt, daß die Denk- und Anschauungsweise des Geliebten unter dem Einflusse seiner neuen Umgebung an Ernst, Kraft und Tiefe verliere. Bleibt er auch wesentlich derselbe, er geht doch, wie das bei seiner Empfänglichkeit für äußere Eindrücke nicht anders sein kann, unwillkürlich auf das leichte, luftige Spiel des ihn umwehenden Geistes in etwa ein. Mit dem Ernste des Denkens schwindet aber auch die Festigkeit des Sinnes; dem dissoluten Geiste gehen wechselnde Neigungen und anspruchsvolle Sinne zur Seite. St. Preux merkt es nicht, daß seine sittliche Integrität allmälig erschüttert wird, und er Gefahr läuft, seiner Liebe untreu zu werden.

Freilich sind, damit es so weit komme, noch besondere Anregungen erforderlich. Und diese giebt theilweise Julie selbst, indem sie ihm ihr Portrait zuschickt. Der Anblick desselben läßt zwar seine Liebe in ihrer ganzen Kraft wieder aufleben, entflammt aber auch die alte Leidenschaft. Wenn jene zu einer rührend schwärmerischen Verehrung des Bildes treibt, in welchem sie ihren Gegenstand verkörpert sieht, so fordert diese eine reellere Befriedigung. Ob sie dieselbe finden wird, hängt nur davon ab, daß sich eine günstige Gelegenheit darbietet und die Ueberlegung für eine Weile zurücktritt. Eine Gesellschaft von Lebemännern, mit welchen St. Preux, der ja das Leben kennen lernen will, zu verkehren pflegt, der Besuch eines Hauses von

zweideutigem Rufe, den er nicht näher kennt, ein Rausch wider Willen, die Scheu, bei längerem Widerstreben lächerlich zu erscheinen, das sind so die allerdings mächtigen Faktoren, welche zusammenwirken müssen, damit die Sinne über das Herz den Sieg davon tragen. Zwar ist das Vergehen unter diesen Umständen nicht so groß, daß die Geliebte Anstand nehmen sollte, dem offenen Geständnisse und der tiefen Reue zu verzeihen. Dennoch ist es in der Ordnung, daß der innere Bruch der Liebe, welchen die selbständige Aktion der Sinne andeutet, die äußere Trennung der Liebenden zur unmittelbaren Folge hat.

Dieselbe wird durch einen unerwarteten Zufall herbeigeführt. Julie hat es nach der Vermählung ihrer Freundin mit der Würde einer Frau für unvereinbar gehalten, sie fernerhin zur Vertrauten ihres Liebesverkehrs zu machen, und deshalb die Briefe St. Preux', welche sie bis dahin aufbewahrt, wieder an sich genommen. Diese aber sind durch die Untreue einer Zofe, welche sie in Folge ihres unglücklichen Falles in ihr Vertrauen ziehen mußte, in die Hände der Mutter gekommen. Der Schmerz der durch Krankheit ohnehin schwer leidenden Frau ist eben so groß, wie ihr Zorn über die unwürdige Tochter, welche ihr liebevolles Vertrauen so schmählich verrathen hat. Daß diese tiefen Gemüthsbewegungen ihren körperlichen Zustand erheblich verschlimmern, begreift sich; nicht minder, daß die Wahrnehmung ihrer Leiden auf Julie einen erschütternden Eindruck macht, der um so stärker ist, da sie sich auch das zur Last legen muß, was vielleicht nur die natürliche Schwäche verschuldet. In der Anschauung seiner Folgen kommt ihr die Größe ihres Vergehens mit vernichtender Gewalt zum Bewußtsein. Kein Wunder, daß sich ihr Herz unwillkürlich von dem Urheber des Fehltrittes abwendet, und die leichtfertige Geliebte von dem ängstlich besorgten Kinde für jetzt ganz verdrängt wird. Nur die Beruhigung der Mutter, die Versöhnung mit ihr und mit sich selbst kann ihr noch am Herzen liegen, und diese ist nur möglich, wenn der Geliebte ihr förmlich entsagt. Sie selbst ist freilich außer Stande, ihn dazu aufzufordern; die Freundin muß die traurige Aufgabe übernehmen. Ihn aber ergreift abermals wilde Verzweiflung; fast erliegt er, indeß die Ruhe der Geliebten fordert das Opfer, und seine Kraft ist doch inzwischen wieder soweit erstarkt, daß er es zu bringen vermag. Auch findet es sofort den verdienten Lohn. Die Mutter, welche ihm früher schon wohlwollte, und selbst den Zugang zur Tochter geöffnet hat, wird durch diesen Beweis seiner Liebe vollends gewonnen. Ihre Versuche aber, den Gatten umzustimmen, bleiben bei ihrem geringen Einflusse fruchtlos. Sie hat nur den Trost, mit ihrem Kinde versöhnt sterben zu können.

Ihr Tod aber ist für Julie ein beständiger Vorwurf. Sie kann nicht umhin, ihn als ihr Werk zu betrachten, und glaubt die schwere Schuld, welche sie auf sich geladen, nur dadurch sühnen zu können, daß sie ihr Herz fortan der strafbaren Liebe verschließt und lediglich dem Andenken an die Verstorbene lebt. Wie schmerzlich sie auch die eigene Entsagung, wie tief sie das Leid empfindet, welches sie dem Geliebten bereitet, ein fernerer Verkehr mit ihm ist unmöglich. Mag die Freundin ihn trösten, ihn ermuntern, daß er sich in das Unvermeidliche füge und sich mit der herzlichen Theilnahme begnüge, die er in Zukunft allein erwarten darf. Er aber vergißt zwar über der Sorge um die Geliebte für eine Weile das eigene Mißgeschick, doch das Bewußtsein, Inhalt und Glück des Lebens unwiderbringlich verloren zu haben, erfüllt allmälig die Seele mit einer düsteren Schwermuth, die den Gedanken nahe legt, dem zwecklosen Dasein ein Ende zu machen. Nur die Dankbarkeit, welche er Mylord schuldet und dieser eben jetzt in Anspruch zu nehmen scheint, hält ihn zurück; er darf ein Leben nicht preisgeben, das, wenn nicht für ihn selbst, so doch für den Freund noch Werth hat. Daß die Freundschaft nur deshalb solche Macht übt, weil die Kraft der Liebe bereits gebrochen ist, weiß er freilich nicht. Jedenfalls ist sie am meisten geeignet, die drohende Leere des Herzens auszufüllen, sofern sie ihm ein anderes Interesse von persönlicher Art einflößt.

Kaum aber hat sie ihn zu dem Entschlusse vermocht, sich dem Freunde zu erhalten, als seine Festigkeit auf eine neue und schwere Probe gestellt wird. Bis dahin leuchtete immer noch ein, wenn auch schwacher Strahl der Hoffnung durch das Dunkel der Entsagung. Julien's Sinn mochte sich im Laufe der Zeit ändern, die äußere Lage der Dinge früher oder später eine günstige Wendung nehmen. Nun aber schwindet auch diese Aussicht; die Geliebte greift nur wieder zur Feder, um sich von ihrem früher gegebenen Worte, keine anderweitige Verbindung ohne seine Zustimmung einzugehen, entbinden zu lassen. Schon längst hat der Vater über ihre Hand zu Gunsten eines Freundes verfügt, dem er einst die Rettung des Lebens verdankte, und welchem er sich nicht nur tief verpflichtet fühlt, sondern auch die größte Achtung zollt. Ueberzeugt, daß dieser Mann das Glück seiner Tochter sichern werde, hat er sie bisher nur darum mit seinem Willen oder Wunsche noch nicht bekannt gemacht, weil die Zeit zu seiner Erfüllung noch nicht gekommen war. Jetzt steht nichts mehr im Wege; nur ihre Einwilligung fehlt noch, und die wird das folgsame Kind nicht versagen.

Doch in dieser Voraussetzung hat er sich getäuscht; sein Vorschlag erfüllt die Tochter mit Entsetzen. Sie kann, wenn die Umstände es gebieten, auf den Besitz des Geliebten verzichten, aber

der Gedanke, ihm und dem eigenen Herzen die Treue zu brechen, um sich einem Anderen preiszugeben, macht sie schaudern und treibt sie zu einem entschlossenen Widerstande. Vergeblich macht der Vater seine Autorität geltend; seine Befehle, seine Drohungen bleiben fruchtlos; seine Bitten selbst vermögen geraume Zeit nichts über sie. Als aber der alte stolze Mann sich vor ihr niederwirft, und sie unter Thränen anfleht, ihm die Schmach eines Wortbruches zu ersparen, da wird ihr klar, daß ein Beharren auf ihrer Weigerung die Tage seines Lebens mit bitterem Kummer erfüllen, vielleicht selbst einem frühen Ende zuführen werde. Schon lastet der Mutter Tod auf ihrer Seele; soll sie auch den des Vaters über sich nehmen? Das ist unmöglich; lieber doch bringt sie sich selbst zum Opfer. Mag denn der Vater seinen Wunsch erfüllt sehen; sie ist, wenn auch mit brechendem Herzen, zu Allem bereit, falls ihr der Geliebte ihre Freiheit zurückgeben will.

Freilich würde diesen die harte und schroffe Aufforderung des Barons dazu nicht vermocht haben. Den Vorstellungen Juliens muß er schon nachgeben, zumal sich in ihnen, trotz der scheinbaren Ruhe und Entschlossenheit, ihre tiefen Seelen- und Körperleiden nur zu deutlich verrathen. Hatten schon die Erschütterungen, welche den Tod der Mutter begleiteten, ihre Kraft auf das Aeußerste erschöpft, so bricht diese jetzt in Folge der letzten Vorgänge völlig zusammen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß, als sie nun von den Blattern ergriffen wird, die an sich schon gefährliche Krankheit sie an den Rand des Grabes bringt. St. Preux aber, von Sehnsucht erfüllt nach dem, was er verloren, und von einer bangen Ahnung getrieben, die ihre letzten Mittheilungen wachgerufen, eilt hinzu und ruht nicht, bis die Freundin ihn an das Bett der Sterbenden führt, die, was wirklich geschieht, im Traume zu erleben meint. Nur wenige Augenblicke darf er verweilen; aber die Leidenschaft kennt keine Vorsicht, und sie genügen, um das Gift der tödtlichen Krankheit auch auf ihn zu übertragen. Möglich, daß er das gewünscht, gewollt hat. Unfähig, sich den Tod zu geben, ist er doch bereit, ihn so von der Hand und den Lippen der Geliebten hinzunehmen.

Indeß das Schicksal will es anders; der ersehnte Tod geht nach schweren Leiden an ihm vorüber. Auch Julie erholt sich allmälig, und wenn auch ihre Lage bleibt, wie sie war, trost- und hoffnungslos, um die langsam Genesende schwebt doch der milde Dämmerschein stiller Ergebung. Als sie hört, daß ihr Traum Wahrheit gewesen, daß der ferngeglaubte Freund sie bis in den Tod geliebt, da gelobt sie, ihm in ihrem Herzen die Treue zu bewahren, zu welcher sie sich nicht offen bekennen darf; denn dem Vater zu widerstreben, daran denkt sie nicht mehr; sie kann keinem von denen wehe thun, die sie lieb hat. Es ist

nicht ihre Schuld, wenn der Geliebte sie so sehr mißversteht, daß er eine Fortsetzung des persönlichen Verkehres auch nach der Ehe in Aussicht nimmt. Die pariser Atmosphäre hat ihn offenbar inficirt; auch stützt er seinen Antrag durch die Maximen und Sitten seiner dortigen Umgebung. Daß er Gehör finde, ist nicht zu befürchten. Zwar hält es Julie — bezeichnend genug für die damalige Geltung dieser Denkweise — für nöthig, dieselbe mit allen zu Gebote stehenden vernünftig-sittlichen Gründen zu bekämpfen. Doch liegt die Gewähr für die Reinheit ihrer Ehe nicht in diesen Argumenten, sondern in der inneren Umwandlung, welche sie in dem Augenblicke erfährt, in welchem der Bund für das Leben geschlossen wird.

Wie ein Opferlamm ist sie zur Kirche geführt worden, völlig ergeben zwar in ihr unabwendbares Schicksal, aber innerlich gebrochen und bis zum Tode erschöpft. Doch die Auflösung des persönlichen Lebens gestattet den höheren sittlich-religiösen Mächten, sich wirksam zu erweisen. Die große, festlich geschmückte Versammlung, die feierliche Handlung selbst, die erhabenen Klänge der Orgel, die ernsten, warmen Worte des Predigers — dies Alles wirkt zusammen, um in ihrem verödeten Herzen die religiösen Empfindungen, welche bisher im Sturm und Drang der Leidenschaft schlummerten, wach zu rufen. Die innere Erhebung aber, welche sie begleitet, läßt das Opfer, das sie willenlos zu bringen meinte, als eine heilige Pflicht erscheinen, die sie mit freiem und freudigem Sinne zu übernehmen und zu erfüllen hat. Die treue, liebevolle Gattin wird die Schuld der Jungfrau sühnen, und in dem Glücke, welches sie ihrer Umgebung bereitet, auch das ihrige finden. Schon jetzt empfindet sie es; die trostlose Verzweiflung ist gewichen und ein stiller, heiterer Seelenfriede an ihre Stelle getreten. Ihn kann die Liebe fortan nicht ernstlich mehr stören; sie ist zwar nicht erstorben, aber überwunden, und wenn sie im Herzen fortlebt, so äußert sie sich doch nur als jenes reine und innige Wohlwollen, das schuld- und gefahrlos dem Geliebten früherer Tage und dem künftigen Freunde geschenkt werden darf.

Freilich das Bewußtsein der Schwäche mahnt zur Vorsicht, und diese gebietet, für's Erste jeden Verkehr mit ihm zu meiden. Er aber wird solche Enthaltung schwerlich ertragen, wenn er in der Nähe bleibt. Schon tauchen, wie er sich auch vor dem hohen, festen Sinne der Geliebten beugen muß, nochmals verzweifelte Gedanken und Entschlüsse auf. Indeß der Freund hält ihn mit starker Hand, und die eigene Kraft ist doch inzwischen zu sehr gewachsen, als daß er seine strenge Mahnung überhören könnte. Halb willenlos zwar, und ziemlich gleichgültig gegen sein ferneres Schicksal, fügt er sich doch in die Anordnungen, welche Mylord getroffen hat. Er begiebt sich nach

England, um später den Commodor Anson auf seiner gefahrvollen Reise um die Erde zu begleiten.

VII.

Vier oder fünf Jahre sind verflossen, als er von dieser Expedition zurückkehrt. Die meisten seiner Gefährten hat Sturm, Krankheit oder irgend ein anderer Unfall hinweggerafft; an ihm ist der Tod, den er ersehnte oder doch zu finden meinte, vorübergegangen. Inzwischen hat Julie Zeit gehabt, sich in ihre veränderte Stellung völlig einzuleben. Die innere Erhebung, mit welcher sie in dieselbe eintrat, hat sich nachhaltig genug erwiesen, um sie auch in der Folgezeit dem hohen Ziele, das sie sich in freiem Entschlusse vorgesetzt, beharrlich und mit Erfolg zustreben zu lassen. Aus dem so tief gesunkenen Mädchen ist eine treffliche Gattin und Mutter geworden, deren mild verständiges Walten in Haus und Familie sie selbst, wie ihre Angehörigen, erfreut und beglückt. Diese Umwandlung wäre freilich unmöglich gewesen, hätte nicht Charakter und Sinnesweise ihren Gemahl befähigt, ihr bei der Lösung ihrer schwierigen Aufgabe fördernd zur Seite zu stehen.

Julie hat das Glück gehabt, in Herrn von Wolmar einen Mann zu finden, der sich eben so sehr zu ihrem Gatten eignet, wie St. Preux zu ihrem Geliebten. Als er sich entschloß, ihr seine Hand zu reichen, hatte er die Mitte des Lebens bereits überschritten, also die Zeit hinter sich, in welcher die Leidenschaft eine größere Gewalt über den Menschen ausübt. Er stand um so weniger unter ihrem Einflusse, da die angeborne Ruhe der Seele und eine natürliche Kälte des Herzens ihn auch in früheren Tagen vor jeder tieferen Erregung bewahrten. Starke oder heftige Empfindungen sind ihm stets fern geblieben; er hat an sich selbst weder die Qual des Schmerzes, noch das Entzücken der Freude erfahren, auch für das Schicksal Anderer nie eine aufregende persönliche Theilnahme gefühlt. Doch ist ihm dasselbe darum keineswegs gleichgültig; wenn ihn die Leiden der Menschen nicht sonderlich rühren oder erschüttern, so sieht er in ihnen dagegen Störungen der natürlich-sittlichen Ordnung des Lebens, zu deren Ausgleichung er nach Kräften beizutragen hat, und um so erfolgreicher mitwirken kann, da er, ohne eigene Interessen und Ansprüche, den Personen und Verhältnissen unbefangen gegenübersteht, und zugleich die nöthige Ruhe und Klarheit des Blickes besitzt, um sie richtig zu erkennen und zu würdigen. Eben weil ihm die Kraft und Tiefe der Empfindung fehlt, hat sich die natürliche Anlage zu scharfer und feiner Beobachtung in ungewöhnlichem Grade ausbilden

können. Auch ist sie durch die eigenthümlichen Lebensverhältnisse, in welchen er sich bewegt hat, nicht wenig gefördert worden.

Zwar ruht auf seiner Herkunft ein etwas mysteriöses Dunkel; doch lassen einige hindurchfallende Lichtstrahlen erkennen, daß er als der illegitime und verleugnete, oder doch nicht offen anerkannte Sprößling einer fürstlichen Persönlichkeit des Nordens, von frühester Jugend an gegen die Gefahren seiner zweifelhaften Stellung mit kluger Umsicht hat ankämpfen müssen. Stets genöthigt, auf seiner Hut zu sein, sich gegen Intriguen und verdeckte Angriffe sicher zu stellen, konnte er nicht umhin, seine Umgebung aufmerksam zu beobachten, um so ihre Absichten und Zwecke, ja selbst ihre geheimsten Gedanken zu erforschen. Wozu aber die Verhältnisse antrieben, das gewann allmälig in Folge der Uebung und Gewohnheit ein selbständiges Interesse, welches dann bei dem Mangel jeder anderen stärkeren Neigung im Laufe der Zeit einen fast leidenschaftlichen Charakter gewann. Bald gab es für ihn keinen größeren Genuß, als in der Seele Anderer zu lesen, und wie gleichgültig ihm die Menschen im Uebrigen waren, er bedurfte ihrer doch, um sie kennen zu lernen. Diejenigen freilich, welchen er in seiner nächsten Umgebung begegnete, konnten ihn nicht lange fesseln. Man sieht am Hofe eben nur Herren und Diener, die sich in Wesen und Erscheinung so sehr gleichen, daß die Kenntniß weniger Individuen die der ganzen Gattung einschließt.

Gelangweilt von dem einförmigen Treiben dieser Kreise, ist Wolmar, sobald es anging, aus ihnen heraus- und in den Militairdienst getreten. Hier wurde er mit dem Vater Julien's bekannt, den er durch rechtzeitiges Einschreiten vor einem Schritte bewahrte, welcher ihm voraussichtlich das Leben gekostet haben würde. Die aufrichtige und nachhaltige Dankbarkeit des Barons führt zu einer engeren persönlichen Beziehung. Wolmar fühlt sich zu einem Manne hingezogen, der ihm eine so herzliche Zuneigung beweist, und durch sein Verhalten eine bessere Vorstellung von menschlicher Art und Gesinnung vermittelt, als er in seinem früheren Umgange mit bornirt selbstsüchtigen Hofleuten hat gewinnen können. Ist er bis dahin geneigt gewesen, die Menschen insgesammt für schlecht zu halten, so lehrt ihn jetzt die Freundschaft, daß sie auch gut sein können. Diese Erfahrung, einmal gemacht, setzt natürlich in den Stand, sie vielfach bestätigt zu sehen. Nicht lange, und die Ueberzeugung stellt sich fest, daß der Mensch von Natur weder gut, noch böse sei, sondern was er *ist*, erst in Folge seiner äußeren und inneren Entwicklung, die von Erziehung, Stand, Beschäftigung 2c. abhängt, *wird*. Eben darum genügt es, um ihn kennen zu lernen, nicht, ihn von Außen und Oben

her zu betrachten; man versteht ihn nur, wenn man sich wirklich an seine Stelle setzt, mit ihm denkt, fühlt und lebt.

Wolmar hat sich, dieser Ansicht gemäß, den verschiedenen Klassen und Berufsständen des Volkes als thätiges Mitglied angeschlossen, und so allerdings Gelegenheit gehabt, sich eine genaue und umfassende Kenntniß menschlicher Charaktere und Zustände zu erwerben. Zugleich aber sind durch seine praktische Wirksamkeit die Bedürfnisse des Gemüthes, soweit das bei ihm möglich ist, lebendig geworden. Sie hat ihn aus der Sphäre allgemeiner Gedanken und objectiver Anschauungen in das Gebiet des subjectiven Lebens versetzt und mit dem lebhafteren Bewußtsein der Persönlichkeit auch das schmerzliche Gefühl der Einsamkeit wachgerufen. Er ist inne geworden, daß er allein steht in der Welt, und kann sich um so weniger einer gewissen Trauer erwehren, da er das Alter herannahen und den Freund in den Schooß seiner Familie zurückkehren sieht. Dieser aber, mit seinem inneren Zustande vertraut, weist auf die Tochter hin, die denn auch bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf ihn macht. Zum ersten Male wird der kühle, nüchterne Mann von einer Neigung ergriffen, die an sich ohne besondere Stärke, doch dadurch eine große, fast beherrschende Macht gewinnt, daß sie von keinen anderweitigen Interessen oder Affektionen geschwächt oder abgelenkt wird. Auch lebt sie unverändert in seinem Herzen fort, als er nach einer mehrjährigen Abwesenheit in das Haus des Freundes zurückkehrt.

Freilich entgeht es seinem Scharfblicke nicht, daß Julie außer Stande ist, seine Neigung zu erwiedern. Er sieht gar bald, daß sie einen Andern liebt und diese Liebe jede andere ausschließt. Er kann daran um so weniger zweifeln, da er aus den Briefen St. Preux', die ihm der Vater mittheilt, die ganze Gewalt der Leidenschaft kennen lernt, welche die beiden jungen Leute gefangen hält. Natürlich erfährt er aus ihnen auch, wie weit ihre Beziehungen bereits gediehen sind. Daß sie Bedenken erregen, versteht sich von selbst; doch ebenso begreiflich ist, daß der Anstoß leicht überwunden wird. Die bloße Thatsache, daß Julie sich schon einem Andern hingegeben, kann für ihn keine große Bedeutung haben; sein Alter, seine Denkweise, die Natur seiner Neigung machen das unmöglich. Ihn treibt keine jugendliche Leidenschaft, die den ganzen Menschen ausschließlich für immer besitzen will; er sucht lediglich eine treue Gefährtin des Lebens, mit welcher ihn aufrichtige Achtung und gegenseitiges Wohlwollen verbinden mag. Daß Julie ihm dies sein kann, unterliegt keinem Zweifel. Ihre erste Liebe bürgt dafür, daß keine zweite Macht über sie gewinnen wird, und die persönliche Kraft, von welcher ihre Leidenschaft zeugt, läßt hoffen, daß sie dieselbe wird überwinden können.

Dies aber ist nöthig, wenn sie die innere Ruhe, den Frieden des Herzens wiederfinden soll. Wolmar kennt den Baron hinlänglich, um zu wissen, daß auch seine Fürsprache erfolglos bleiben würde. Dächte er anders, er würde es an ihr wohl nicht fehlen lassen, wenn ihn auch die eigene Neigung vielleicht in der Ansicht bestärkt, daß Julien's Glück am Ende an seiner Seite mehr gesichert sei, als in der Verbindung mit dem Geliebten.

Fragt es sich doch sehr, ob dieser als ihr Gatte sie befriedigen könnte und würde. Die leidenschaftliche Liebe verbürgt keineswegs eine glückliche Ehe; sie ist an sich sogar unfähig, eine solche zu begründen, weil ihre subjective Natur dem objectiven Charakter der ehelichen Gemeinschaft widerspricht. Wie es scheint, liegt dieser Gedanke auch dem alten Baron nicht ferne; die liebevolle Rücksicht auf das wahre Wohl der Tochter mochte so in seinen eigenen Augen die rücksichtslose Härte des aristokratischen Sinnes rechtfertigen. Jedenfalls hat Wolmar nicht Unrecht, wenn er glaubt, daß Julie sich aus ihrer traurigen Lage nur durch eine innere Erhebung befreien könne. Er sieht eben so richtig voraus, daß sie die dazu erforderliche Kraft in sich finden werde, wenn die Uebernahme einer hohen und heiligen Pflicht sie nöthige, dieselbe geltend zu machen. Freilich wird sie, in die neue Stellung eingetreten, der rücksichtsvollsten Schonung und einer milden, verständigen Leitung bedürfen. Die aber ist er fähig und entschlossen, ihr zu widmen; sein fester Glaube an ihren inneren Werth wird auch ihr Vertrauen zu sich selbst erhalten und nähren; seine ruhige Umsicht, sein gleichmäßiges Wohlwollen aber Alles darbieten, was sie auf ihrem Wege fördern mag, und fernhalten, was sie stören könnte. Kein Zweifel, daß sie so allmälig sich wiederfinden, das Glück ihres Lebens neubegründen und auch dem Manne, an dessen Seite ihr dies möglich geworden, eine achtungsvolle und herzliche Theilnahme schenken wird.

In der That sind die Hoffnungen Wolmar's in vollstem Maße erfüllt worden. Julie ist in der Verbindung mit ihm so glücklich, wie sie es nach ihrem verfehlten Jugendleben sein kann; die Vergangenheit mit ihren Irrungen und Leiden liegt abgeschlossen hinter ihr; Herz und Sinn befriedigen sich in den süßen Pflichten und schuldlosen Freuden, welche die Gegenwart in ihrem ruhigen, gleichmäßigen Verlaufe der geehrten Gattin und geliebten Mutter darbietet. Freilich merkt man es dieser Befriedigung an, daß sie die Entsagung zu ihrer Voraussetzung hat. Sie entspringt nicht aus der frischen, sprudelnden Quelle des persönlichen Lebens, und entbehrt daher der energischen Freude, welche die Erfüllung der eigensten Wünsche und Neigungen zu begleiten pflegt. Sie erscheint aber andererseits, weil sie frei ist von der unmittelbaren Beziehung auf

die eigene Person, um so höher und reiner. Wenn sie auf eine gewisse Schwächung der ursprünglichen Lebenskraft hinweist, so verräth sie doch zugleich eine seltene Erstarkung des idealen Sinnes, der sich über die persönlichen Interessen erhebt, um lediglich in der thätigen Fürsorge für Andere den Zweck und die Aufgabe des Daseins zu finden.

Das Glück, dessen sich Julie erfreut, fließt ihr allein aus der Beglückung ihrer Angehörigen zu, die zu steigern sie unausgesetzt bemüht ist. Sich selbst gleichsam abgestorben, führt sie ein Leben uneigennütziger Hingebung, welches sie, obgleich es sich in einem bestimmten Kreise irdischer Interessen bewegt, doch fast der Erde entrückt und in eine höhere Sphäre hinaufhebt. Nicht als ob sie irgend geneigt wäre, sich sentimentalen Träumen oder einer schwärmerischen Himmelei zu überlassen. Davor bewahrt sie ihr einfach gesunder Sinn, der zur verständigen Reflexion geneigte Geist, wie der angeborene Trieb zu einer geordneten praktischen Thätigkeit. Sie ist im Grunde zu fromm, zu tief durchdrungen von den ernsten großen Wahrheiten der Religion, um an den leeren Spielereien der frömmelnden Phantasie Gefallen zu finden. Auch ist es die religiöse Vertiefung, aus welcher ihre sittliche Erhebung hervorging, die ihr die Kraft giebt, sich auf der erreichten Höhe zu behaupten. Ihr fester Glaube an die höhere Natur und Bestimmung des Menschen setzt sie in den Stand, die Anwandlungen persönlicher Schwäche zu überwinden, und die lebendige Hoffnung des himmlischen Lebens läßt sie das irdische mit heiterem Gleichmuthe hinnehmen, zugleich aber Alles aufbieten, um dasselbe in ihrem Kreise seinem ewigen Ur- und Vorbilde gemäß zu gestalten.

Indeß wie sehr es ihr auch gelungen ist, sich ein neues und würdigeres Dasein zu begründen, die natürlichen Wirkungen ihres früheren Lebens hat sie doch nicht ganz aufheben können. Die Leidenschaft ist zwar erstorben, lebt aber in der Erinnerung wenigstens noch fort; sie hat ihre Macht verloren, doch die Furcht vor ihr ist zurückgeblieben. Und diese unterhält ein gewisses Mißtrauen in die eigene Kraft, welches Julie zu keiner vollen, freudigen Sicherheit kommen läßt. Eben darum hat sie bisher nicht gewagt, ihrem Gatten, den sie nur unvollständig unterrichtet glaubt, mit dem ganzen Umfange ihrer Verirrung bekannt zu machen. Oft schon hat es sie gedrängt, ein rückhaltloses Geständniß abzulegen. Doch sie hat sich nicht dazu entschließen können; stets ist ihr im entscheidenden Augenblicke das Wort auf den Lippen erstorben. Daß sie damit den Mann, welcher ihr selbst ein unbegrenztes Vertrauen beweist, in beständiger Täuschung über sich erhält, empfindet sie schmerzlich genug. Indeß ist die natürliche Scheu um so wirksamer, da sie durch die verständige

Ueberlegung unterstützt wird. Auch die Freundin hält dafür, daß ein offenes Geständniß das bestehende glückliche Verhältniß nicht fördern, wohl aber ernstlich stören könne. Julie beschließt daher immer wieder, dasselbe auf eine spätere Zeit zu verschieben, wiewohl das Geheimniß fort und fort schwer auf ihrer Seele lastet.

Eine andere, nicht minder drückende Sorge, welche sie als ein Erbtheil der Vergangenheit durch das Leben begleitet, ist die um den fernen Geliebten. Er hat, seitdem er sich vor vier Jahren einschiffte, nichts mehr von sich hören lassen. Die unbestimmten und bedenklichen Nachrichten aber, welche über die Expedition von Zeit zu Zeit in Europa umliefen, waren wohl geeignet, die ernstesten Besorgnisse um das Schicksal ihrer Theilnehmer zu erregen. Man erfuhr, daß die kleine Flotille im Kampfe mit den Elementen den größten Theil ihrer Schiffe und ihrer Bemannung verloren habe; man durfte mit Recht befürchten, daß auch der Rest einem sicheren Untergange entgegengehe. Jedenfalls hatte Julie keinen Grund zu der Hoffnung, daß, wo so Viele zu Grunde gegangen, St. Preux sich unter den Geretteten befinden werde. Vielmehr mußte ihr sein Tod um so wahrscheinlicher dünken, da er bei der verzweifelten Stimmung, in welcher er die Reise antrat, sich schwerlich bemüht haben werde, ihn abzuwehren. Auch zweifelt sie kaum daran, daß Sturm, Krankheit, vor Allem Schmerz und Gram die Tage seines Lebens verkürzt haben. Gewiß ist das freilich nicht, aber eine geheime Ahnung sagt ihr, daß dem so sei. Ist doch der Geliebte für sie wirklich todt, auch wenn er noch lebte; er kann ihrem Herzen, das sich von ihm frei gemacht und doch mit ihm verbunden bleibt, nur noch wie ein Abgeschiedener gegenwärtig sein. Daß er ihm so in einem verklärenden Lichte erscheint, ist natürlich, und mag den Schmerz über seinen Verlust in etwa mildern. Doch je höher der Werth ist, welchen sie ihm in liebender Erinnerung beilegt, um so peinlicher wird zugleich der Vorwurf, daß der treffliche, vielversprechende junge Mann, wenn nicht durch ihre Schuld, so doch um ihretwillen einem frühen und vorzeitigen Tode zugeführt worden.

Zum Glück hat dies Mal die innere Stimme Unrecht. Eben erst hat Julie die Freundin, welche inzwischen Wittwe geworden, nochmals gebeten, sie mit ihrem schwankenden Sinne und ihren trüben Gedanken nicht länger allein zu lassen, und diese ihr mitgetheilt, daß sie bereits die nöthigen Anordnungen getroffen habe, um sich mit der einzigen Tochter ihrem Familienkreise für immer anzuschließen, da meldet auch St. Preux seine Rückkehr. Er ist so glücklich gewesen, auf dem einzigen Schiffe der Expedition, welches sich dem Untergange zu entziehen vermochte, wohlbehalten die heimathliche Küste zu erreichen, und bittet nun um die Erlaubniß, Julie, für die er nur noch

die Gefühle eines Freundes zu haben glaube, wiedersehen zu dürfen. Wolmar ist sofort bereit, dieselbe zu ertheilen. Julie widerstrebt zwar eine Weile; sie erschrickt vor der drohenden Nähe des Geliebten, dessen frühere Macht über sie der Gatte doch nicht in ihrem ganzen Umfange kennt, jetzt aber nothwendig kennen lernen muß. Es wird Wolmar indeß nicht schwer, sie zu beruhigen und für die Erfüllung ihrer eigenen geheimen Wünsche zu gewinnen. St. Preux mag kommen; man vertraut ihm, wenn er selbst seinem Herzen trauen darf; man möchte ihn glücklich sehen, um es selbst ganz sein zu können. In der That ist Wolmar überzeugt, daß eine Trennung der beiden jungen Leute ihnen wesentlichen Nachtheil bringen, ihre Gemeinschaft dagegen, wenn sie anders gefahrlos bestehen könne, für sie, wie für ihn selbst, eine reiche Quelle reinen Lebensglückes erschließen werde. Er sieht sehr wohl, daß sie zu innig mit einander verbunden sind, als daß sie sich getrennt nicht stets vermissen sollten, und er weiß, wie sehr die tiefe Liebe, welche in ihren Herzen wohnt, nun die Gluth der Leidenschaft erloschen ist, sie erheben und erfreuen kann. Er zögert daher nicht, St. Preux bei sich aufzunehmen. Darf er doch Julien's vollkommen sicher sein; ob auch ihres Freundes, das ist freilich eine andere Frage, die nur die nächste Zukunft beantworten kann, aber auch, er zweifelt vorläufig nicht daran, bejahen wird.

Der Ausgang beweist, daß seine Zuversicht wohl begründet war. Zwar kann sich St. Preux einer gewaltigen Aufregung nicht erwehren, als er sich der Wohnung seiner Geliebten nähert. Eine unbeschreibliche Angst ergreift ihn; es ist, als schrecke die tiefe, langgenährte Sehnsucht vor dem Augenblicke zurück, in welchem sie erfüllt werden soll. Ebensowenig ist er im Stande, das namenlose Entzücken zu mäßigen, mit welchem er die in die Arme des geliebten Freundes sinkende Julie geraume Zeit umfangen hält. Doch bald kehrt die Ruhe zurück; die Frau an der Seite des Gatten, vor Allem die Mutter in Mitten ihrer Kinder drängt die Geliebte in den Hintergrund. Wird er auch bei ihrem Anblicke schmerzlich an das erinnert, was er verloren hat, das offene Vertrauen, die herzliche Freundschaft, welche man ihm von allen Seiten entgegen bringt, nimmt doch dem Schmerze seine Bitterkeit und bietet für den Verlust einen reichen, wenn auch ungenügenden Ersatz. Auch sind Zeit und Leben an dem eigenen Herzen nicht wirkungslos vorübergegangen. Zwar liebt er Julie ebenso innig, wie früher, doch ist diese Liebe eine andere geworden. Sie fällt nicht mehr unmittelbar mit ihrem Gegenstande zusammen, ist nicht mehr so unbedingt eines mit ihm, daß er nicht zum Object einer freien, selbständigen Beobachtung werden könnte. St. Preux ist schon unbefangen genug, die Julie der Gegenwart mit dem Bilde

zu vergleichen, welches er von ihr aus früheren Tagen in sich trägt; er kann sich die Geliebte bereits verändert vorstellen. Damit ist aber die unwiderstehliche Macht, welche sie vordem über ihn ausübte, gebrochen, zumal sie dieselbe mit seinem Freunde Mylord theilen muß.

Wolmar darf mit den nächsten Wirkungen des Zusammentreffens zufrieden sein. Er sieht, daß St. Preux im Grunde Herr seiner Empfindungen, wenn auch noch keineswegs im Stande ist, sie mit bewußter Sicherheit zu beherrschen. Kein Zweifel, daß auch das erreicht werden wird, wenn nur die nunmehrigen Freunde sich entschließen, ohne allen Zwang offen mit einander zu verkehren. Ein zurückhaltendes Benehmen, ein ängstliches Heimlichthun würde vielleicht die Gefahr heraufbeschwören, welche es abwehren soll. Geben sie sich, wie sie sind, so ist nichts zu befürchten; es kommt eben nur darauf an, daß sie selbst des Vertrauens gewiß werden, welches sie zu sich haben dürfen. In dieser Ueberzeugung bietet Wolmar Alles auf, dem persönlichen Verkehre der Beiden eine möglichst freie, ungezwungene Bewegung zu geben. Es stört ihn dabei nicht, daß St. Preux ihm gegenüber ein kaltes, zurückhaltendes Benehmen beobachtet. Er würde es im Gegentheil mit Recht verdächtig finden, wenn der junge Mann schon jetzt gegen den Räuber seines Glückes eine freundschaftliche Gesinnung hegen oder erheucheln könnte.

Nicht ganz so unbedenklich erscheint der Freundin Julien's das neue Verhältniß. Sie hat zwar aus ihren Mittheilungen die durchgreifende Aenderung erkannt, welche in ihren Gefühlen für St. Preux eingetreten ist, und darf ihr daher mit gutem Gewissen eine größere Zuversicht empfehlen. Indeß hält sie es doch, zumal sie selbst noch nicht zur Stelle sein kann, für rathsam, daß die Freundin ihr den jungen Mann für eine kurze Zeit überläßt. Vielleicht bedarf er in seiner immerhin schwierigen Lage der Ermunterung und des Rathes; vielleicht auch — denkt sie, ohne es grade zu sagen — hat er das Bedürfniß, sich auszusprechen und dem gepreßten Herzen, das vielleicht von schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit erfüllt ist, Luft zu machen. Vor der Geliebten darf er diesem natürlichen Drange nicht nachgeben; geschähe es dennoch, und der zwanglose, trauliche Umgang könnte leicht dazu Anlaß geben, wer weiß, ob nicht das Mitgefühl seine frühere verderbliche Macht wiedergewinnt? Was aber Julien verborgen bleiben muß, die Freundin kann es ohne Gefahr anhören. Auch wird sie den gemeinsamen Liebling schon zu trösten wissen. War er ihr doch stets noch etwas mehr als Freund, und nun ihr Gatte nicht mehr ist, steht er ihr näher, als irgend ein Anderer. Ja, es scheint fast, als ob die reizende junge Wittwe, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, an ihm doch auch ein selbständiges Interesse nimmt. Gewiß hat sie nur die Absicht, der Freundin gleichsam als Schild zu

dienen, der die sie bedrohenden Liebespfeile auffangen soll. Die Vermuthung liegt aber nahe, daß die herzliche Zuneigung, welche sie früher für den gemeinsamen Freund hegte, damals aber gerne und leicht überwand, auch in ihrer ehelichen Verbindung, die ohne tieferen Herzensantheil geschlossen und bald wieder gelöst wurde, nicht erloschen ist, und sich jetzt, wo sie ohne Beeinträchtigung der Freundin aufleben darf, unwillkürlich geltend macht. Wenn sie aber im Geheimen mitwirkt, so wird, was Clara selbst nicht ahnt, schwerlich ein Anderer als die Freundin errathen, am wenigsten St. Preux, der nur für die Geliebte und für Mylord fühlt und lebt. Ihm ist der ungestörte Verkehr mit der Vertrauten früherer Tage nur deshalb erwünscht, weil er ihm Gelegenheit bietet, den mannichfachen Empfindungen und Erinnerungen, welche ihn erfüllen, ungehemmten Ausdruck zu geben. Auch kehrt er mit leichterem Herzen, freieren und offneren Sinnes zu Julien zurück. Die Vergangenheit beunruhigt ihn nicht weiter; er kann sich fortan des reinen Glückes freuen, welches ihm die Gegenwart im vertraulichen Umgange mit seiner Freundin gewährt. Was noch von der alten Liebe und ihrem leidenschaftlichen Drange übrig ist, das verliert sich in der Achtung, ja Bewunderung, die er der Mutter und Hausfrau in um so höherem Grade zollen muß, je länger und aufmerksamer er ihr sorgliches Walten in Haus und Familie beobachtet. Verdient doch auch dieses Hauswesen, wie es von Julien und ihrem Gatten geschaffen worden und geleitet wird, schon um seiner selbst willen, daß man ihm bis in das geringfügigste Detail eingehende Beachtung schenkt. Da ist Alles nach so einfachen natur- und vernunftgemäßen Grundsätzen, und doch zugleich so praktisch angemessen geordnet, daß der Zweck einer solchen Einrichtung, das allseitige Wohlbefinden sämmtlicher, auch der dienenden Hausgenossen, vollständig erreicht wird. Man begreift, daß St. Preux sich gedrängt fühlt, dem Freunde eine warme, lebendige Schilderung dieser schönen Häuslichkeit zu entwerfen, zumal Mylord die Absicht hat, sich demnächst einen eigenen Herd zu gründen.

Wolmar aber sieht mit Vergnügen, wie gut sich sein einstiger Rivale in die neuen Verhältnisse zu finden weiß. Er zweifelt nicht länger, daß die Liebe der Beiden sich in eine rein freundschaftliche Beziehung umgewandelt hat, und ihre intime Gemeinschaft für sie durchaus gefahrlos ist. Sie selber indeß sind dessen noch nicht eben so gewiß; das zeigt die fortdauernde Unsicherheit ihres Benehmens, die auch schwerlich schwinden wird, so lange die stete Gegenwart des Barons sie hindert, der Entbehrlichkeit jeden äußern Schutzes inne zu werden. Bleiben sie eine Weile sich selbst überlassen, so werden sie schon die Einsicht gewinnen, daß sie sich unbedingt vertrauen dürfen. Dahin aber muß es kommen, denn schon längst trägt sich Wolmar

mit dem Plane, den jungen Freund dauernd an Haus und Familie zu fesseln. Seine wohlwollende Sorge für ihn ist nicht so ganz uneigennützig, wie es den Anschein hat. Es entspricht seiner Denkweise, die Begründung des fremden Glückes zu einem, zwar nicht mit Absicht ergriffenen, wohl aber von selbst wirksamen Förderungsmittel der eigenen Interessen zu verwenden. Nichts aber liegt ihm mehr am Herzen, als die Erziehung seiner Kinder. Und wer könnte mehr geeignet sein, diese zu leiten, als St. Preux, welcher, abgesehen von seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Befähigung, in seinen Zöglingen stets die Mutter sehen und sie mit gleicher Liebe umfassen wird? Gewiß ist die Absicht des Barons ebenso vernünftig, wie edel und hochherzig. Ob sie aber ausführbar sein wird, hängt zum Theil von dem Ausfalle der Probe ab, auf welche er das Selbstvertrauen der jungen Leute schon jetzt stellen zu dürfen glaubt.

Julie erschrickt zwar, als sie hört, daß ihr Gatte durch dringende Geschäfte genöthigt ist, auf kurze Zeit zu verreisen. Doch ihre Versuche, ihn zum Bleiben zu bewegen, sind fruchtlos; sie muß sich mit ihren neuerwachenden Besorgnissen an die Freundin wenden. Zweifelt sie auch nicht an ihrem Herzen, so mißtraut sie doch vor wie nach ihrer Einsicht; der Glaube an sich selbst, einmal erschüttert, entbehrt für immer der festen Zuversicht. Leider ist Clara noch immer nicht in der Lage, der Freundin Gesellschaft zu leisten. Sie muß sich noch eine Zeit lang gedulden; ihre Furcht aber mag sie nur immer ablegen. Doch ist es vielleicht rathsam, daß sie dem Tête à Tête mit ihrem Freunde, wenigstens zu Hause, möglichst ausweicht; draußen, in der freien Natur, wo Menschen und Dinge beständig den Blick ablenken, wird sie sich sicherer fühlen. Da ist ja der reizende See in nächster Nähe; was könnte angenehmer und zugleich zweckmäßiger sein, als seiner Aufforderung zu Spazierfahrten recht oft Folge zu leisten?

Der Rath ist gut, und Julie versäumt nicht, ihn zu befolgen. Daß sie damit die Gefahr heraufbeschwört, welcher sie zu entgehen glaubt, ist eben eine jener ironischen Wendungen, in welchen das Schicksal oder der Zufall mit den Menschen zu spielen liebt. Man hat sich auf einer dieser Fahrten recht weit von dem heimathlichen Ufer entfernt; an dem eben noch so heiteren Himmel ziehen Wolken auf, und die glatten Wellen des See's fangen an, in eine bedenkliche Aufregung zu gerathen; ein Unwetter ist im Anzuge, wie es nicht selten über diese sonst so stille, freundliche Gegend plötzlich hereinbricht. Noch ist es wohl Zeit, ihm zuvorzukommen, wenn nur die Rückfahrt schleunigst angetreten wird. Doch man hat sich getäuscht: kaum auf der Mitte des See's, hat das leichte Fahrzeug bereits mit der vollen Gewalt der empörten Elemente zu kämpfen. Sie scheinen

der Anstrengungen zu spotten, in welchen St. Preux, seinen und der Geliebten Untergang vor Augen, seine Kräfte erschöpft. Es bleibt am Ende nur übrig, sich willenlos dem Spiele der Winde und Wellen zu überlassen. Sie können das Boot jeden Augenblick zerbrechen oder mit sich in die Tiefe reißen. Zum Glück treiben sie es dem Lande zu, und es gelingt, den festen Boden des Ufers zu erreichen. Die Stelle aber, an welcher man landet, hat für St. Preux wenigstens ein besonderes Interesse. Er sieht sich am Fuße jener wildromantischen Felsen von Meillerah, unter welchen er einst, von hoffnungsloser Sehnsucht fast zur Verzweiflung getrieben, umherirrte. Der Wunsch, diese Leidensstätte früherer Tage nochmals an der Seite der Freundin zu durchwandern, erwacht, und er mag um so eher erfüllt werden, da der Sturm zwar vorüber, der See indeß noch keineswegs beruhigt ist.

Man steigt hinauf, nachdem man sich kaum von der Aufregung und dem Schrecken der eben bestandenen Gefahr in etwa erholt hat. Die wilde, einsame Felsenwüste ringsum ist in ihrer ernsten Größe nur geeignet, die abgespannten Lebensgeister noch tiefer herabzudrücken. In St. Preux weckt sie mit der Erinnerung an die leidvollen Tage, die er vor Zeiten in ihr verlebt, auch alle die Empfindungen wieder auf, welche ihn damals beherrschten. Ist doch seine Lage dieselbe geblieben; immer noch liebt er Julie mit der gleichen Kraft und Innigkeit, und wieder ist sie ihm nahe, ja näher als damals, nicht blos dem Raume nach, sondern auch innerlich. Denn er ist in letzter Zeit mehr wie je der Vertraute ihrer Seele geworden; sie hat ihm selbst gestanden, daß sie, wie anders das auch scheine, doch nicht glücklich ist, daß sie beständig trauert um den Gatten, dessen Unglauben sie beklagen muß, und doch nicht beseitigen kann. Nichts aber schärft mehr das Gefühl des eigenen Unglücks, als die Wahrnehmung, daß auch der Geliebte leidet. Und wie glücklich hätte man sein können, wären Vorurtheil und Eigensinn nicht hemmend in den Weg getreten. Kein Wunder, daß St. Preux dem Sturme in seiner Brust nicht mehr gebieten kann, daß er in laute Klagen voll bitteren Schmerzes ausbricht. Auch Julie ist tief erschüttert, doch bleibt sie ruhig und besonnen genug, zum schleunigen Aufbruche von einem Orte zu mahnen, wo längeres Verweilen die Frucht vieljähriger Mühen zu vernichten droht. Willenlos folgt der Freund, und wenn auch auf der Heimfahrt verzweifelte Gedanken und Entschlüsse in ihm auftauchen, bei dem Anblick der Geliebten, die nicht weniger leidet als er selbst, müssen sie dem stummen, in Thränen ausbrechenden Schmerze weichen.

Die Gefahr ist vorüber; daß sie aber Julie mit neuer Besorgniß erfüllt, läßt sich denken. Sie ruft den Gatten, der sie nicht hätte ver-

lassen sollen, alsbald in ihre Nähe zurück. St. Preux aber findet, trotz, wohl auch wegen der maßlosen Heftigkeit, mit welcher die alte Leidenschaft auftrat, seine Ruhe schnell genug wieder. Bald sieht er in dem Vorgange den Eintritt einer nothwendigen Krisis, die er nun glücklich bestanden, und deren Wiederkehr er kaum noch zu fürchten habe. Indeß ist es doch gut, daß der Freund ihn gerade jetzt ernstlich mahnt, seinem Denken und Leben einen anderen Inhalt zu geben. Es ist allerdings für ihn an der Zeit, ein „Mann und Herr seines Herzens" zu werden, sich einer objectiven Betrachtung der Menschen und Dinge hinzugeben, und statt immer nur in persönlichen Empfindungen und Vorstellungen, zu eigener Qual und ohne Nutzen für Andere, seine Tage zu verträumen, sich endlich einmal zu einem frischen, werkthätigen Leben aufzuraffen. Mylord selbst bedarf seines Beistandes, und zweifelt nicht, daß der Freund bereit sein werde, wenn er demnächst erscheine, um ihn mit sich zu nehmen.

Auch wird er sich in dieser Erwartung nicht getäuscht finden. St. Preux kann jetzt mit voller innerer Freiheit dem Freunde seine aufopfernde Liebe durch eine gleich unbedingte Hingebung vergelten. Wolmar hat ihn über den Zustand seines Innern vollständig aufgeklärt, und seine bisher noch schwankende Meinung zur Gewißheit erhoben. Er weiß jetzt, daß er Julie nur noch in der Erinnerung liebt, und der Schmerz um ihren Verlust lediglich in der Phantasie fortlebt. Damit sind auch die Schranken gefallen, welche ihn bis dahin von dem „Räuber seines Glückes" getrennt hielten. Fortan erkennt er in ihm den hochherzigen Förderer seines wahren Wohles, dem er sich in aufrichtiger Freundschaft verbunden fühlt. Natürlich gewinnt nun der häusliche Kreis, in welchen auch Clara endlich eingetreten, erhöhten Reiz, denn mit dem einzigen störenden Elemente, welches er in der Person des alten Barons d'Etange in sich schließt, söhnt sich St. Preux leicht und gerne aus. Wolmar bemerkt mit Vergnügen, daß sein junger Freund auch diese bedenkliche Probe seiner Sinnesänderung glücklich besteht. Das nächste Ziel, welches er bei seiner Aufnahme in's Auge faßte, ist erreicht, und er darf hoffen, daß auch sein weiterer Plan sich werde ausführen lassen. Den ersten Anspruch hat freilich Mylord, den St. Preux auf seiner bevorstehenden Reise nach Italien wird begleiten müssen. Da sich dessen Ankunft indeß verzögert, kann sich sein Gefährte noch längere Zeit der beglückenden Gemeinschaft mit Julien und ihren Angehörigen erfreuen, und die früher begonnenen Schilderungen ihres häuslichen Lebens durch neue reizende Bilder vervollständigen.

Doch endlich schlägt die Stunde der Trennung. Mylord trifft ein, und der Freund, wie schwer es ihm auch wird, sich loszureißen, ist bereit, ihm zu folgen. Weiß er ja, daß ihm die Rückkehr zu jeder

Zeit offen steht. Auch mag ihn die Aussicht auf sie um so eher ermuthigen, da Mylord, von den Absichten Wolmars unterrichtet, ihn bald nach der Abreise mit der ehrenvollen Stellung bekannt macht, welche dieser ihm in seiner Familie zugedacht hat. Ein Zufall aber regt nochmals für eine Weile alle die schmerzlichen Empfindungen auf, welche er für immer überwunden glaubte. In Villeneuve, wo man übernachtet, wird ihm dasselbe Zimmer angewiesen, welches er einst nach der ersten Trennung von Julien bewohnte. Noch ergriffen von dem vorausgegangenen Abschiede, bewegt auch durch die Mittheilungen des Freundes, erfährt er von Neuem den mächtigen Einfluß, welchen der Ort durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, auf ein tieferes Gemüth ausübt. Wieder übermannt ihn das Gefühl seines Unglücks; es ist um so bitterer, da er nicht einmal das Recht hat, sich ihm hinzugeben. Julie ist zufrieden, glücklich; wie dürfte er um ihren Verlust trauern? Ihm bleibt auch der Trost versagt, welchen der Leidende in seinen Klagen und Thränen zu finden pflegt. Der Schmerz, verhindert, sich Luft zu machen, geht momentan in eine Wuth über, die selbst seinen Gegenstand trifft. Wäre Julie todt! er könnte dann doch der Trauer um sie ohne Rückhalt nachgeben, und den Leidenskelch mit der Lust des Schmerzes austrinken.

Ein frevelhafter Wunsch, dem die Erfüllung bald genug zu folgen scheint. Was er sich wachend vorgestellt, St. Preux sieht es im Traume verwirklicht. Wiederholt taucht das Bild der Geliebten vor ihm auf, wie sie leblos da liegt, das Antlitz und die ganze Gestalt mit dem weiten, weißen Todesschleier verhüllt. Eine unüberwindliche Angst überfällt ihn; was er gesehen, es war zu deutlich, zu lebendig, als daß es ein bloßes Traumgebilde sein könnte. Mylord versucht ihn zu beruhigen, doch vergeblich; es bleibt nur übrig, schleunigst die Rückfahrt anzutreten, damit er sich durch den Augenschein von den Schrecken der Vision befreie. Sie weichen denn auch sofort, als er, ohne selbst bemerkt zu werden, Julien in Gesellschaft der Freundin, wie immer gesund und munter wiedersieht. Vollkommen beruhigt, aber auch der grundlosen Besorgniß sich schämend, entfernt er sich, wie er gekommen. Clara aber, welcher er diese Vorgänge mittheilt, macht es ihm zum Vorwurfe, daß er in seiner vermeintlichen Stärke so schwach gewesen, n i c h t einzutreten; so nur habe er den bösen Zauber des Traumgesichtes völlig brechen können, das sie nunmehr bis zu seiner Rückkehr verfolgen werde.

Inzwischen setzen die beiden Freunde ihre Reise ohne weitere Störung fort. Schon ist St. Preux mit dem Zwecke derselben bekannt; Mylord will die bedenklichen Beziehungen, welche ihn seit längerer Zeit an Rom fesseln, unter Mitwirkung des Freundes zu lösen suchen. Es sind allerdings recht wunderliche, romantische Ver-

hältnisse, in die sich der anscheinend so kühle und verständige Lord verstrickt hat [45]). Als er sich vor Jahren zum ersten Male in Rom befand, lernte er dort eine neapolitanische Marquisin kennen, die durch Schönheit und Geist seine Neigung gewann, während sie selbst für ihn in leidenschaftlicher Liebe entbrannte. Da das reizende Weib, obwohl ihr im Auslande weilender Gatte noch lebte, sich hingerissen von ihrem sinnlichen, durch keine edleren Empfindungen oder sittlichen Grundsätze gezügelten Temperamente, als Wittwe gerirte, nahm er keinen Anstand, mit ihr in die intimste Gemeinschaft zu treten. Sobald er indeß erfährt, daß sie einem Anderen angehört, entsagt er dem leiblichen Umgange, ohne deßhalb den persönlichen Verkehr abzubrechen. Natürlich versucht sie, das frühere Verhältniß herzustellen, doch alle ihre Künste, die sie in reichstem Maße aufzubieten hat, scheitern an der Festigkeit seines Willens. Sie muß sich am Ende, will sie ihn nicht ganz von sich entfernen, mit seiner platonischen Liebe begnügen, deren reinerer und zarterer Charakter allmälig doch auch die eigene Leidenschaft mäßigt, und selbst ihren, von Hause aus gemeinen Sinn zu veredlen scheint. Wenigstens geht sie zu einem Schritte über, der eben so sehr für eine gewisse Größe der Denkweise, wie für die innere Kraft ihrer Liebe zeugen kann.

Darf sie nun einmal den Geliebten nicht selbst besitzen, so soll er darum den Genuß des Weibes, welcher ihm doch auch wohl Bedürfniß ist, nicht entbehren. Mag er sich der Reize einer Anderen erfreuen, wenn nur sie es ist, die ihm dieselben vermittelt. In der That führt sie ihm eine junge, hübsche Courtisane zu, und erreicht damit beinahe, was sie, mit dem Charakter Mylords hinlänglich vertraut, vielleicht erreichen *wollte*. Das großmüthige Anerbieten verfehlt nicht, auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen; er fühlt sich gedrängt, eine so liebevolle Entsagung durch eine volle Hingebung zu vergelten. Doch der sittliche Wille ist stärker, als die neubelebte Neigung; die Versuchung, wenn es eine war, geht vorüber. Die Folge aber hat sie doch, daß die Marquise, spielte sie wirklich ein falsches Spiel, für ihre Tücke empfindlich bestraft wird. Mylord kann auf die Dauer den Kampf des Triebes mit dem Gewissen, welchen er in ihrer Nähe beständig zu kämpfen hat, nicht ertragen, und entschließt sich, von dem zu Gebote stehenden Expediens Gebrauch zu machen. Laura aber, die Tochter der Freude, weist, als er sich ihr nahen will, seine Umarmung entschieden zurück. Sie ist in die Rolle, welche sie nur spielen sollte, mit vollem Ernste eingegangen; sie hat den wahren und lebendigen Ausdruck der Liebe, der im Verkehre der Beiden auch in ihrer Gegenwart unverhüllt hervortrat, nicht wahrnehmen können, ohne selbst von ihr ergriffen zu werden. Mit der Liebe aber erwacht in ihr das Bewußtsein ihrer edleren

Natur, die auch durch das schimpfliche Gewerbe, welchem sie sich in Folge äußerer Einwirkungen gewidmet hat, keineswegs zerstört worden ist.

Mylord sieht sich von ihr zurückgewiesen, weil sie ihn wahrhaft liebt, und wiewohl er diese Neigung nicht erwiedern kann, ist er doch weit davon entfernt, sie entweihen zu wollen. Vielmehr sucht er die Gefallene, nun sie sich an ihm wieder aufrichten möchte, auf jede Weise zu stützen. Sie darf sich in dem Kloster, zu welchem sie bald ihre Zuflucht nimmt, unter seinem Schutze, vor den Anfechtungen ihrer früheren Verehrer gesichert glauben. Die Marquise aber, unfähig, die wahre Sachlage auch nur für möglich zu halten, sieht in der neuen Verbindung Mylords einen Beweis seiner Untreue. Die Eifersucht steigert ihre Leidenschaft, zumal die Aussicht auf Befriedigung, welche sich für eine Weile eröffnete, rasch wieder verschwindet. Ihr Gatte, den man von ihren verdächtigen Beziehungen unterrichtet hat, erscheint in Rom, um den Räuber seiner Ehre zur Rechenschaft zu ziehen. Er wird in einem Duelle verwundet, und stirbt bald nachher, vielleicht in Folge dieser Wunde. Mylord wenigstens glaubt sich als seinen Mörder betrachten, und deßhalb auf die nun mögliche Verbindung mit der Wittwe für immer verzichten zu müssen.

Natürlich sucht die Marquise das wahre Motiv dieser Resignation in seiner Beziehung zu Laura. Abermals in ihrer Hoffnung getäuscht, glaubt sie um so fester an den Verrath des Geliebten. Die Wallungen der Leidenschaft wechseln mit Ausbrüchen der Wuth, und neben der glühenden Liebe, welche das eigene Leben für den Besitz des Geliebten hinzugeben bereit ist, wohnt in ihrem Herzen der Haß, welcher in seinem Untergange das Verlangen nach Rache befriedigen möchte. Mylord bedarf seiner ganzen Umsicht und Energie, um alle die gefährlichen Anschläge zu pariren, welche sie gegen ihn und seine Klientin schmiedet. Gewinnt er so einen immer klareren Einblick in das böse, dämonische Wesen dieses Weibes, das Herz kann sich doch nicht trennen von dem, was die Einsicht zu fliehen gebietet. Die tief gewurzelte Neigung will nicht weichen, und der freundschaftliche Verkehr mit der geheimen Feindin besteht unverändert fort. Freilich kann das Herz keinen rechten Antheil mehr an ihr nehmen. Um so leichter wendet es sich Laura zu, die das Interesse Mylord's mit Recht in steigendem Maße an sich fesselt. Liebt er sie auch nicht, so ist doch ihre Liebe zu innig und rührend, als daß sie ihm nicht schmeicheln und sein herzliches Mitgefühl erregen sollte. Die Läuterung des Sinnes, die innere Erhebung, welche sie bewirkt, erfüllen ihn mit Achtung, bald mit Ehrfurcht, vielleicht auch mit einigem Stolz, denn sie ist im Grunde sein Werk, vollzieht sich wenig-

stens in dem Glauben und der Hingebung an ihn. Man begreift, daß er der neuen Magdalena eine immer wärmere Theilnahme widmet. Ob dieselbe am Ende zu einem engeren Anschlusse führen wird, steht dahin. Noch liegt ihm der Gedanke an eine Verbindung ferne; sie wäre ja unstatthaft, wenn auch das Herz sie befürworten könnte.

So befindet sich Mylord ohne Zweifel in einer eigenthümlichen und höchst peinlichen Lage. Er muß eine Liebe nähren, die er nicht zu erwiedern und einer anderen entsagen, die er nicht zu ertödten vermag. Es hilft ihm wenig, daß er zeitweilig Rom verläßt, um sich auf längeren Reisen zu zerstreuen. Er kann die Bande, welche ihn dort fesseln, nicht lösen; sie ziehen sich nur fester zusammen. Zwar vermindert sich im Fortgange der Zeit die Anziehungskraft der Marquise, während Laura immer größere Macht über sein Herz gewinnt. Aber er schwankt doch vor wie nach zwischen Beiden, mag sich weder für die Eine, noch für die Andere entscheiden, möchte zuweilen Beiden entsagen, und kann sich doch von Keiner trennen. Manche Jahre gehen so vorüber, ohne einen Abschluß zu bringen, den das zunehmende Alter doch wünschenswerth macht. Mylord wird des unsteten Lebens allmälig müde; das Bedürfniß, sich einen eigenen Herd zu gründen, macht sich geltend. Es wird fast unwiderstehlich, seitdem er in Julien's Nähe den Reiz und den Segen eines glücklichen Familienlebens kennen gelernt hat. Je dringender aber der Wunsch des Herzens auftritt, um so leichter wird jede Möglichkeit der Erfüllung ergriffen. Unwillkürlich richtet sich sein Blick auf die Büßerin im Kloster. Ihre unbegrenzte Liebe ist dieselbe geblieben, ihre innere Bildung, die des Geistes, wie die des Gemüthes, unausgesetzt fortgeschritten. Er darf mit Recht erwarten, daß sie an seiner Seite ein Leben voll beglückender Hingebung, in ernstem, reinem Streben führen werde.

Freilich sieht er zugleich sehr wohl die weite Kluft, welche sie von ihm scheidet. Ist auch der Pair von England Mensch genug, um die Unterschiede des Standes für gleichgültig zu halten, der Mann von Ehre und Grundsätzen kann es doch mit seiner persönlichen Würde nicht verträglich finden, eine Dienerin gemeiner Lust zu seiner ebenbürtigen Gemahlin zu erheben. Wohl ist er sich dessen bewußt, doch der Zug des Herzens ist zu mächtig, als daß er ihm widerstehen könnte. Maskiren läßt er sich indeß; es pflegt nicht an vernünftigen Gründen zu fehlen, wenn eine unzulässige Neigung ihre Ziele erreichen will. Mylord gesteht sich keineswegs, daß er vorzugsweise Laura's wegen die gegenwärtige Reise antritt. Sie soll vielmehr dazu dienen, den Freund auf eine verfängliche Probe zu stellen. Noch ist ihm fraglich, ob St. Preux einer wahren Freund

schaft fähig ist, ob er im Stande sein wird, nicht blos das eigene Glück dem des Freundes zu opfern, sondern auch die edlere, bessere Seite im Wesen desselben gegen die Ansprüche einer verderblichen Schwäche nachdrücklich zu vertreten. Er macht ihm daher kein Hehl aus seiner Neigung für Laura, und läßt sogar die Absicht, sich mit ihr zu verbinden, so bestimmt und deutlich hervortreten, daß St. Preux sie als feststehend annehmen muß.

Widersetzt er sich ihrer Ausführung, so läuft er Gefahr, sich den Freund zu entfremden. Auch zerstört er damit die frohe Aussicht auf die eigene glückliche Zukunft, welche ihn im Schooße der Wolmar'schen Familie erwartet. Denn entschlossen, wie er es ist, sich nicht mehr von Mylord zu trennen, darf er nur in dem Falle die Erfüllung seiner Wünsche hoffen, wenn dieser sich wirklich vermählt und seinem Plane gemäß in der unmittelbaren Nähe Wolmar's niederläßt. Die Versuchung zu billigen, was er nicht gutheißen kann, liegt also sehr nahe. Es wird um so schwieriger, sie zu überwinden, da Mylord, welchen er nach der Ankunft in Rom aus den Fesseln der Marquise bald völlig gelöst hat, sich nun um so mehr zu Laura hingezogen fühlt. In der That umstrickt ihn das Netz immer fester, in welchem er den Freund zu fangen meinte. St. Preux sieht mit steigender Besorgniß, wie die Liebe Mylord's stets größere Macht über ihn gewinnt. Schon beherrscht sie ihn in einem Grade, daß er fürchten muß, die Gefühle des Freundes gar zu schmerzlich zu berühren, wenn er ihnen geradezu entgegentreten wollte. Auch kann er nicht umhin, die Achtung und Verehrung zu theilen, welche Mylord dem unglücklichen, edlen Mädchen zollt. Die aufrichtige Anerkennung aber, die er ihr auch in Gegenwart des Freundes zu Theil werden läßt, ist diesem eben so verdächtig, wie die Connivenz, mit welcher er seiner wachsenden Leidenschaft zusieht.

Bedenklicher noch erscheint der nähere Verkehr, den er seit einiger Zeit mit Laura unterhält. Mylord kann bald nicht mehr zweifeln, daß zwischen den Beiden ein geheimes Einverständniß besteht, dessen Grund und Zweck ihm verborgen bleibt. Sollte der Freund gar hinter seinem Rücken das Mädchen für sich zu gewinnen suchen? Schon liebt er sie leidenschaftlich genug, um der Eifersucht Raum zu geben. Inzwischen benutzt St. Preux die Krankheit und den bald folgenden Tod der Marquise, um ihn zu einem Abstecher nach Neapel zu bewegen. Hier erhält er dann den Schlüssel zu dem räthselhaften Benehmen des Freundes. Laura schreibt ihm, wie seine Absicht, ihr die Hand zu reichen, sie beglücke, daß sie aber der Pflicht gehorchend, welche der Freund sie gelehrt, ihm für immer entsage. Eine Aenderung dieses Entschlusses ist unmöglich; sie hat bereits den Schleier genommen. Mylord muß sich die vollendete Thatsache gefallen lassen;

verdrießt sie ihn auch eine Weile, so söhnt er sich doch um so leichter mit ihr aus, da sie im Grunde der eigenen Ueberzeugung entspricht, und der treu erfundene Freund, welcher ihm nochmals Herz und Leben weiht, für die Geliebte ausreichenden Ersatz bietet.

Der Rückkehr nach Vevay steht nun nichts mehr im Wege. Mylord wird den Freund, der sich von ihm nicht trennen mag, dorthin begleiten, und entschlossen, Laura's letzte Bitte, keiner Anderen die Stelle zu gönnen, welche sie selbst nicht habe einnehmen können, zu erfüllen, sich für immer dem Wolmar'schen Familienkreise anschließen. St. Preux darf die freudige Hoffnung hegen, fortan in engstem Verkehre mit Allen, die ihm lieb und werth sind, die Tage seines Lebens in einer erwünschten und ehrenvollen Thätigkeit, ohne Furcht vor weiteren Störungen zu verbringen. Möglich selbst, daß ihn auch das Glück noch erwartet, auf welches er für alle Zeit verzichten zu müssen glaubt. Schon hat der verständige Wolmar den Gedanken an eine Verbindung mit Clara laut werden lassen, Julie aber ihn eifrig ergriffen und sich bemüht, ihn der Verwirklichung näher zu führen. Sie kennt die mehr als freundschaftliche Zuneigung, welche die Beiden verbindet, und ist überzeugt, daß die Ehe ihnen nicht blos eine Quelle dauernden Glückes erschließen, sondern auch ein entschiedenes persönliches Bedürfniß befriedigen werde. Das Wohl der Freunde scheint ihre Vereinigung zu fordern, und die Theilnahme für sie ist groß genug, um den leisen Widerspruch zu beseitigen, welchen das eigene Herz erheben mag.

Ueberdies fühlt sich Julie doch nicht so sicher, daß die in Aussicht stehende beständige Nähe des Geliebten ihre schlummernden Besorgnisse nicht wieder wecken sollte. Ohne Zweifel darf sie ruhiger sein, wenn St. Preux einer Anderen angehört. Ist diese Erwägung auch nicht bestimmend, so wirkt sie doch unwillkürlich mit, als sie nun die Betheiligten für ihren Plan zu gewinnen sucht. Indeß wie klar und vollständig sie auch die Gründe entwickelt, welche ihn der Einen, wie dem Anderen annehmbar machen können, es läßt sich doch erwarten, daß Beide zunächst mit gleicher Entschiedenheit den Vorschlag zurückweisen werden. Auch ist es natürlich, daß St. Preux sich durch ein solches Ansinnen verletzt fühlt, und erst wieder beruhigt, als die Geliebte wenigstens anscheinend den Gedanken aufgiebt. Was aber für jetzt unmöglich, die Zukunft kann es — man fühlt das selbst aus den ablehnenden Antworten heraus — vielleicht doch möglich machen. Freilich sieht Julie nicht, daß sie selbst, ihr eigenes Dasein das vornehmste Hinderniß für die Erfüllung ihres Lieblingswunsches ist. Und sähe sie es auch, sie wäre nicht im Stande, dasselbe hinwegzuräumen. Nur ein unmittelbares Eingreifen des Schicksals kann die

Aenderung herbeiführen, ohne welche die engere Verbindung der Freunde undenkbar bleibt.

Auch läßt dieser Eingriff nicht lange auf sich warten. Noch sind die Freunde auf der Heimreise begriffen, als sie die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung Julien's ereilt, der die erschütternde Kunde von ihrem Tode fast auf dem Fuße folgt. Sie ist das Opfer ihrer mütterlichen Liebe geworden. Auf einem Spaziergange hat eines ihrer Kinder das Unglück gehabt, in's Wasser zu fallen; sie ist ihm sofort nachgesprungen, um es zu retten, hat sich aber dabei ein Fieber zugezogen, welches sehr bald einen tödtlichen Charakter annimmt. Alle Bemühungen der Aerzte und Hausgenossen, sie dem Leben zu erhalten, sind fruchtlos geblieben. Sie hat nur noch die Zeit gehabt, ihre schmerzerfüllten Angehörigen mit dem Tode, welchen sie selbst gleich Anfangs für unvermeidlich gehalten, möglichst auszusöhnen. Bei ihrem festen Glauben an das Jenseits ist für sie die Erwartung der letzten Stunde um so weniger schreckhaft gewesen, da sie ihrer in gesunden Tagen stets eingedenk geblieben. Sie hatte sich mit dem Gedanken an ihren Tod längst vertraut gemacht, und konnte ihm nun in voller Fassung, mit ruhigem und selbst heiterem Sinne entgegensehen.

Auch hat es für sie keiner besonderen Vorbereitung bedurft, und der befreundete Pastor, mit welchem sie in den letzten Tagen gern in gewohnter Weise verkehrte, hat nur Anlaß zu eigener Erhebung gefunden. Solche Ruhe und Klarheit des Geistes, ein so einfacher, selbstgewisser Glaube, eine so kindliche Hingebung an den Gott der Liebe ist ihm selten oder nie vorgekommen. Er hat sich gestehen müssen, daß *diese* Frau in Wahrheit den Tod nur als den Uebergang zu einem höheren Leben ansehen darf, und mit ihrem inneren Sein und Wesen bereits jenen reinen Sphären angehört, in welche sie einzutreten im Begriffe ist. Eben deßhalb ist sie im Stande gewesen, die letzten Lebenstage, frei von jeder ängstlichen Sorge um ihr persönliches Heil, der traulichen Gemeinschaft mit den Ihrigen zu widmen. Sie hat sich bemüht, Alles fern zu halten, was den Tod für den Sterbenden, wie für seine Angehörigen, noch vor seinem Eintritte so bitter zu machen pflegt. Der gewöhnliche triste Apparat des Sterbezimmers hat in das ihrige keinen Zugang gefunden; die äußere Umgebung ist, wie sie selbst, bis zum letzten Augenblicke freundlich und heiter geblieben. Die Schrecken des Todes haben keinen der Anwesenden in ihrer Nähe ergreifen können, und selbst der tiefe Schmerz über den drohenden Verlust ist in ihnen durch die Fortdauer des unbefangenen Verkehres gemildert worden.

Soweit und so lange die körperlichen Leiden es gestatteten, hat Julie in ernster und heiterer Unterhaltung, in unausgesetzter Theil-

nahme an den Vorgängen des häuslichen Lebens, in aufopfernder Fürsorge für das Wohl und die Beruhigung der Angehörigen diesen die schweren Abschiedsstunden zu erleichtern gewußt. Sie ist dann, als der Tod an sie herantrat, sanft und ruhig in den Armen der Freundin gestorben. Wie aber vor ihrem Ende der fortdauernde Antheil am Leben bei den Ihrigen wiederholt trügerische Hoffnungen weckte, so hat auch nach demselben der lebendige Ausdruck ihrer Züge sie noch eine Weile an die Verwirklichung ihrer Herzenswünsche glauben lassen. Sie lebt so, auch äußerlich, in und nach dem Tode noch fort; wenigstens trägt ihr Tod an sich, wie in den begleitenden Umständen, entschieden das Gepräge des Lebens, so daß er kaum als dessen Verneinung empfunden wird. Vielmehr erscheint er als der fast unmerkliche Uebergang aus einer Phase des Daseins in eine andere, als der dem Leben selbst angehörige Schluß und Anfang desselben.

Man könnte ihn mit jenem rasch vorübergehenden Dunkel vergleichen, das zur Sommerzeit im hohen Norden den beständigen Tag momentan unterbricht. Allerdings wird es einen Augenblick Nacht, wenn die Sonne am westlichen Himmel verschwindet. Doch kaum eingetreten, weicht sie schon wieder dem neuen Lichte, welches im Osten heraufsteigt. Sie hat nicht einmal Zeit, sich der Erde in ihrem dunklen Gewande so recht eigentlich zu zeigen, denn das Dämmerlicht des scheidenden und des kommenden Tages erhellt und zerstreut ihre Schatten. Man merkt ihre Anwesenheit fast nur an der plötzlichen Abkühlung, welche sie mit sich bringt, und die um so empfindlicher ist, je schneller sie eintritt und vorübergeht. Auch Julie empfindet diese kalten Schauer des Todes wohl; doch sind es eben nur flüchtige Augenblicke, in welchen ihr das Abreißen des Lebensfadens fühlbar wird. Innerlich dem Leben schon längst, zwar nicht entfremdet, aber doch entrückt, kann die äußere Trennung von ihm sie kaum schmerzlich berühren. Sie weiß ja, daß es ihr Alles geboten hat, was sie füglich von ihm erwarten konnte, und bei längerer Fortdauer keine Steigerung, sondern eher eine Verminderung ihres persönlichen Glückes in Aussicht steht. Ist doch auch dieses Glück selbst im Grunde nur ein scheinbares, ein dürftiger, nicht wahrhaft befriedigender Ersatz für die reine, ungebrochene Lebensfreude, auf welche sie hat verzichten müssen. Die pflichttreue Gattin und Mutter hat die Ansprüche des liebenden Weibes wohl zum Schweigen bringen, nicht aber aufheben können.

Dieselben machen sich auch in den letzten Stunden noch geltend, zumal sie sich da ohne weitere Gefahr äußern dürfen. Die Zeilen, in welchen Julie im Angesichte des Todes von dem fernen Geliebten Abschied nimmt, verhehlen ihm nicht, daß ihr Herz ihm auch jetzt

noch angehört. Ob sie, wenn er beständig in ihrer Nähe weilte, ihm dies stets würde verbergen können, es ist doch natürlich, wenn sie selbst daran zweifelt. Jedenfalls ist gewiß, daß sie den Zweck ihres Lebens erreicht und die Aufgabe vollständig gelöst hat, welche es an sie stellte. Die Schuld früherer Tage ist gesühnt; was sie in selbstsüchtiger Leidenschaft einst gefehlt, sie hat es in selbstloser Liebe mehr als gut gemacht. Sie kann ohne Vorwurf und ohne Bedauern aus einem Leben scheiden, welches keine Anforderung mehr an sie zu erheben, und ihr nichts zu bieten hat, was sich den reinen Freuden des Jenseits vergleichen ließe. Eines nur trübt den inneren Frieden, der sie am Rande des Grabes erfüllt, der Gedanke an den namenlosen Schmerz, welchen ihr Tod den Angehörigen bereiten wird. Doch wie groß er auch sein, und wie lange er nachwirken muß, sie darf sich mit der Erwägung trösten, daß er vorüber gehen, und gerade ihr Heimgang für die Zurückbleibenden eine Quelle neuen Glückes erschließen wird.

Vielleicht hat sie nicht ganz Unrecht. Ihr Tod ist der Preis, um welchen sie das Leben ihres Kindes erkauft. Er scheint auch die Bedingung zu sein, an welche das wahre Glück des Gatten, wie sie es wenigstens auffassen muß, und eine befriedigende Zukunft ihrer beiden Lieblinge geknüpft ist. Sie hat es stets schmerzlich empfunden, daß Wolmar ihren religiösen Glauben nicht zu theilen vermochte. Weil sie selbst sich der inneren Beseligung, welche dem gläubigen Gemüthe einwohnt, in so reichem Maße erfreute, that es ihr doppelt wehe, daß eben der Mann, den sie durch Gesinnung und Leben ihrer so würdig glaubte, sie für immer entbehren sollte. Auch hat sie das nie für ausgemacht halten können, vielmehr stets gehofft, es werde bei ihm früher oder später die erforderliche Sinnesänderung eintreten. Indeß, so lange sie lebte, ist, vielleicht gerade deshalb, ihre Hoffnung unerfüllt geblieben. Erst ihr Tod giebt Aussicht, daß sie sich verwirkliche; denn er erschüttert nicht nur den nun wieder einsam dastehenden Mann auf das Tiefste, er macht ihn auch an seinem bisherigen Unglauben irre. Er kann sich nicht verhehlen, daß ein Glaube, welcher den Menschen in den Stand setzt, so zu sterben, wie er Julie hat sterben sehen, die Bürgschaft seiner Wahrheit in sich trägt. Sollte er aber auch grundlos sein, das schmerzerfüllte Gemüth drängt doch, sich zu ihm zu bekennen, denn er allein befreit von der unerträglichen Vorstellung, das für immer verloren zu haben, was größeren Werth hat, als selbst das eigene Dasein. Freilich werden die Einwürfe des Verstandes nicht so schnell verstummen. Doch warum ihnen Gehör geben? Ohne positiven Inhalt, bestreiten sie nur, was vielleicht nicht bewiesen, aber ebensowenig widerlegt werden kann. Die Raisonnements des Unglaubens sind nicht über-

zeugender, als die des Glaubens; der Unglaube selbst aber ist eine triste, trostlose Denkweise, während der Glaube beruhigt, erhebt und beglückt. Kein Zweifel daß, wer einmal angefangen hat, so das Für und Wider abzuwägen, sich bald der Seite zuwenden wird, nach welcher das Bedürfniß des Herzens, die Sehnsucht des Gemüthes ihn hindrängt.

Weniger gewiß ist die Erfüllung ihres zweiten Wunsches, wiewohl Julie ihn auch noch in ihren Abschiedsworten den Betheiligten an's Herz gelegt hat. Für's Erste wenigstens wird die Beiden nur die tiefe Trauer um den Verlust der Freundin, und die gemeinsame Sorge für die Erziehung ihrer Kinder verbinden können. Man darf indeß erwarten, daß gerade in dieser innigen und beständigen Gemeinschaft allmälig auch die persönliche Zuneigung, welche sie stets für einander gehegt, sich mit selbständiger Kraft und Wirkung geltend machen werde. Das Licht der Liebe und die Schatten der Trauer sind gleich sehr geeignet, den Bund verwandter Herzen zu besiegeln. Noch geraume Zeit wird Julien's Bild zwischen die Beiden treten, und ihre Blicke auf sich ablenken. Jemehr aber seine Farben verbleichen, je matter und unbestimmter die Züge werden, um so öfter und leichter müssen sich ihre Augen und Herzen begegnen. Es kommt dann wohl der Augenblick, wo die Gestalt der abgeschiedenen Freundin sich so weit vergeistigt und verklärt hat, daß sie für die Zurückgebliebenen keine Schranke mehr, sondern nur noch der Schutzgeist ist, welcher sie segnend einander in die Arme führt.

VIII.

Mit dieser erfreulichen Perspektive in eine lichtere Zukunft entläßt uns der Dichter. Man muß gestehen, daß er die dunkle Nacht, welche er am Schlusse seines Werkes hereinbrechen läßt, nicht schöner und wirksamer hätte erhellen können. Julien's Tod erscheint als ein frei und freudig dargebrachtes Opfer der Liebe, und zugleich als die Quelle eines glücklicheren Lebens für sie selbst, wie für ihre Angehörigen. Wir glauben kaum, daß Rousseau, als er seiner Erzählung diesen Ausgang gab, sich der Bedeutung desselben vollkommen bewußt war. Derselbe ging vielmehr aus einem unwillkürlichen Drange hervor, der Vorstellung des Todes ihre schreckhaften, unheimlichen Züge zu nehmen, und das Licht des Lebens auch in das schauerliche Dunkel des Grabes leuchten zu lassen. Rousseau war seiner Natur nach außer Stande, sich den Tod als das Knochengerippe mit der vernichtenden Sense zu denken. Ihm mußte er als ein freundlicher Genius mit der gesenkten, noch nicht erloschenen Fackel erscheinen, wenn er ihn erträglich finden sollte. Das Bedürfniß,

seine Schrecken zu überwinden, begleitete ihn durch sein ganzes Leben, und er hat es auf mannigfache Weise versucht, sich und Anderen ihre Grundlosigkeit nachzuweisen. Wenn er das Leben des Naturmenschen als das normale empfiehlt, so geschieht es doch auch besonders deßhalb, weil dasselbe ohne beängstigende Vorempfindungen, langsam und unmerklich seinem Ende zufließt. Im Zustande der Civilisation aber, das sieht er sehr wohl, ist eine so einfache Auflösung unmöglich; man stirbt da nicht mit ruhiger Fassung, und weniger noch mit ungetrübt heiterem Sinne, ohne sich zuvor mit dem Tode versöhnt, ihn in irgend einer Weise aufgehoben zu haben.

Das Leben des Geistes, sobald es einmal erwacht ist, kann sich nicht selbst negiren; er glaubt trotz aller Einwendungen des endlichen Verstandes an seine Unendlichkeit, weil sie zu seinem Wesen gehört. In wie weit diese Fortdauer als eine persönliche gefaßt wird, hängt lediglich von der größeren oder geringeren Entschiedenheit ab, mit welcher der Geist sich isolirt oder auch concentrirt. Rousseau konnte bei dem individuellen und zugleich idealen Gepräge seines Geistes nicht umhin, die persönliche Unsterblichkeit als ein nothwendiges Postulat des Gemüthes, wie des sittlichen Willens anzuerkennen. Er steht in dieser Beziehung durchaus auf dem Standpunkte des gläubigen Christen, unterscheidet sich aber von diesem, wie er in der Regel auftritt, dadurch, daß er nicht blos die Verachtung des irdischen und die Erwartung des himmlischen Lebens als die Brücken betrachtet wissen will, welche über den Abgrund des Todes hinwegführen, sondern auch die tiefe Kluft zwischen dem Dies- und Jenseits möglichst auszufüllen, und so eine unmittelbare Verbindung der beiden Welten herzustellen strebt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß das Bild der sterbenden Julie dem Ideale, welches ihm vorschwebte, recht nahe kommt. Sie nimmt bis zum letzten Augenblicke am Leben vollen, freudigen Antheil, und wenn sie stirbt, so ist der Tod ein fast verschwindender Moment, an welchen der Beginn des in Aussicht stehenden neuen Lebens sich unmittelbar anschließt.

Was aber von ihrem Schlusse, das gilt auch von der Dichtung überhaupt: sie hat einen durchaus subjectiven Charakter. Nicht nur insofern, als die zahlreichen Reflexionen und mehr oder weniger eingehenden Erörterungen über Menschen und Leben, welche sie enthält, eben nur die eigenthümlichen Ansichten und Gedanken des Verfassers wiedergeben, als die lebendigen, ebenso feinen, wie glänzenden Schilderungen von Land und Leuten, welchen wir in ihr begegnen, auf seinen persönlichen Anschauungen und Beobachtungen beruhen, und

manche der thatsächlichen Vorgänge, die sie erzählt, von ihm selbst erlebt worden, manche von den Personen, welche handelnd eingeführt oder genannt werden, ihm im Leben nahe getreten sind. Wichtiger als diese äußere, von Rousseau selbst beabsichtigte Einfügung persönlicher Elemente, ist die innere Uebereinstimmung, in welche er, ohne sich dessen überall bewußt zu sein, den wesentlichen Inhalt des Romans mit der eigenen Persönlichkeit gebracht hat. Die Charaktere der Hauptpersonen stimmen in den Grundzügen nicht nur mit einander, sondern auch mit dem seinigen überein. Sie sind mehr oder minder variirte Copien ein und desselben Urbildes, zu welchem das eigenthümliche Wesen des Dichters die Linien und Farben hergegeben hat. In allen wiederholt sich die dualistische Form des Rousseau'schen Geistes, nur daß bald die eine, bald die andere Seite desselben in den Vordergrund tritt. Eben dieser Dualismus macht sich auch in Ton und Haltung, ja selbst in der äußeren Anlage des Werkes geltend.

Wir haben in unserer Uebersicht des Inhaltes die beiden Hauptabschnitte, in welche der Roman zerfällt, äußerlich angedeutet, ohne indeß die durchgreifenden Unterschiede, welche in ihnen, was die Auffassung und Behandlung des Stoffes angeht, hervortreten, schärfer markiren zu können. Dieselben sind aber groß genug, um jeden der beiden Theile als ein fast selbständiges Ganze erscheinen zu lassen. Die erste Hälfte trägt das unverkennbare Gepräge der unmittelbar aus sich herauswirkenden Persönlichkeit. Das zur intensiven Leidenschaft sich steigernde Gefühl ist die treibende Kraft, die bewegende Seele der Darstellung; Gluth der sinnlich angeregten Empfindung, die Wärme des liebevoll sich hingebenden Herzens, der Aufschwung einer lebendigen, farbenreichen Phantasie zeichnen sie aus. Das Gemüth, wie es wurzelt in der sinnlichen Naturbasis des Menschen und gipfelt in der unbedingten Hingebung an seine selbstgeschaffenen Ideale, herrscht so entschieden vor, daß, wenn auch nicht selten die verständige Reflexion, oder die Stimme des welt- und menschenkundigen Beobachters hörbar wird, dadurch seine prädominirende Geltung nicht ernstlich beeinträchtigt wird. Dagegen muß es im zweiten Theile dem denkenden Geiste den Vorrang überlassen, um selbst in die zweite Linie zurückzuweichen.

Man sollte es auf den ersten Blick kaum für möglich halten, daß zwei so durchgreifend verschiedene Werke fast zu gleicher Zeit aus der Feder desselben Mannes hervorgehen konnten. Das eben noch hoch auflodernde Feuer der Jugend ist, scheint es, fast erloschen, und die besonnene Weisheit des Alters an seine Stelle getreten. Dem Dithyrambus der Leidenschaft folgt die ruhige, gleichmäßig fortschreitende Betrachtung, und wenn die Phantasie noch thätig ist, so

wird sie doch nicht mehr durch die überströmende eigene Empfindung, sondern durch die Erscheinungen der Außenwelt in Bewegung gesetzt. Auf diese, soweit sie in das Bereich der auftretenden Personen fällt, ist vorzugsweise der Blick gerichtet, um sie, wie sie ist oder der idealen Auffassung erscheint, anzuschauen und darzustellen. Aber auch da, wo die Zustände und Vorgänge des inneren Lebens zur Sprache kommen, geschieht es weniger aus dem Gefühle persönlicher Theilnahme, als von dem Standpunkte einer objectiven, über dem Gegenstande stehenden Betrachtung. Der zweite Theil des Romans erhält so in Form und Inhalt einen vorwiegend didaktischen Charakter, während der erste ein entschieden lyrisches Gepräge trägt. Doch hindert das nicht, daß auch die Lehre meist im Gewande der Phantasie, und belebt von dem warmen Hauche der Empfindung auftritt, die Ergüsse des Gefühls aber vielfach durch die Lichtblitze des Geistes erhellt, oder durch ein kühles, abschweifendes Raisonnement gehemmt werden. Eben darum läßt, wenn man schärfer zusieht, der scheinbar unversöhnliche Gegensatz doch auch eine gewisse Einheit durchblicken, welche auf eine nähere Verbindung und einen gemeinsamen Ursprung der heterogenen Elemente hinweist. Dieselben sind im Romane im Grunde eben so geschieden und vereinigt, wie in der Person seines Verfassers. Auch entspricht es durchaus dem Wesen desselben, daß die Macht des Gemüthes der Herrschaft des Geistes voraus-, und ohne merkliche Vermittlung gleichsam sprungweise in sie übergeht.

Aehnlich, wie die beiden Theile des Romanes, verhalten sich die Charaktere der beiden männlichen Personen, welche in ihnen die Hauptrolle spielen. Jeder von ihnen trägt die eigenthümliche Signatur des Abschnittes, welchem er vorzugsweise angehört. Sie stehen nicht minder in demselben scharfen Gegensatze, in welchem die eine Hälfte der Dichtung der anderen gegenübertritt, und sind sich, wie diese, doch auch wieder verwandt genug, um eine engere Verbindung eingehen zu können. St. Preux wird nur deshalb Wolmar's Freund, weil die Natur Beider bei aller wirklichen Verschiedenheit wesentlich oder ideell dieselbe ist. Man könnte sagen, daß St. Preux in Wolmar seine Zukunft sieht, während dieser an jenem seine Vergangenheit hat. Wolmar würde nicht sein, was er ist, wäre er nicht zuvor ein St. Preux gewesen; andererseits wird dieser ein Wolmar werden, wenn er erst aufgehört hat, er selbst zu sein. Freilich wird es dazu in der Wirklichkeit nicht kommen, wie ja auch thatsächlich Wolmar den Standpunkt und die Denkweise seines jüngeren Freundes nie getheilt hat. Beide setzen sich gegenseitig voraus, ohne daß deshalb eine eigentliche Entwicklung des Einen aus oder zu dem Andern stattfindet. Vielmehr stehen sie durchaus selbständig neben einander, obgleich sie innerlich verbunden sind und dieser innere Zu-

sammenhang auch in ihrer äußeren Gemeinschaft hervortritt. Sie bedingen und ergänzen sich, schließen sich aber gleichzeitig aus, nicht anders, wie die beiden Seiten im Wesen Rousseau's, welche in ihnen verkörpert erscheinen.

Daß St. Preux nur ein anderer Rousseau ist, sieht man leicht; die Aehnlichkeit springt von selbst in die Augen. Auch war sie von vornherein beabsichtigt; Rousseau selbst gesteht, daß er sich mit seinem jungen Lieblinge möglichst identifizirt und bestrebt habe, ihn zu seinem idealen Ebenbilde zu gestalten. In der That können die charakteristischen Züge, welche wir an ihm hervorgehoben haben, seine Vorzüge wie seine Schwächen, ohne wesentliche Aenderung auch Rousseau beigelegt werden. Er ist, wie dieses sein Urbild, eine leidenschaftliche, leicht entzündliche, heftig aufbrausende Natur, die, so lange die stürmische Aufregung andauert, widerstandslos von ihr fortgerissen wird, aber bald wieder zu stiller, heiterer Ruhe zurückkehrt. Auch bei ihm geht der Allmacht des Gefühls die Schwäche des Willens zur Seite, sind die unmittelbar wirkenden Regungen und Antriebe stärker, als die geistig vermittelten Gedanken und Grundsätze. Dieselbe anspruchsvolle Sinnlichkeit, welcher wir bei Rousseau begegnen, ist auch ihm eigen: sie wird aber hier wie dort durch die unwillkürliche Antipathie eines idealen Sinnes gegen Alles, was der rohen, nackten Materie angehört, in Schranken gehalten. Die Gluth der Sinne erlischt bei Beiden in der tiefdunkeln Fluth des Gemüthes, und wenn sie zuweilen eine mehr oder minder versteckte Lüsternheit, oder auch eine gewisse derbe Natürlichkeit verrathen, so sind doch ihre Empfindungen meist eben so fein und zart, wie rein und lauter.

Daß St. Preux auch nach der geistigen Seite die Verwandtschaft mit Rousseau nicht verleugnet, läßt sich erwarten. Er hat dieselbe Neigung und dieselbe Fähigkeit, sich sinnend und denkend mit den Erscheinungen des persönlichen, wie des allgemeinen Welt- und Menschenlebens zu beschäftigen, und er folgt diesem Triebe, sobald er nicht von seinen Gefühlen beherrscht wird. Freilich erlauben ihm diese selten, die Menschen und Dinge objectiv zu betrachten. Es ist doch vorwiegend ihre Beziehung zu der eigenen Person, die ihm in die Augen fällt und den Gegenstand seines Raisonnements abgiebt. Ueberhaupt spielt das Ich bei ihm, wie bei Rousseau, eine große Rolle; es drängt sich stets mit seinen Ansprüchen vor, weicht nur widerwillig den Hindernissen, die ihrer Anerkennung entgegentreten, und verzichtet im Grunde nur dann auf sie, wenn es durch die Macht der ihm einwohnenden Hingebung, durch die unwiderstehliche Gewalt eines edlen Aufschwunges über sich selbst hinausgehoben wird. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist St. Preux ebenso reizbar und empfindlich, ebenso leicht verletzt und verstimmt, wie Rousseau, der ihm denn

auch seine angeborne Schüchternheit und das unsichere Auftreten im gesellschaftlichen Verkehre, welches aber zu Zeiten in sein Gegentheil, in ein dreistes, selbstgefälliges Benehmen umschlägt, mit auf den Weg gegeben hat.

Rousseau selbst war der Ansicht, er habe sich in seinem St. Preux so dargestellt, wie er in jüngeren Jahren gewesen. Auch hat er nicht ganz Unrecht; er übersieht nur, daß er in einem gewissen Sinne beständig jung, und was ihn in einer früheren Periode seines Lebens charakterisirt, ihm im Wesentlichen auch in höherem Alter eigen blieb. Wie er aber in St. Preux das geläuterte Abbild seiner Jugend erblickte, so war er geneigt, und auch in etwa berechtigt, in Wolmar das Ideal seiner reiferen Jahre zu finden. Der Charakter Wolmar's ist dem seinigen nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Rousseau trug die Anlage zu demselben in sich; sie hatte sich selbst in einem beschränkten Maße ausgebildet, freilich nicht, ohne in ihrer Entwicklung durch die widerstreitenden Elemente seines Wesens beständig gehemmt zu werden. Er kannte sehr wohl die gleichmäßige innere Ruhe, welche die Freiheit von jeder persönlichen Leidenschaft bei Wolmar zur Folge hat. Sie trat eben nothwendig ein, sobald die stürmische Aufregung wich, mußte aber selbst nach kurzem Bestande vor der stets sich erneuernden inneren Bewegung wieder verschwinden. So lange sie indeß andauerte, erfreute er sich auch des hellen, sicheren Blickes, welcher Wolmar befähigt, Menschen und Dinge zu durchschauen und nach ihrem wahren Werthe richtig zu schätzen.

Er empfand dann nicht minder das Bedürfniß, die Eintracht und Harmonie in der umgebenden Außenwelt zu erhalten, oder wo sie gestört erschien, herzustellen, weil er so, nicht anders wie Wolmar, das allgemeine, und mit ihm auch das persönliche Wohlbefinden am Besten zu sichern glaubte. Zugleich mochte er auch der Mängel inne werden, welche die Abwesenheit eines tieferen Gemüthslebens mit sich bringt. Wer so frei und ungebunden den Menschen und Dingen gegenübersteht, ohne von ihnen irgendwie persönlich gefesselt zu werden, muß sich, wie Wolmar, nicht selten recht einsam und selbst verlassen fühlen. Er kann diesem Gefühle um so weniger entgehen, da ihm mit dem religiösen Glauben die freudige Gewißheit des eigenen unbedingten Werthes fehlt. Man darf wohl zweifeln, ob die Denkweise Wolmar's, da sie ihm zur andern Natur geworden, eine Bekehrung im Sinne Rousseau's zuläßt. Jedenfalls ist sie nur unter der Voraussetzung möglich, daß bei ihm der Zustand des Zweifels und der religiösen Indifferenz das Leben und die Ansprüche des Gemüthes nur zurückgedrängt, nicht erstickt hat.

Bei Rousseau selbst war dem wirklich so; wenn der Unglaube zeitweilig Macht über ihn gewann, so geschah das nur, weil sein

gläubiger Sinn durch die vorherrschende Thätigkeit des beobachtenden oder denkenden Geistes gehindert wurde, sich wirksam zu erweisen. Latent war er stets in ihm gegenwärtig, daher er nicht umhin konnte, ihn auch seinem Wolmar, wenigstens der Anlage nach, einzupflanzen. Daß sich dieser Keim entwickeln werde, stellt er aber mit Recht in eine ungewisse Aussicht, die sich auch nicht verwirklichen mag. Sein Wunsch war es gewiß, daß die objective Denk- und Handlungsweise Wolmar's sich mit dem religiösen Glauben St. Preux', wie überhaupt mit dem reichen Gemüthsleben desselben, möchte vereinigen lassen. Auch nähert er die Beiden einander, soweit das angeht, bringt sie in eine möglichst enge Verbindung. Zu einer Verschmelzung aber, zu einer wirklichen Einheit kommt es nicht. Sie bleiben gesonderte, für sich bestehende Personen, ganz ebenso wie die beiden Seiten im Wesen Rousseau's, welche sie repräsentiren, neben und nacheinander auftreten, ohne sich jemals harmonisch durchdringen zu können.

Es giebt in dem Romane nur einen Charakter, welcher mit dem seines Verfassers nichts gemein hat. Der bornirte Adelstolz, das unerschütterliche Bewußtsein einer exclusiven Standesehre, wie es dem alten Baron d'Etange eigen ist, liegt dem Wesen Rousseau's durchaus fern. Auch begnügt er sich damit, die ihm ganz fremde Persönlichkeit in wenigen Zügen zu skizziren, ohne sie redend oder handelnd einzuführen. Abgesehen von dem kurzen Billet an St. Preux, läßt er sie lediglich hinter den Coulissen agiren — mit richtigem Takte, wie uns scheint, denn ihre Denkweise ist mit dem Geiste des Ganzen unvereinbar, und würde, falls sie Gelegenheit fände, sich unmittelbar zu äußern, wahrscheinlich mit sich selber in Widerspruch gerathen. Rousseau liebt es zwar, sich in Leben und Dichtung in den aristokratischen Kreisen zu bewegen, aber er mag und kann doch nur mit solchen Mitgliedern der Noblesse verkehren, die ihre freie, unabhängige Stellung auch über die Beschränktheit des eigenen Standes zu einer wahrhaft humanen, weltbürgerlichen Gesinnung erhoben hat. Wo dies, wie bei Mylord Eduard, der Fall ist, tritt freilich der Adelige hinter den Menschen so entschieden zurück, daß er kaum noch in Betracht kommt und füglich wegfallen könnte. In der That erinnert Mylord an den englischen Aristokraten nur durch seinen Namen, durch sein Vermögen, wie durch sein rücksichtsloses, excentrisches Benehmen. Nimmt man diese Aeußerlichkeiten weg, so hat man einen Menschen, der eben so gut jedem andern Volke und Stande angehören kann, und was den Kern seines Wesens angeht, auch nur ein Abbild dessen ist, der ihn in's Leben rief.

Man irrt doch sehr, wenn man Rousseau damit vollständig charakterisirt zu haben meint, daß man ihn als „eine durchaus sensi-

tive, schwache weibliche Natur" bezeichnet [46]). Wie ähnlich er seinem St. Preux war, er glich doch auch nicht selten Mylord Eduard, welcher zwar mit seinem Freunde und Doppelgänger in manchen Grundzügen des Charakters übereinstimmt, sich aber zugleich wesentlich von ihm unterscheidet. Aus einem festeren, derberen, wenn man will roheren Stoffe gebildet, ist er offenbar eine kräftigere, männlichere Erscheinung, als St. Preux. Wie dieser vorwiegend von den unmittelbaren Erregungen des Gefühls bestimmt, empfindet er nachhaltiger und stärker, aber weit weniger zart und innig. Die Macht der Leidenschaft ist bei Beiden gleich groß, aber während sie bei St. Preux vorzugsweise Herz und Seele ergreift, tritt bei Mylord ihre sinnliche Naturgewalt in den Vordergrund. Eben deshalb ist er trotz des größeren Ungestüms, mit welchem sie ihn momentan fortzureißen vermag, im Stande, ihr erfolgreichen Widerstand zu leisten. Indem sie zu den Anforderungen des Geistes und des sittlichen Bewußtseins in einen direkten, unverhüllten Gegensatz tritt, gewinnen die moralischen Antriebe und Grundsätze eine Kraft, welche ihnen da abgeht, wo die Leidenschaft die edleren und reineren Regungen der menschlichen Natur in sich aufnimmt oder sich dienstbar macht. St. Preux erliegt vor Allem deshalb, weil er keinen rechten Grund hat, gegen seine Neigung anzukämpfen. Mylord dagegen überwindet die seinige, weil er ihr nur im Widerspruche mit seinem eigenen Wesen nachgeben kann. Wie sehr ihn auch die Marquise und Laura fesseln, er ist doch eine zu edle, zu stolze Natur, als daß ihn ein lüsternes Weib oder ein gefallenes Mädchen unbedingt und dauernd beherrschen könnte. Die angeborne Würde, der Adel seiner Seele empört sich gegen die subjective Verworfenheit der Einen, wie gegen die gleichsam objective Gemeinheit der Anderen. Dennoch kann er die Bande nicht sprengen, welche ihn gefangen halten; gelingt es ihm auch, sie insoweit zu lockern, daß die freie Bewegung im Grunde erhalten bleibt, er vermag doch nicht, sie abzuwerfen. Der beständige Kampf aber, welchen er so mit sich selbst zu führen hat, macht ihn innerlich fried- und haltlos, gestattet ihm wenigstens eine nur scheinbare Ruhe und läßt ihn zugleich nach Außen schroff und abstoßend, oder barock eigenartig erscheinen.

Ganz ebenso erschien Rousseau, wenn sein sittliches Bewußtsein sich gegen die Corruption auflehnte, welche er in und außer sich wahrnahm. Er zeigte dann dieselbe männliche Kraft, denselben stolzen, von dem Gefühle persönlicher Würde erfüllten Sinn, dieselbe Entschiedenheit in der Anerkennung und Geltendmachung fester moralischer Grundsätze, wie sie bei Mylord Eduard begegnen. Er bewies dann nicht minder die Fähigkeit, sich über die eigene Schwäche zu einer gewissen sittlichen Größe zu erheben, aber auch das Unvermögen,

sich wahrhaft von ihr zu befreien. Auch er kam über den Conflikt der natürlichen Antriebe mit den sittlichen Anforderungen nicht hinaus, und wenn in diesem Kampfe die Natur zeitweilig erlag, so unterlag sie darum doch nicht. Mußte sie sich dem sittlichen Geiste fügen, so war das die Dienstbarkeit eines Sclaven, welcher stets zur Empörung geneigt ist. Die Macht über sie stützte sich auf den Zwang, weshalb denn auch sowohl die innere Stimmung, wie die ihr entsprechende äußere Erscheinung den Charakter des Gewaltsamen und Erzwungenen an sich trug.

Der abstrakte Gegensatz der sinnlich-egoistischen Naturmacht mit dem sichselbstbestimmenden sittlichen Willen ist, wie bei Rousseau selbst einer der wesentlichen Grundzüge, so bei Mylord Eduard die Basis und der eigentliche Inhalt des Charakters. Doch geht das Wesen Mylord's keineswegs in dieses eine Moment auf; als das unwillkürliche Abbild des Dichters stellt er die ganze Persönlichkeit desselben dar, freilich so, daß sie vorwiegend von einer Seite in die Augen fällt, während die andere nur hin und wieder, in der Ferne und wie verhüllt, sichtbar wird. Die sensible, reiz- und bestimmbare Natur St. Preux' ist im Grunde auch ihm eigen; auch er steht, trotz seiner mehr aktiven Haltung, unter der Herrschaft des passiven Gefühls; die Macht des Herzens, welche bei St. Preux der bewegende Mittelpunkt des Lebens ist, kommt auch bei ihm zur Geltung. Er läuft schließlich selbst Gefahr, ihr zu unterliegen, sofern sie es ist, die ihn im Widerspruche mit seinen Grundsätzen, und selbst mit seiner sinnlichen Neigung, zur Verbindung mit Laura drängt. Dabei ist die Wahrnehmung von Interesse, daß er ihr nur mit Hülfe des Freundes, welcher doch diese Macht des Herzens recht eigentlich vertritt, erfolgreichen Widerstand leisten kann. Das Herz muß, scheint es, auf die Seite der höheren sittlichen Motive treten, wenn diese durchschlagen sollen; sie erweisen sich, wie stark sie auch sind, doch am Ende ohnmächtig, wenn es in Verbindung mit ihrem Gegner, der sinnlichen Natur, gegen sie ankämpft. Bei Rousseau war dies in der That so; bei ihm giebt das Herz, auch wenn es ihn nicht unbedingt beherrscht, doch insofern den Ausschlag, als sich in dem beständigen Kampfe zwischen seiner höheren und niederen Natur der Sieg stets auf die Seite neigt, welcher es sich in seinem unwillkürlichen Drange zuwendet.

Wie aber Mylord Eduard des Freundes bedarf, so kann auch dieser seines Beistandes nicht entrathen. Sie sind eben Beide auf einander angewiesen, weil ihre Charaktere sich ergänzen und voraussetzen. Unbeschadet seiner Selbständigkeit ist doch Jeder von dem Anderen abhängig, da er dessen Wesen, wenigstens der Anlage nach, in sich trägt. Wie verschieden sie erscheinen und wirklich sind, wie

eigenartig sie auftreten, der gemeinsame Ursprung giebt ihnen eine unverkennbare Aehnlichkeit, während die verwandte Natur zu einer möglichst innigen Verbindung treibt. Sie repräsentiren so die beiden charakteristischen Seiten im Wesen des Dichters, wie sie zwar selbständig neben einander hergehen, doch aber, weil sie ein und derselben Persönlichkeit angehören, in gegenseitiger Bedingtheit und vielfacher Wechselwirkung stehen. Es verräth von Seiten Rousseau's einen richtigen Takt, ist aber auch bezeichnend für den durchgreifenden Dualismus seiner Natur, daß er die Momente desselben durch zwei persönliche Träger vertreten läßt, welche durch das sie verknüpfende Freundschaftsband an ihre innere Zusammengehörigkeit erinnern.

Was bis dahin an den männlichen Personen des Romans nachgewiesen wurde, dürfte in gewissem Sinne auch von seinen weiblichen Figuren gelten. Auch sie scheinen nicht sowohl die objectiv aufgefaßte Natur des Weibes, als die Form auszudrücken, in welcher sie dem Dichter selbst in seinem Gefühle, wie in seiner Vorstellung gegenwärtig war. Jedenfalls offenbart sich der ihm eigene Dualismus schon in ihrer äußeren Gruppirung. Sie treten uns in zwei Paaren entgegen, von welchen jedes eines der beiden constitutiven Elemente der weiblichen Natur repräsentirt[47]. Wie aber die Paare selbst sich gegensätzlich zu einander verhalten, so auch innerhalb derselben die beiden Glieder. Deutlicher noch springt der Widerspruch in die Augen, an welchem jeder einzelne Charakter leidet, ohne daß er deshalb die nothwendige Einheit entbehrte. Es würde zu weit führen, wollten wir diese mannigfachen Gegensätze in den verschiedenen Personen und ihren gegenseitigen Beziehungen genauer verfolgen. Im Allgemeinen sind es dieselben, welche im Charakter Rousseau's und seiner männlichen Ebenbilder neben und gegen einander spielen. Auch bei seinen Frauen liegt die höhere Natur des Menschen mit der niederen in Kampf, streiten die Sinne mit dem Herzen oder dem Geiste, und der Drang nach persönlichem Glück mit dem Bewußtsein der Pflicht, welche Entsagung gebietet.

Man darf vielleicht zweifeln, ob Kämpfe dieser Art mit der weiblichen Natur verträglich sind. Gewiß ist, daß sie dem Ideale widersprechen, welches wir von dem harmonischen, in sich befriedigten Wesen des Weibes in uns tragen. Wie die männlichen Figuren Rousseau's in manchen Zügen an das andere, zartere und schwächere Geschlecht erinnern, so haben seine Frauen mehr oder weniger, vor Allem in ihrer geistigen Reife und in einer gewissen Energie des Willens, Eigenschaften, welche wesentlich dem Manne angehören. Doch verleugnen sie darum ihre weibliche Natur keineswegs. Dieselbe bewährt sich namentlich darin, daß ihr inneres Leben ausschließ-

lich in persönlichen Beziehungen verläuft, daß ihr Denken und Wollen, ihre Kämpfe und Leiden stets durch das Verhältniß zu der bestimmten Person des Geliebten, der Freundin, des Vaters ꝛc. bedingt werden. Auch die redselige Weise, in welcher sie sich auszusprechen lieben, darf auf ihr Geschlecht zurückgeführt werden, während sie allerdings durch die Form der gründlichen, allseitigen Erörterung, in welcher sie die Gegenstände ihres Interesses behandeln, in etwa aus der Rolle fallen. Diese Methode der eingehenden Erwägung und verständigen Deduktion ist das Eigenthum des Dichters. Er hat sie seinen beiden Lieblingen octroyirt, und zwar um so leichter und unbefangener, da sich doch auch in ihnen die beiden Seiten seines persönlichen Charakters offenbaren. In Beiden begegnet dieselbe Mischung von Geist und Gemüth, die auch für ihn charakteristisch ist, so aber, daß bei Julien, dem weiblichen St. Preux, die gemüthliche Kraft und Innigkeit, bei ihrer Freundin, welche eben deshalb mit Wolmar verwandt erscheint, die geistige Ruhe und Klarheit überwiegend hervortritt. Fügen wir hinzu, daß auch die römischen Frauen, wie wenig sie auf den ersten Blick mit Rousseau gemein zu haben scheinen, in den Elementen ihres Charakters doch mit dem beiderseitigen Geliebten übereinstimmen, und darum auch dem schöpferischen Urbilde desselben innerlich recht nahe stehen.

Subjectiv, wie die Personen des Romanes, sind auch die Lebensverhältnisse, in welchen sie vorgeführt werden. Sie haben keine Gemeinschaft mit dem Staate; sie stehen außerhalb jedes kirchlichen Verbandes; sie entziehen sich selbst einem weiteren gesellschaftlichen Verkehre. Ohne inneren Antheil an den Beziehungen des öffentlichen Lebens, gehen sie in dieselben nur insoweit ein, als es unumgänglich nöthig ist. Findet sich zuweilen Anlaß, sie aufmerksamer zu beobachten und ausführlicher zu besprechen, so führt das doch nur zu ungünstigen Urtheilen, welche der Neigung, sich von ihnen fern zu halten, zur Stütze dienen. Man fühlt sich in ihnen eben nicht heimisch und kehrt deshalb, sobald es angeht, in die engeren Kreise des Privatlebens zurück, in welchen man allein zu Hause ist. Ist aber die Sphäre, in welcher sich, abgesehen von seinen zahlreichen Excursen, der Roman bewegt, eine beschränkte, so wird sie dafür auch in ihrem ganzen Umfange und nach allen Seiten durchmessen. Freundschaft und Liebe, Ehe und Familie, das Sein und Wirken im häuslichen Kreise, kurz alle die Verhältnisse, welche das persönliche Leben im engeren Sinne umfaßt, treten in ausgeführter Darstellung hervor.

Freilich haben auch diese Schilderungen durchgängig einen subjectiven Charakter: sie entnehmen ihren Inhalt nicht der gegebenen Wirklichkeit, sondern sind freie Schöpfungen der Phantasie, welche in ihnen den Wünschen und Bedürfnissen des Herzens Ausdruck giebt. So ist es die Sehnsucht Rousseau's nach einer wahren, aufrichtigen Freundschaft, die ihn diese persönliche Beziehung so liebevoll eingehend und in mannigfach wechselnder Form darstellen läßt. Man verfolgt mit Interesse die immer neuen Variationen, in welchen er sein Lieblingsthema ausführt, ohne daß doch der Grundton eine wesentliche Aenderung erleidet. Die freundschaftlichen Verbindungen, in welche er uns einführt, setzen alle die persönliche Selbständigkeit der Betheiligten voraus, und beruhen auf der freien Hingebung, in welcher verwandte Naturen von idealem Gepräge sich begegnen. Aeußere Unterschiede, wie die der gesellschaftlichen Stellung, haben auf ihren Abschluß keinen Einfluß; sie bedingen ihn weder, noch mögen sie ihn aufhalten. Der bürgerliche Hauslehrer ist der Freund des englischen Lord, wie des russischen Barons. Selbst die Verschiedenheit des Alters und Geschlechtes kommt nicht in Betracht; dieselbe intime Beziehung verbindet St. Preux mit dem soviel älteren Wolmar, wie mit seiner früheren Schülerin. Es sind eben rein persönliche Verhältnisse, die, neben einem gewissen Gleichmaß geistiger Bildung, lediglich eine übereinstimmende Denkweise und Gesinnung erfordern. Eines bestimmten Kreises gemeinsamer Thätigkeit bedürfen sie nicht; vielmehr mag jeder Theilnehmer, was das äußere Leben angeht, auf eigenen Wegen seine besonderen Zwecke verfolgen. Ebensowenig aber handelt es sich in ihnen nur um eine innere Gemeinschaft, um den gegenseitigen Austausch von Gedanken und Empfindungen.

Die Freundschaft im Sinne Rousseau's unterscheidet sich doch wesentlich von derjenigen, welcher in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei uns ein so ausgebreiteter Kultus geweiht wurde. Ist sie weniger tief und innig als diese, so ist sie andererseits auch frei von ihrer weichlichen Sentimentalität und gefühlsseligen Schwärmerei. Sie bethätigt sich vor Allem in einer herzlichen Theilnahme, die stets rege und immer bereit ist, das Wohl des Freundes mit verständiger Einsicht zu fördern. Ohne seiner Eigenthümlichkeit irgend wie zu nahe zu treten, ohne jemals die Achtung, welche auch in der engsten Verbindung die freie, selbständige Persönlichkeit zu beanspruchen hat, aus den Augen zu verlieren, begleitet sie ihn auf seinem Lebenswege, aufmerksam auf jeden seiner Wünsche, und empfänglich für die Mittheilung seiner Freuden und Leiden. Sie drängt ihren Rath und ihre Hülfe nicht auf; wird dieselbe aber in Anspruch genommen, oder durch den Verlauf der Dinge nothwendig, so scheut

sie weder Mühe, noch Opfer. Was sie hat und vermag, Zeit und Kraft, Besitz und Einfluß, stellt sie unbedingt zur Verfügung. Doch sorgt sie nicht nur für das äußere Wohlergehen des Freundes; mehr noch liegt ihr seine innere Ruhe und Zufriedenheit am Herzen.

Wenn er leidet, klagt und weint sie mit ihm, ist aber zugleich bemüht, ihn zu trösten und aufzurichten. Sie hält und stützt ihn in Zeiten der Schwäche; sie mahnt zur Umkehr, wenn er einen Ab- oder Irrweg eingeschlagen hat. Wie frei er sich im Uebrigen bewegen mag, sie duldet nicht, daß er seine persönliche Ehre, seine sittliche Würde preisgiebt. Wo die eine oder andere in Gefahr steht, tritt sie ihm als sein verkörpertes Gewissen, im Namen seines eigenen bessern Selbst mit unnachsichtlicher Strenge entgegen. Wollte er ihrem Rufe nicht folgen, den Anforderungen nicht genügen, welche sie an die Kraft seines sittlichen Willens erhebt, sie würde sich, wenn auch zögernd, zurückziehen. Denn obgleich an keine andere Schranke gebunden, ist ihr Fortbestand doch an die Bedingung geknüpft, daß die innere Freiheit, die Fähigkeit, den selbstsüchtigen Leidenschaften zu gebieten, und das persönliche Interesse dem fremden Wohle zum Opfer zu bringen, gewahrt bleibe. Sie wacht daher über ihre Erhaltung mit einer Sorge, die hin und wieder gar zu ängstlich scheint. Wie liberal sie im Allgemeinen verfährt, sie ist doch in etwa mit der engherzigen Pedanterie des Sittenrichters behaftet. Ihr Glaube an die sittliche Integrität steht nicht so fest, daß es überflüssig würde, sie beständig für bedroht zu halten und immer von Neuem auf die Probe zu stellen. Mißtrauisch wie sie ist, hält sie es für ihre Pflicht, fortwährend zu mahnen und zu drängen, und wenn auch die Moral, welche sie zu predigen liebt, aus einem erleuchteten Geiste und hochstrebenden Sinne entspringt, die Predigt selbst wird doch zuweilen etwas unbequem und langweilig.

Uebrigens hat Rousseau es sehr wohl verstanden, diesen allgemeinen Charakter seiner freundschaftlichen Beziehungen den Personen und Verhältnissen, von und unter welchen sie eingegangen werden, anzupassen, so daß die gemeinsamen Grundzüge überall in eigenthümlicher Ausführung erscheinen. Trotz aller Aehnlichkeit ist die Verbindung St. Preux' mit Wolmar doch eine andere, wie die mit Mylord Eduard, und die Freundschaft, welche zwischen ihm und Clara besteht, von der intimen Beziehung der beiden Mädchen erheblich verschieden. Auffallend aber ist, daß Rousseau gerade diese letztere mit besonderer Vorliebe behandelt. Ohne Zweifel hat er in ihr seinem Ideale den reinsten und schönsten Ausdruck gegeben. Auch glauben wir kaum, daß sich diesem reizenden Gemälde weiblicher Freundschaft ein zweites von gleicher Anmuth und Feinheit zur Seite stellen läßt. Ueberhaupt dürften sich in alter und neuer Dichtung

nur wenige Parallelen finden. Wo sie den Bund der Freundschaft feiert, sind es immer Männer, die er vereint. Sie sind es auch, die jene berühmten Verbindungen schließen, von welchen Sage und Geschichte zu erzählen wissen. Die Freundschaft der Frauen ist in der Ueberlieferung, wie in der Poesie, eine sehr seltene Erscheinung, vielleicht weil sie auch im Leben nicht häufig begegnet. Das Herz des Weibes, bestimmt, in der Liebe den Reichthum seiner Empfindungen zu erschöpfen, scheint im Allgemeinen für sie keinen Raum zu haben. Insofern möchte der Versuch Rousseau's, auch auf diesem Gebiete dem schönen Geschlechte den Vorrang zu vindiciren, auf einer Verkennung der weiblichen Natur beruhen. Andrerseits freilich ist gerade sie bei ihrer vorwiegend subjectiven Anlage und Richtung ganz besonders geeignet, die Idee der Freundschaft, namentlich in der Gestalt, in welcher sie ihm vorschwebte, zu verwirklichen. Gewiß war es nicht die Sucht, neu und originell zu erscheinen, sondern ein unwillkürliches Gefühl, wodurch er bestimmt wurde, die eigentlichen Träger seines Gedankens im Kreise der Frauen zu wählen. Mochte er darin nun Recht haben oder nicht, jedenfalls hat er eine Schilderung entworfen, welche gleichgestimmte weibliche Herzen wohl erfreuen und zur Nacheiferung anregen könnte, wäre sie nicht untrennbar mit der Darstellung eines anderen Verhältnisses verbunden, welchem man ihre Theilnahme nicht wünschen darf.

Auch Rousseau selbst wünschte diese nicht, vielmehr erklärt er es geradezu für ein Verbrechen, sein Buch jungen Mädchen in die Hand zu geben. Und mit vollem Rechte, denn die Wirkung würde in den meisten Fällen eine verderbliche sein. Warum aber, fragen wir, behandelte er den Gegenstand nicht so, daß sie eine heilsame sein konnte? Daß er dazu im Stande war, unterliegt keinem Zweifel. Man darf sogar hinzufügen, daß es im Grunde in seiner Absicht lag [48]). Empört über die Corruption der ehelichen Verhältnisse, welche ihm auf Schritt und Tritt entgegentrat, wollte er seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhalten, der ihnen die Beziehungen der Geschlechter in einer natur- und vernunftgemäßen, darum auch reineren und würdigeren Gestalt zeigen sollte. Was lag da näher, als der verbrecherischen Liebe der Gattin die schuldlose Liebe der Jungfrau, und der herrschenden liebeleeren, Trug und Untreue bergenden Ehe eine andere gegenüber zu stellen, in welcher die wahre Liebe, aus der sie hervorgegangen, die sichere Bürgschaft gegenseitiger Treue bot? Statt dessen schildert er eine Liebe, die in ihrem Ursprunge rein und berechtigt, in ihrer Entwicklung dem sittlichen Geiste Hohn spricht, und

neben ihr eine Ehe, welche, wie sie einmal ist, wenig zu wünschen übrig lassen würde, hätte die Macht und nicht die Ohnmacht der Liebe sie geschlossen. Freilich ist der Fall eines Mädchens nicht so bedenklich, wie der einer Frau, und die Excesse der Leidenschaft vor der Ehe verzeihlicher, als nach derselben. Auch mag die Ansicht, daß die Ehe der Liebe entbehren kann, wenn sie auf dem sicheren Grunde des Pflichtgefühles ruht, Manches für sich haben. Indeß, das Bessere ist des Guten Feind, und was weniger schlimm, darum noch nicht preiswürdig. Kein Zweifel, daß vom sittlichen Standpunkte aus die Rousseau'sche Schilderung nur verwerflich erscheinen kann. Mag sie immerhin den Patienten, welche von dem Giftstoffe der durch sie bekämpften socialen Krankheit inficirt sind, ein zweifelhaftes Antidoton bieten; für gesunde, unverdorbene Naturen enthält sie selbst ein Gift, dessen Genuß leicht zerstörend einwirken mag.

Nun ist allerdings ein Dichtwerk keine moralische Abhandlung und darf sein Werth nicht lediglich an dem sittlichen Maßstabe gemessen werden. Wenn wir ihn im Obigen anlegten, so geschah es, weil Rousseau selbst ihn betonen zu müssen glaubt. Er hebt wiederholt mit großem Nachdruck die moralische Wirkung hervor, welche er von seinem Werke erwartet, offenbar in der Absicht, die geheimen Skrupel zu beschwichtigen, die das eigene sittliche Bewußtsein hervorruft. Es ist ihm indeß schwerlich gelungen, die Stimme des Gewissens zum Schweigen zu bringen; der Inhalt seiner Dichtung steht mit den Anforderungen seines moralischen Standpunktes in einem zu schroffen Widerspruch. Eben dieser Gegensatz mußte ihn hindern, des höheren Werthes, auf welchen sie, trotz ihrer wesentlichen Mängel, selbst in ethischer Beziehung Anspruch hat, inne zu werden. Man kann vielleicht der Ansicht sein, daß jede naturwahre Schilderung der Leidenschaft vom Uebel ist, doch wird man zugeben müssen, daß Rousseau über die seinige einen hinreißenden Zauber ausgebreitet hat, dessen Macht den Leser fast widerstandslos mit sich fortreißt. Schon durch ihren Ursprung erregt sie ein ungewöhnliches Interesse. Erscheint sie doch als eine rein menschliche Empfindung, die ohne Rücksicht auf die socialen Verhältnisse, lediglich aus der Sympathie der Seelen, aus einer inneren Verwandtschaft des Geistes und Wesens hervorgeht. Uns freilich ist diese Auffassung geläufig; zu Rousseau's Zeiten war sie neu, und zu welchen Irrungen sie auch geführt haben mag, sie bezeichnet doch einen unleugbaren Fortschritt.

Man darf wohl sagen, daß sie die freie, naturkräftige Liebe, welche unter der Herrschaft der conventionellen Sitte und eines flachen, moralisirenden Verstandes so ziemlich erstorben war, in ihre Rechte wieder einsetzte. Daß dabei auch die sinnliche Seite zur Geltung kam, war in der Ordnung. Es giebt eben keine starke Leiden-

schaft ohne jene intensive Gluth, welche Rousseau in so brennenden Farben zu malen weiß. Man darf sie ihm ebensowenig zum Vorwurfe machen, wie seinem Vorgänger Shakespeare, zu dessen „Tragödie" sein „Roman der Liebe" in manchen Parthien ein nicht unwürdiges Seitenstück bildet. Wir erinnern an die Scene im Bosquet des Gartens (I, 14), die verhängnißvolle Hingebung Julien's (I, 26), vor Allem an die Schilderung des nächtlichen Liebesrausches (I, 55). Lebendiger kann, dünkt uns, der Taumel der Sinne, der heiße Drang der Leidenschaft, die verzehrende Sehnsucht und die Seligkeit des Genusses nicht dargestellt werden. Auch möchten wir nicht behaupten, daß dabei die Grenze der natürlichen Wahrheit überschritten werde. Wohl aber dürfte die gar zu große Treue dem feineren Gefühle anstößig erscheinen. Man braucht nicht grade an Prüderie zu leiden, um es unschön zu finden, wenn hin und wieder die Materie aus der Hülle, die Herz und Sinne um sie weben, nackt und lüstern herausblickt.

Die Berechtigung des sinnlichen Momentes in der Liebe versteht sich von selbst. Wenn Rousseau dasselbe vielleicht zu stark hervorhebt, so liegt dies, abgesehen von persönlichen Neigungen, doch auch daran, daß, wo die Liebe auf den Boden der Natur zurückgeführt wird, ihre Naturseite eben zunächst in die Augen fällt. Sie kommt aber deshalb nicht ausschließlich zur Geltung; die Emancipation des Fleisches in dem Sinne, in welchem sie von Rousseau vertreten wird, thut der Macht des Geistes keinen Eintrag. Sie läßt ihn vielmehr im unbestrittenen Besitze des Vorranges, welcher ihm gebührt. Wie wichtig die Rolle auch ist, welche die Sinne im Leben der Liebe spielen, dasselbe bewegt sich doch vorzugsweise auf dem Gebiete des Geistes und Herzens. Aus ihm schöpft es seine reichste Nahrung, auf ihm treibt es seine schönsten Blüthen, und diese Blüthen, Rousseau weiß sie mit ihren zarten und feinen Formen, in dem Schmucke ihrer glänzenden Farben, mit dem lieblichen Dufte, welchen sie aushauchen, meisterhaft nachzubilden. Ihm ist nicht nur der vorübergehende Rausch der Sinne bekannt; er ist eben so vertraut mit dem stillen Glücke, welches die innige Gemeinschaft der Herzen beständig und gleichmäßig um sich verbreitet. Und wenn er den Sturm und Drang der Leidenschaft bis zu dem Punkte verfolgt, wo sie ihre Opfer in jähem Falle mit sich in den Abgrund reißt, so begleitet er andrerseits die Liebe auf den freundlicheren Pfaden ihrer läuternden und erhebenden Wirksamkeit. Sie ist ihm nicht nur eine Macht, die beherrscht und beglückt, sondern zugleich eine Kraft, welche stärkt und reinigt. Sie entfesselt die Sinne, um sie durch festere Schranken zu binden; sie erweitert das Herz, indem sie es concentrirt; sie treibt die Phantasie zu einem kühneren Fluge, und giebt der Seele

erhöhten Schwung; sie unterdrückt die Regungen der Selbstsucht und setzt alle edleren Antriebe in Bewegung; sie spornt den Geist zu ernster, angestrengter Thätigkeit, und weckt den Sinn für die reale, praktische Seite des Lebens. Indem sie so die mannigfaltigen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen zu reicherer Entfaltung und größerer Reife bringt, ist sie ein höchst wirksames Förderungsmittel persönlicher Herzens- und Geistesbildung.

Diese bildende, in höherem Sinne erziehliche Kraft der Liebe macht sich überall in der Rousseau'schen Schilderung geltend. Ohne daß man von einer bewußten Tendenz sprechen könnte, geht sie darauf aus, zu zeigen, daß, wer wahrhaft liebt, besser, edler, in jeder Beziehung vollkommener wird. Gelingt es ihr nun auch nicht, diese ethische Wirkung rein und in würdiger Weise in's Licht zu stellen, so ist doch der Versuch, die Liebe von dieser Seite in's Auge zu fassen, durchaus berechtigt und von selbständigem Werthe. Jedenfalls liegt der Gesichtspunkt, von welchem er ausgeht, höher, als die Ansicht, welche in der Liebe nur eine Bedingung und Vorstufe der Ehe erblickt. Auch führt er zu einer gehaltvolleren Anschauung, als die romantische Vorstellung, welche das Wesen derselben in dem reizenden Genusse der persönlichen Gemeinschaft erschöpft sieht. Man darf ihn um so eher gelten lassen, da er keineswegs Anspruch darauf macht, allein gelten zu wollen. Es ist freilich wahr: die Liebe hat in der Darstellung Rousseau's vielfach eine gar ernste Haltung; sie trägt nicht selten das Barett des Predigers oder den Mantel des Philosophen. Doch ist ihr deshalb das heitere Spiel der Minne nicht fremd; sie weiß anmuthig zu tändeln und liebreich zu kosen; man hört sie zuweilen fast in deutscher Weise das „o zarte Sehnsucht, süßes Hoffen" anstimmen. Nicht minder empfindet sie das „Hangen und Bangen in schwebender Pein", wiewohl sie es im Allgemeinen nicht gerade liebt, dem stillen Monde melancholische Seufzer zuzuhauchen. Meist weich und gefühlvoll, wird sie doch nur selten sentimental; die angeborene Energie gestattet kein passives Hindämmern. Auch denkt und spricht sie zu viel, um ihren Phantasien lange nachhängen, in ihren Gefühlen schwelgen zu können. Ideale Stimmungen liegen ihr indeß nicht fern, und sie würde sich in ihnen vielleicht mit Vorliebe ergehen, drängte ihre reizbare sinnliche Natur nicht ungestüm nach realer Befriedigung. Unfähig, diesem Drange zu widerstehen, reißt er sie fort zu höchster Lust, aber auch zu tiefstem Schmerze. Die Lust geht schnell vorüber, doch der Schmerz dauert fort, und so erscheint sie, wenn auch zuweilen umflossen vom heiteren Lichte der Freude, doch meist im dunkeln Gewande der Trauer. In der That lebt sie, um zu leiden. Zu stark, um sich selbst aufzugeben, ist sie doch zu schwach, um aus dem Kampfe mit einem feindlichen Schicksale

siegreich hervorzugehen. Ohne ihm zu erliegen, weicht sie vor ihm zurück; sie stirbt nicht, sie entsagt.

Unwillkürlich fragt man sich, ob dieser traurige Ausgang sich nicht hätte abwenden lassen. Es scheint doch, daß eine Liebe von solcher Kraft und Innigkeit den starren Eigenwillen brechen konnte, oder falls das nicht anging, ihn ignoriren durfte. Ohne Zweifel giebt Rousseau dem Begriffe der kindlichen Pflicht eine zu weite Ausdehnung. Das Kind ist allerdings nicht befugt, sein persönliches Glück mit dem Unglücke der Eltern zu erkaufen, aber ebenso wenig verbunden, seine und des Geliebten Zukunft einem unmotivirten Eigensinne zum Opfer zu bringen. Eine Liebe, welche sich dazu entschließen kann, verräth einen bedenklichen Mangel an Selbstvertrauen, der bei allem Anschein von Stärke auf eine große innere Schwäche schließen läßt. Freilich hat sie in dem vorliegenden Falle ihre sicherste Stütze, die Unschuld, bereits verloren. Wer die Ehe anticipirt, kann sie am Ende entbehren und ist in der Regel nicht würdig, in sie einzutreten. Vielleicht darf man im Sinne Rousseau's hinzufügen, daß er sich für sie auch nicht eignet. Wenn die Ehe vielfach der Tod der Liebe, so ist umgekehrt die Liebe nicht selten unfähig, eine wahre Ehe zu begründen. Je entschiedener sie als solche, als die freie persönliche Beziehung der Liebenden auftritt, um so heftiger widerstrebt sie dem objectiven ehelichen Bande. Sie wird dasselbe selbst dann noch wieder zu lösen streben, wenn es geschlossen ist.

Freilich schließt der unläugbare Gegensatz die Vermittelung nicht nothwendig aus; im normalen Verlaufe der Dinge pflegt schon das Leben sie, unter mehr oder minder harten Kämpfen, herbeizuführen. Für Rousseau aber ist es charakteristisch, daß er sie nicht zu finden weiß. Ihm fallen die beiden Verhältnisse völlig auseinander; weder geht die Liebe in die Ehe über, noch diese aus jener hervor. Er ist vielmehr der Ansicht, daß die Ehe nur dabei gewinnt, wenn die Gatten das Stadium der Liebe hinter sich, oder auch gar nicht durchlaufen haben. Der Strom des ehelichen Lebens fließt eben milder und ruhiger dahin, wenn die Stürme der Leidenschaft ihn nicht in Aufregung versetzen. Innerlich, scheint es, mag selbst die Zuneigung zu einem Anderen fortbestehen; Rousseau findet sie mit der Würde und Heiligkeit der Ehe nicht unvereinbar, vorausgesetzt, daß die gelobte Treue durch sie nicht gefährdet wird. Denn die Treue, namentlich der Gattin, gilt ihm als die wahre, unverletzliche Basis der Ehe. Ohne diese Grundlage kann sie nicht bestehen; auf derselben ruht sie fest und sicher. Natürlich bedingt die Treue einen gewissen Grad

gegenseitiger Achtung, und diese wieder die Uebereinstimmung in Charakter, Denk- und Empfindungsweise. Nicht aber bedarf es einer intensiven persönlichen Neigung, die sich in zärtlichen oder leidenschaftlichen Herzensergüssen gefällt. Hat doch die Ehe, wie Rousseau glaubt, nicht den Austausch persönlicher Empfindungen zum Zweck. Vielmehr ist sie eine Gemeinschaft des Lebens, die sich in herzlicher Theilnahme und beständiger Fürsorge bewährt. Schließt sie auch den Genuß nicht aus, welchen der intime gemüthliche und geistige Verkehr darbietet, so fordert sie doch in erster Linie die unausgesetzte gewissenhafte Erfüllung der zahllosen Pflichten, welche sie auflegt. Es handelt sich in ihr zunächst nicht um die persönliche Befriedigung des Einzelnen, sondern um die würdige Erfüllung der Aufgabe, die ihm als Theilnehmer an der bestehenden Verbindung obliegt. Das eigene Glück resultirt hier erst aus dem allgemeinen Wohlbefinden; seine Quelle fließt um so reicher, je größer die Hingebung ist, mit welcher sich Jeder dem Dienste des Anderen weiht.

Zu dieser ernsten und hohen Auffassung der Ehe bekennt sich Rousseau überall, wo er näher auf sie eingeht. Sie liegt auch der Schilderung zu Grunde, welche er im zweiten Theile seines Romans entwirft. In der That, sieht man ab von ihrem zweideutigen und, für unser Gefühl selbst unsittlichen Ursprunge, so kann Julien's und Wolmar's Ehe recht wohl als das nachahmungswerthe Vorbild gelten, wofür sie Rousseau gehalten wissen wollte. Das Verhältniß der beiden Gatten, ihre Beziehungen zu den Kindern, ihr Benehmen den dienenden Hausgenossen gegenüber, der Verkehr im engeren Familienkreise, das Leben und Treiben in Haus und Hof, in Feld und Garten — dies Alles findet hier eine meisterhafte Darstellung, welche eben so anziehend, wie natur- und vernunftgemäß, den Wunsch nahe legt, ihre Ideale verwirklicht zu sehen und die Möglichkeit seiner Erfüllung in Aussicht stellt. Freilich nicht für Jeden; sie ist doch an gewisse Voraussetzungen geknüpft, welche einzeln vielleicht öfter, in ihrer Gesammtheit aber nur selten gegeben sind.

Rousseau hatte, als er sein reizendes Gemälde entwarf, vorzugsweise die Landedelleute und Gutsbesitzer im Auge, welche, unabhängig und wohlhabend wie sie sind, zwar die äußeren Mittel, nicht aber die Fähigkeit haben, sich auf ihren ländlichen Besitzungen eine schöne, menschenwürdige und zugleich behagliche Existenz zu schaffen, und es deshalb vorziehen, sich und ihr Vermögen in den Zerstreuungen der großen Städte zu Grunde zu richten. Er hält es mit Recht für heilsam, ihnen an einem ausgeführten Beispiele zu zeigen, wie sie daheim in einfacherer Weise sich und ihrer Umgebung ein genußreicheres und schuldloseres Leben bereiten können. Auch heute noch mögen sie und ihres Gleichen zu ihrer wahren Befriedigung versuchen, die poetische

Schöpfung Rousseau's in die Wirklichkeit zu verpflanzen. Freilich wird ihnen das nur gelingen, wenn Geist und Sinn des Dichters in ihnen lebendig sind, der feine, empfängliche Sinn für die einfache Schönheit der Natur, wie für den stillen Reiz der unscheinbaren Vorgänge des täglichen Lebens, und der freie, hohe Geist einer durchgebildeten Humanität, welche nur aus der seltenen Vereinigung einer gereiften, umfassenden Einsicht mit einem warmen, liebevollen Herzen entspringt.

Der verführerische Zauber, welchen Rousseau der Leidenschaft verleiht, ist vielleicht gefährlich, der Reiz aber, welchen er dem häuslichen Familienleben zu geben gewußt hat, kann nur wohlthätig wirken. Man widersteht ihm um so weniger, da er dasselbe nach allen Seiten gleichmäßig durchdringt, und es keines besondern Aufwandes künstlicher Mittel bedarf, um ihn hervorzurufen. Was da ist und geschieht, verläuft und gestaltet sich auf die einfachste Weise. Es ist, scheint es, lediglich die Natur der Dinge, welche ihre Form und ihren Inhalt bestimmt. Die äußere Einrichtung ist hübsch und geschmackvoll, aber weder prächtig, noch luxuriös. Man zieht das Nützliche dem kostspieligen Tande und die Bequemlichkeit dem Glanze vor. Was wirklich schön und zweckmäßig, ist erwünscht, aber die Schöpfungen der wechselnden Laune und der willkürlich schaltenden Mode, welche ihren scheinbaren Werth lediglich der grundlosen Meinung verdanken, bleiben ausgeschlossen. Auch sucht man nicht in der Ferne, was in der Nähe zu finden ist. Das Neue und Auffallende hat als solches keinen Werth, und nichts wird deshalb begehrt, weil es selten und ungewöhnlich ist. Man kann die Erzeugnisse des raffinirten Luxus um so leichter entbehren, da man das Glück hat, inmitten einer schönen und reichen Natur zu leben, und eben so fähig wie geneigt ist, sich ihrer zahllosen und stets wechselnden Genüsse zu erfreuen. Weit entfernt, ihr nach der französischen Sitte jener Zeit Gewalt anzuthun, sie durch Anwendung menschlicher Kunst zu einem künstlichen Zerrbilde umzuschaffen, nimmt man sie, wie sie ist, oder beschränkt sich doch darauf, was sie im Einzelnen bietet, sorgsam zu pflegen, und mit sicherem Takte zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden. Indem sie so ihre eigenthümliche Kraft und Frische bewahrt, ist sie für Sinn und Herz eine unversiegliche Quelle reiner und stärkender Freude.

Zugleich giebt sie den Boden ab, auf welchem sich eine gesunde, angenehme und lohnende Thätigkeit entfalten kann. Feld und Garten, Weinberg und Baumhof nehmen abwechselnd Zeit und Sorge in Anspruch und fordern beständig zu Arbeiten auf, die leicht und im Freien ausgeführt, die Kräfte erfrischen, ohne sie zu erschöpfen. Auch sind sie, wie die Räume des Hauses, nicht selten der Schauplatz

ländlicher Feste, welche durch aufrichtige Freude und gemüthliches Behagen ersetzen, was sie an eitlem Glanz und leerem Prunk vermissen lassen. Man heißt sie um so willkommener, da man die rauschenden Vergnügungen der vornehmen Welt weder liebt, noch nachahmt. Die Unruhe und Aufregung, welche sie mit sich bringen, scheinen die Unlust und Langeweile, die sie zur Folge haben, keineswegs aufzuwiegen. Man meidet die großen Gesellschaften und hält sie von sich ferne; sie erfordern einen Aufwand, der ruinirt oder doch in Verlegenheit bringt, und was schlimmer ist, sie legen den Theilnehmern Fesseln an, welche die Freiheit ihrer Bewegungen auf Schritt und Tritt hemmen. Besser doch, man beschränkt sich auf einen gewählten Kreis vertrauter Freunde, in welchem man sich zwanglos, ohne Gene und Rückhalt geben darf, wie man ist. Vor Allem aber ist man bestrebt, sich im eigenen Hause eine wahre Heimath zu gründen. Die innigste Gemeinschaft verbindet Alle, die zur Familie gehören; doch auch zu den Fremden, deren Dienste man nicht entbehren kann, besteht ein näheres herzliches Verhältniß. Dasselbe ist möglich, weil man ihre Anzahl auf das unumgängliche Bedürfniß beschränkt und bei der Auswahl mit der größten Vorsicht verfährt. Es kann sich erhalten, weil man sie durch aufrichtige Theilnahme zu gewinnen und durch eine thätige Fürsorge für ihre berechtigten Interessen an sich zu fesseln weiß.

So lebt man, einsam zwar und abgeschieden, aber glücklich und zufrieden. In ruhigem, schönem Gleichmaß fließen die Tage dahin; nichts stört den heiteren Frieden eines Kreises, der, weil er sich selbst genügt, den verwirrenden Einflüssen der Außenwelt unzugänglich bleibt. Es kann nicht Wunder nehmen, daß, wer mit ihm näher vertraut wird, sich ihm anzuschließen, oder einen ähnlichen Verein treuer und liebevoller Menschen um sich zu sammeln wünscht. Freilich sind diese nicht so leicht zu finden; überhaupt dürfte es schwer sein, das innere Leben, welchem wir im Landhause von Clarens begegnen, zu erneuern. Eher schon läßt sich die Außenseite copiren, und das ist denn auch im Laufe der Zeit vielfach geschehen. Wenn gegenwärtig die reizenden Ufer des Genfer Sees mit zahllosen kleineren und größeren Villen, die nach allen Seiten hin die reizendste Aus- und Fernsicht darbieten, bedeckt sind, so verdanken sie diesen Schmuck vorzugsweise der Anregung, welche die Schilderung Rousseau's gegeben hat. Allerdings fehlte es auch früher weder auf den Höhen, noch in der Ebene an wohlgebauten, bequem und hübsch eingerichteten ländlichen Wohnungen. Doch waren sie meist ohne alle Rücksicht auf die schöne Naturumgebung, und zuweilen, wie es fast scheint, in der Absicht

errichtet, ihre erfreuliche Wirkung zu verhindern. „Unveränderlich“, sagt ein genauer Kenner der örtlichen Verhältnisse [49]), „wenden diese älteren Gebäude ihren Rücken der Seite zu, nach welcher sich die Aussicht eröffnet. Sie erheben sich meist in Vertiefungen, die den Horizont auf einen sehr mäßigen Umfang beschränken. Die Salons liegen nach Norden, und wo die höhere Lage dem Blick eine ausgedehnte Landschaft darbietet, hat man Sorge getragen, zwischen dem See und der Façade Ulmen und Kastanien zu pflanzen.“

Man verstand es noch nicht, zu sehen, was in seiner reizenden Schönheit unmittelbar vor Augen lag, und sah man es auch, man empfand nicht viel dabei, und hatte deshalb kein besonderes Interesse, es sich näher zu bringen. Erst als Rousseau mit dem Zauberstabe seiner Dichtung den Schleier hob, welcher bis dahin das weite, farbenreiche Rundgemälde verhüllte, trat es in seiner ganzen Pracht und Anmuth, warm und lebendig hervor. Fortan wurden die Menschen nicht müde, den freudig erstaunten Blick auf ihm ruhen, seinen Glanz und Duft in Sinn und Seele eindringen zu lassen. Die Genfer zunächst, mit dem Paradiese bekannt geworden, welches vor ihren Thoren lag, zögerten nicht, sich dort Hütten zu bauen, oder doch vorübergehend ihre Zelte aufzuschlagen. Rousseau hatte ihnen gezeigt, daß und wie sie sich auch mit beschränkten Mitteln eine Fülle der reinsten und köstlichsten Genüsse bereiten könnten. Sie folgten seiner Anweisung, und zwar nicht blos die reichen Patrizier, welche früher ausschließlich in der Lage waren, sich in ihren Schlössern den kostspieligen Luxus einer Villeggiatur zu erlauben, sondern auch die wohlhabenderen Bürger, die nun in immer größerer Zahl mit ihren Familien die schöne Jahreszeit in kleineren Land- und Gartenhäusern ganz oder theilweise verlebten. Wem es aber an den bescheidenen Mitteln gebrach, sich und den Seinigen eine solche Ruhestätte zu schaffen, der wanderte nun doch den lieblichen Ufern des Sees entlang, oder schaukelte sich im Nachen auf seinen glänzenden Wellen, oder fuhr frischen Muthes hinüber, um über die Berge und durch die Thäler der herrlichen Alpenwelt zu streifen.

Denn auch in diese hatte Rousseau, vor Allem durch seinen Doppelgänger St. Preux, die Wege gewiesen. Freilich gehörten rüstige Beine und gesunde Lungen dazu, um ihn auf den anstrengenden Fußwanderungen, wie er sie zuerst unternahm, folgen zu können. Es war und ist nicht Jedermann's Sache, steile Höhen hinauf- oder jähe Tiefen hinabzusteigen, über wildes Felsgestein zu klettern und über klaffende Abgründe wegzusetzen. Wer aber die nöthige Kraft und den erforderlichen Muth besaß, mochte körperlich gestärkt, und durch den Anblick der erhabenen Größe und wildromantischen Schönheit, welche ihn rings umgab, innerlich gehoben heimkehren. Ihm

hatte sich die Natur seiner Heimath, wie früher in ihrer lieblichen Anmuth, so jetzt in ihrer hehren Majestät offenbart. Dennoch durfte er nicht meinen, sie nunmehr ganz zu kennen, falls er nicht etwa über die Grenze, bis zu welcher sein Führer vorgedrungen, hinausgegangen war. Das Interesse, welches Rousseau selbst an den Alpen nahm, und nicht nur seinen Landsleuten, sondern der gesammten europäischen Lesewelt einzuflößen wußte, hat doch seine bestimmte Schranke. Offenbar verweilt er am Liebsten an ihrem Fuße, auf den heiteren Seen oder in deren nächster Umgebung. Von dort aus macht er dann nicht selten Excursionen in die Vor- und Mittelgebirge, wo sich das Große mit dem Schönen, das Starke mit dem Milden paart, und der vorherrschende Charakter der Wildheit die sanfteren Züge nicht ausschließt. Weiter hinauf, in die Regionen der Gletscher und des ewigen Schnees, steigt er nicht. Es scheint, die eisigen Winde, die dort oben wehen, berührten ihn zu kalt; er wich zurück vor der schauerlichen Oede, in welcher alles organische Leben erstirbt.

Es ist ohne Frage eines der größten Verdienste Rousseau's, daß er die Freude an der Natur, den Sinn und Geschmack für die landschaftliche Schönheit in den weitesten, und selbst in den Kreisen geweckt hat, in welchen die Theilnahme der Menschen über das Bereich des täglichen Lebens und Wirkens nicht hinaus zu gehen pflegt. Er vermochte das, weil er die Natur nicht mit dem kalten Blicke des Forschers, noch auch lediglich mit dem scharf, aber ruhig fixirenden Auge des Zeichners, sondern vor Allem mit bewegtem Herzen und lebhaft erregter Phantasie auffaßt. Seine Darstellung enthält weniger eine objectiv richtige Beschreibung — sie ist sogar nach dieser Seite hin, wenn auch im Ganzen treu, doch im Einzelnen mehrfach ungenau — als eine subjective Schilderung, die nicht sowohl die Natur als solche, wie ihre Beziehung zum Menschen, den Eindruck wiedergiebt, welchen sie auf Einbildungskraft und Gemüth zu machen geeignet ist. Gerade dadurch aber brachte er sie dem allgemeinen Bewußtsein so nahe; das zauberische Licht einer idealen Phantasie umleuchtete, die Wärme eines tiefen und innigen Gefühls durchdrang sie; sie schien bewegt und getragen von einer Seele, welche sich dem verwandten Menschengeiste offenbaren und seines theilnehmenden Verständnisses gewiß sein mochte. Eben die Beseelung der Natur ist es, welche den Schilderungen Rousseau's ihren unwiderstehlichen Reiz verliehen hat, und ihnen eine bleibende Wirkung sichert.

Uebrigens sind die Naturbilder, welchen wir in unserem Romane begegnen, nicht die einzigen geblieben; Gemälde ähnlicher Art und von gleicher Schönheit finden sich auch in den späteren Schriften. Rousseau wußte sie noch in seinen letzten Lebensjahren mit derselben

Meisterschaft auszuführen, welche er gleich Anfangs in seiner Heloise bewährte. Hier aber feierte sie, schon weil sie zum ersten Male und doch in ihrer ganzen Vollendung hervortrat, ihre schönsten Triumphe. Der begeisterte Beifall, mit welchem die Dichtung überall aufgenommen wurde, galt zu einem großen Theile ihren hinreißenden Naturschilderungen. Auch könnten diese nicht von ihr abgetrennt werden, ohne ihr viel von ihrem Werthe zu nehmen, und ohne den Zusammenhang des Ganzen, welcher auf der durchgängigen Verbindung von Natur- und Menschenleben beruht, wesentlich zu stören. Anders ist es mit den mannigfachen Excursen über Erziehung, Kunst, politische und sociale Verhältnisse, die Rousseau seinem Werke eingefügt hat. Sie bilden keine nothwendigen Bestandtheile desselben, und mögen deßhalb an anderer Stelle die verdiente Berücksichtigung finden. Hier bleibt indeß noch ein Punkt hervorzuheben, weil er dem Verfasser als einer der Zielpunkte seiner Dichtung besonders am Herzen lag.

Ohne Zweifel war es ein löbliches Bestreben, die beiden Parteien, welche sich damals auf dem religiösen Gebiete in erbittertem Kampfe gegenüberstanden, durch das lebendige Beispiel einer echten, aus gegenseitiger Achtung entspringenden Toleranz mit einander versöhnen, oder doch zu einem minder feindseligen Verhalten bestimmen zu wollen. Ob dasselbe einen entsprechenden Erfolg gehabt hat, steht dahin; die Fanatiker des Glaubens sind in der Regel ebenso, wie die des Unglaubens, zu bornirt und engherzig, um eine so hohe und freie Denkweise, eine so humane und liebevolle Gesinnung, wie Julie und Wolmar sie besitzen, auch nur verstehen, geschweige denn sich aneignen zu können. Sie begreifen die aufrichtige Anerkennung nicht, welche, unbeschadet der eigenen Ueberzeugung, einer anderen gezollt wird; sie kennen noch weniger das Gefühl der höheren Einheit, in welcher sich, trotz aller Verschiedenheit der Meinungen, edle, redlich strebende Menschen verbunden wissen. Ihr zelotischer Eifer treibt sie beständig, für ihre Ansicht auf jede Weise Proselyten zu werben, wo sie aber auf Widerstand stoßen, zu Spott und Hohn, oder zu Haß und Verfolgung zu greifen. Es ist vergeblich, Leuten dieses Schlages Milde und Mäßigung zu predigen. Wer aber hellen Geistes und reinen Herzens ist, dem kann die Duldung, welche Rousseau üben läßt, ein anregendes oder bestärkendes Vorbild sein, zumal sie keineswegs auf einem schalen Indifferentismus beruht.

Julie ist, ebenso wie ihr Freund, von der Wahrheit ihres religiösen Glaubens durchdrungen, da sie dessen tröstende und beglückende Macht beständig an sich erfährt. Wie sollte sie nicht wünschen, daß

auch der Gatte, den sie ehrt und liebt, ihn theilen möchte, nicht versuchen, ihm nahe zu bringen, worin für sie die Quelle des irdischen Glücks und die Bürgschaft des ewigen Heils gelegen ist? Als sie aber sieht, daß ihre Mühe vergeblich, drängt sie sich nicht weiter auf, quält und belästigt nicht mit Klagen und Vorstellungen, sondern beschränkt sich darauf, durch treue Pflichterfüllung, durch ein Leben voll Liebe und einen Tod voll Zuversicht, Zeugniß abzulegen für den Geist, der sie beseelt. Gewiß die beste und wirksamste Weise der Bekehrung. Niemand wird an ihr Anstoß nehmen, noch sich versucht fühlen, ihr feindlich entgegen zu treten. Auch Wolmar ist weit davon entfernt, seine Gattin in der Bethätigung ihres frommen Sinnes zu stören. Er denkt ebensowenig daran, sie in ihrem heilbringenden Glauben wankend machen zu wollen. Macht er auch aus seinen Ansichten und Grundsätzen kein Hehl, so genügt es ihm doch, sie als die seinigen zu bekennen; er vertheidigt sie weder, noch giebt er sich Mühe, sie bei seiner Umgebung zur Geltung zu bringen. Es liegt ihm ferne, die Ueberlegenheit seines Geistes zu mißbrauchen, um mit den Waffen des Verstandes die Macht des Gemüthes zu bekämpfen. Es kommt ihm noch weniger in den Sinn, das mit Spott und Hohn zu verfolgen, was Anderen heilig ist. Er sucht keine Ehre darin, den einfach gläubigen Sinn zu verwirren und ihm den inneren Frieden zu rauben. Vielmehr läßt er ihn gerne sich frei und ungestört entfalten, sieht mit Vergnügen die stille Freude, welche ihn begleitet, und betrachtet mit Rührung die Opfer und die Werke der Liebe, welche von ihm ausgehen. Die Andacht der frommen Seele erfüllt ihn mit heiliger Scheu, ihr begeisterter Aufschwung reißt ihn zur Bewunderung fort. Er bedauert es fast, daß er an der einen nicht theilnehmen, und dem anderen nicht folgen kann. Indeß wird er darum dem eigenen Standpunkte nicht untreu. Er bleibt bei seiner negativen Ansicht, die freilich bei solcher Zurückhaltung nicht verletzen kann, und um so unbedenklicher erscheint, da ihr eine noble, humane Handlungsweise zur Seite geht. Ein Leben, welches Achtung, ja Verehrung gebietet, versöhnt auch mit dem Unglauben. Jedenfalls ist es die beste, und vielleicht die gefährlichste Waffe, deren sich die Vertreter desselben im Kampfe mit ihren Gegnern bedienen können.

IX.

Doch es ist Zeit, daß wir die Dichtung verlassen und zum Dichter zurückkehren. Noch war er mit der Vollendung seines Romanes eifrig beschäftigt, als er in die Lage kam, selbst eine Weile die Rolle des Haupthelden zu spielen.

Schon im Herbste des vorigen Jahres war er in seiner Einsiedelei durch einen seltsamen Besuch überrascht worden. Unter lautem Lachen erschien in großen Stiefeln und einem etwas derangirten Anzuge eine Dame, in welcher er alsbald zu seiner Verwunderung die Gräfin d'Houdetot erkannte. Sie hatte das Unglück gehabt, sich auf dem Wege nach der Eremitage zu verirren. Ihr Wagen war im Kothe stecken geblieben, und sie selbst von dem gleichen Schicksale betroffen worden, als sie versuchte, zu Fuß das nahe Reiseziel zu erreichen. Nur mit Mühe hatten ihre Leute sie wieder auf festen Boden gebracht, auf welchem sie dann bald, freilich nicht leichten Fußes, da die zarte Chaussure preisgegeben werden mußte, zu der Pforte des Klausners gelangte. Die rosige Laune, in welcher sie dort eintraf, ging auch auf diesen über. Therese mußte herbeischaffen, was die Gräfin zur Herstellung ihrer Toilette bedurfte. Bald war auch ein einfaches Mahl bereit, das sie ebenso zwanglos annahm, wie es geboten wurde. Natürlich ließ es der Wirth an der Würze einer heiteren, geistreichen Unterhaltung nicht fehlen. Er erschien so liebenswürdig, daß die Gräfin beim Abschiede die baldige Erneuerung ihres Besuches in Aussicht stellte.

Allerdings war sie schon seit geraumer Zeit mit Rousseau bekannt gewesen. Eine Schwester des Herrn d'Epinay, war sie ihm bei den Festen, welche die Schwägerin in ihren Landhäusern zu veranstalten pflegte, nicht selten begegnet. Rousseau hatte sie stets sehr liebenswürdig, und an ihrem Umgange um so mehr Geschmack gefunden, da sie ihm, der sich in größerer Gesellschaft meist recht einsam fühlte, freundlich und wohlwollend entgegen kam. Sein Interesse für sie wurde noch dadurch erhöht, daß sie mit einem seiner näheren Bekannten in einem intimen Verhältnisse stand. War dasselbe auch kein legitimes, so entsprach es doch der herrschenden Sitte, und mochte in diesem Falle leichter entschuldigt werden, wie in manchem anderen. Die Ehe, in welcher die Gräfin lebte, war ohne ihr Zuthun geschlossen worden. Sie hatte lediglich den Zweck gehabt, den zerrütteten Finanzen einer alten normännischen Adelsfamilie aufzuhelfen, und die nach vornehmer Verwandtschaft lüsterne Eitelkeit eines reichen Generalpächters zu befriedigen. Die Weise, in welcher dieser Handel zu Stande kam, ist in der That empörend. Ein Abgesandter der gräflichen Mutter, Herr de Rinville, bringt bei dem Vater des Mädchens, Herrn de Bellegarde, die Parthie in Vorschlag. Der gute Alte, höchlich geschmeichelt, geht sofort auf den Antrag ein. Doch scheint es billig, zunächst zu ermitteln, ob die jungen Leute, über deren Lebensglück entschieden werden soll, sich auch in etwa conveniren. Zu dem Ende veranstaltet der Finanzmann ein Diner, bei welchem sie zwar Gelegenheit, sich zum ersten

Male zu sehen, aber keineswegs Zeit finden, mit einander zu sprechen. Der gewandte Vermittler weiß das schon zu hindern; er hat so viele zweideutige Späße zur Hand, daß an eine ernste Behandlung der Sache nicht zu denken ist. Aeußert der Vater, dem bei aller Beschränktheit das Wohl seines Kindes nicht gerade gleichgültig ist, noch gewisse Bedenken, so scherzt er sie mit einigen schlechten Witzen hinweg. Kurz, man lacht und amüsirt sich, und steht schließlich von der Tafel nur auf, um sich zum Notar zu begeben. Daß die Hochzeit der Verlobung auf dem Fuße folgt, läßt sich denken; es wäre ja möglicher Weise Gefahr im Verzuge gewesen.

Man darf es Madame d'Epinay schon glauben, wenn sie versichert, daß die achtzehnjährige junge Frau an dem Morgen, welcher ihrem Ehrentage folgte, „sehr traurig war und viel geweint hatte". Ihr Gemahl war zwar nur vier Jahre älter, als sie, aber „häßlich, wie der Teufel", überdies, darin seiner edlen Mutter gleich, „ein Spieler von Profession, unbekannt in der Gesellschaft, und allem Anscheine nach geschaffen, es zu bleiben" [50]). Möglich, daß die ihm abgeneigte Schwägerin seine äußere Erscheinung etwas carikirt, und seine geistige Begabung unterschätzt hat. Ist indeß auch nur zur Hälfte wahr, was sie über sein Benehmen bei und nach dem Tode des Schwiegervaters erzählt, so genügt das vollkommen, um die Gemeinheit seines Charakters in das hellste Licht zu stellen [51]). Andrerseits spricht es für eine gewisse Intensität des Gefühls, daß er seiner Geliebten bis zu ihrem Tode fast ein halbes Jahrhundert treu blieb. Leider war sie die Frau eines Anderen, und schon im Besitze seines Herzens, als er die eigene heirathete. Diese mußte daher auf die Liebe ihres Gemahls verzichten und sich mit der Achtung begnügen, die er ihr allerdings bewiesen zu haben scheint. Auch war er, als sie einige Jahre nach Abschluß der Ehe anfing, die fehlende Befriedigung außerhalb derselben zu suchen, unbefangen und gerecht genug, ihr nicht zu verargen, was er sich selber gestattete. Er erwiederte den Leuten, welche ihn von der Liebschaft der Gräfin in Kenntniß setzten, daß er „kein Recht habe, von ihr mehr zu fordern, als die Beobachtung des Anstandes". In der That durfte sie ungestört der Neigung ihres Herzens folgen. Dieselbe steigerte sich bald zu einer heftigen und nachhaltigen Leidenschaft, welche, wie es scheint, von dem Manne ihrer Wahl vollkommen erwiedert wurde. Nicht lange, und der Marquis von St. Lambert — denn dieser bekannte atheistische Dichter und Philosoph war der Glückliche, dem die Gräfin ihre Liebe zuwandte — nahm die Stelle ein, welche der Gatte ihm freiwillig überließ. Fortan lebten die Drei im besten Einvernehmen, ein Verhältniß, das, charakteristisch wie es ist für die Sitte der Zeit, doch weniger auffallend sein würde, wenn

es nicht eine lange Reihe von Jahren unverändert fortbestanden hätte [52]).

Zur Zeit, als die Gräfin Rousseau mit ihrem Besuche überraschte, hatte es bereits die Probe bestanden. Auch war es ein Auftrag des abwesenden Geliebten, welcher sie damals zu unserm Eremiten hinführte. St. Lambert, den sein militairischer Beruf beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges in's Feld rief, hielt ihn, scheint es, für geeignet, der Freundin die bitteren Stunden der voraussichtlich längeren Trennung zu versüßen. Er veranlaßte sie daher, die bis dahin sehr lose Verbindung mit ihm enger zu knüpfen. Daß damit eine Gefahr für die eigene Beziehung zu ihr verbunden sein könnte, kam ihm, trotz seiner entschiedenen Neigung zur Eifersucht, nicht in den Sinn. Vermuthlich war er der Geliebten zu sicher, und ohne Argwohn gegen den Freund, dessen strenge Grundsätze er kannte, und dessen persönliche Anziehungskraft er unterschätzen mochte. Indeß wir sahen schon, daß die letztere stark genug war, um der Gräfin die Erfüllung seines Wunsches als eine angenehme Aufgabe erscheinen zu lassen. Zunächst hinderte freilich der hereinbrechende Winter, daß der Verkehr eine größere Lebhaftigkeit gewann; es blieb bei einigen freundlichen Zuschriften und dem einen oder anderen gelegentlichen Besuche [53]). Erst der nächste Frühling brachte die neuen Freunde einander näher. Um die schöne Jahreszeit auf dem Lande zu verbringen, miethete sich die Gräfin in Eaubonne ein, das in der Mitte des Thales von Montmorency gelegen, von der Eremitage nur etwa eine Stunde entfernt war. Von dort aus machte sie dann, sobald sie sich häuslich eingerichtet, ihrem nunmehrigen Nachbarn einen weiteren Besuch, welcher für sie, und mehr noch für ihn, verhängnißvoll werden sollte.

Dies Mal erschien sie zu Pferde und in männlicher Kleidung. Gewiß war das nicht die gewöhnliche Weise, in welcher der schelmische Gott der Liebe sich seinem Opfer zu nahen pflegt. Vielleicht aber war sie grade deßhalb um so wirksamer. Kaum hatte Rousseau die neue Amazone erblickt, als er sich auch schon von dem geflügelten Pfeile, den ihre lachenden Augen, allerdings ohne es zu wissen und zu wollen, herniederschossen, im Innersten getroffen fühlte. Der zündende Funke war in einen Brennstoff gefallen, welcher ihn nur erwartet zu haben schien, um in heiße Gluth aufzulodern, die dann ihrerseits schnell in helle Flammen ausschlug. Daß aber die schuldlose Reiterin solches Unheil anzurichten vermochte, war doch sehr auffallend. Madame d'Houdetot war nicht mehr jung, sie näherte sich bereits den Dreißigen. Auch war sie keineswegs schön, man durfte sie im Gegentheil häßlich nennen. Die Blattern hatten auf ihrem Gesichte braune und gelbe Flecken zurückgelassen, und ihrem

Teint eine unreine Färbung gegeben. Sie war überdies sehr kurzsichtig, und die rund geschnittenen Augen schielten stark. Fügen wir dem Bilde eine dicke Nase und eine sehr niedrige Stirne hinzu, so läßt sich nicht leugnen, daß dasselbe eher abstoßen, als anziehen mochte. Freilich war die Gräfin, um mit ihrem Verehrer St. Lambert zu reden, „nur häßlich von Gesicht". Das volle, schwarze Haar fiel in natürlichen Flechten über den schönen Nacken auf die graziöse Taille herab; Hals und Brust — für Rousseau, wir wissen das schon, ein wesentlicher Punkt — waren schön, und den hübschen Armen und Händen entsprachen die zierlichen Füße, die, wenn sie sich im Tanze bewegten, selbst einen Prinzen Conti entzücken konnten. Der berühmte Marcel hatte an der Gräfin eine gelehrige Schülerin gefunden; sie galt für eine der besten Tänzerinnen ihrer Zeit. Auch fehlte es ihrer Haltung nicht an Anmuth, die um so reizender erschien, da ihre Kurzsichtigkeit den Bewegungen etwas Unsicheres und Linkisches gab.

Mehr aber als die äußere Erscheinung, fesselte der leichte, muntere Sinn, welcher sie belebte, das kindliche, naiv sorglose Wesen, dem sie sich hinzugeben pflegte. Wenig geneigt zu bedächtiger Ueberlegung, mochten Andere sie zu Zeiten für unvorsichtig und leichtfertig halten. In Wahrheit folgte sie nur den unmittelbaren Eingebungen ihres Geistes und Herzens. Was ihr grade durch den Kopf ging, nahm ihr volles Interesse in Anspruch. Das leicht erregte Gefühl war jedem Eindrucke zugänglich; sie lachte und weinte in einem Athem. Eben so absichtslos erschienen die geistreichen Einfälle und die treffenden Bemerkungen, mit welchen sie nicht selten ihre Umgebung überraschte. Daß sie auch eine gewisse Anlage zur Poesie besaß, beweisen ihre kleineren Gedichte, welche nicht blos St. Lambert der Zusendung an Voltaire, sondern dieser selbst des Behaltens werth achtete. Rousseau freilich fand ihre Verse nur „ziemlich hübsch," wie er denn überhaupt ihre geistige Begabung weniger stark betont, als manche ihrer übrigen, auch weiblichen Bekannten. Um so lauter preist er „ihren engelgleichen Charakter, dessen Grundzug eine unveränderliche Milde und Sanftmuth bildete, und der außer der Kraft und Klugheit, alle Tugenden in sich vereinigte". Besonders hebt er, dem die Medisance der vornehmen Welt hinlänglich bekannt geworden, ihre Zuverlässigkeit im Umgange und die Sicherheit hervor, mit welcher man unter allen Umständen auf ihre Treue und Zurückhaltung rechnen durfte. Nie sprach sie Böses von irgend wem, auch nicht von ihren Feinden. Außer Stande, ihre Gedanken und Empfindungen zu verbergen, zerstreut und unvorsichtig, wie sie es nicht selten in hohem Grade war, entfuhr ihr wohl manche Aeußerung, die ihr selbst, aber keine, welche für Andere nachtheilig sein

konnte. Haß und Feindschaft waren ihr fremd; sie kannte ebenso-wenig Neid oder Eitelkeit. Obgleich selbst häßlich, machte es ihr doch ein aufrichtiges Vergnügen, die fremde Schönheit zu rühmen. Sie freute sich an den Vorzügen und Talenten Anderer, ohne die eigenen irgendwie auf den Scheffel zu stellen. „Es genügte ihr, daß sie geliebt wurde; sie wünschte nichts weiter." Auch ist alle Welt in der Anerkennung ihrer liebreichen Herzensgüte einig; sie wird selbst von Denjenigen gepriesen, welche ihre übrigen Vorzüge herabzusetzen geneigt scheinen [54]).

Ohne Zweifel war es diese natürliche Güte, in Verbindung mit ihrem kindlich unbefangenen und zugleich kecken Wesen, was der Gräfin die Zuneigung Rousseau's gewann. Daß sich dieselbe zu einer leidenschaftlichen Liebe steigerte, lag freilich an der empfänglichen Stimmung, welche ihn damals beherrschte. Er hatte so lange in der Einbildung geliebt, daß der Uebergang zur wirklichen Liebe nicht schwer sein konnte. Die weiblichen Wesen, welche seine Phantasie geschaffen, waren allmälig so lebendig geworden, daß sie gar leicht Fleisch und Bein annehmen mußten. Auch hatte der beständige Verkehr mit ihnen die Sehnsucht des Herzens, welche in ihm Befriedigung suchte, nur vertiefen, die Reizbarkeit der mitbetheiligten Sinne nur erhöhen können. Es bedurfte lediglich einer gewissen äußeren Entsprechung und inneren Verwandtschaft, und das wirkliche Weib trat nothwendig an die Stelle des idealen Bildes. Mochte Madame d'Houdetot der glänzenden Schönheit Julien's entbehren, die reizende Anmuth und die liebenswürdige Naivetät derselben waren doch auch ihr eigen. Sie hatte sich, in Mitten einer raffinirten Gesellschaft, die natürliche Einfachheit des Sinnes, und obgleich nicht unberührt geblieben von den corrumpirenden Einflüssen der Umgebung, doch, wie Julie, im Grunde die Unschuld des Herzens bewahrt. Sie besaß nicht minder die Kraft und Innigkeit des Gefühls, welche zu einer tiefen und dauernden Zuneigung befähigt. Sie glich auch darin ihrer poetischen Vorgängerin, daß sie den aristokratischen Kreisen angehörte, und mit der feinen Grazie des Benehmens, welche in ihnen zu Hause ist, jene höhere geistige und gemüthliche Bildung verband, die sie durch Leben und Erziehung zu vermitteln pflegen. Kein Wunder daher, daß Rousseau in ihr den Traum seines Herzens verwirklicht fand, und die ganze schwärmerische Neigung auf sie übertrug, die er bis dahin den Kindern seiner Phantasie zugewandt hatte.

Diese Neigung aber trug gleich Anfangs den Charakter einer jugendlichen Leidenschaft, die plötzlich in's Dasein tritt, und sofort ihre volle Macht entfaltet. Merkwürdig doch, wenn auch begreiflich, daß sie durch die Liebe der Gräfin zu St. Lambert, welche ihre Ent-

stehung voraussichtlich hindern mußte, zunächst in's Leben gerufen wurde. Madame d'Houdetot liebte natürlich von dem zu sprechen, was ihr zumeist am Herzen lag. Ihr Verhältniß zu dem abwesenden Geliebten bildete deßhalb auch bei dem vorhin erwähnten Besuche den Gegenstand der Unterhaltung. „Als ich ihr," erzählt Rousseau, „so in ihrer unmittelbaren Nähe zuhörte, wurde ich von süßen Wonneschauern ergriffen, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Während sie sprach, fühlte ich mich tief bewegt; indem ich glaubte, an ihren Empfindungen Antheil zu nehmen, begann ich, ähnliche Gefühle zu hegen. Ich leerte in langen, gierigen Zügen die giftgefüllte Schale, die mir für jetzt nur Süßigkeiten zu bieten schien. Kurz, ohne daß ich oder sie es merkten, flößte sie mir für sich selbst alles das ein, was sie für ihren Geliebten aussprach." Uebrigens wurde ihm erst nach ihrer Entfernung deutlich, was mit ihm vorgegangen war. Die Wahrnehmung, daß er, wenn er an Julie denken wollte, nicht umhin konnte, an die Gräfin zu denken, öffnete ihm die Augen. Er begriff seine Lage vollkommen, doch war sie leider nicht mehr zu ändern.

Noch wußte er nicht, wie er sich ihr gegenüber verhalten solle, als die Gräfin ihn abermals durch einen Besuch überraschte. Dies Mal „machte die Schaam, die Gefährtin des Bösen, ihn stumm; zitternd stand er vor ihr; er wagte weder den Mund zu öffnen, noch die Augen aufzuschlagen." Die Unruhe und Verwirrung, in welcher er sich befand, konnte natürlich nicht unbemerkt bleiben. Er hielt es daher für das Beste, sie offen einzugestehen, und zugleich ihre Ursache insoweit anzudeuten, daß die Gräfin über sie nicht länger in Zweifel sein durfte. Sie nahm die Eröffnung ruhig hin, und beobachtete fortan ein Benehmen, welches Rousseau nicht mit Unrecht „klug und großmüthig" nennt. Sie mochte sich sagen, daß für sie selbst nichts zu befürchten sei; sie liebte St. Lambert treu und wahrhaft, und fühlte sich mit dem Geliebten so fest und innig verbunden, daß ihr eine Störung dieses Verhältnisses unmöglich erscheinen mußte. War die Liebe Rousseau's aber gefahrlos, so konnte sie sich dieselbe immerhin gefallen lassen. Obgleich der Eitelkeit wenig zugänglich, war sie doch am Ende Weib genug, um sich durch sie geschmeichelt zu fühlen. Durfte sie es doch als eine Auszeichnung empfinden, daß der berühmte, sonst so welt- und menschenscheue Mann ihr eine solche Zuneigung bewies. Ueberdies ehrte sie in ihm den Freund des Geliebten, der es vielleicht übel aufnahm, wenn sie die auf seinen Wunsch eingegangene Verbindung wieder löste, ohne ihn mit der Ursache bekannt zu machen. Ihm diese aber mitzutheilen, schien bedenklich. Er war einmal zur Eifersucht geneigt, und mochte selbst aus ihrer offenen Erklärung Argwohn schöpfen. Jedenfalls stand

wenn er von der Sachlage unterrichtet wurde, eine Störung seines Verhältnisses zu Rousseau, und damit vielleicht eine Reihe von Widerwärtigkeiten in Aussicht. Daß die beiden Freunde um ihretwillen sich trennen sollten, war für sie ein peinlicher Gedanke. Lieber hielt sie an dem Wunsche fest, sie durch ihre Vermittlung noch enger zu verbinden. Konnte sie die Liebe Rousseau's nicht erwiedern, so lag ihr doch viel daran, sich seine Freundschaft zu erhalten. Der Umgang mit dem geist- und gefühlvollen Manne fesselte sie um so mehr, je genauer sie ihn kennen lernte. Auch empfand sie ein aufrichtiges Wohlwollen für ihn, welches sie hoffen und wünschen ließ, daß es ihr gelingen werde, zur Erheiterung seiner trüben Lebenstage beizutragen. Freilich war es ungehörig, daß er sich einer Neigung hingab, welche die Rücksicht auf den Freund hätte fern halten sollen. Doch wer vermag dem Herzen zu gebieten, wenn es vom Sturme der Leidenschaft fortgerissen wird? Gewiß war der Zustand, in welchen sie Rousseau gebracht, mehr geeignet, das Mitleid, als den Zorn der Gräfin zu erregen. Sie folgte denn auch dem natürlichen Zuge ihres liebevollen Herzens; sie beklagte die Verirrung, ohne ihr irgendwie zu schmeicheln, und ließ es sich zugleich angelegen sein, durch milde Nachsicht die Wunde zu heilen, welche sie absichtslos geschlagen hatte.

Daß dieselbe damit nur immer brennender und schmerzhafter wurde, ahnte sie nicht. In der That gab es, wie die Dinge lagen, nur ein wirksames Heilmittel, die persönliche Trennung. Rousseau aber, welcher das wohl einsah, konnte sich nicht entschließen, sie herbeizuführen. Er wußte und sagte sich allerdings, daß seine Leidenschaft hoffnungslos, und wenn sie wider Erwarten Gehör finde, ein Verrath am Freunde sei. Indeß schien es ihm gerade deßhalb überflüssig, ihr energischen Widerstand zu leisten. War er doch nicht so „eitel", sich einzubilden, daß er, „der alte, gebrechliche Graubart", im Stande sein werde, eine junge Frau voll frischen Lebens dem Manne ihres Herzens abwendig zu machen. Warum aber sollte er einer Neigung entsagen, die nur ihm selbst, und keinem Anderen verderblich werden konnte? War sie eine Thorheit, so war es gewiß eine noch größere, sie als eine ernste Sache von folgenschwerer Bedeutung behandeln zu wollen. Besser doch, er ließ sie, unbekümmert um die Zukunft, ihren ungestörten Verlauf nehmen. Freilich blieb auch nicht viel Anderes übrig; ihre Macht war eben zu groß, als daß irgend welche Ueberlegung sie hätte hemmen können. Im Gegentheil diente die Reflexion nur dazu, die Hindernisse wegzuräumen, welche ihr etwa noch entgegenstanden. Indem sie Vernunft und Gewissen zum Schweigen brachte, zwang sie Rousseau, dem Drange seines Herzens widerstandslos zu folgen. Vergessen wir indeß nicht, daß

dieser Drang an sich wohl berechtigt war, und sein Verhalten zwar nicht rechtfertigt, aber doch entschuldigt. Wenn er wiederholt versichert, die Liebe zu Madame d'Houdetot sei „die erste und einzige seines Lebens" gewesen, so ist dies, wenn auch nicht buchstäblich, so doch der Sache nach richtig. Die intimen Beziehungen, in welchen er bis dahin zu weiblichen Personen gestanden, waren theils sinnlicher Art, theils hatten sie ein vorwiegend gemüthliches, oder auch geistiges Interesse [55]). In der Gräfin begegnete ihm zum ersten Male eine Frau, die seinem ganzen Wesen nach allen Seiten die längst ersehnte Befriedigung zu geben versprach. Es war doch natürlich,. daß es ihm schwer, ja unmöglich wurde, sich von ihr, nachdem er sie eben erst gefunden, wieder zu trennen.

Zudem kamen Zeit und Umstände der Fortdauer eines ungestörten traulichen Verkehres begünstigend entgegen. Man lebte auf dem Lande und war meist allein. Man wurde nur selten, und dann vorübergehend von Besuchen in Anspruch genommen. Um so öfter konnten sich die wiederholen, welche man einander zu machen liebte; die geringe Entfernung der Wohnorte erleichterte sie, die heiteren Frühlings- und Sommertage, die wunderschöne Gegend, das liebliche Thal mit seinen reizenden Hügeln, forderten fast zu ihnen heraus. Es kam bald dahin, daß kaum ein Tag vorüberging, an welchem man sich nicht gesehen hätte. Da die Gräfin nicht weniger, als Rousseau selbst, an Fußwanderungen Vergnügen fand, so geschah es nicht selten, daß, wenn er von Sehnsucht getrieben, zeitig seine Klause verließ, um in ihre Nähe zu eilen, er ihr schon auf dem Wege begegnete. Man kehrte dann selbander in die hübsche Landwohnung zurück, um hier in Haus und Garten die Zeit zu verbringen, oder sich auf weiten Spaziergängen in der anmuthigen Umgebung zu ergehen. Merkwürdig doch, daß diese steten und langen Zusammenkünfte nichts von ihrem ursprünglichen Reize verloren, obgleich sie mehrere Monate hindurch fortgesetzt wurden. Freilich beruhte das Interesse an ihnen auf ein und demselben mächtigen Gefühle, welches in Beiden gleich lebendig, eine nie versiegende Quelle vertraulicher Mittheilungen wurde.

„Wir waren", sagt Rousseau, „beide trunken vor Liebe, sie für ihren Geliebten, ich für sie; unsere Seufzer, unsere Thränen mischten sich beständig. Der Eine war der zärtliche Vertraute des Anderen, und fand in dessen Empfindungen die eigenen wieder." Natürlich nicht, ohne daß dieselben durch den gegenseitigen Austausch an Kraft und Innigkeit gewannen. Die Gräfin namentlich mochte das Glück ihrer Liebe doppelt empfinden, wenn ihr die des Freundes aus seinen flammenden Augen entgegenstrahlte, sich ihr im feurigen Strome begeisterter Rede, oder in den sanften Klängen zärtlicher Klagen offen-

darte. Ihre Leidenschaft wuchs mit der seinigen; an der Gluth seines Herzens erwärmte sich auch das ihrige; die süße Sehnsucht nach dem fernen Geliebten schöpfte immer neue Nahrung aus dem schmerzlichen Verlangen, welches sich in seinen Worten und Blicken beständig aussprach. Allerdings war es nicht so leicht, den Ansprüchen, die es zugleich an sie selbst erhob, in geeigneter Weise zu begegnen. Sie durfte dieselben weder schroff zurückweisen, noch auch durch unvorsichtige Anerkennung zu einer für sie gefährlichen Höhe steigern.

Man kann nicht leugnen, daß sie es im Allgemeinen wohl verstanden hat, die hier gebotene richtige Mitte einzuhalten. Sie behandelte Rousseau, als ihr sein Zustand klar geworden, mit der größten Milde und Rücksicht; sie ließ es sich angelegen sein, ihn durch die herzlichste Theilnahme für die Liebe zu entschädigen, welche sie ihm verweigern mußte. Anfangs freilich erregten die Aeußerungen ihrer zärtlichen Freundschaft seinen Argwohn. Sich selbst der Thorheit wohl bewußt, die ihn um so fester umstrickte, je länger er gegen sie ankämpfte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß Madame seine Extravaganzen nur deshalb so unbefangen hinnehme, um sich hinterher, vielleicht in Gemeinschaft mit St. Lambert, über sie und ihn lustig zu machen. Die Verstimmung und üble Laune, welche ihn in Folge dieses Mißtrauens beherrschte, blieb der Gräfin nicht lange verborgen. Auch zögerte er nicht, ihr den Grund derselben offen anzugeben. „Sie wollte“, erzählt er selbst, „darüber lachen; doch dieses Mittel schlug nicht an; es hätte, länger angewandt, zu Ausbrüchen der Wuth führen können. Sie änderte den Ton; ihre milde Theilnahme war unerschütterlich; sie machte mir Vorwürfe, die mir tief zu Herzen gingen; sie zeigte wegen meiner ungerechten Besorgnisse eine Unruhe, die ich mißbrauchte. Ich forderte Beweise, daß sie meiner nicht spotte. Sie sah, daß es kein anderes Mittel gab, mich zu beruhigen. Ich wurde dringend, der Augenblick war kritisch. Vielleicht ist der Fall einzig in seiner Art, daß eine Frau, nachdem sie einmal dahin gebracht worden, zu markten, so wohlfeilen Kaufs davon kam. Sie bewilligte mir nichts, was sie treulos machen konnte; sie verweigerte mir nichts, was die zärtlichste Freundschaft bewilligen durfte.“

Uns will scheinen, daß sie in ihren Zugeständnissen doch etwas weit ging, wenn sie einen sehr intimen persönlichen Verkehr gestattete, ihre körperlichen Reize nicht zu verbergen suchte, und sich zuweilen selbst glühende Küsse gefallen ließ. Wohl mochte sie dabei ein gewisses Widerstreben empfinden; auch machte sie sich das Mitgefühl, von welchem sie so bis hart an die Grenze des Erlaubten, hin und wieder vielleicht einen Schritt über sie hinaus, geführt wurde, nicht selten zum Vorwurfe[56]). Indeß trug es immer wieder über die

aufsteigenden Bedenken den Sieg davon, und zwar um so leichter, da die Liebe Rousseau's nicht nur durch die schmerzlichen Ergüsse eines leidenden Herzens rührte, sondern auch durch ihren idealen Schwung zur Bewunderung hinriß.

Wie reizend erscheinen noch in der Schilderung späterer Tage die Stunden, in welchen diese Liebe ihren vollen Zauber entfaltete. Zuweilen geschah es, daß Rousseau, weil es zur Heimkehr zu spät geworden, in Eaubonne übernachtete. „Dann gingen wir wohl, nachdem wir im traulichen Tête à tête zu Abend gegessen, bei hellem Mondschein im Garten spazieren. In der Tiefe desselben befand sich ein ziemlich großes Gebüsch, durch welches wir uns hindurchwanden, um ein hübsches, mit einem kleinen Wasserfalle geschmücktes Bosquet aufzusuchen. Hier war es, wo ich, auf einer Rasenbank, unter einer blüthenreichen Akazie, ihr zur Seite sitzend, eine Sprache fand, würdig, die Bewegungen meines Innern wiederzugeben. Ich war erhaben, wenn man so die ganze verführerische Liebenswürdigkeit nennen darf, welche die heißeste Liebe in ein menschliches Herz zu legen vermag. Wie viele berauschende Thränen vergoß ich in ihren Schooß; wie viele ließ ich auch sie wider ihren Willen vergießen. Unwillkürlich rief sie dann wohl, in tiefster Erregung aus: „Nein, nie war ein Mensch so liebenswürdig; nie hat Jemand so geliebt, wie Sie. Aber Ihr Freund St. Lambert hört uns, und mein Herz kann nicht zweimal lieben." Ich schwieg seufzend, ich umarmte sie . . . Welche Umarmung! Doch das war auch Alles." Schwerlich aber wäre es ohne den festen, treuen Sinn, mit welchem die Gräfin ihrem Geliebten anhing, dabei geblieben.

Rousseau selbst gesteht, daß er, wenigstens in manchen Augenblicken, kaum im Stande war, die heiße Begierde zu zügeln. Die Gluth der Leidenschaft loderte zu mächtig, als daß er nicht zuweilen hätte wünschen sollen, sie um jeden Preis gelöscht zu sehen. Sie drohte in der That, ihn auch physisch aufzureiben. „Wenn ich mich," erzählt er, „auf dem Wege nach Eaubonne befand, träumte ich von ihr, die ich nun bald sehen, von dem liebreichen Empfange, den sie mir bereiten, von dem Kuß, den ich bei der Ankunft erhalten würde. Dieser Kuß allein, dieser verhängnißvolle Kuß, entflammte selbst, bevor ich ihn empfing, mein Blut in einem Grade, daß mein Kopf in Verwirrung gerieth; es flimmerte mir vor den Augen, ich war wie geblendet; die zitternden Knie konnten mich kaum tragen; ich mußte stehen bleiben, mich setzen; der ganze Körper schien sich aufzulösen, ich war nahe daran, ohnmächtig zu werden." Es half ihm wenig, daß er sich zu zerstreuen, an andere Dinge zu denken suchte. „Ich hatte kaum zwanzig Schritte gemacht, als dieselben Vorstellungen, und ebenso alle die Zufälle, welche sie nach sich zogen, wieder-

kehrten, ohne daß es mir jemals möglich war, mich von ihnen zu befreien.“ Kam er dann an, schwach, erschöpft, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, so war in dem Augenblicke, wo er die Geliebte sah, Alles wieder in Ordnung. In ihrer Nähe fühlte er nur „die unbequeme Last einer unerschöpflichen, und doch stets nutzlosen Kraft.“ Sie reichte freilich aus, um dem unreinen Verlangen beständig neue Nahrung zu geben. Doch wurde dasselbe durch eben die Macht, welche sie hervorrief, auch wieder in Schranken gehalten.

Gewiß, wäre die Gräfin schwach gewesen, Rousseau würde sie vor dem Falle nicht bewahrt haben; er hätte den Fehltritt ohne Zweifel gethan, um ihn hinterher wahrscheinlich bitter zu bereuen. Nun sie aber stark war, hatte sie nichts zu befürchten. Allerdings gossen die Liebkosungen, mit welchen sie den stürmischen Dränger zu beschwichtigen suchte, nicht nur Oel auf die rollenden Fluthen, sondern auch in die lodernden Flammen. Zugleich mußte der Widerstand, welchen sie ihm leistete, die Neigung zum Angriffe verstärken. Doch flößte er auch andrerseits die Achtung ein, welche den hochherzigen Gegner bestimmt, die Waffen zu senken. Weil die Gräfin ihm ihre Gunstbezeugungen nur zögernd und, was ihm nicht entgehen konnte, ungern bewilligte, trug Rousseau Bedenken, sie zu mißbrauchen. Er fühlte, daß sie für ihn that, was sie vermochte, und nahm deshalb Anstand, mehr zu fordern. Geschah es dennoch und trat sie ihm, wenn freundliche Vorstellungen fruchtlos blieben, mit einem ernsten „Nicht weiter!“ entgegen, so wich vor ihrer Hoheit die eigene Schwäche scheu zurück. Es kam ihm doch nicht in den Sinn, ihr zu verargen, was er billigen mußte, sobald es sich geltend machte. Im Gegentheil stellte die berechtigte Weigerung sie in seinen Augen nur höher. Er fühlte sich ihr zu innigem Danke verpflichtet, wenn sie so sich selbst, wie ihm, ein schützender Schirm geworden. Was sie seinen Sinnen versagte, machte sie seinem Herzen theurer; die Niederlage der Leidenschaft war ein Triumph der Liebe.

Man darf deshalb nicht an die Fabel vom Fuchs und den Trauben erinnern wollen, wenn er wiederholt versichert, daß „er die Gräfin zu sehr geliebt habe, als daß er ihren Besitz in Wahrheit hätte wünschen mögen. Ihre Untreue würde sie in seinen Augen erniedrigt und damit den reinen Glanz der Tugend, welcher den Abgott seines Herzens umstrahlte, ausgelöscht haben. Jede Befleckung des göttlichen Bildes hätte nothwendig seine Vernichtung zur Folge gehabt.“ Wir glauben es ihm, daß die Vorstellung des höchsten Glückes, wenn sie je zuweilen lockend an ihn herantrat, ihn zugleich mit innerem Schrecken erfüllte; wir glauben ihm ebenso, daß er dasselbe, wie die Dinge einmal lagen, außer in einigen kurzen Augenblicken rasender Leidenschaft, würde zurückgewiesen haben, selbst wenn

die Geliebte sich ihm freiwillig zur Verfügung gestellt hätte. Gewährte es ihm doch auch einen hohen Selbstgenuß, die Pflicht der Entsagung zu üben. Er fühlte wohl, daß wenn er sie verletzte, er sich selbst verächtlich werde. Er fühlte nicht minder, daß „in dem Augenblicke, wo er von der verbotenen Frucht koste, das Paradies der wahren Liebe sich ihm verschließen werde. Und doch bot es der reinen Genüsse, der seligen Freuden so viele; gewiß war es nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Thorheit, den vorübergehenden Rausch der Sinne mit ihrem Verluste zu erkaufen. Wie groß der Liebe Leid auch sein mochte, ihre beglückende Macht war doch noch größer. Rousseau fühlte sich durch sie verjüngt; sie schuf ihm ein zweites Leben, schöner und kostbarer als das erste. Sie gab seinen Sinnen, wie seinem Herzen, die Kraft und das Feuer der Jugend zurück; sie erhob und beflügelte den Geist; sie nährte und stärkte endlich das erhebende Bewußtsein der höheren Natur, indem sie beständig antrieb, die niedere zu überwinden.

Hätte sie ungestört fortwirken können, vielleicht wäre die verzehrende Gluth der Leidenschaft allmälig erloschen, um lediglich die milde Wärme einer herzlichen Freundschaft zurückzulassen. Freilich darf man zweifeln, ob selbst eine so robuste Constitution, wie Rousseau sie im Grunde besaß, ihrem zerstörenden Einflusse längere Zeit widerstanden haben würde. Gewiß ist, daß sich derselbe schon nach einigen Monaten in einer sehr fühlbaren Weise geltend machte. Die beständige Aufregung, welche den Körper fast ununterbrochen in gewaltsamer Spannung erhielt, erschöpfte seine Kraft in einem Maße, daß er mehrerer Jahre bedurfte, um sich von seiner Schwäche zu erholen. Ihre Zunahme würde Rousseau indeß, wiewohl sie ihm keineswegs entging, schwerlich sobald vermocht haben, sie durch Beseitigung der Ursache zu hemmen. Die Gräfin hatte natürlich noch weniger Grund, ein Verhältniß aufzulösen, welches, wie unbequem es auch zu Zeiten werden mochte, für sie doch vorwiegend angenehm und erfreulich war. Zum Glück ließ sich der Aufruf zur Trennung, welcher von ihnen selbst nicht füglich ausgehen konnte, bald genug von Außen her vernehmen.

X.

Wie sehr auch die Umstände den ungestörten Verkehr der Beiden begünstigten, er mußte doch allmälig die Aufmerksamkeit ihrer Umgebung auf sich ziehen. Sie sahen sich fast täglich; sie verbrachten den größten Theil der Zeit in traulicher Gemeinschaft; sie standen auch, abgesehen von ihren persönlichen Zusammenkünften, in einem

lebhaften Briefwechsel. Es kam hinzu, daß sie wenig geeignet waren, die eigenthümliche Natur ihres Verhältnisses, selbst in Gegenwart Anderer, zu verdecken. Außer Stande, ihre Gedanken und Empfindungen zu beherrschen, unfähig, sich in Haltung und Benehmen irgend welchen Zwang aufzulegen, offen und rückhaltlos bis zur Unvorsichtigkeit, ließen sie die herzliche Zuneigung, welche sie verband, das Bedürfniß und den Genuß ihres intimen Umganges, unverhüllt hervortreten. Hatten sie doch auch zu ängstlicher Vorsicht um so weniger Grund, da sie sich keiner Schuld bewußt waren, vielmehr bei dem Charakter, welchen ihre Beziehung angenommen, dieselbe für unverfänglich, selbst für berechtigt halten durften. Es war aber natürlich, daß Anderen bald auffiel, woraus sie selber kein Hehl machten.

Die Hausgenossen Rousseau's, wie die der Gräfin, konnten nicht wohl umhin, wahrzunehmen, was beständig unter ihren Augen vorging. Therese namentlich, wie wenig sie auch bei ihrem Charakter und ihrer Stellung zur Eifersucht disponirt sein mochte, mußte den steten vertraulichen Umgang mit einer anderen Frau, wenn nicht anstößig, so doch einer aufmerksamen Beachtung werth finden. Auch entging es ihr nicht, daß diese Verbindung für Rousseau ein tieferes persönliches Interesse hatte. Sie sah den leidenden Zustand, in welchem er sich befand, sie bemerkte sehr wohl seine innere Aufregung, und die schmerzlichen Empfindungen, welche ihn erfüllten, blieben ihr nicht verborgen. Sie hörte nicht selten, wie er nächtlicher Weile in einem Zimmer ruhelos auf- und niederschritt und dem gepreßten Herzen in lautem Schluchzen Luft machte. Es lag nahe, diese Aeußerungen eines tiefen Leids mit seinem Verhältnisse zur Gräfin in Verbindung zu bringen. Doch war das gutmüthige, beschränkte Mädchen schwerlich im Stande, den Zusammenhang vollständig zu begreifen, noch auch geneigt, was sie etwa davon begriff, aus eigenem Antriebe Anderen mitzutheilen. Eher ließe sich das schon von ihrer Mutter glauben, die, schwatzhaft wie sie ohnehin war, überdies besorgen mochte, daß die neue Liebschaft den Fortbestand der alten Beziehung zu ihrer Tochter gefährden könne.

Indeß gab es noch einen anderen Kanal, durch welchen die Kunde von dem wunderlichen Verhältnisse in weitere Kreise drang. Mad. d'Epinay hatte, wie gewöhnlich, zu Anfang der schönen Jahreszeit ihre Landwohnung in La Chevrette bezogen, und es versteht sich von selbst, daß Rousseau sowohl, wie ihre Schwägerin, nicht selten bei ihr zu Besuche war. Da die Beiden auch in ihrer Nähe in gewohnter Weise mit einander verkehrten, konnte ihr die zwischen ihnen bestehende Verbindung nicht lange unbekannt bleiben. Das verliebte Wesen des Freundes offenbarte sich zu deutlich, als daß sie an der Existenz einer ernsten Neigung hätte zweifeln dürfen. Und wußte sie

auch nicht, ob und in wie weit dieselbe von der Gräfin getheilt wurde, ihre zärtliche Theilnahme für den leidenschaftlichen Verehrer ließ sich ebensowenig verkennen, wie die Befriedigung, welche ihr der vertraute Umgang mit ihm gewährte. Daß aber Mad. d'Epinay ihre interessanten Beobachtungen ihren etwaigen Gästen und näheren Bekannten nicht vorenthielt, begreift sich. Sie hatte eben keinen Grund, zu verschweigen, woran sie in mehr als einer Rücksicht persönlich Anstoß nahm. Zudem war die Sache so überraschend, so piquant, ein anziehenderer Unterhaltungsstoff mochte sich kaum auffinden lassen. Kein Wunder daher, daß er bald auch in den befreundeten Kreisen der Hauptstadt vielfach besprochen wurde.

Man hörte mit Erstaunen, hin und wieder auch mit einer gewissen Schadenfreude, wie der finstere Misanthrop sich in einen schmachtenden Liebhaber umgewandelt habe, und der strenge Sittenrichter nun selbst in die Sünde verfallen sei, welche er bis dahin so schonungslos bekämpfte. Wohl schien es Manchem unglaublich, daß er seinen stets so nachdrücklich betonten Grundsätzen mit einem Male untreu geworden. Doch der Augenschein beseitigte jeden Zweifel; man brauchte nur einen Abstecher nach La Chevrette zu machen, um sich von der Wahrheit der umlaufenden Berichte zu überzeugen. Waren die Betheiligten gerade anwesend — und sie trafen dort nicht blos gelegentlich, sondern auch oft nach Verabredung zusammen — so gab ihr Verhalten die erforderliche Gewißheit, und zwar um so eher, da sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit die beobachtenden Blicke kaum bemerkten, und sich ihnen keineswegs zu entziehen suchten.

Uebrigens störte sie diese spähende Neugierde zunächst ebensowenig, wie das medisante Gerede, welches hinter ihrem Rücken geführt wurde. Bedenklicher aber wurde die Lage, als dasselbe auch dem fernen Geliebten der Gräfin zu Ohren kam. Zwar hatte sie ihn beständig von ihrem Verkehre mit Rousseau in Kenntniß erhalten; es konnte ihm ja nicht unlieb sein, wenn die freundschaftliche Beziehung zu ihm, die er selbst eingeleitet hatte, sich mehr und mehr befestigte. Doch von der leidenschaftlichen Zuneigung des Freundes war in ihren Briefen nie die Rede gewesen. Die Hoffnung, daß er von seiner Verirrung bald zurückkommen werde, und die Besorgniß, St. Lambert's bekannte Eifersucht zu erregen, hatten sie bestimmt, diesen verfänglichen Punkt nicht zu berühren. Indeß erfuhr er von anderer Seite, was sie ihm verschweigen zu müssen glaubte. Daß diese Mittheilungen das Verhältniß weder in seinem wahren, noch in einem günstigen Lichte darstellten, war natürlich. Die Berichterstatter urtheilten nach dem äußeren Anscheine, der allerdings zu einer schlimmen Deutung fast herausforderte. Auch wurde dem Marquis in einem anonymen

Briefe gemeldet, daß Rousseau darauf ausgehe, ihm seine Geliebte abwendig zu machen. Wir glauben zwar, daß er diese Beschuldigung nicht einmal insoweit für begründet hielt, als sie es wirklich war. Ihre Wirkung aber verfehlte sie doch nicht. Die Verstimmung, welche sie zur Folge hatte, wurde der Gräfin bald fühlbar. St. Lambert ließ, ohne sich deutlich auszusprechen, merken, daß er mit ihrem Verhalten unzufrieden sei. Er mochte, und nicht grade mit Unrecht denken, daß sie Rousseau zu weit entgegenkomme, und so, wenn auch wider ihren Willen, dessen unzeitige Leidenschaft nähre.

Die leisen Vorwürfe des Geliebten machten auf die Gräfin einen tiefen Eindruck. Schon sah sie das Glück ihres Lebens in Gefahr, die Ruhe ihrer Tage bedroht. Wie lieb ihr der neue Freund auch war, sie erklärte ihm doch, daß ihre Verbindung gelöst werden müsse, wenn er seine thörichte Neigung nicht zu überwinden vermöge. Auch blieb sie keineswegs bei dieser Erklärung stehen. Als sie sah, daß Rousseau ihrer Mahnung nicht folgte, begann sie alsbald, ihr Benehmen zu ändern. Die unbefangene, zutrauliche Weise, in welcher sie bis dahin mit ihm verkehrte, hatte ein Ende; ein ernstes, zurückhaltendes Wesen trat an die Stelle. In größerer Gesellschaft schien sie seine Anwesenheit kaum zu bemerken; war man allein, so nahm sie eine verlegene, zerstreute Miene an. Es ließ sich nicht verkennen, daß seine Nähe ihr unbequem wurde, daß sie wünschte, er möge seine Besuche einstellen oder doch beschränken.

Rousseau wurde durch diesen plötzlichen Wechsel tief ergriffen. Die fast verzweifelte Stimmung, in welche ihn derselbe versetzte, spricht sich recht deutlich in einem Briefe aus, den er in diesen Tagen an die Gräfin schrieb. „So komme denn, Sophie", so beginnt dieses „Meisterwerk beredter Leidenschaft" [57]), „daß ich Dein ungerechtes Herz betrübe; lasse auch mich mitleidlos sein, wie Du es bist. Warum sollte ich Dich schonen, während Du mir Vernunft, Ehre und Leben nimmst? Warum sollte ich Deine Tage ruhig dahinfließen lassen, da Du mir die meinigen unerträglich machst? Ach! Du wärest doch weit weniger grausam gewesen, hättest Du mir einen Dolch in's Herz gestoßen, statt mich mit diesem tödtlichen Streiche zu treffen. Siehe, was ich war und was ich geworden bin; siehe, wie tief Du mich erniedrigt hast. Als es Dir gefiel, mich anzuhören, war ich mehr als ein Mensch; seitdem Du mich zurückstößest, bin ich der letzte der Sterblichen; ich habe Empfindung, Geist und Muth verloren, Du hast mir mit einem Worte Alles genommen." „Wie aber", fährt er fort, „könne sie so ihr eigenes Werk zerstören? wie den Freund, welchen sie durch ihre Güte geehrt, ihrer Achtung unwürdig machen? Sei er ja doch ihr Eigenthum, von dem sie Besitz genommen und sich nicht mehr lossagen könne." Er erinnert sie dann

an „die Zeiten des Glückes, die ihm zu seiner Qual nie aus dem Gedächtnisse schwinden werden", und schildert die seligen Stunden, welche sie in trauter Gemeinschaft miteinander verlebt, in immer neuen, bald zarten und innigen, bald ergreifenden oder leidenschaftlich bewegten Wendungen. Rührende Klagen und Bitten wechseln mit leisen Vorwürfen und ernsten Mahnungen; alle Gründe und Beweise, die eine gewandte Dialektik an die Hand geben kann, werden aufgeboten, um auf die Einsicht der Gräfin zu wirken, nicht minder alle Hebel in Bewegung gesetzt, deren Anwendung ihr Herz zu erschüttern, ihren Willen umzustimmen verspricht. Wiederholt tritt der Gedanke auf, daß sie kein Recht mehr habe, ihm die Freundschaft zu entziehen, welche sie selbst ihm angeboten, daß sie zuviel gewährt, als daß sie jetzt noch etwas zurücknehmen könne, daß sie ihn zu glücklich gemacht, um ihn elend machen zu dürfen. Warum auch eine Verbindung lösen, die ihr nicht zum Vorwurfe, sondern nur zur Ehre gereiche? Die Güte, welche sie ihm bewiesen, habe ihre Treue nicht verletzt, und „wo ist das Verbrechen, der Liebe eines Anderen zu lauschen, wenn man keine Gefahr läuft, sie zu erwiedern?"

Die Gräfin aber ist in diesem Falle; sie hat die Probe ehrenhaft bestanden, und allen Grund, mit sich zufrieden zu sein. Den Geliebten selbst, wüßte er, was sie hat überwinden müssen, würde ihre Festigkeit mit Stolz erfüllen. Auch er kann bei der eingetretenen Aenderung nur verlieren, denn „die Liebe des Freundes, weit entfernt, die Gluth auszulöschen, welche im Herzen der Geliebten für ihn lodert, hat dieselbe nur noch stärker angefacht." Möge denn Sophie ihm, der über ihre Ehre nicht weniger eifersüchtig wacht, als sie selbst, eine Gunst wiederschenken, welche sie ohne Gefahr für sich gewähren kann. Zwar weiß er wohl, daß er schuldig, aber er tröstet sich darüber mit dem Gedanken, daß sie es nicht ist. Auch will er sich weder vor ihr, noch vor sich selbst rechtfertigen; vielmehr macht er sich Alles zum Vorwurfe, wonach sie ihn hat verlangen lassen. Vielleicht würde er auch, hätte es sich nur um Selbstüberwindung gehandelt, die Kraft dazu gefunden haben; aber „durch die Abneigung der Geliebten zu den Entbehrungen gezwungen zu werden, die man sich selbst hätte auflegen sollen, das kann ein gefühlvolles Herz nicht ertragen, ohne zu verzweifeln." Nein, die Freundin darf sie ihm nicht zumuthen, darf ihm nicht rauben, was für sie doch nur gleichgültige Zugeständnisse sind. „Wie? Deine feuchten Augen sollten sich nicht mehr senken mit jener süßen Scham, die mich in Lust berauscht? Wie? Meine glühenden Lippen sollten nicht mehr meine Seele an Deinem Herzen aushauchen? Ich sollte nicht mehr jene himmlischen Wonneschauer erfahren, jenes rasche und verzehrende Feuer das schneller als der Blitz . . . O unaussprechlicher Augenblick! wel

ches Herz, welcher Mensch, welcher Gott kann Dich empfunden haben und auf Dich verzichten!"

Stets werden diese bittern und doch so süßen Erinnerungen dem Herzen, wie den Sinnen, die Ruhe rauben. Sind die Genüsse, welche sie in's Gedächtniß zurückrufen, nicht die, welche am meisten bedauert werden? „Ach nein! Sophie, es gab noch süßere für mich, die jenen erst ihren höheren Werth verliehen. Es gab eine Zeit, wo meine Freundschaft Dir theuer war, und Du mir das zu beweisen wußtest. Hättest Du mir auch nichts gesagt, auch keine Liebkosungen erwiesen, ein tiefes und sicheres Gefühl sagte mir, daß es mir in Deiner Nähe wohl sei. Mein Herz suchte Dich und das Deinige wies mich nicht zurück. Der Ausdruck der zartesten Liebe, die es je gegeben, hatte nichts Abstoßendes für Dich ... Du liebtest mich nicht, aber Du ließest zu, daß ich Dich liebte, und ich war glücklich. Jetzt aber ist Alles zu Ende; ich bin nichts mehr; das vergangene Glück macht mich eben so elend, wie das gegenwärtige Leid. Ja, hätte ich Dich nie ergriffen gesehen, ich würde mich trösten über Deine Gleichgültigkeit und Dich im Stillen verehren. Aber mir das Herz durch die Hand zerreißen zu sehen, die mich einst glücklich machte, von ihr vergessen zu sein, die mich früher ihren süßen Freund nannte! O Du, die Du Alles über mich vermagst, lehre mich diesen schrecklichen Zustand ertragen, oder ändere ihn, oder gieb mir den Tod." Den Schlägen des Schicksals hat er trotzen gelernt; sein Muth ist Allem gewachsen, nur nicht ihrer Geringschätzung. Er weiß, daß seine Liebe hoffnungslos ist, daß sie ihm nur Schmerzen und Leiden bereiten wird. Doch er will und kann sie ruhig ertragen, wenn die Geliebte ihm ihre Theilnahme nicht entzieht. „Beklagst Du mich, so bin ich nicht mehr zu beklagen." Es genügt schon, wenn sie es nur zum Scheine thut. „Hilf mir, ich bitte Dich, daß ich mich täuschen mag; mein tiefbetrübtes Herz wünscht nichts weiter; ich suche selbst unaufhörlich nach den Zeichen einer Theilnahme, die Du nicht hast; bei der Unmöglichkeit, wirkliche Beweise Deiner Zuneigung von Dir zu erlangen, genügt ein Nichts, um mir solche in der Einbildung zu schaffen." Und doch, wie leicht würde es ihr sein, ihm Ruhe, Glück und Kraft wiederzugeben. „Sähe ich nur jemals ein Zeichen aufrichtigen Mitleids, wäre mein Schmerz Dir nicht unbequem, fiele ein theilnehmender Blick auf mich, legte sich Dein Arm mir um den Nacken, drücktest Du mich an Dein Herz, sagtest Du mit Deiner sanften Stimme seufzend: Unglücklicher! wie beklage ich Dich! — ja, Du würdest mich über Alles trösten, meine Seele würde ihre Energie wiedergewinnen, und ich auch jetzt noch Deines Wohlwollens werth sein."

Wohl mag es der Gräfin schwer geworden sein, diesen rühren-

den Klagen und dringenden Bitten zu widerstehen. Sie beharrte indeß auf dem einmal eingeschlagenen Wege, der auch unter den gegebenen Umständen der richtige war. Rousseau selbst mußte das im Grunde anerkennen; er konnte sich nicht verhehlen, daß die Mahnung der Freundin wohlbegründet und es nothwendig sei, ihr zu folgen. Statt aber mit aller Kraft die eigene Schwäche zu bekämpfen, überließ er sich einem maßlosen Zorne gegen die, welche die Geliebte in Trauer und Sorge versetzt, und ihm selbst die Demüthigung bereitet hatten, ihre sehr berechtigten Vorwürfe entgegennehmen zu müssen. Freilich wußte er nicht bestimmt, wer der Verräther gewesen. Sein Verdacht fiel aber gleich Anfangs auf Mad. d'Epinay. Es war ihm bekannt, daß sie mit St. Lambert in Briefwechsel und mit ihrer Schwägerin, trotz des anscheinend freundlichen Verhältnisses, nicht auf dem besten Fuße stand. Sie hatte schon früher versucht, den Marquis von dieser ab und zu sich herüberzuziehen; die Gelegenheit mochte ihr günstig erscheinen, um ihre bisher fruchtlosen Versuche mit größerer Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. War auch St. Lambert vielleicht nicht direkt von ihr benachrichtigt worden, so hatte sie doch gewiß ihren Vertrauten, Grimm, welcher, ebenfalls bei der Armee in Westphalen, mit dem Marquis nicht selten zusammentraf, von Allem, was sie sah und wußte, in Kenntniß gesetzt. Grimm aber, der sich vordem vergeblich um die Gunst der Gräfin beworben, war nicht der Mann, eine solche Kränkung jemals zu vergessen. Es machte ihm ohne Zweifel Vergnügen, sie an der Frau zu rächen, von welcher sie ausgegangen war.

Daß Rousseau mit seinen Vermuthungen nicht ganz auf falscher Fährte ging, wird sich bald zeigen. Für ihn wurden sie zur Gewißheit, als er von Therese hörte, daß Mad. d'Epinay sich wiederholt bemüht habe, durch ihre Vermittlung Einsicht von den Briefen der Gräfin zu nehmen. Es war allerdings stark, wenn sie, wie das Mädchen versicherte, um ihren Widerstand zu beseitigen, durch die Hinweisung auf den „ganz gewiß verbrecherischen Umgang" der Beiden ihre Eifersucht zu wecken suchte. Wir sehen keinen Grund, die sehr detaillirten Angaben Theresen's, obgleich sie später von Mad. d'Epinay entschieden desavouirt wurden, in Zweifel zu ziehen. Sie war weder gewandt, noch raffinirt genug, um Beschuldigungen dieser Art aus der Luft zu greifen. Ueberdies lag es durchaus nicht in ihrem Interesse, zu erfinden, was die für sie doch sehr vortheilhafte Beziehung zu Mad. d'Epinay voraussichtlich stören mußte. Auch war es am Ende gar nicht so auffallend, daß Madame um jeden Preis über ein Verhältniß klar zu werden wünschte, welches ihr verdächtig erschien. Freilich ziemte der Freundin Rousseau's weder der Argwohn, noch die perfide Weise, in welcher sie die Bestätigung desselben zu

erlangen strebte. Ihr Benehmen in diesem Falle giebt einen ferneren Beweis dafür, daß Rousseau vollkommen im Rechte war, wenn er ihr mehr und mehr mißtraute. Er ging nur insofern zu weit, als er ihr die bewußte Absicht zuschrieb, ihn und seinen guten Ruf zu Grunde zu richten. So etwas kam ihr damals wenigstens schwerlich in den Sinn. Man darf im Gegentheile annehmen, daß sie vor wie nach das gleiche freundliche Wohlwollen für ihn hegte. Fehlte ihr das volle und richtige Verständniß seines Wesens, und wurde sie deshalb mehr oder weniger an ihm irre, so war das nicht ihre Schuld. Rousseau täuschte sich, wenn er diese tiefere Kenntniß und Sympathie bei ihr voraussetzte. Eine Freundin in seinem Sinne war sie weder, noch war sie es jemals gewesen; sie konnte daher auch den Verrath nicht begehen, welchen er ihr zur Last legte.

Sie that im Grunde nur, was Frauen ihrer Art in solchem Falle nicht lassen mögen. Die Verbindung Rousseau's mit der Gräfin erregte ihre Neugierde, und es verdroß sie, daß dieselbe vor ihren Augen unterhalten, und sie doch nicht in's Vertrauen gezogen wurde. Je weniger sie aber den wahren Zusammenhang der Sache begriff, um so leichter mochte sie Anstoß an ihr nehmen. Kannte sie doch aus eigener Erfahrung den Grund und Zweck, welchen solche Verhältnisse in der Regel haben. Wie sollte sie dazu kommen, in diesem Falle eine Ausnahme zu statuiren? Es kam hinzu, daß sie sich durch die zunehmende Entfremdung Rousseau's verletzt fühlte. Ihre herzliche Theilnahme, ihre thätige Fürsorge für ihn wurde, so mußte sie wohl glauben, mit Undank vergolten. Sie hatte ohne Zweifel gehofft, den berühmten Mann an sich zu fesseln, vielleicht selbst erwartet, daß sich mit der Zeit eine intime persönliche Beziehung zu ihm bilden werde. Nun mußte sie sehen, daß er sich mehr und mehr von ihr entfernte, um sich immer enger an ihre Schwägerin anzuschließen. Es war doch ärgerlich und kränkend, daß dieser Frau, welcher sie sich an geistiger Bedeutung weit überlegen glaubte [58]), eine Eroberung gelang, die sie selbst nicht hatte machen können. In der That gehörte eine nicht geringe Ueberwindung dazu, sie ihr neidlos zu gönnen. Mad. d'Epinay aber, wie gut sie auch war, besaß keineswegs jenen freien, edlen Sinn, der sich über die Regungen der Selbstsucht zu erheben weiß. Sie folgte dem Hange gewöhnlicher Naturen, zum Schlimmen auszulegen, was sie nicht verstand, und da störend einzugreifen, wo sie sich persönlich verletzt fühlte.

Dennoch, glauben wir mit Rousseau, würde sie anders gehandelt haben, wäre sie lediglich durch die Antriebe des eigenen Herzens bestimmt worden. Dem war aber nicht so; vielmehr übte Grimm auf ihr Denken und Thun einen sehr maßgebenden Einfluß. Wir sagten schon früher, daß und warum dieser Mann ihr Verhältniß zu Rous-

seau, welches er nicht hatte hindern können, wieder zu lösen suchte. Er wurde nicht müde, sie zur Vorsicht, zu Argwohn und Mißtrauen gegen ihn zu mahnen, ihr seinen Charakter im schlimmsten Lichte zu zeigen, und den Eintritt des Bruches, auf welchen er hinarbeitete, mit prophetischem Geiste vorauszusagen. Auch kam er seinem Ziele immer näher; die Freundin sah allmälig mit seinen Augen, und bemerkte nun auch, was er längst wahrgenommen hatte. „Ihre Aeußerungen über diesen Mann", schreibt sie ihm, „haben mich veranlaßt, ihn genauer zu beobachten. Ich weiß nicht, ob es Vorurtheil ist, oder ob ich ihn richtiger beurtheile, aber dieser Mensch ist nicht wahr." Grimm ist offenbar erfreut, daß sie sich zu seinen Ansichten bekehrt. Er antwortet: „Ich denke wie Sie, daß Rousseau verrückt wird. Ich habe es stets vorausgesehen, und werde nicht aufhören, Ihnen zu sagen, daß Sie sehr Unrecht gehabt haben, an seinen Ausschreitungen durch die Schwäche, mit welcher Sie ihn behandelt, Theil zu nehmen" [59]). Man sieht, Mad. d'Epinay war bereits dahin gelangt, Rousseau für einen „verrückten Heuchler" zu halten. Dennoch fuhr sie fort, sich als seine ergebene Freundin zu geriren. Auch seine Beziehung zur Gräfin hatte keine Aenderung ihres Benehmens zur Folge. Sie that, als bemerke sie dieselbe gar nicht, und zeigte sich noch weit aufmerksamer und liebevoller gegen ihn, als früher. Dagegen behandelte sie ihre Schwägerin mit auffallender Kälte und Geringschätzung, obgleich sie dieselbe, Anfangs wenigstens, nach Außen in Schutz nahm. Was sie zu solcher Verstellung bewog, ist nicht recht abzusehen; gewiß aber, daß sie Grimm von den Vorgängen wiederholt, und zwar in einer Weise in Kenntniß setzte, die Rousseau als den vorwiegend schuldigen Theil erscheinen ließ. „Ich höre von Therese", meldet sie dem Freunde, „daß Rousseau und die Gräfin sich alle Tage im Walde sehen", eine Wendnng, welche ihre nicht eben noble Auffassung der Sache deutlich genug verräth. Grimm aber wünscht weitere Auskunft: „Warum sprechen Sie mir nicht mehr von der Liebschaft Rousseau's? Sie haben gute Augen; sagen Sie mir, was Sie von der Gräfin denken. Sie halten sie für durchaus schuldlos; ich bin geneigt, sie ebenso zu beurtheilen; dennoch wäre es gut zu wissen, mit wem man zu thun hat."

Der heilige Eifer, mit welchem der Baron die Aufführung der Gräfin überwacht, erregt unwillkürlich Lächeln, wenn man sich erinnert, daß dieser Mann mit der Frau eines Andern im Ehebruche lebte. Seine Aufforderung aber trieb vermuthlich Mad. d'Epinay zu den Versuchen, mit Hülfe Theresen's hinter das Geheimniß zu kommen. Gelang es ihr nicht, sich die Briefe zu verschaffen, so war das um so schlimmer; sie würde sich aus ihnen von der Unschuld der Gräfin und von der Harmlosigkeit des ganzen Verhältnisses über-

zeugt haben. Nun bestanden ihre Zweifel fort, und sie sah und hörte doch Manches, was sie dem Geliebten zur Bestätigung seines Argwohnes berichten konnte. Grimm aber wird gewiß nicht verfehlt haben, den befreundeten Marquis auf geradem oder krummem Wege seine Nachrichten und Bedenken mitzutheilen. Ob er es war, der den vorhin erwähnten anonymen Brief schrieb oder schreiben ließ, steht dahin [60]). Uns scheint dies wenigstens glaublicher, als die spätere Versicherung Grimm's, er sei ohne Zweifel von Therese verfaßt worden. Davon abgesehen, daß diese zu einem solchen Schritte weder gewandt genug, noch auch bei ihrer bewährten Anhänglichkeit an Rousseau fähig war, spricht der Umstand dagegen, daß Grimm seiner Freundin bald nachher dringend räth, „ihr, die sehr bedenkliche Reden geführt habe, fortan die Thüre zu verschließen", denn er beweist, daß sie keineswegs mit den Gegnern Rousseau's gemeinsame Sache machte, vielmehr fest und treu auf seiner Seite stand.

Die Aeußerungen aber, auf welche Grimm Bezug nimmt, hatten wohl denselben Inhalt, wie die Eröffnungen, welche sie Rousseau selbst über die Umtriebe seiner Freundin machte. Allerdings gaben diese noch keinen vollen Beweis dafür, daß sie es gewesen, die St. Lambert unterrichtet habe. Die Vermuthung indeß, daß dem so sei, legten sie doch nahe, und kann man es Rousseau nicht verargen, wenn er an ihrem Verrathe kaum noch zweifelte. Daß er sich indignirt, empört fühlte, war natürlich. Auch begreift sich bei seiner ungestümen Weise, daß Zorn und Unwille ihn alsbald zu einer offenen Erklärung fortrissen. Mad. d'Epinay mochte nicht wenig überrascht sein, als „ihr lieber Freund" auf eine ihrer dringenden Einladungen zu öfteren Besuchen plötzlich erwiederte: „Ich kann Ihnen noch nichts sagen. Ich warte damit, bis ich besser unterrichtet bin, und das wird früher oder später der Fall sein. Inzwischen dürfen Sie sich versichert halten, daß die angeklagte Unschuld einen Vertheidiger finden wird, eifrig genug, um den Verläumdern, wer sie auch sein mögen, einige Reue einzuflößen." Das war allerdings ziemlich deutlich gesprochen. Dennoch nahm Mad. d'Epinay die Miene an, als begreife sie durchaus nicht, wovon es sich handle. Ihre Antwort enthält nur den herzlichen Ausdruck der Besorgniß um ihn, den sie so aufgeregt und leidend sehe, wie des Bedauerns darüber, daß sie bei ihrer Unkenntniß der Ursache außer Stande sei, ihn zu beruhigen. Hoffentlich werde er nicht zögern, ihr mit dem gewohnten Vertrauen den Grund seiner Verstimmung persönlich mitzutheilen. Erscheine er aber nicht sofort, so werde sie ihn gleich morgen aufsuchen. Inzwischen möge er sich vorsehen, und den Fortschritt zu hemmen suchen, welchen die Unruhe in der Einsamkeit zu machen pflege. Sie selbst habe oft

genug erfahren, daß da eine Mücke gar leicht zu einem Elephanten heranwachse.

Der Rath war ohne Zweifel gut, aber keineswegs an seiner Stelle. Man darf wohl glauben, daß Madame dem, was von ihrer Seite geschehen war, wirklich keine große Bedeutung beilegte. War es doch eben nicht ungewöhnlich, sich in die persönlichen Verhältnisse der Freunde forschend und richtend einzumischen. Rousseau aber hatte von seinem Standpunkte aus vollkommen Recht, ihr Benehmen für weniger unbedenklich zu halten. Wäre ihm übrigens, wie uns, bekannt gewesen, in welchen Ausdrücken sie in ihren Briefen an Grimm von ihm sprach, er würde die Versicherungen ihrer zärtlich besorgten Freundschaft gewiß in ganz anderer Weise zurückgewiesen haben, wie es nun geschah. Doch fehlte es dem Tone, welchen er anschlug, auch jetzt nicht an der nöthigen Schärfe und Entschiedenheit. „Ich kann", schreibt er ihr zurück, „Sie weder selbst besuchen, noch auch Ihren Besuch annehmen, so lange die Unruhe fortdauert, in welcher ich mich eben befinde. Das Vertrauen, von welchem Sie sprechen, besteht nicht mehr, und es wird Ihnen schwer werden, dasselbe wieder zu erlangen. Ich sehe gegenwärtig in Ihrem Eifer nur den Wunsch, aus den Geständnissen Anderer irgend einen Vortheil zu ziehen, der Ihren Absichten entspricht, und mein Herz, so bereit, sich zu öffnen, verschließt sich der List und Schlauheit." In der Schwierigkeit, welche sie gefunden, den Inhalt seines Billets zu verstehen, erkenne er ihre bekannte Verschlagenheit wieder. Ob sie ihn wirklich für so einfältig halte, das zu glauben? Schwerlich; dennoch will er sich mit gewohnter Offenheit deutlicher erklären, damit sie ihn noch weniger verstehe. Er erzählt nun, wie man den boshaften Versuch gemacht, die Eintracht zweier Liebenden, welche ihm gleich werth und theuer, dadurch zu stören, daß man sich seiner bedient habe, um die Eifersucht des einen Theils zu erregen, und sagt ihr dann geradezu, daß er sie dieser Bosheit schuldig glaube. Es empört ihn, wenn er denkt, daß die Frau, welche er am meisten achtet, die Infamie begangen haben soll, mit seinem Vorwissen ihr Herz und ihre Person unter zwei Liebhaber zu theilen, er aber die andere, einer dieser Elenden zu sein. Hätte Mad. d'Epinay auch nur einen Augenblick von ihm oder ihr das denken können, er würde sie bis in den Tod hassen. Indeß beschuldige er sie nicht, es wirklich gedacht, wohl aber, es gesagt zu haben. Freilich sehe er nicht, welchem von den Dreien sie damit habe schaden wollen; wenn sie aber die Ruhe liebe, so werde sie wohlthun, ein etwaiges Gelingen ihrer Pläne zu fürchten. Er wolle nicht, daß das Verhältniß der Beiden gestört werde, wenn er auch ihre unerlaubte Liebe in eine beständige Freundschaft umgewandelt zu sehen wünsche. „Ich, der ich nie

Jemandem Böses that, sollte unschuldiger Weise dazu mitwirken, einem Freunde so etwas zuzufügen? Eine solche Zumuthung würde ich Ihnen nie verzeihen; ich würde Ihr unversöhnlicher Feind werden."

Unzweideutiger konnte gewiß die Kriegserklärung nicht abgefaßt werden, wenn sie auch in hypothetischer Form auftrat, und am Schlusse die Möglichkeit des Irrthums offen, und für diesen Fall einen vollen Ersatz für das zugefügte Unrecht erwarten ließ. War Madame wirklich schuldlos, so durfte sie eine solche Zuschrift gar nicht, oder nur mit einem bündigen Absagebriefe beantworten. Indeß, traf sie auch die Anklage in dem Sinne, in welchem sie erhoben wurde, vielleicht nicht, sie hatte doch ein böses Gewissen, und mochte sich deshalb zu einem entschiedenen Bruche nicht entschließen. Vielmehr antwortete sie mit einigen Zeilen, welche zwar die schwere Beschuldigung mit geringschätzigem Bedauern und stolzer Entrüstung zurückwiesen, doch aber die Möglichkeit des Vergebens und Vergessens in Aussicht stellten. „Sie mögen kommen, wenn Sie wollen; Sie werden besser empfangen werden, als Sie es bei Ihren argwöhnischen Gedanken wünschen dürften." Auffallender noch als diese Erlaubniß, war es, daß Rousseau von ihr Gebrauch machte. Freilich konnte er nicht wohl anders, falls er nicht sofort jede Verbindung abbrechen wollte. Daran aber hinderte ihn die Rücksicht auf die Geliebte, welche ihm auf das Dringendste empfohlen hatte, sich ruhig zu verhalten und vor Allem jeden Schritt zu meiden, der Aufsehen erregen, oder gar zu einem Bruche führen könne. Nur die leidenschaftliche Aufregung, in welche ihn die Mittheilungen Theresen's versetzt, hatte ihn vermocht, so rücksichtslos mit der Sprache herauszugehen. Als er ruhiger geworden, fühlte er wohl, daß er zu weit gegangen sei. Nicht als ob er nachträglich an der Schuld der Freundin gezweifelt hätte. Ihm genügten die Beweise, die er gegen sie in Händen hatte. Sie waren aber nicht der Art, daß er sie der Angeklagten gegenüber geltend machen konnte, ohne Therese und die Gräfin ihrer Feindschaft Preis zu geben, und damit möglicher Weise ernsten Verlegenheiten auszusetzen. Eben darum hatte er in seinen Briefen lediglich von einem Verdachte gesprochen, der es, da er sich auf keine zureichenden Gründe stützte, Mad. d'Epinay leicht machte, ihn stolz und verächtlich zurückzuweisen. Wie die Dinge einmal lagen, mußte er sich diese Kränkung schon gefallen lassen; sie erschien als eine gerechte Strafe für sein rasches, unvorsichtiges Benehmen. Auch war es in der Ordnung, daß er die weiteren Consequenzen seines voreiligen Schrittes über sich nahm. Zwar zeugte es ohne Frage von großer Schwäche, wenn er sich der Frau, über deren Charakter und Gesinnung er den Stab brechen zu müssen

glaubte, wieder zu nähern suchte. Doch söhnen die Motive in etwa mit ihr aus; wer sich der Geliebten wegen einer persönlichen Demüthigung unterzieht, darf immerhin auf einige Nachsicht Anspruch machen. Rousseau war es in diesem Falle doch vorzugsweise darum zu thun, die Ruhe der Gräfin, nun sie in Folge seiner thörichten Leidenschaft bedroht zu werden schien, sicher zu stellen. Sie war, wenn er mit Mad. d'Epinay brach, ernstlich gefährdet; es mußte daher das freundliche Verhältniß zu ihr um jeden Preis hergestellt werden.

Ueberdies, wie schlimm er auch über sie dachte, das Herz hing doch noch an der alten Freundin, die ihm bis dahin so ergeben gewesen. Daß sie sich ihm jetzt mehr und mehr entfremdete, lag, wie er nicht mit Unrecht glaubte, weniger an ihr selbst, als an dem unheilvollen Einflusse, welchen Grimm auf sie ausübte. In der That, wäre sie von ihrem Galan nicht beständig gewarnt und aufgehetzt worden, ihre Zuneigung für Rousseau würde die Bedenken und Mißverständnisse, welche das freundschaftliche Verhältniß gelegentlich stören mochten, leicht überwunden haben. Sie erwies sich auch jetzt stark genug, die gewünschte Ausgleichung schnell und ohne weitere Umstände herbeizuführen. Als Rousseau bei der Freundin erschien, fiel sie ihm weinend um den Hals. Ergriffen von diesem unerwarteten Empfange, der sich unmöglich als ein Werk berechnender Heuchelei ansehen ließ, konnte auch er sich der Thränen nicht enthalten. Die Versöhnung war geschlossen, und zu näheren Erklärungen, welche dieselbe wieder hätten in Frage stellen können, kam es nicht. Mad. d'Epinay vermied es sichtlich, solche zu provociren, und Rousseau hielt mit ihnen um so lieber zurück, da er ohnehin nicht recht wußte, was und wie er es sagen sollte.

Man soupirte mit einander, unterhielt sich über gleichgültige Dinge, und trennte sich nicht anders, wie man früher zu scheiden gewohnt war. Ohne daß man grade darauf hinarbeitete, stellte sich das alte freundliche Verhältniß von selbst wieder her. Der störende Zwischenfall schien vergessen und Rousseau, ebenso leicht versöhnt, wie aufgebracht, und stets geneigt, den Druck gespannter Beziehungen möglichst bald von sich abzuwerfen, vergaß ihn wirklich. Die Billets, welche er in der nächsten Zeit an die Freundin richtete, beweisen durch Ton und Inhalt, daß Groll und Bitterkeit aus seinem Herzen geschwunden, und die freundliche Theilnahme von ehedem wieder an ihre Stelle getreten war.

Inzwischen traf im Anfange des Juni St. Lambert zu einem Besuche in Paris ein. Er kam ohne Zweifel, um sich persönlich von dem Stande der Dinge zu unterrichten, und demgemäß weitere Vorkehrungen zu treffen. Natürlich eilte die Gräfin sofort in seine Nähe. Rousseau mußte, wie er ihr klagend schreibt, auf die „reizenden Spaziergänge" verzichten, „wo wir uns von Allem unterhielten, was redliche und empfängliche Herzen interessiren konnte." Er hoffte indeß, daß er sich mit ihrem Geliebten bald verständigen, und das bestehende Verhältniß fortdauern werde. War er doch fest entschlossen, der Leidenschaft Schweigen zu gebieten, und in der Gräfin fortan nur die Freundin seines Herzens zu lieben. Er bat sie daher dringend, eine Zusammenkunft mit St. Lambert zu vermitteln, die denn auch bald nachher stattfand. Man sah sich zunächst bei Mad. d'Epinay und später in der Eremitage, wo der Marquis mit der Geliebten zum Diner erschien. Rousseau, der überhaupt von seinem glücklicheren Nebenbuhler immer nur in achtungsvollen Ausdrücken spricht, versichert, daß er sich auch bei dieser Gelegenheit als ein „ehrenwerther und einsichtiger Mann" benommen habe. „Da ich", fügt er hinzu, „der einzige Schuldige war, so wurde ich auch allein, und zwar mit Nachsicht bestraft. St. Lambert behandelte mich freilich etwas hart, aber doch freundschaftlich. Ich sah, daß ich etwas in seiner Achtung, aber nichts von seiner Freundschaft verloren hatte." Wir müssen gestehen, daß uns die wohlwollende Gesinnung eines Mannes, welcher die Scham des Freundes über eine im Grunde doch ziemlich bedeutungslose Schuld zu seiner Demüthigung mißbrauchte, sehr zweifelhaft erscheint. Jedenfalls wußte St. Lambert aus der Beichte, die ihm die Geliebte hatte ablegen müssen, ganz genau, worin das Vergehen Rousseau's bestand. Wenn er ihm trotzdem mit der Miene eines strengen und großmüthigen Richters entgegentrat, so zeugt das nicht nur für den Mangel jeder tieferen Zuneigung, sondern auch von einem beschränkten Geiste. Vermuthlich kränkte es den edlen Marquis, daß Rousseau gewagt hatte, mit ihm in die Schranken zu treten, und fand er die Befriedigung einer kleinlichen Rache darin, ihn in der Haltung des armen Sünders vor sich zu sehen. Man darf dies dem Manne schon zutrauen, der, als später eine seiner Schriften von der Kritik ungünstig beurtheilt wurde, nicht ruhte, bis er den Recensenten in die Bastille gebracht hatte [61]).

Rousseau empfand übrigens das Unwürdige der Rolle, die der vermeintliche Freund ihn spielen ließ, tief genug. Er ließ sie sich indeß gefallen, weil er ihm eine solche Sühne schuldig zu sein glaubte. Die Intensität seiner Liebe steigerte das Gefühl des Unrechtes, welches er durch sie begangen zu haben meinte, und wir zweifeln nicht, daß es ihm größer erschien, als dem Verletzten selbst. Zugleich aber

mochte er hoffen, daß man ihn, habe er erst Buße gethan, wieder zu Gnaden aufnehmen werde. Es kam ihm doch vor Allem darauf an, daß der fernere Verkehr mit der Geliebten nicht abgeschnitten wurde, und der Fortbestand desselben hing natürlich von der Zustimmung des Marquis ab. Diese zu erlangen, mußte jedes Mittel versucht, jedes Opfer gebracht werden; sie schien auch um den Preis der größten Demüthigung nicht zu theuer erkauft. Wie sollte der stolze Sinn sich nicht beugen, wenn das Herz zu brechen drohte? Rousseau war in diesem Falle. Er konnte sich von der Gräfin nicht getrennt denken, ohne sich tief unglücklich und der Verzweiflung nahe zu fühlen. Mochte sie immerhin einen Anderen lieben, wenn sie nur seine Liebe nicht zurückwies. Es freute ihn sogar, daß er sie mit St. Lambert in so gutem Einvernehmen, durch die Verbindung mit ihm so glücklich sah. Gewiß, hätte er ihm die Geliebte rauben können, er würde es nicht gewollt haben. Erschien sie ihm doch in ihrer Zuneigung für den Freund so liebenswürdig, daß er sich kaum vorstellen konnte, sie werde es in gleichem Maße sein, wenn sie ihm selbst ihre Liebe zuwende. Es kam ihm daher nicht in den Sinn, das beglückende Verhältniß stören zu wollen. Er wünschte lediglich, der Dritte im Bunde, der Freund und Vertraute Beider zu sein.

Kein Zweifel, daß er in allem Ernste so dachte und empfand. Konnte die Leidenschaft ihr Ziel nicht erreichen, so suchte sie doch, ihm möglichst nahe zu kommen; die intime Freundschaft bot eine bequeme Maske, hinter welcher die Liebe sich verbergen mochte. Ob sie nicht bei günstiger Gelegenheit ihr wahres Gesicht hervorgekehrt hätte, steht dahin. Wir glauben indeß doch, daß sie mit der Zeit wirklich geworden wäre, was sie für jetzt nur zu sein schien. Es kam nur darauf an, daß man sie beim Worte nahm, mit gläubigem Vertrauen auf die Rolle einging, welche sie zu spielen versuchte, und ihr nur dann zurechtweisend entgegentrat, wenn sie aus derselben zu fallen drohte. Freilich gehörte dazu ein tieferes Verständniß des Rousseau'schen Wesens und eine weit innigere Zuneigung zu seiner Person, als die Betheiligten, St. Lambert wenigstens, besaßen. Es ist überhaupt auffallend, daß Rousseau von diesem Manne so etwas erwarten mochte. Die vortheilhafte Meinung, welche er von ihm hatte, erklärt sich nur aus dem Umstande, daß der Reflex, den die Geliebte auf ihn warf, ihn in einem günstigeren Lichte erscheinen ließ. Der Marquis war im Grunde ein Mensch ohne größere Bedeutung. Ist ihm ein gewisses Maß von verständiger Einsicht und gutmüthigem Wohlwollen nicht abzusprechen, so fehlte es ihm doch entschieden an Kraft und Tiefe des Geistes, wie des Gefühles. Seine später veröffentlichten Dichtungen, besonders die poetische Beschreibung der „Jahreszeiten“, welche ihm einen bald verklungenen literarischen Ruf verschaffte,

geben Zeugniß von dem beschränkten Umfange und Inhalte seiner Begabung. Es sind, abgesehen von einzelnen hübschen Stellen, ziemlich werthlose Machwerke. Schwung der Phantasie, Wärme der Empfindung, Gedanken von größerer Tragweite sucht man in ihnen vergeblich; dagegen sind sie überreich an jenen kalten und flachen Raisonnements, wie sie damals unter dem prunkenden Namen der Philosophie an der Tagesordnung waren [62]).

Man sieht, wie wenig die beiden Männer, welche sich Freunde nannten, in ihrer persönlichen Anlage, in Art und Eigenthümlichkeit ihres Wesens übereinstimmten. Weniger noch harmonirten sie in ihrer Denkweise, in ihren Ansichten und Grundsätzen. St. Lambert gehörte zu den entschiedensten Vertretern des Atheismus, den er offen und rückhaltlos zu predigen liebte. Er wollte die Religion des Geistes durch einen Cultus der Natur, die er übrigens vorzugsweise von ihrer materiellen oder sinnlichen Seite in's Auge faßte, ersetzt wissen. Dazu stimmte sein moralisches Credo, demzufolge Tugend, Gewissen, Sittlichkeit für leere Worte, welchen lediglich die Convenienz einen willkürlichen Inhalt gegeben, zu halten, die Interessen der Selbstsucht aber als die einzigen wahren Triebfedern der menschlichen Handlungen zu betrachten sind [63]). Daß diese Ansicht zu der religiös-sittlichen Ueberzeugung Rousseau's im schärfsten Gegensatze steht, braucht kaum bemerkt zu werden. Ebenso verschieden aber wie die Denkart, war die Lebensweise Beider. Ein weiter Abstand trennte den einsamen, fast menschenscheuen Eremiten von dem gewandten Weltmanne, welcher in den höheren Kreisen der Gesellschaft mit Vorliebe verkehrte, auf Ton und Haltung derselben vollständig einging, und kein Bedenken trug, einflußreichen Großen in persönlichem Interesse den Hof zu machen. Es war offenbar eine arge Selbsttäuschung, wenn Rousseau ihn zu einer Freundschaft, wie er sie im Sinne hatte, fähig oder geneigt glaubte.

Auch sollte er bald genug erfahren, wie sehr er sich geirrt. Als St. Lambert zur Armee zurückgereist war, trat die Entfremdung, welche die Gräfin schon vor seiner Ankunft in ihrem Benehmen an den Tag gelegt hatte, noch weit entschiedener hervor. Sie zog sich mehr und mehr zurück, vermied es möglichst, mit ihm zusammen zu treffen und gab, wenn er dennoch bei ihr erschien, immer deutlicher zu verstehen, daß er besser fern bliebe. Nicht lange, und sie forderte selbst ihre Briefe zurück, scheute sich auch nicht, als Rousseau sie ihr einhändigte, in Betreff ihrer Vollständigkeit argwöhnische Zweifel zu äußern. Dieselben entsprangen wohl aus der Besorgniß, daß von ihrer Verbindung mit ihm irgend eine Spur zurückbleiben möchte. Jedenfalls hatte sie die Zeugnisse, welche in ihren eigenen Händen waren, bereits selbst vernichtet. Rousseau täuschte sich, wenn er meinte, daß Niemand,

und gewiß keine Frau Briefe, wie die Gluth der Leidenschaft sie ihm dictirt, den Flammen übergeben werde. Die Gräfin hatte dazu wirklich den Muth gehabt, sich wenigstens nur eine einzige Ausnahme gestattet. Wunderlich aber ist es, daß Rousseau über die Ursache ihres Verhaltens nicht in's Klare kommen konnte. Sie lag doch, dünkt uns, ziemlich nahe, und zwar in den Anweisungen oder Rathschlägen, welche der Marquis ihr schon früher gegeben, und bei seiner Abreise auf's Neue nachdrücklich eingeschärft hätte. Wünschte er vielleicht auch, das Aufsehen zu vermeiden, welches ein sofortiger und vollständiger Bruch der bisherigen Beziehungen machen mußte, so war es ihm doch ohne Zweifel darum zu thun, ihre allmälige Lockerung und spätere Auflösung herbeizuführen.

Die Treue der Gräfin mochte noch so fest stehen, sie konnte doch wankend werden, wenn sie fort und fort auf die Probe gestellt wurde. Der Marquis, welcher selbst noch in hohem Alter eine lächerliche Eifersucht an den Tag legte[64]), war gewiß nicht der Mann, sich solcher Befürchtungen zu entschlagen. Beruhte ja doch das Verhältniß, in welchem er stand, lediglich auf der wandelbaren persönlichen Neigung. Die Weihe der Pflicht, die gesetzliche Berechtigung fehlte ihm, und Rousseau hatte bisher kein Hehl daraus gemacht, daß er es eben deshalb nicht billige. Um so mehr mußte sein Fortbestand gefährdet scheinen, wenn ihm erlaubt wurde, der Gräfin vor wie nach seine moralischen Bedenken mitzutheilen. Allerdings erklärte er, daß dieselben in dem vorliegenden Falle keine volle Anwendung fänden; lasse sich auch die illegitime Verbindung nicht rechtfertigen, so könne sie doch durch die tiefe und innige Liebe, aus welcher sie hervorgegangen, entschuldigt werden. Weit entfernt, sie, die so schöne Früchte trage und so großes Glück bereite, stören zu wollen, werde er nur dahin streben, ihr eine dauerhaftere Grundlage zu sichern, als die vergängliche Liebe zu geben vermöge. Indeß wird diese Unterscheidung, obgleich sie an sich nicht unrichtig und ohne Frage aufrichtig gemeint war, den Marquis nicht gerade beruhigt haben. Ihm mochte es wahrscheinlicher dünken, daß Rousseau sie nur geltend mache, um den Umgang mit der Gräfin fortsetzen zu können. Verdächtiger noch durf der Tadel erscheinen, den er gegen das Verhältniß selbst aussprach, zumal er mit dem eigenen Bestreben, sich die Liebe der Gräfin zu ge winnen, in offenem Widerspruche stand. Für Jemanden, der das eig thümliche Wesen Rousseau's nicht ganz genau kannte, lag doch die Ve muthung nahe, daß sein sittlicher Eifer aus sehr egoistischen Bewe gründen entspringe. In der That war dem nicht so; er fühlte si wirklich durch Einsicht und Gewissen gedrängt, zu verurtheilen, w die eigene Neigung, hätte sie sich ungehindert entfalten dürfen, de noch erstrebt haben würde. Dieser Gegensatz aber mußte ihn not

wendig für einen oberflächlichen Beobachter in ein zweideutiges Licht stellen. Man kann es daher dem Marquis nicht eben verargen, daß er ihn von der Geliebten fern zu halten suchte.

Dies gelang ihm leicht, da seine Wünsche der Gräfin natürlich als Befehle galten. Ihre Kälte und Zurückhaltung aber machten auf Rousseau einen noch weit schmerzlicheren und niederschlagenderen Eindruck, als früher. Sie stürzten ihn mit einem Male von der Höhe herab, zu welcher das Bewußtsein edler und uneigennütziger Vorsätze ihn emporgehoben. Sie vernichteten mit einem Schlage die süßen Hoffnungen und reizenden Träume, in welchen das liebe- kranke Herz eine, wenigstens scheinbare Erfüllung seiner Sehnsucht and. Fest entschlossen, auf die Liebe zu verzichten und sich mit der Freundschaft zu begnügen, mußte es ihn um so tiefer kränken, daß hm nun auch diese verweigert, und das schwere Opfer, zu welchem r sich aufgerafft, verworfen wurde. Wie das möglich sei, er begriff s nicht; es schien undenkbar, daß die Gräfin seine selbstlose Hin- ebung so verschmähen, ihm das Vertrauen, welches sie bis dahin be- viesen, so ohne allen Grund entziehen könne. Er hätte ja an sich elbst irre werden müssen, wenn er sie dazu berechtigt glauben wollte. Gewiß war ihr Benehmen nur die Folge eines Irrthums, der sich ufklären, eines Mißverständnisses, das sich beseitigen ließ. Jeden- alls konnte er es nicht über sich gewinnen, ihre Gleichgültigkeit uhig hinzunehmen. Die Liebe bedurfte ihrer Zuneigung, das Selbstgefühl ihrer Achtung; die eine wie die andere mußte um jeden Preis wiedergewonnen werden, sollte nicht das Leben allen Reiz ver- eren.

Indeß sah er sehr wohl ein, daß es ihm wenig helfen würde, enn er sich an sie selbst wendete. Nur durch die Vermittelung St. ambert's durfte er hoffen, seinen Zweck zu erreichen, und er beschloß iher, dieselbe in Anspruch zu nehmen. Zu dem Ende schrieb er dem larquis einen Brief, der in würdigem Tone gehalten, durch Form id Inhalt dem zu erreichenden Zwecke wohl angepaßt erscheint[65]). t. Lambert mochte sich nicht wenig wundern, als er diese ungewöhn- he Zuschrift erhielt. Sie ist in der That einzig in ihrer Art; einer eigenthümlichen Mischung von Kraft und Schwäche, von stolzem elbstgefühl und demüthigem Liebesbedürfniß wird man nicht leicht m zweiten Male begegnen. Rousseau nimmt die Freundschaft der räfin als ein wohlbegründetes Recht, und zugleich als eine milde abe in Anspruch. Er fordert und erbittet, was er doch nur als s freie Geschenk einer aufrichtigen Zuneigung zu erlangen wünscht. ß der Freund selbst ihm den Zugang zum Herzen der Geliebten nen, und die Stelle eines gleichberechtigten Theilnehmers am eige- ı Herzensbunde vermitteln soll, ist gewiß eine ebenso seltene, wie

naive Zumuthung. Sie spricht sich indeß in einer so offenen, rührenden und liebenswürdigen Weise aus, daß eine schroffe Ablehnung nicht wohl statthaft erscheint. Auch St. Lambert konnte sich dem gewinnenden Eindrucke des Briefes nicht entziehen. Freilich wußte er, daß sein Verfasser den Charakter seiner Neigung, wie sie sich bis dahin geäußert, nicht ganz der Wahrheit gemäß darstellte. Er mochte aber doch fühlen, daß der Ausdruck, welcher ihr jetzt gegeben wurde, keineswegs erkünstelt, sondern durchaus aufrichtig war. Es kam hinzu, daß die fast unterwürfige Ergebenheit, welche Rousseau ihm persönlich gegenüber an den Tag legte, seinem Selbstgefühle schmeicheln, das liebevolle Vertrauen aber, mit welchem der Freund sich an ihn wandte, die noch nicht erloschene Theilnahme steigern, und zu einem wohlwollenden Entgegenkommen stimmen mußte. Er entschloß sich daher um so eher, auf das seltsame Anliegen einzugehen, da eine Zurückweisung wahrscheinlich zu einem entschiedenen und keineswegs wünschenswerthen Zerwürfnisse geführt haben würde.

Seine Antwort ließ indeß so lange auf sich warten, daß Rousseau die ängstliche Spannung, mit welcher er ihr entgegen sah, kaum noch zu ertragen vermochte. Die Sehnsucht nach der Geliebten wuchs mehr und mehr; zugleich drückte das Bewußtsein, dem Freunde zwar nicht die Unwahrheit, aber doch auch nicht die volle und reine Wahrheit gesagt zu haben. Vielleicht zögerte er gerade deshalb, in die dargebotene Rechte einzuschlagen. War er doch, wie gering die Schuld auch sein mochte, verletzt worden, und darum befugt, ein rückhaltloses Bekenntniß derselben zu erwarten. Wohl mochte der angeborne Stolz sich sträuben, es abzulegen; doch mächtiger, als er, erwies sich der Drang, ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu begründen. Schon war Rousseau im Begriffe, dem Marquis in einem zweiten Briefe sein ganzes Unrecht einzugestehen, sich ihm vollständig und ohne Rückhalt in die Arme zu werfen, als er erfuhr, daß die Ursache seines bisherigen Schweigens in einem bedenklichen Schlaganfalle zu suchen sei, der ihn genöthigt habe, die Armee zu verlassen und sich in die Bäder von Aachen zu begeben. War ihm diese Nachricht auch in hohem Grade peinlich, da er sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, daß die durch ihn veranlaßte Beunruhigung des Freundes zu seiner Erkrankung beigetragen habe, so genügte sie doch, ihn vorläufig von der Ausführung seines Vorhabens zurückzuhalten. Inzwischen traf die langersehnte Antwort ein, und mit ihr der Beweis, daß der Zustand des leidenden Freundes nicht so schlimm, seine Gesinnung aber besser sei, wie er gedacht hatte.

Offenbar hatte St. Lambert den richtigen Ton getroffen; die freundliche Weise, in welcher er die Eröffnungen aufnahm und erwie-

derte, machte den besten Eindruck. Des Freundes gewiß, fühlte sich Rousseau getröstet und beruhigt. Zugleich fand er in den Versicherungen seiner achtungsvollen Zuneigung den Muth und die Kraft, dieselbe zu verdienen. Es ist fast rührend, zu sehen, wie ihn der Besitz des Briefes mit kindlicher Freude und fester Zuversicht erfüllt. Fortan kann ihm weder die Geliebte, noch die eigene Schwäche gefährlich werden; er hat ja einen Talisman, der ihn gegen die Reize der einen, wie vor den Anfechtungen der anderen schützen wird. „Ich bringe Ihnen," schreibt er der Gräfin, „ein ganz neues Herz, mit welchem Sie zufrieden sein werden, ich habe eine unüberwindliche Schutzwehr in der Tasche, die mich vor Ihnen sicher stellen wird. Sie war freilich nothwendig, um mich mir selbst zurückzugeben; nun aber bin ich auch wieder ich selbst, oder vielmehr ich gehöre ganz der Freundschaft, die Sie mir schuldig sind, welche Sie mir geschworen haben, und deren ich von diesem Augenblicke an würdig bin." Wirk-ich schien, als er dann mit ihr zusammentraf, die Leidenschaft er-oschen. Die süßen Fieberschauer, welche ihn bis dahin in ihrer Nähe befallen, wichen „einer köstlichen Ruhe, die selbst, was den Ge-nuß betrifft, bei Weitem vorzuziehen" war. Ohne Zweifel hatte die Gräfin neue Instruktionen erhalten, die ihr gestatteten, die bisherige Zurückhaltung aufzugeben. Sie kam dem alten Freunde mit herz-ichem Wohlwollen entgegen, und bald verkehrte man wieder in der rüheren traulichen Weise.

Rousseau war überglücklich und zögerte nicht, dem Marquis ine volle Befriedigung in warmen Dankesworten auszusprechen [66]). Seine sehnlichsten Wünsche waren erfüllt, und die Freundschaft, elche ihm für seine aussichtslose Liebe Ersatz bieten sollte, schien ge-dert. Wieder wiegte er sich in Träumen einer schönen und glück-chen Zukunft. Für's Erste zwar war an einen beständigen Um-ng mit der Gräfin nicht zu denken; sie stand, da der Sommer zu nde ging, im Begriffe, in die Stadt zurückzukehren. Doch auch sie tte an „dem reizenden" Plane Geschmack gefunden, künftig zu reien in engster, sich selbst genügender Gemeinschaft, ohne weitere rbindung mit der Außenwelt zu leben. Und Rousseau zweifelte ht, daß sich derselbe werde ausführen lassen. Beruhte ja die pro-tirte Verbindung auf „allen den Empfindungen, welche gefühlvolle d aufrichtige Herzen vereinigen können." Zudem besaß man Kennt-se und Talente genug, um von jeder äußeren Ergänzung absehen dürfen. Leider zeigte sich bald, daß dieser Zusammenhang mit Umgebung doch nicht so leicht zu lösen war. Er erwies sich im gentheile stark und fest genug, um eben den Bund zu sprengen, cher ihn aufzuheben drohte.

XI.

Wir sagten schon, daß die Beziehung Rousseau's zu Madame d'Epinay, nachdem sie für einen Augenblick in Frage gestellt worden, ihren früheren freundschaftlichen Charakter wiedererlangte. Das Zerwürfniß, schien es, war vollständig ausgeglichen; man hatte den unangenehmen Zwischenfall beiderseits vergessen. Rousseau erschien gerne und oft im Landhause der Freundin, die den willkommenen Gast stets mit offenen Armen aufnahm. Galt es die Feier eines Familienfestes, so folgte er bereitwillig der Aufforderung, dieselbe etwa durch eine musikalische Composition, zu erhöhen. War Madame leidend, was damals nicht selten der Fall, so nahm er an ihrem Befinden herzlichen Antheil [67]). Er ging selbst so weit, sich ihr zu Liebe zu einem Schritte zu verstehen, gegen welchen sein Selbstgefühl sich sträubte, und den ihm Ehre und berechtigter Stolz hätten verbieten sollen. — Im Laufe des Septembers kehrte Grimm von der Armee zurück. Es versteht sich von selbst, daß er bei der Geliebten abstieg, und war bei dem Verhältnisse, in welchem er zu ihr stand, natürlich, daß er in ihrem Hause alsbald den Herrn und Meister spielte. Rousseau sah sich aus der bevorzugten Stellung, die er bis dahin in der Regel einnahm, mit einem Male verdrängt. Wenn ihn das verdroß, so ärgerte ihn zugleich das anmaßende und geringschätzende Benehmen, welches der ehemalige Freund ihm gegenüber mit auffallender Absichtlichkeit an den Tag legte. Rücksichtslos drängte er sich überall vor, nahm er bei jeder Gelegenheit den ersten Platz für sich in Anspruch. Rousseau war, so schien es, für ihn gar nicht vorhanden; behandelte er ihn auch nicht grade als seinen Untergebenen, so galt er ihm doch offenbar als eine reine Null, die nicht die mindeste Beachtung verdient. Kaum ließ er sich herab, seinen Gruß zu erwiedern; nie richtete er das Wort an ihn, und wenn er selbst angesprochen wurde, gab er keine Antwort.

Daß eine solche Begegnung Rousseau die Lust benahm, seine Besuche bei der Freundin fortzusetzen, begreift sich. Es konnte auch nichts nützen, daß Madame das Benehmen ihres Vertrauten mißbilligte: sie war außer Stande, es zu ändern. Dasselbe entsprang übrigens zum Theil aus dem Charakter des Barons, sodaß nicht blos Rousseau, sondern auch seine übrigen Bekannten mehr oder weniger darunter zu leiden hatten. Von Natur eitel und zu einem unfreundlichen Wesen geneigt, hatte sich diese Anlage in Folge seines näheren Verkehres mit der vornehmen Welt überraschend schnell entwickelt. Seitdem er mit den Großen umging, vergaß er ganz, daß er klein gewesen. Offenbar wünschte er, es ihnen gleichzuthun; indem er aber

ihre Gewohnheiten nachahmte, übertrieb er sie, und gab so statt des Grand Seigneur, den er zu spielen meinte, nur eine lächerliche Carikatur desselben ab. Schon seine äußere Erscheinung erregte bei Allen, die ihn früher in seinen bescheidenen, fast dürftigen Verhältnissen gekannt, billig Verwunderung. Er zeigte sich nur noch in gesticktem Kleide, mit seidenen Strümpfen und den Degen an der Seite; auch fehlte es weder an einem Lakaien, der ihn auf seinen Ausfahrten begleitete, noch an einem Kammerdiener, welcher das Amt eines Friseurs, und zugleich das eines Sekretairs versah. Bedenklicher, als diese ziemlich unschuldige Windbeutelei, war die wegwerfende und brutale Weise, in welcher er seine Untergebenen zu behandeln pflegte. Ihr entsprach die Kriecherei gegen Höherstehende, und nicht minder die selbstgefällige Protektormiene, die er im Verkehre mit Seinesgleichen aufsetzte [68]). Anderen mochte dieser Hochmuth komisch, und deshalb weniger anstößig erscheinen. Rousseau aber, dem es nicht eigen war, solche Albernheiten lächelnd zu übersehen, fand sie unerträglich. Auch hatte er nicht Unrecht, wenn er meinte, daß der Baron ihm gegenüber dieses rücksichtslose und anmaßende Wesen mit besonderem Nachdrucke hervorkehre. Grimm hielt es für überflüssig, seine Abneigung länger zu verbergen, und strebte zugleich noch eifriger, als früher dahin, ihn aus der Nähe der Freundin, wo er doch immer noch einen mehr oder weniger unbequemen Nebenbuhler abgeben konnte, ganz zu entfernen. Madame d'Epinay indeß war nicht ebenso geneigt, sich von ihrem alten Lieblinge definitiv zu trennen. Doch konnte sie die Verbindung mit ihm nicht wohl aufrecht halten, wenn das gespannte Verhältniß der Beiden in offene Feindschaft überging. Sie trat daher, als es dahin zu kommen drohte, vermittelnd zwischen sie.

Rousseau war in der That entschlossen, mit seinem ehemaligen Freunde entschieden zu brechen. Die steten Kränkungen, welche er ihm zugefügt, hatten nachgrade die alte Zuneigung völlig ertödtet. Er konnte sich nicht länger verhehlen, daß dieser Mann, weit entfernt, dieselbe zu erwiedern, ihm nicht nur gleichgültig, sondern selbst feindlich gegenüberstehe. Zwar pflegte er sich in Gesellschaft Anderer theilnehmend über sein trauriges Loos, auch wohl Bedauern darüber auszusprechen, daß der Freund seine Bemühungen, dasselbe besser zu gestalten, nicht anerkenne oder gar von der Hand weise. Rousseau indeß, der weder des Mitleids, noch der Unterstützung zu bedürfen glaubte, sah in solchen Aeußerungen nur das Bestreben, vor der Welt auf eine billige Weise mit Großmuth und Edelsinn zu paradiren, und ihn, den undankbaren Schützling, nebenbei in ein ungünstiges Licht zu stellen. Vielleicht ging er in dieser Annahme zu weit; der Baron hatte am Ende wirklich die Absicht, sein äußeres

Wohl zu fördern, freilich unter der Voraussetzung, daß er sich unbedingt seiner Leitung anvertrauen werde. Davon aber konnte natürlich nicht die Rede sein; vielmehr trug eben diese egoistische Tendenz seines Wohlwollens, welche dem auf seine Selbständigkeit so eifersüchtigen Freunde nicht entging, wesentlich dazu bei, daß derselbe überhaupt die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gesinnung in Zweifel zog. Ihm schien es zudem unmöglich, daß ein Mensch, dem vor Stolz und Eitelkeit der Kopf schwindle, der sich beständig mit seiner eigenen kleinen Person beschäftige, tiefer und inniger Empfindungen fähig sei. Allerdings war er geraume Zeit anderer Ansicht gewesen, hatte er sich lange durch den Schein täuschen lassen. Nun aber der Glaube an den vieljährigen Freund einmal erschüttert, und die Stimme des Herzens, welche bis dahin für ihn gesprochen, verstummt war, erinnerte er sich an manche Vorgänge, die zu beweisen schienen, daß er von jeher mit seinem Herzen nur kokettirt, nur um Aufsehen und Interesse zu erregen, lebhaftere Gefühle affektirt habe. Er gelangte so zu einem ähnlichen Urtheile, wie Grimm im Geheimen über ihn fällte: er glaubte seinen Charakter für verdächtig und zweideutig, seine Freundschaft aber für unwahr halten zu müssen.

Jedenfalls war es in der Ordnung, daß er ein Verhältniß, welches sich innerlich bereits gelöst hatte, auch äußerlich aufzuheben beschloß. Man kann ihm nicht diese Absicht, wohl aber die Schwäche zum Vorwurfe machen, die ihn abhielt, sie durchzuführen. Es läßt sich denken, daß Madame d'Epinay, als sie seinen Entschluß erfuhr, Alles aufbot, um ihn davon zurückzubringen. Auch Grimm scheint nicht gewünscht zu haben, daß der Bruch schon jetzt und unter diesen Umständen erfolge. Er ließ es wenigstens geschehen, daß die Geliebte sein verletzendes Benehmen mit seinem eigenthümlichen „concentrirten" Wesen entschuldigte, und den Fortbestand seiner freundschaftlichen Gesinnungen versicherte. Dabei verfehlte sie nicht, dem Freunde wegen seines ungerechten Mißtrauens in's Gewissen zu reden, forderte ihn auch auf, seinerseits zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Rousseau aber ließ sich, wie gewöhnlich in solchem Falle, leicht zur Nachgiebigkeit bewegen. Die Bestimmtheit, mit welcher versichert wurde, daß er im Unrechte sei, machte ihn an dem eigenen Rechte irre. Es schien ihm nun doch möglich, daß er den alten Freund falsch beurtheilt habe. War dem aber so, dann hatte er ihn allerdings schwer verletzt, und die Pflicht, ihn durch ein herzliches Entgegenkommen zu versöhnen. Gewiß war eine so rasche und durchgreifende Umstimmung höchst auffallend; sie wird nur begreiflich, wenn man sich erinnert, wie fest ein liebebedürftiges Herz an dem Gegenstande seiner Neigung hängt, wie gerne und leicht es ihn, trotz

wiederholter Enttäuschungen, immer wieder in dem Lichte erblickt, in welches die eigene Phantasie ihn gestellt hat.

Rousseau freilich wurde seines Irrthums bald inne. Er hatte erwartet, daß Grimm die Empfindungen, welche ihn selbst erfüllten, theilen, und ihn daher mit den offenen Armen eines zärtlichen Freundes aufnehmen werde. Der Baron aber empfing ihn wie „ein römischer Imperator", in einer so „vornehm unzufriedenen" Haltung, wie sie ihm nie zuvor irgendwo begegnet. Nachdem er dann schüchtern und verlegen in wenigen Worten sein Pater peccavi gesprochen, hielt der zürnende Freund mit großer Würde eine lange einstudirte Anrede, in welcher er sich über seine zahlreichen und seltenen Verdienste, besonders in der Freundschaft, verbreitete. Namentlich hob er hervor, wie er sich stets dieselben Freunde bewahre, und wie ihm die gemeinsamen Bekannten den Vorzug gäben, Behauptungen, die im Allgemeinen nicht unrichtig waren, und Rousseau, wenigstens für den Augenblick, demüthigend treffen mochten. Zur Versüßung der Pille erhielt er dann endlich den Friedenskuß in einer leichten Umarmung „ähnlich derjenigen, welche der König den neuen Rittern zu gewähren pflegt". Rousseau stand da, stumm vor Erstaunen, wie aus den Wolken gefallen. Er kam sich vor wie ein Schulknabe, dem der Lehrer einen Verweis ertheilt, die Prügel aber aus Gnade geschenkt hat. Doch die Versöhnung war erfolgt, und damit dem unleidlichen Zwiste ein Ende gemacht. Das Benehmen Grimm's gegen ihn erfuhr zwar keine wesentliche Aenderung, wohl aber hatte er das Recht verloren, sich darüber zu beklagen. Auch hielt er es für das Beste, fortan Alles ruhig über sich ergehen zu lassen.

Nicht lange aber, und er fand von Neuem Anlaß, in Harnisch zu gerathen. Als er eines Tages in Folge ihrer Einladung zu Madame d'Epinay kam, theilte sie ihm mit, daß sie in nächster Zeit nach Genf reisen werde, um dort den bekannten Arzt Tronchin über ihr bedenkliches Brustleiden zu consultiren. Die Nachricht überraschte ihn in hohem Grade; war auch die Freundin schon seit längerer Zeit leidend, so hatte sie doch bisher von einem solchen Vorhaben nichts verlauten lassen. Auf seine Frage, wer sie begleiten werde, nannte sie ihren Sohn und dessen Erzieher, fügte dann aber, wie beiläufig, die Frage hinzu, ob er nicht auch mitreisen wolle. Rousseau in der Meinung, daß es ihr mit dieser Aufforderung keineswegs Ernst sei, wies scherzend darauf hin, daß er bei seinem gebrechlichen Zustande nur einen sehr unbequemen und durchaus nutzlosen Reisegesellschafter abgeben würde. In der That bestand Madame auf ihrem Verlangen nicht weiter; sie ließ die Sache fallen, und Rousseau

glaubte, sie für erledigt halten zu dürfen. Indeß erhielt er einige Tage später von Diderot ein Billet, welches allerdings geeignet war, ihn eines Anderen zu belehren.

Wir haben früher erzählt, daß er sich nach dem Zerwürfnisse im vorigen Winter mit diesem, seinem alten und liebsten Freunde wieder in etwa verständigt hatte. Im Laufe des Sommers kam es dann zu einer förmlichen Aussöhnung. Madame d'Houdetot, eine enthusiastische Verehrerin Diderot's, wurde nicht müde, ihm bei Rousseau das Wort zu reden. Der schwärmerische Anbeter aber konnte ihrem Drängen um so weniger widerstehen, da es sich vorzugsweise auf die Rücksichten stützte, zu welchen der Freund gerade damals berechtigt schien. Der Sturm, welchen die Herausgabe der Encyclopädie erregt, war eben in seiner ganzen Heftigkeit losgebrochen. Diderot hatte sich der zahlreichen Gegner zu erwehren, die von allen Seiten auf ihn eindrangen. Er schwebte selbst, da auch die staatlichen und kirchlichen Behörden gegen ihn einzuschreiten drohten, in persönlicher Gefahr. Zugleich wurde er an der empfindlichsten Stelle, an seiner Schriftstellerehre angegriffen, indem man ihn beschuldigte, seinen „natürlichen Sohn", ein Schauspiel, welches nicht geringes Aufsehen erregt, und ihm eine Stelle unter den hervorragenden Dramatikern seiner Zeit verschafft hatte, nach Form und Inhalt dem Italiener Goldoni entlehnt zu haben. Gewiß durfte er erwarten, daß zu einer Zeit, wo so viele Feinde sich gegen ihn erhoben, die Freunde sich nicht geringfügiger Differenzen wegen von ihm fern halten würden. Rousseau dachte nicht anders. Das Unglück des gekränkten und verfolgten Freundes ging ihm zu Herzen; vielleicht bedurfte er seiner Theilnahme, entbehrte er schmerzlich seine tröstende Nähe. Er glaubte sich um so mehr verpflichtet, zu ihm zu eilen, da bereits das Gerücht umlief, er habe mit dem Plagiator vollständig gebrochen. So entschloß er sich denn, trotz seiner Abneigung gegen die Hauptstadt, einen Abstecher dorthin zu machen. Diderot nahm ihn sehr freundlich auf, und wenige Erklärungen genügten, um die früheren Mißhelligkeiten völlig zu beseitigen. Man verlebte einige Tage in der alten cordialen Weise, theilte sich gegenseitig seine Arbeiten und Pläne mit, besuchte gemeinsame Bekannte, und trennte sich dann im besten Einvernehmen. Auch war dasselbe seitdem nicht wieder gestört worden. Daß es aber dennoch auf einer schwachen Grundlage ruhte, zeigte sich, als das vorhin erwähnte Billet Diderot's eintraf.

Diese Zuschrift erregte in Rousseau den heftigsten Unwillen. Zwar war sie in einem milden, freundlichen Tone gehalten; wenn aber die Form keinen Anstoß gab, so verletzte dagegen der Inhalt um so mehr. Er traf eben die Seite in Rousseau's Wesen, die auch nicht die leiseste Berührung ertragen konnte. Diderot wollte ihn zu

etwas drängen, wozu er weder Neigung hatte, noch auch sich verbunden glaubte. „Ich erfahre", schrieb er ihm, „daß Madame d'Epinay nach Genf reist; ich höre aber nicht, daß Sie dieselbe begleiten. Mein lieber Freund, zufrieden mit ihr, müssen Sie reisen; wenn unzufrieden, müssen Sie sich noch weit schneller auf den Weg machen." Eine passendere Gelegenheit, ihr seine Dankbarkeit zu beweisen, sein Herz von der Last der Verpflichtungen zu befreien, die er gegen sie habe, könne er nicht finden. Ueberdies gehe Madame in ein Land, wo sie sich wie aus den Wolken gefallen vorkommen werde; auch sei sie krank und bedürfe der Zerstreuung. „Freilich der Winter! Nun, mein Freund, der Einwand, welchen die Gesundheit erhebt, ist vielleicht stärker, als ich glaube. Sind Sie aber jetzt weniger wohl, als Sie es vor einem halben Jahre waren, oder im nächsten Frühlinge sein werden?" Er würde, wenn er den Wagen nicht ertragen könnte, den Wanderstab ergreifen, und ihr zu Fuße folgen. Auch sei immer zu besorgen, daß man sein Verhalten mißdeuten, es auf Undankbarkeit oder irgend ein geheimes Motiv zurückführen werde. Freilich wisse er, daß, was er auch thue, er stets das Zeugniß des eigenen Gewissens für sich habe. Doch das könne nicht in jedem Falle genügen, man müsse zuweilen auf das Urtheil Anderer Rücksicht nehmen. „Uebrigens", fügt er hinzu, „schreibe ich diese Zeilen nur, um mich einer Pflicht gegen Sie und mich selbst zu entledigen. Wenn sie Ihnen mißfallen, so werfen Sie sie in's Feuer. Es sei dann von ihnen nicht mehr die Rede, als wären sie nie geschrieben worden."

Rousseau aber war außer Stande, so schnell zu vergessen, was ihn in eine maßlose Aufregung versetzte. Die Wunde, welche der Freund seinem Selbstgefühle früher geschlagen, brach, eben erst geschlossen, von Neuem auf. Er fühlte sich abermals in seiner persönlichen Freiheit bedroht; wieder schien die Unabhängigkeit seines Denkens und Wollens in Frage gestellt zu werden. Wie vorsichtig und rücksichtsvoll Diderot sich aussprach, es war doch offenbar, daß er wieder den Hofmeister spielen, ihm seine Ansicht und seinen Willen als den allein richtigen aufdrängen wollte. Ohne die Lage der Dinge genau zu kennen, ohne ihn auch nur gehört zu haben, brach er, indirekt wenigstens, über sein Verhalten den Stab, gab er deutlich genug zu verstehen, daß im Falle er es nicht ändere, ihn seine und der Welt Mißbilligung treffen werde. Ein so vorschnelles Urtheil zeugte gewiß nicht von einer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnung; es bewies vielmehr, daß der Freund sich ohne Weiteres auf die Seite der Gegner gestellt hatte, und mit ihnen gemeinsame Sache machte. Wie schon früher, ließ er sich auch jetzt wieder von Anderen gebrauchen, um in deren Interesse seinen Einfluß auf ihn geltend zu machen.

Grade dadurch aber fühlte sich Rousseau ganz besonders ver-

letzt. Man kann es ihm nicht verargen, wenn er einmal bei Diderot eine Freundschaft, wie er sie verstand, voraussetzte. Daß er freilich an dieser Täuschung nach den gemachten Erfahrungen noch festhielt, zeigt eben wieder, wie sehr die Klarheit der Einsicht durch die Schwäche des Herzens getrübt wurde. In der Sache selbst traf er ohne Zweifel das Richtige. Diderot hatte nicht aus eigenem Antriebe geschrieben, sondern war dazu durch Madame d'Epinay oder deren Freunde veranlaßt worden. Wir halten es selbst nicht für unmöglich, daß, wie Rousseau vermuthete, sein Billet in la Chevrette gelesen und gebilligt wurde, bevor es an seine Adresse gelangte. Es lag Madame doch sehr viel daran, daß Rousseau sie begleitete. Der berühmte Genfer war allerdings vorzugsweise geeignet, sie in seine Vaterstadt einzuführen; sie durfte einer ehrenvollen Aufnahme gewiß sein, wenn er in ihrem Gefolge erschien. Auch mochte sie mit Recht glauben, daß durch seine Nähe das wahre Motiv ihrer Reise am Besten verdeckt werde. Die Strenge seiner Grundsätze, namentlich in Bezug auf eheliche Verhältnisse, war bekannt. Wie hätte da Jemand vermuthen sollen, daß die Dame, welche sich seines Vertrauens und seines persönlichen Schutzes erfreute, nicht sowohl an der Brust, als an den Folgen eines außerehelichen Umgangs leide? Doch aber war dem so, und dies der eigentliche Grund ihrer Reise, zugleich auch wohl die Ursache, daß sie, nachdem Rousseau ihrer gelegentlichen Aufforderung nicht sogleich entsprach, Bedenken trug, weiter in ihn zu dringen. Hatte sie doch auch bis dahin ihm gegenüber ihren intimen Verkehr mit Grimm, obgleich derselbe ein öffentliches Geheimniß war, sorgfältig zu verbergen gesucht, und selbst, wenn darauf die Rede kam, geradezu in Abrede gestellt. Eine Zurückhaltung, die Rousseau mit Recht auffallend fand, und aus einem Mangel an Vertrauen erklärte, die aber wahrscheinlich aus natürlicher Scheu vor dem Manne entsprang, dessen Billigung sie nicht erwarten durfte, und den sie überdies, wenn wir nicht irren, ihrem Geliebten immer noch gerne substituirt hätte.

Wie dem aber auch sein mag, die indirekte Weise, in welcher sie den Freund für ihre Wünsche zu gewinnen suchte, mußte nothwendig die entgegengesetzte Wirkung haben. Ihm waren Intriguen und Umwege dieser Art im höchsten Grade widerwärtig. Sie gingen seiner Ansicht nach aus Zweifel und Mißtrauen hervor, und erregten ebendeshalb in ihm die gleichen Empfindungen. Sie schienen ihm ein böses Gewissen zu verrathen, auf geheime Absichten und schlimme Hintergedanken zu deuten. Wie mochte Jemand solche Schleichwege einschlagen, wenn er nicht Pläne verfolgte, die das Licht zu scheuen hatten? Gewiß war es da rathsam, auf seiner Hut zu sein, denn die Gefahr lag nahe, daß man mißbraucht, vielleicht selbst ernsten Ver-

legenheiten ausgesetzt wurde. Zudem sah Rousseau in jedem Versuche, ihn von Außen her, durch fremden Einfluß zu bestimmen, einen Druck, der auf seine eigene Ueberzeugung ausgeübt, einen Zwang, welcher seiner persönlichen Freiheit aufgelegt werde. Es verdroß ihn, daß man seine Selbständigkeit so gering anschlug, und es empörte ihn, daß man glaubte, ihn wie einen Spielball behandeln zu dürfen. In dem vorliegenden Falle aber schienen äußere Einwirkungen um so weniger am Orte, da es sich um etwas handelte, was nur auf Grund einer persönlichen Beziehung verlangt und gewährt werden konnte. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn die Freundin ihn ernstlich und dringend gebeten hätte, Rousseau ihren Wunsch, wenn auch mit einigem Widerstreben, erfüllt haben würde. Er wäre nicht im Stande gewesen, die Berufung an sein Herz zurückzuweisen. Den Gründen aber, mit welchen man an sein Pflichtgefühl appellirte, konnte er andere entgegenstellen, die ihn von dieser Verbindlichkeit befreiten.

In der That, war der Entschluß zur Reise nicht eine unmittelbare Folge der persönlichen Zuneigung, wurde sie ein Gegenstand abwägender Ueberlegung, so stieß sie auf zahlreiche und gewichtige Bedenken. Hatte auch Diderot vielleicht nicht Unrecht, wenn er den leidenden Zustand des Freundes für weniger schlimm hielt, als dieser selbst, schwach und kränklich war er doch, und deshalb wohl berechtigt, Allem aus dem Wege zu gehen, was, wie die Aufregungen und Beschwerden einer Reise, auf das körperliche Befinden nachtheilig einwirken konnte. Freilich stand zu erwarten, daß man sich bemühen werde, die Fahrt möglichst leicht und angenehm zu machen. Indeß die bösen Wirkungen der rauhen und kalten Jahreszeit, in welche man eben eintrat, ließen sich doch beim besten Willen nicht abwenden. — Ebenso wichtig, wie die Sorge für die Gesundheit, erschien die Rücksicht auf die ökonomische Lage. Da ein längerer Aufenthalt in Genf in Aussicht genommen wurde, so war die Reise für Rousseau mit einer Verlegung seines Wohnsitzes gleichbedeutend. Er mußte das vor Kurzem erst mit großer Mühe und vielen Kosten geordnete Hauswesen aufgeben, um sich anderswo von Neuem einzurichten. Dazu aber fehlten ihm die pekuniären Hülfsmittel; sie zu beschaffen, war schwer, führte zu lästigen Sorgen und Verlegenheiten, falls er nicht etwa zu der Unterstützung Anderer seine Zuflucht nehmen wollte. Das aber widersprach den Grundsätzen, an welchen er seit geraumer Zeit unverbrüchlich festhielt.

Andrerseits freilich bot sich ihm jetzt eine günstige Gelegenheit dar, die Uebersiedelung in seine Vaterstadt, welche er zwar wiederholt verschoben, aber keineswegs aufgegeben hatte, auszuführen. Es durfte selbst Verwunderung erregen, wenn er sie nicht benutzte, da sie

einem oft ausgesprochenen Wunsche entgegenkam. Indeß wenn auch der Wunsch vor wie nach in ihm fortlebte, er dachte doch grade jetzt durchaus nicht an die Erfüllung desselben. Die Gründe, aus welchen er früher schon von Genf fernbleiben zu müssen glaubte, wirkten unverändert fort. Wollte er sie aber auch unbeachtet lassen, so erschien der Wechsel doch so lange unzulässig, als er die gegenwärtige häusliche Einrichtung nicht aufheben oder ändern, namentlich die Mutter Theresen's nicht anderweitig unterbringen konnte[69]). Ueberdies, wenn seine Freunde die Gelegenheit für günstig hielten, so war er selbst doch anderer Meinung. Ihm, dem Vorkämpfer der republikanischen Freiheit und Gleichheit, dem Vertheidiger alter, strenger Sitte, ziemte es nicht, im Gefolge einer vornehmen Dame, der Gemahlin eines Generalpächters, die in offenkundigem Ehebruch lebte, in seine Heimath zurückzukehren. Was würden seine Mitbürger von ihm denken, wenn er, in offenem Widerspruch mit seinen politischen und moralischen Grundsätzen, die Aristokratie und ihr liederliches Treiben unter seinen persönlichen Schutz nähme? Und allerdings, die Zumuthung, welche man ihm machte, war stark; sie begreift sich nur unter der Voraussetzung, daß man ihn mit dem geheimen Motive der Reise unbekannt glaubte. Indeß kannte er dasselbe nur zuwohl. Auch gab es, sofern seine Weigerung auf bestimmten Erwägungen beruhte, die letzte Entscheidung. Freilich entschloß er sich um so leichter, zu bleiben, da auch das Herz wünschte, was die Einsicht anrieth. Wie hätte er sich von der Geliebten, der vertrauten Freundin trennen mögen, eben jetzt, wo der intime Verkehr mit ihr dauernd gesichert schien, und die reizende Freundschaft zu Dreien in Aussicht stand? That er es, er brachte ohne Zweifel ein großes, fast zu schweres Opfer, welches nicht einmal einen reellen Vortheil versprach. Mad. d'Epinay durfte nicht hoffen, daß er ihr bei seinem leidenden Zustande irgendwie nützliche Dienste werde leisten können. Auch mochte sie seines Beistandes sehr wohl entrathen; Sohn und Gemahl waren bereit, sie zu begleiten; die reichsten Mittel, die besten Empfehlungen standen ihr zu Gebote. Kein Zweifel, daß sie auch ohne ihn auf der Reise, wie in Genf, Alles finden würde, was sie zu ihrer Erleichterung oder Zerstreuung bedurfte[70]).

Es war, wie man sieht, eine stattliche Reihe von Gründen, welche Rousseau gegen die ihm angesonnene Reise geltend machte. Erscheinen sie auch nicht alle gleich stichhaltig, so kann man doch nicht umhin, manchen von ihnen ein größeres Gewicht, einigen sogar eine entscheidende Bedeutung beizulegen. Diese Geltung würden sie freilich verlieren, wenn die Ansicht richtig wäre, daß Rousseau überhaupt kein Recht hatte, den Vorschlag der Madame d'Epinay in nähere Erwägung zu ziehen. Die Behauptung indeß, daß er den

Wunsch der Freundin ohne Weiteres hätte erfüllen müssen, können wir nicht für begründet halten. Es wird dabei übersehen, daß die freundschaftliche Beziehung zu ihr innerlich schon seit längerer Zeit gelöst war, und im Grunde nur noch den Werth einer oberflächlichen Bekanntschaft hatte. Eine solche aber schließt selbstverständlich jene hingebende Zuneigung aus, welche in dem Wunsche des Geliebten das eigene Verlangen sieht und befriedigt. Auch sagten wir schon, daß Madame d'Epinay sich keineswegs, um Rousseau zu gewinnen, an seine persönliche Anhänglichkeit wandte, ohne Zweifel, weil sie dieselbe, wie sie ihr selbst fehlte, auch bei ihm erloschen glaubte. Vielmehr berief sie oder ihr Anhang sich lediglich auf die Pflicht der Dankbarkeit, welche er gegen sie, seine Wohlthäterin, zu erfüllen habe. Daß diese Pflicht wegfällt, sobald sie als solche hingestellt wird, daß die Forderung des Dankes ihn bereits vorwegnimmt, kam Niemandem in den Sinn. Rousseau aber fühlte es sehr wohl, und hielt sich deshalb für berechtigt, Schuld und Forderung gegeneinander abzuwägen.

Weit entfernt, zu leugnen, daß er der Freundin Vieles verdanke, stellte er nur in Abrede, daß sie durch ihre Wohlthaten irgend ein Anrecht an ihn gewonnen habe. Er konnte das um so eher, da er dieselben allerdings nicht nachgesucht, sondern nur, und zwar unter dem ausdrücklichen Vorbehalte angenommen hatte, daß ihm damit keine Verpflichtungen auferlegt würden. Natürlich glaubte er sich deshalb nicht jeder Gegenleistung entbunden. Wurde aber eine solche verlangt, so kam es doch auf Maß und Umfang derselben, zugleich auch darauf an, ob sie nicht mit anderen höheren Pflichten collidirte. Wir glauben nicht, daß Rousseau die Reise lediglich wegen der Beschwerden und pekuniären Verlegenheiten, welche sie nach sich ziehen mochte, abgelehnt hätte. Wirksamer war der Zauber, der ihn in die Nähe der Gräfin bannte, und wir sehen nicht ab, weshalb er diesen, wie jetzt das Verhältniß zu ihr sich zu gestalten schien, mit besonderem Nachdrucke hätte abwehren sollen. Den Ausschlag aber gab das unlautere Motiv der Reise, so wie die nicht weniger unlautere Absicht, in welcher man seine Begleitung anstrebte. Er hatte offenbar Recht, über den Umstand, daß man ihm die wahre Sachlage so sorgfältig verheimlichte, unwillig zu werden. Ebensowenig kann man es ihm verargen, daß er der unleugbaren Gefahr, sich persönlich zu compromittiren, aus dem Wege ging. War es für ihn schon bedenklich, als Schleppenträger der hohen Finanz zu erscheinen, und dafür, mußte er nicht ohne Grund besorgen, würden ihn die der Verhältnisse unkundigen Landsleute halten, so setzte er überdies Ehre, Ruf und Ansehen gradezu auf's Spiel, wenn in Genf die Dinge in ihrem wahren Zusammenhange bekannt wurden.

Wie begründet aber seine Weigerung war, sie hat ihm doch viel Leid bereitet, auch auf die Beurtheilung seines Charakters sehr nachtheilig eingewirkt. Auf sie stützt sich ganz besonders die Anklage der Undankbarkeit, welche schon zu seinen Lebzeiten mit überlauter Stimme erhoben, und seitdem bis auf die Gegenwart herab beständig wiederholt wurde. Unseres Erachtens wäre dieser Vorwurf nur dann gerecht, wenn jeder erwiesene Dienst unter allen Umständen zu jedem Gegendienste verpflichtete. Wir finden auch in dem vorliegenden Falle keine Schuld an ihm. Wohl aber sehen wir einen neuen Beweis seiner bekannten Schwäche darin, daß er an den sogenannten Freunden noch immer festhielt, und deshalb, zum Theil freilich auch aus anderen Nebenrücksichten, ihre ziemlich unverschämte Zumuthung nicht mit größerer Ruhe und Entschiedenheit zurückwies. Wie er sich jetzt ihnen gegenüber benahm, hatte er sich die unangenehmen Folgen seiner schwankenden Haltung selbst zuzuschreiben. Die Antwort freilich, welche er Diderot zugehen ließ, war angemessen; der Freund durfte sich über den heftigen Unwillen, der sich in ihr scharf genug aussprach, um so weniger beschweren, da er ihn provocirt hatte, und durch den unzweideutigen Ausdruck der alten Zuneigung entschädigt wurde. Er mußte sich zwar sagen lassen, daß er nicht wissen könne, wie groß und wie bindend seine Verpflichtungen gegen Madame in der fraglichen Sache seien, und daß es ihm nicht zustehe, bestimmte Vorschriften zu geben, so lange ihm die zu einem competenten Urtheile erforderliche Kenntniß fehle. Er sei dazu um so weniger befugt, da seine Ansicht doch nicht von ihm selbst herstamme. Man habe aber durchaus keine Lust, sich unter seinem Namen von einem beliebigen Dritten leiten zu lassen. „Sie fürchten“, fährt Rousseau dann fort, „daß man mein Benehmen schlimm deuten werde. Nun, ich fordere ein Herz, wie das Ihrige, zu dem Wagniß heraus, von dem meinigen schlecht zu denken. Andere würden vielleicht besser von mir sprechen, wenn ich ihnen ähnlicher wäre. Doch Gott bewahre mich davor, daß ich deren Billigung suchen sollte. Mögen die Bösen mich ausforschen und an mir deuteln, Rousseau ist nicht der Mann, sie zu fürchten, noch auch Diderot der, auf sie zu hören.“ Wohl, fügt er hinzu, wünsche der Freund, daß er sein Billet, wenn es ihm mißfalle, in's Feuer werfen und vergessen möge. „Aber glauben Sie, daß man so vergißt, was von Ihnen kommt? Mein Lieber, Sie nehmen es eben so leicht mit dem Kummer, den Sie mir verursachen, wie mit meiner Gesundheit, trotz der Sorge, welche Sie mich auffordern, für sie zu tragen. Wenn Sie diesen Fehler ablegen könnten, so würde mir Ihre Freundschaft viel angenehmer, und ich selbst weniger zu beklagen sein.“

Worte, wie diese, konnten Diderot natürlich die vorausgehenden

bitteren Vorwürfe vergessen machen. Um so tiefer mußten sich Diejenigen verletzt fühlen, welche sie veranlaßt hatten, falls ihnen die sie treffenden Aeußerungen bekannt wurden. Und Rousseau selbst sorgte dafür, daß sie ihnen nicht fremd blieben. In seiner maßlosen Aufregung vergaß er alle Vorsicht so sehr, daß er alsbald zu Mad. d'Epinay eilte, um ihr und Grimm nicht nur Diderot's Zuschrift, sondern auch seine Antwort vorzulesen. Die Ueberraschung der beiden Zuhörer war groß; Rousseau hatte allerdings die Genugthuung, sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit weiden zu können. Doch dieser Triumph wurde theuer genug erkauft, denn er schloß auch den scheinbaren Fortbestand eines freundschaftlichen Verhältnisses aus. Rousseau konnte nicht füglich länger der Gast einer Dame sein wollen, die er so rücksichtslos angegriffen hatte. Es blieb ihm nur übrig, jede Verbindung mit ihr abzubrechen, und die Eremitage sobald wie möglich zu verlassen. Auch war er dazu entschlossen. Doch fielen die eben erzählten Vorgänge grade in die Zeit, wo die für eine Weile unterbrochene Verbindung mit Mad. d'Houdetot wieder angeknüpft wurde, und diese bemühte sich angelegentlich, den Freund von jedem entscheidenden Schritte zurückzuhalten. Konnte sie einmal ihren Wunsch, daß er auf den Antrag der Schwägerin eingehen möge, nicht erfüllt sehen — und sie mußte am Ende seine Ablehnung billigen — so verlangte sie doch, daß er dieselbe, so gut es gehen wolle, motivire, vor Allem aber jeden Eclat sorgfältig zu vermeiden suche. Sie fürchtete, und nicht ohne Grund, daß man seine Weigerung auf ihren Einfluß zurückführen, und wenn es zu einem offenen Bruche käme, sie als dessen Ursache ansehen werde. Rousseau aber war begreiflicher Weise grade jetzt am wenigsten im Stande, ihren Bitten zu widerstehen. Er erbot sich, Alles zu thun und zu ertragen, was mit seiner Ehre irgend verträglich sei, und erklärte sich bereit, selbst den eigenen Ruf auf's Spiel zu setzen, wenn der ihrige nicht anders sicher gestellt werden könne.

Auch hielt er Wort; die Weise aber, in welcher er es einzulösen suchte, war seltsam genug. Hatte er versprochen, seine Weigerung bei den Betheiligten zu entschuldigen, so lag es offenbar für ihn sehr nahe, sich zu dem Ende an Madame d'Epinay selbst zu wenden. Sie würde sich vermuthlich, wenn er ihr seine Gründe offen, aber in freundlichem Tone mitgetheilt hätte, dabei beruhigt, und nicht weiter von der Sache gesprochen haben. Er glaubte indeß — man sieht nicht recht, warum — daß er ihr gegenüber auf die interessanten Umstände, welche ihn vorzugsweise zurückhielten, Bezug nehmen müsse, was freilich nicht wohl geschehen konnte, ohne sie gröblich zu beleidigen. Er zog es daher vor, seine Apologie an Grimm zu richten, der sich bis dahin wenigstens von jeder direkten Einmischung fern gehalten

hatte. Erregt schon diese Adresse nicht geringe Verwunderung, so staunt man doch noch mehr über den Inhalt des Briefes selbst [71]). — „Sagen Sie mir, Grimm“, so beginnt die wunderliche Schutzschrift, „warum alle meine Freunde behaupten, daß ich verpflichtet sei, Mad. d'Epinay zu begleiten? Habe ich Unrecht, oder sollten sie Alle verführt, sollten sie Alle jener niedrigen Parteinahme schuldig sein, die stets bereit ist, sich zu Gunsten des Reichen zu erklären, und das Unglück mit tausend überflüssigen Pflichten zu belasten, welche es noch härter und unvermeidlicher machen?“ Rousseau will das nicht entscheiden; er stellt das Urtheil lieber dem Freunde anheim, der zwar ohne Zweifel auch, wie die Uebrigen, gegen ihn eingenommen ist, aber doch billig genug sein wird, um sich an seine Stelle zu setzen, und von da aus seine wirklichen Pflichten zu erkennen. Möge er denn seine Gründe erwägen und den Entschluß bestimmen, welchen er zu fassen hat; Rousseau wird, wie die Entscheidung auch ausfallen mag, ihr ungesäumt Folge leisten.

Nachdem er so demselben Manne, den er für seinen entschiedenen Feind halten zu müssen glaubte, das Amt des Richters über sein Thun und Lassen übertragen, geht er näher auf seine Rechtfertigung ein, die allerdings vielfach gradezu in eine Anklage umschlägt. „Was ist es denn“, fragt er, „was mich verpflichten könnte, Madame zu begleiten? Freundschaft, Dankbarkeit, der Vortheil, welchen sie etwa von mir haben möchte. Prüfen wir alle diese Gründe.“ Das Ergebniß versteht sich von selbst; sie werden sämmtlich zu leicht befunden. „Wenn Madame mir Freundschaft bewiesen hat, so habe ich ihr solche in noch reicherem Maße erzeigt. Die Theilnahme ist gegenseitig gewesen, und war von meiner Seite wenigstens ebenso groß, wie von der ihrigen.“ Rousseau kann nicht einsehen, daß, da sie beide krank, er ihr mehr schuldig sei, als sie ihm. Habe sie ja doch „andere Freunde — Grimm selbst mochte sich das gesagt sein lassen — die weniger leidend, weniger arm, weniger eifersüchtig auf ihre Freiheit, und weniger beschränkt in ihrer Zeit, ihr theuerer sind, als er.“ Warum man denn nicht diesen, sondern grade ihm eine Pflicht auferlege, die er am wenigsten zu erfüllen im Stande sei? Er wisse zwar nicht, ob er seine Begleitung hätte anbieten sollen; das aber wisse er, daß Madame sie nie hätte annehmen dürfen, es sei denn, „daß ihr jene Härte der Seele eigen wäre, welche der Reichthum in der Regel mit sich bringt, die ihr aber stets fremd zu sein schien.“

Schärfer noch werden diese wenig verhüllten Invectiven in der Erörterung des zweiten Punktes. „Was die Wohlthaten angeht, so liebe ich sie nicht; ich will deren keine und weiß Niemandem Dank für die, welche er mich mit Gewalt ertragen läßt.“ Er hat das Ma-

dame gradezu erklärt, bevor er irgend eine von ihr annahm. Und was hat sie denn für ihn gethan? Grimm weiß es besser, als er selbst: sie ließ ihm eine freundliche Wohnung bauen und diese hübsch einrichten. Was aber that er für sie? er nahm ihr Anerbieten an, obgleich er viele und dringende Gründe hatte, es nicht zu thun. Sie bat und drängte und intriguirte so lange, daß die eigenen Wünsche und Neigungen, wie die Mißbilligung der Freunde, endlich zurücktreten mußten. Er hat sich wider Willen in die Eremitage hineinziehen lassen, und seitdem kaum eine ruhige Stunde gehabt. Die ungestörte Einsamkeit, welche er hier suchte, fand er nicht. Es wurde nur zu bald offenbar, daß Madame ihn in ihrer Nähe festgehalten, damit er ihr Gesellschaft leiste. Auch hat er ihre Wünsche, soweit das anging, bereitwillig erfüllt, ihr zwei Jahre lang seine Freiheit und Muße geopfert. Möge Grimm die Wohlthaten der Freundin mit dem Verzicht auf das Vaterland und mit dieser Zeit der Sklaverei vergleichen, und dann sagen, welcher von Beiden dem Anderen am meisten verpflichtet sei.

Vielleicht hatte Rousseau der Sache nach nicht so Unrecht, wenn er meinte, das Facit der Abrechnung werde zu seinen Gunsten ausfallen. Daß er sie aber überhaupt aufstellte, macht doch einen sehr peinlichen Eindruck. Weniger anstößig ist der sehr in's Einzelne gehende Nachweis, daß seine Begleitung nutzlos und entbehrlich sei, obgleich er auch hier in wunderliche Uebertreibungen verfällt. „Freilich“, fährt er dann fort, „wird man sagen, daß es in diesem Falle auf bestimmte nützliche Dienstleistungen nicht ankomme. Madame wünsche seine Gesellschaft, weil sie ihn lieb habe und des Freundes bedürfe.“ Doch daran glaubt er nicht; er kennt die mannigfachen Bedeutungen des Wortes Freundschaft zu wohl, als daß es ihm imponiren könnte. „Es ist gar oft nur ein schöner Ausdruck für den Lohn der Knechtschaft; wo aber die Sklaverei anfängt, hört die Freundschaft sofort auf. Stets werde ich gerne einem Freunde dienen, vorausgesetzt, daß er eben so arm ist, wie ich; ist er reicher, so wollen wir beide frei sein, oder er diene mir, denn er hat die nöthige Muße, und nicht für seinen Unterhalt zu sorgen.“ Rousseau befindet sich nicht in dieser günstigen Lage. Ihm liegt es doch zunächst ob, an sich selbst und seine Angehörigen zu denken. Die Pflichten, welche er gegen sie zu erfüllen hat, sind ohne Zweifel dringender, unabweislicher, als die Verbindlichkeiten, die er Mad. d'Epinay gegenüber haben mag. Er würde die ersteren aber hintansetzen müssen, wenn er sich durch die letzteren bestimmen lassen wollte. Möge sich Grimm die Folgen vergegenwärtigen, welche die projectirte Reise für ihn in seinen Verhältnissen nach sich ziehen werde. Beruhen ja doch die seltsamen Anforderungen, welche man an ihn stellt, im Grunde darauf, daß

Alle, mit welchen er lebt und verkehrt, ihn nach ihrer Lage, und nicht nach der seinigen beurtheilen, daß Niemand sich an seine Stelle zu setzen weiß, noch einsehen will, daß er „ein Wesen für sich ist, welches keineswegs den Charakter, die Grundsätze, die Hülfsquellen der Anderen hat, und nicht nach den für sie gültigen Regeln beurtheilt werden darf."

Allerdings traf Rousseau in dieser Aeußerung den springenden Punkt; er übersah nur, daß mit der exclusiven Stellung, welche er für sich in Anspruch nahm, persönliche Beziehungen, wie er sie eingegangen, unvereinbar sind. Auch war es seinerseits äußerst naiv, zu glauben, daß man auf eine Verbindung noch Werth legen werde, der er selbst so gradezu alle tiefere Bedeutung absprach, naiver noch, daß er es für möglich hielt, die Freunde würden, trotz der verächtlichen Weise, in welcher er sie behandelte, noch an ihm festhalten. Indeß war das wirklich seine Ansicht. Er glaubte nicht minder, daß man seine wiederholte Versicherung, er werde sich dem Ausspruche Grimm's fügen, auch wenn dieser für die Reise entscheide, in demselben guten Glauben aufnehmen werde, in welchem er sie gab. In der That, mochte er immerhin erwarten, daß man ihn mit Rücksicht auf seine Lage nicht beim Worte nehmen würde, mit dem nachträglichen Anerbieten meinte er es aufrichtig. Wie sehr er auch von seinem Rechte überzeugt war, er wußte doch nicht recht, ob er sich nicht im Unrechte befinde. Die Natur der Sache legte diese Zweifel nahe. Eine gewisse allgemeine Verpflichtung gegen Mad. d'Epinay stand fest; es fragte sich nur, ob sie in dem gegebenen Falle maßgebend sei. Diese Frage aber ließ keine endgültige Antwort zu, weil eine im Allgemeinen anerkannte Pflicht durch besondere Umstände, wie sie auch beschaffen sein mögen, ihre Geltung nicht verlieren kann. Rousseau vermochte ihr dieselbe um so weniger ganz abzusprechen, da sie von anderer Seite, namentlich durch Diderot, so entschieden verfochten wurde. Unfähig, sich selbst ein sicheres Urtheil zu bilden, zieht er es vor, sich mit dem Verdikte eines Anderen, den er, auffallend genug, für unpartheiisch halten zu dürfen glaubt, zu unterwerfen. Dieser soll entscheiden, was er zu thun hat. Denn er will vor Allem seine Pflicht erfüllen; der Gedanke, daß er sie möglicher Weise verletze, ist ihm unerträglich. Diese Vorstellung der Pflicht beherrscht ihn unbedingt; sie ist es auch, die ihn antreibt, so ausführlich und in einem so gereizten Tone nachzuweisen, daß ihm eben jetzt keine obliege.

Die Antwort Grimm's ließ eine Weile auf sich warten. Als sie endlich eintraf, brachte sie doch nicht die Entscheidung, welche Rousseau erwartet hatte. Sie verrieth ebenso wenig, daß das Vertrauen, welches er dem Freunde bewiesen, den gehofften tieferen Eindruck gemacht habe. Andrerseits zeigte sich aber auch keine Spur von Miß-

vergnügen, wozu die vielfach verletzenden Aeußerungen doch genügenden Anlaß gaben. Dagegen ließ sie erkennen, daß Grimm der Sache eine ganz besondere Wichtigkeit beilegte, und die ihm übertragene Rolle des Schiedsrichters mit geziemender Würde zu spielen gedenke. „Die Abreise der Mad. d'Epinay“, schreibt er, „ist verschoben worden; ihr Sohn ist krank, man muß seine Herstellung abwarten. Ich werde über Ihren Brief nachdenken. Halten Sie sich inzwischen ruhig in Ihrer Eremitage. Ich werde Ihnen meine Ansicht rechtzeitig zugehen lassen.“ Inzwischen möge er, wenn es ihm gut scheine, Madame sein Anerbieten mittheilen. Freilich komme nicht viel darauf an, denn da sie seine Lage ebenso gut kenne, wie er selbst, so werde sie gewiß so antworten, wie es ihre Pflicht sei, doch könne ihm ihre Erwiederung bei Denjenigen, welche ihn, wie er sage, zur Reise drängen, als Rechtfertigung dienen. Da Grimm diesen Punkt nachdrücklich betonte, so lag ihm, scheint es, viel daran, daß Rousseau sich Mad. d'Epinay auch jetzt noch zur Verfügung stellte. Zu welchem Zwecke, sieht man nicht recht, denn er giebt deutlich genug zu verstehen, daß sie von seinem Erbieten keinen Gebrauch machen werde. Wurde dasselbe nur gewünscht, damit man sich rühmen konnte, den Sieg davongetragen zu haben, oder war es darauf abgesehen, Rousseau durch eine Zurückweisung um so tiefer zu demüthigen?

Jedenfalls kann man es diesem nicht verargen, wenn er die vornehme Zurückhaltung und die geheimnißvolle Miene des Freundes verdächtig fand, und in seinem unmaßgeblichen Vorschlage eine Schlinge zu sehen glaubte, vor welcher er sich zu hüten habe. Er vermied es daher, als er sich nun an Mad. d'Epinay selbst wandte, sorgfältig, irgend eine bindende Erklärung abzugeben. Vielmehr begnügte er sich damit, ihr unumwunden zu sagen, warum er auf ihren Wunsch nicht eingegangen sei. Er könne es nicht ertragen, daß eine Freundin durch den Einfluß Anderer zu erlangen suche, was Niemand besser, als sie selbst, hätte durchsetzen können. Die Wahrnehmung aber, daß Diderot, wie Mad. d'Houdetot, ohne auf seine Lage die mindeste Rücksicht zu nehmen, ihn zur Reise hätte drängen wollen, habe in ihm den Verdacht erregt, es bestehe eine gewisse Verbindung, als deren geheime Triebfeder er sie betrachten müsse. So ein verdecktes Spiel sehe gar sehr nach Tyrannei und Intrigue aus; sie dürfe sich daher nicht wundern, wenn es ihn mit Unwillen erfülle, und er diesem Unmuthe vielleicht zu scharfe Worte geliehen habe. Hätte sie, statt solche Nebenwege einzuschlagen, ihn freundschaftlich und dringend ersucht, ihm gesagt, daß sie seine Begleitung ernstlich wünsche, so würde er — dessen dürfe sie sich versichert halten — über jedes Bedenken hinweggegangen sein. „Uebrigens“, fügt er hinzu, „was auch ferner geschehen mag, ich werde Ihre Güte für mich nie

vergessen, und wenn Sie mich nicht mehr zum Sklaven haben wollen, werden Sie mich stets zum Freunde haben." Seine alte und tiefe Zuneigung zu ihr ist keineswegs erloschen. Er hat sich aber der Ansicht nicht erwehren können, daß sie darauf ausgehe, ihn unmerklich ganz von sich abhängig zu machen, oder für ihre anderweitigen geheimen Zwecke zu benutzen. Er schwankt daher seit geraumer Zeit zwischen der Neigung für sie und den Zweifeln, welche ihr widersprechen. Indeß schließt er doch mit der Erklärung, daß es sein sehnlichster Wunsch sei, sie stets ehren, und ebenso viele Freundschaft für sie hegen zu können, als er ihr Dankbarkeit schulde [72]).

Die Erfüllung dieses Wunsches hing freilich seiner Ansicht nach nicht von ihm ab. Möglich aber war sie noch; Mad. d'Epinay brauchte nur die Hand, welche er ihr nochmals bot, zu ergreifen, nur mit einigen freundlichen Worten an sein Herz zu appelliren, und er würde ihr auch jetzt noch nicht nur den Willen gethan, sondern selbst die frühere Anhänglichkeit bewahrt haben. Auch folgte sie schwerlich ihrer eigenen Neigung, als sie den entgegengesetzten Weg einschlug. Es war Grimm endlich gelungen, den Widerstand zu beseitigen, welchen sie bis dahin seinen Mahnungen zu einem offenen Bruche geleistet hatte. Sie mochte sich außer Stande fühlen, den Waffen zu begegnen, die Rousseau ihm in seinen letzten Briefen allerdings selbst in die Hand gegeben, und er ohne Zweifel geschickt zu gebrauchen verstand. Daß ihn dabei eine bewußte Bosheit leitete, glauben wir nicht. Es scheint vielmehr, daß das Benehmen Rousseau's ihn wirklich empörte, und in seiner längst gehegten Ansicht von dem zweideutigen, falschen Charakter desselben bestärkte. Wenn er bald nachher schreibt: „Eines beunruhigt mich, was Sie mir von diesem Ungeheuer von Rousseau sagen. Sie können nicht glauben, welchen Eindruck solche Abscheulichkeiten auf mich machen; sie erschüttern meinen ganzen Organismus. Suchen wir diese Infamie zu vergessen!" [73]) — so sind das doch wohl Ausdrücke, die aus einem aufrichtigen Hasse und Widerwillen entspringen. Auch nahm er keinen Anstand, sich gegen Rousseau selbst in ähnlicher Weise auszusprechen.

Noch erwartete dieser in peinlicher Ungeduld das Ergebniß des reiferen Nachdenkens, welches der Freund seinem früheren Briefe zu widmen versprochen, als er erfuhr, daß Mad. d'Epinay bereits abgereist sei, und gleichzeitig von Grimm eine Zuschrift erhielt, die er, wie kurz sie war, vor zorniger Aufregung kaum zu Ende lesen konnte. Es war ein förmlicher Absagebrief, in Ausdrücken, wie sie nur „ein teuflischer Haß eingeben kann, und so maßlos beleidigend, daß sie fast albern erschienen". Rousseau aber befand sich nicht in der Stimmung, die Sache lächerlich zu finden. Sie brachte ihn aus aller Fassung, und ohne an die möglichen Folgen zu denken, schickte er

Grimm seinen Brief sofort mit einigen Zeilen zurück, in welchen er ihm die gewiß sehr erwünschte Möglichkeit bot, sein Verhalten in den Augen der Welt zu rechtfertigen und alle Schuld auf ihn zu werfen. Grimm hatte angedeutet, daß ihm dies, den Brief des Freundes in der Hand, sehr leicht sein würde, er aber aus großmüthiger Nachsicht von jenem Schriftstücke keinen Gebrauch zu machen denke. Freilich konnte er dasselbe ohne Genehmigung des Verfassers nicht wohl Anderen mittheilen. Rousseau glaubte daher, er habe ihm den gnädigen Verzicht nur deshalb in Aussicht gestellt, weil er vorausgesehen, daß er denselben zurückweisen werde.

Ob dem wirklich so war, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls erreichte Grimm, was er vielleicht gewollt hatte, denn Rousseau, seines Zornes nicht mächtig, schrieb ihm: „Sie können meinen Brief der ganzen Welt zeigen und mich offen hassen; es wird das von Ihrer Seite eine Falschheit weniger sein.“ Er bedachte nicht, daß er damit dem Gegner eine sehr gefährliche Waffe in die Hand gab. Die vermeintliche Rechtfertigung enthielt doch den Stoff zu einer ernsten Anklage. Wer sie las, ohne die Sachlage genauer zu kennen, konnte kaum umhin, sich gegen ihn zu erklären. Jedem Unbefangenen mußte die anscheinend frivole Weise, in welcher hier die Ansprüche der Freundschaft und Dankbarkeit erörtert und abgewogen wurden, einen widerwärtigen Eindruck machen. Der Charakter eines Mannes, welcher sich über seine nächsten Freunde so verletzende Aeußerungen erlaubte, erschien nothwendig in einem höchst ungünstigen Lichte. Auch konnten die Gründe, mit welchen er seine Weigerung zu rechtfertigen suchte, da, wo man ihren Werth lediglich aus ihnen selbst beurtheilte, nur als die kleinlichen Motive eines schwächlichen Egoisten gelten. Wenn aber Rousseau unvorsichtig genug war, dem Baron die Mittel zu seiner Verdächtigung darzubieten, so kann das doch den Gebrauch, welchen dieser von ihnen machte, keineswegs entschuldigen. Weniger noch läßt sich die rücksichtslose Härte verzeihen, die er dem vieljährigen Freunde gegenüber an den Tag legte.

Mad. d'Epinay zögerte nicht, dem Beispiele ihres Vertrauten zu folgen. Auch sie kündigte Rousseau in unzweideutigen, wenn auch milderen Worten die Freundschaft auf. Es verstand sich von selbst, daß er nun nicht länger ihr Gast sein konnte. Fraglich blieb nur, ob er sein bisheriges Asyl schon jetzt, oder erst im nächsten Frühjahre zu verlassen habe. Schien die sofortige Entfernung durch die Verhältnisse geboten, so sprach doch auch Manches für ein vorläufiges Bleiben. Die beständige Aufregung der letzten Zeit hatte seine Kräfte so erschöpft, daß er sich zu jeder Anstrengung unfähig fühlte, und deshalb vor den Mühen und Beschwerden eines Umzuges zurückschreckte. Auch wußte er wirklich nicht, wo er für den Augenblick eine andere

passende Wohnung finden sollte. Dazu kam, daß die Gräfin sowohl, wie Diderot, ihn baten, zunächst wenigstens einen Schritt zu vermeiden, der nothwendig Aufsehen erregen müsse. Er beschloß daher, den Winter ruhig in seiner Klause zu verleben, um dann nach Ablauf desselben ebenso geräuschlos an den, inzwischen ermittelten neuen Wohnort überzusiedeln. Freilich bedurfte es dazu, wie die Dinge lagen, einer besondern Erlaubniß. Er zweifelte indeß nicht, daß Mad. d'Epinay dieselbe ohne Weiteres ertheilen werde. Es schien unmöglich, daß sie, selbst wenn der letzte Rest des früheren Wohlwollens erloschen war, die Gebote des Anstandes und der Menschlichkeit so weit aus den Augen verlieren könne, um den alten Freund in seinem leidenden Zustande mitten im Winter auf die Straße zu setzen.

Dennoch geschah, was man allerdings nicht hätte erwarten sollen; sie wies seinen Vorschlag in so schroffer Weise zurück, daß er nicht länger an ihm festhalten durfte. In etwa freilich mochte die Form, in welcher er gemacht worden, zur Ablehnung herausfordern. Wenn Rousseau schrieb: „Ich habe die Eremitage verlassen wollen, und ich war dazu verpflichtet. Man behauptet indeß, daß ich bis zum Frühjahre bleiben müsse; und da meine Freunde es so wollen, so werde ich bis dahin bleiben, wenn Sie damit einverstanden sind;" so lag die Antwort nahe: „Da Sie die Eremitage verlassen wollten, und dazu verpflichtet waren, so wundere ich mich, daß Ihre Freunde Sie davon zurückgehalten haben. Ich pflege die meinigen nicht über meine Pflichten zu befragen, und habe Ihnen über die Ihrigen nichts mehr zu sagen." Doch wie natürlich eine solche Erwiederung auch sein mochte, wir glauben der Versicherung ihres Stiefsohnes, daß Mad. d'Epinay sie nie gegeben haben würde, wäre sie nicht von Grimm dazu gedrängt worden. Daß der Baron sich in dieser Richtung bemühte, unterliegt keinem Zweifel. „Ihre Antwort an Rousseau", schreibt er der Freundin, „ist sehr gut, aber man sagt, daß er weniger pressirt sei, Ihr Haus zu verlassen. Was mich betrifft, so bin ich der Ansicht, daß Sie ihn nach Allem, was vorgegangen ist, da nicht länger dulden dürfen, ohne sich etwas zu vergeben" [74]). Man kann sich nicht wundern, wenn die Geliebte diesem so deutlichen Winke folgen zu müssen glaubte.

Für Rousseau aber blieb nur übrig, sich schleunigst nach einer anderen Wohnung umzusehen. Es gelang ihm, in dem nahen Montmorency ein leidliches Unterkommen zu finden. Schon nach acht Tagen konnte er Madame die Anzeige machen, daß er die Eremitage verlassen habe. „Mein Schicksal wollte", fügt er hinzu, „daß ich sie wider Willen betrat und ebenso verließ. Ich danke Ihnen für den Aufenthalt, den Sie mich veranlaßt haben, in ihr zu nehmen, und würde Ihnen noch dankbarer sein, wenn er mir weniger theuer zu

stehen gekommen wäre. Uebrigens haben Sie Recht, wenn Sie mich für unglücklich halten. Niemand weiß besser, als Sie, wie sehr ich es sein muß. Wenn es ein Unglück ist, sich in der Wahl seiner Freunde zu täuschen, so ist es doch noch ein weit größeres, von einem so süßen Irrthume zurückkommen zu müssen" [75]). Es klingt in diesen Worten, trotz ihrer großen Schärfe, ein schmerzlicher Vorwurf durch, welcher immer noch von der Fortdauer der alten Zuneigung Zeugniß gibt. Mad. d'Epinay scheint ihn wohl empfunden, und überhaupt gefühlt zu haben, daß sie zu weit und weiter gegangen, als es geschehen sein würde, wenn sie lediglich dem eigenen Ermessen hätte folgen können. Sie benutzte eine beiläufige Geldfrage zu einer ferneren Antwort, in welcher sie nicht nur einen milderen Ton anschlug, sondern selbst den Wunsch zu erkennen gab, das Vorgefallene einem Mißverständnisse zuschreiben zu dürfen. Rousseau irrt ohne Zweifel, wenn er darin nur die Wirkung seines raschen Umzuges erblickt, den man weder erwartet, noch gewünscht habe, da es nur darauf angekommen sei, ihn in Verlegenheit zu setzen und zu neuen demüthigenden Schritten zu zwingen. So überlegt raffinirte Pläne bestanden lediglich in seinem Kopfe, der sich die unmittelbaren Eingebungen des Augenblicks aus bewußten Absichten zu erklären suchte. Grimm mochte die Härte, zu welcher er gerathen, für ganz zweckmäßig halten; dem guten Herzen der Mad. d'Epinay mußte sie, sobald die gereizte Stimmung gewichen war, ungehörig erscheinen. Gewiß ist, daß sie dieselbe später bereute und ihrem Vertrauten wiederholt zum Vorwurfe machte [76]).

Rousseau aber war durchaus nicht geneigt, das frühere Verhältniß, nun es sich einmal gewaltsam gelöst hatte, wieder anzuknüpfen. Er hatte inzwischen erfahren, daß Grimm und seine Freunde sich eifrig bemühten, ihn als den alleinigen Urheber des Zerwürfnisses erscheinen zu lassen, und zu dem Ende in Paris mannigfache Beschuldigungen in Umlauf setzten, die geeignet schienen, sein Benehmen, wie seinen Charakter in das schlimmste Licht zu stellen. Die Thatsachen freilich, auf welche man Bezug nehmen konnte, wollten an sich nicht viel bedeuten. Der Aufenthalt auf dem Lande, der Umgang mit Mad. d'Houdetot, die Ablehnung der Reise nach Genf, der plötzliche Aufbruch aus der Eremitage — das waren so ziemlich die Punkte, welche sich hervorheben ließen. Doch wie unverfänglich sie im Grunde auch sein mochten, es kam vorzugsweise auf die Commentare an, mit welchen sie begleitet wurden. Und diese waren allerdings der Art, daß sie die Ehre und den guten Ruf Rousseau's ernstlich gefährdeten. Schwerlich hatten die Anklagen, abgesehen von dem Vorwurfe des Undankes, einen bestimmten Inhalt. Man begnügte sich damit, Gesinnung und Denkweise im Allgemeinen zu verdächtigen,

und so den übertreibenden Vorstellungen Raum zu geben. In der That galt Rousseau seit dieser Zeit bei Manchen für ein „moralisches Ungeheuer“, dem man alle möglichen „Abscheulichkeiten“ zutrauen dürfe. Daß er, als ihm dieses Gerede zu Ohren kam, von dem heftigsten Unwillen ergriffen wurde, begreift sich. Es verletzte ihn um so tiefer, da er weder Mittel, noch Gelegenheit hatte, ihm in wirksamer Weise entgegenzutreten. Mad. d'Epinay aber durfte sich nicht wundern, als sie am Schlusse seiner Antwort las: „Ich höre von den seltsamen Reden, welche Ihre Vertrauten in Paris über mich führen, und schließe daraus auf die, welche Sie selbst in Genf, vielleicht in etwas anständigerer Form, führen werden. Es macht also große Freude, zu schaden? und zwar den Menschen zu schaden, welche man zu Freunden gehabt hat? Mag es so sein. Was mich betrifft, so werde ich solchem Vergnügen nie Geschmack abgewinnen können, selbst dann nicht, wenn es meine Vertheidigung gilt. Handeln und sprechen Sie ganz nach Belieben; ich habe Ihnen keine andere Antwort zu geben, als Schweigen, Geduld und ein rechtschaffenes, tadelloses Leben. Wenn Sie mir übrigens irgend ein neues Leid zu bereiten gedenken, so mögen Sie sich beeilen, denn ich fühle, daß Sie das Vergnügen vielleicht nicht lange mehr haben dürften“ [77]).

Mit diesen bitteren Worten, die doch zugleich eine tiefe verhaltene Trauer durchklingen lassen, schließt der letzte Brief, welchen Rousseau an seine vormalige Freundin richtete. Auch hat er sie persönlich nie wiedergesehen, obgleich das Ende seines Lebens nicht so nahe bevorstand, wie er damals glaubte. Es war wieder, wie schon öfter, das Gefühl einer äußersten Erschöpfung, aus welchem der Gedanke an den Tod unwillkürlich hervorging. Die Leiden des Körpers, die sich in der kalten, rauhen Jahreszeit ohnehin in erhöhtem Maße geltend machten, wurden durch die andauernden schmerzlichen Bewegungen der Seele noch erheblich gesteigert. Rousseau trennte sich nicht so leicht von seinen Freunden, wenn er auch glaubte, sie aufgeben zu müssen. Die Einsicht mochte sie verurtheilen, das Herz war doch mit fast unlöslichen Banden an sie gekettet; zerrissen sie, es blieb immer eine Wunde zurück, die noch lange nachblutete. Von Mad. d'Epinay gar nicht zu reden, der er persönlich kaum eine Schuld beimaß und stets ein dankbares Andenken bewahrte, erlosch selbst bei allem Haß und aller Verachtung, die er zu verdienen schien, die Neigung zu Grimm nicht ganz. Die Entfremdung dieser beiden Menschen, mit welchen er so lange in den intimsten Beziehungen gestanden, ging ihm sehr zu Herzen. Schmerzlicher freilich, ja wahrhaft erschütternd wirkte ein anderer Verlust, den er um dieselbe Zeit erfahren mußte.

Wir kennen die süßen Hoffnungen, mit welchen er von der Gräfin schied, als sie gegen Ende des Oktober nach Paris zurückkehrte. Durfte er auch für's Erste nicht daran denken, ihr dorthin zu folgen, so stand doch eine vertraute, herzliche Gemeinschaft mit ihr und St. Lambert in Aussicht. Das aber genügte, um ihn trotz der Widerwärtigkeiten, die sich von anderer Seite herandrängten, ruhig und gefaßt in die Zukunft blicken zu lassen. Blieben nur die neuen Freunde treu, so mochten die alten, wenn sie denn nicht anders wollten, ihre Wege gehen. Hielt die Geliebte an ihm fest, bewahrte sie ihm, wie sie es versprochen, Vertrauen und Zuneigung, so konnte er jeden anderen Trostes, jeder anderen Stütze entbehren. Auch spricht er sich in diesem Sinne gegen sie aus, als der Bruch mit Grimm und Mad. d'Epinay unvermeidlich geworden. „Ich finde", schreibt er ihr, „überall nur Ursache zur Verzweiflung. Eine einzige Hoffnung bleibt mir; sie kann mich über Alles trösten, mir den Muth wiedergeben. Beeilen Sie sich, sie zu bestätigen oder zu vernichten. Habe ich noch einen Freund und eine Freundin? Ein Wort, ein einziges Wort, und ich kann weiter leben". Gezwungen, die Eremitage zu verlassen, will er sich in der Ferne einen noch unbekannten Zufluchtsort suchen, den Winter aber, da sie ihm den Aufenthalt in Paris untersagt hat, in Montmorency verbringen. „Ich werde Sie", fährt er dann fort, „wohl nie wiedersehen; ich fühle das an der Traurigkeit, die mir das Herz zusammenschnürt. Aber ich werde mich in meiner Zurückgezogenheit mit Ihnen beschäftigen; ich werde denken, daß ich zwei Freunde in der Welt habe, und ich werde vergessen, daß ich allein in ihr bin" [78]).

Man sieht, der Glaube an die Freundin steht doch nicht so fest, daß er jeden Zweifel ausschlösse. Es scheint ihm nicht unmöglich, daß auch sie sich von ihm abwende. Freilich hatte er bei dem besten Willen ihre Wünsche nicht erfüllen können. Der Versuch, das Einvernehmen mit ihrer Schwägerin herzustellen, war mißlungen; er hatte nur dahin geführt, die Beziehungen, deren Lösung die Gräfin um jeden Preis zu verhindern wünschte, vollends zu zerreißen. Sie durfte nicht länger auf eine Ausgleichung hoffen, und mußte erwarten, daß der offene Zwiespalt bald in weiteren Kreisen bekannt sein werde. Die Besorgniß lag nahe, daß man auch sie in's Gerede bringen, ihr Verhältniß zu Rousseau hervorheben, vielleicht selbst als die Ursache des Zwistes bezeichnen werde. Sie kannte die Gegner hinlänglich, um zu wissen, daß sie von ihnen keine Schonung zu erwarten habe, wenn sie sich auf die Seite des Freundes stellte und mit ihm in Verbindung blieb. Mochte sie ihm daher auch im Stillen nicht ganz Unrecht geben, es schien ihr doch rathsam, sich von ihm fern zu halten. Ohne Zweifel war St. Lambert derselben Ansicht; man darf

selbst vermuthen, daß sie von ihm ausging, und er der Geliebten die Richtschnur ihres Benehmens vorzeichnete. Sie hatten eben beide allen Grund, ihre intimen Beziehungen der öffentlichen Besprechung möglichst zu entziehen.

Es kam hinzu, daß sie auf die Besonnenheit und Zurückhaltung Rousseau's nicht unbedingt rechnen konnten. Noch fehlten die Beweise für die Selbstbeherrschung, welche er gelobt hatte. Er mochte sich leicht zu Schritten fortreißen lassen, durch welche die Freunde noch mehr compromittirt wurden, als sie es schon waren. Wer bürgte dafür, daß er nicht von etwaigen vertraulichen Mittheilungen unter Umständen einen indiskreten Gebrauch machen werde? Wie geneigt die Gräfin auch war, sein Verhalten gut zu heißen, es erregte doch immer einigen Anstoß und leise Zweifel an seiner persönlichen Zuverlässigkeit. Sie hätte ihn noch genauer kennen, ja seine Denk- und Empfindungsweise unbedingt theilen müssen, wenn solche Bedenken ihr fern bleiben sollten. Jetzt machten sie sich um so stärker geltend, da es in ihrer Nähe wohl Niemanden gab, der den abwesenden Freund in Schutz nahm, vielmehr alle Welt sich mehr oder minder tadelnd über ihn aussprach.

Man kann es ihr daher nicht gar zu sehr verargen, daß sie Anstand nahm, auf den Mahnruf Rousseau's sofort zu antworten. Es war eben sein Unglück, wenn er ihrer Zuneigung eine Kraft und Innigkeit zuschrieb, die sie weder hatte, noch auch haben konnte. Ihr Schweigen aber machte auf ihn den schmerzlichsten Eindruck, zumal auch die ferneren Versuche, ihr ein Wort der Theilnahme zu entlocken, erfolglos blieben. „Dies ist", ruft er endlich aus, „schon der vierte Brief, den ich Ihnen schreibe, ohne daß Sie mir antworten. Wenn Sie fortfahren zu schweigen, so werde ich Sie nur zu gut verstehen. Denken Sie an meinen Zustand, und ziehen Sie Ihr gutes Herz zu Rathe. Ich kann es ertragen, wenn mich auch die ganze Welt verläßt, aber Sie! die Sie mich so gut kennen! Großer Gott! Bin ich denn ein Bösewicht? Ich? Ich erfahre das doch sehr spät. Freilich Grimm behauptet es; er, der alte Freund, der mir alle Freunde verdankt, die er mir nimmt, hat diese schöne Entdeckung gemacht. Ja! e r ist der rechtschaffene Mann, und i ch bin der Undankbare! War es denn aber nöthig, Grausame, den Lockungen der Falschheit nachzugeben, und den vor Schmerz sterben zu lassen, der nur lebte, um zu lieben?" Doch er will nicht weiter von sich sprechen: „wenn ich Sie aber nicht vergessen kann, so fordere ich Sie heraus, Ihrerseits dieses Herz zu vergessen, welches Sie verschmähen, und jemals ein anderes zu finden, das ihm gleicht!"[79])

Auch diese Herausforderung hatte nicht den gewünschten Erfolg. Es scheint zwar, daß die Gräfin hin und wieder von sich hören ließ,

doch schrieb sie nicht mehr in der früheren traulichen Weise, sondern schlug einen Ton an, der immer förmlicher und reservirter wurde. Rousseau mußte sich sagen, daß ihre Versicherungen andauernder Freundschaft nur leere Worte seien, an welchen das Herz keinen Antheil mehr habe. Vermuthlich griff sie nur zur Feder, wenn es nicht wohl länger unterbleiben konnte, und eben darum so selten wie möglich. Wie wenig ihre Briefe den Freund aber auch befriedigten, er erwartete sie doch mit schmerzlicher Sehnsucht. Vergingen dann Tage oder Wochen, ohne daß sein Verlangen gestillt wurde, so ergriff ihn eine peinliche Ungeduld, die sich endlich in einem neuen, von Schmerz und Zorn dictirten Ergusse Luft machte. „Ihre Barbarei", schreibt er im Januar (1758), „ist unbegreiflich. Dieses Schweigen ist eine raffinirte Grausamkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Also auch Sie, Sie, Sophie, halten mich für einen Bösewicht? Ach Gott! wenn Sie so denken, auf wen soll ich mich berufen?" Diese Frage hat allerdings für ihn eine ernste Bedeutung. Er kann sich die Gleichgültigkeit der Freundin nur daraus erklären, daß auch sie ihn für schuldig hält, und die Geringschätzung theilt, welche Grimm und seine Genossen gegen ihn an den Tag legen. Freilich begreift er nicht, wie das bei ihrer genauen Kenntniß seines Charakters möglich ist. Aber es bleibt keine andere Erklärung übrig; er muß an ihre Verachtung glauben, und kann es doch nicht. Denn wäre sie wirklich vorhanden, so müßte er an sich selbst irre werden, obgleich er doch auch wieder außer Stande ist, sich für den bösen Menschen zu halten, welchen die Gegner in ihm finden wollen.

Wie fest aber der Glaube an den eigenen Werth steht, er wird wankend, wenn die Freundin ihn nicht theilt. Er achtet sie zu hoch, als daß er auf ihre Achtung verzichten könnte; leichter noch würde er ihre Zuneigung entbehren. Kann sie ihm aber fernerhin weder die eine, noch die andere gewähren, so braucht sie doch deshalb nicht die Humanität aus den Augen zu setzen. „Mag ich nun gut oder böse sein, welchen Vortheil erwarten Sie davon, Jemanden zur Verzweiflung zu treiben?" Möge sie seinen Vorschlag anhören, sie wird nicht wagen, ihn zurückzuweisen, falls sie nicht noch schlechter ist, als er selbst. Er will sie fortan nicht mehr sehen; „die Augen Sophien's dürfen nur auf Jemanden fallen, den sie achtet, und der Blick der Geringschätzung hat meine Person nie befleckt." Sie aber und St. Lambert sind die einzigen Menschen, an welchen sein Herz noch hängt, und die es nicht vergessen kann; es muß sich unaufhörlich mit ihnen beschäftigen, und kann sich nur im Tode von ihnen ablösen. Muß er auf ihre Gegenliebe verzichten, nun wohl, er verlangt kein Zeichen der Erinnerung von ihnen. „Sprechen Sie nicht mehr von mir, schreiben Sie mir nicht mehr, vergessen Sie, daß Sie mich mit

dem Namen eines Freundes beehrt haben, und daß ich seiner würdig war". Es genügt ihm, zu wissen, daß man ihn anhören, seine Briefe nicht in's Feuer werfen wird, ohne sie gelesen zu haben. Er hat den Freunden noch Manches zu sagen, was zu ihrem Wohle beitragen wird, er möchte zu ihnen die heilige Sprache der Wahrheit reden, welche sie doch vielleicht von keinem Andern hören werden. Mögen sie ihm denn gestatten, die noch übrigen Tage seines Lebens dieser theuren und letzten Aufgabe zu widmen. Hat er nur die Gewißheit, daß seine Mühe nicht verloren ist, so wünscht er nichts weiter.

Gewiß ein seltsamer Antrag, der wohl geeignet war, die Gräfin in Erstaunen zu setzen. Wie sie ihn aufnahm, erfahren wir nicht. Jedenfalls hielt sie zunächst noch an dem brieflichen Verkehre fest, ging auch auf die so oft und dringend verlangte Erklärung ihres gegenwärtigen Benehmens ein, wobei sie deutlich genug zu verstehen gab, daß Rousseau selbst die eingetretene Aenderung verschulde. Seine Antwort beweist, daß, wie abhängig er sich auch von der Freundin fühlte, er doch auch ihr gegenüber sein Selbstgefühl keineswegs verlor. „Ich habe mich", so läßt er sich vernehmen, „über Ihre letzten Zeilen zu beklagen, kann auch kaum glauben, daß Sie dieselben in der Erwartung geschrieben haben, ich werde mit ihnen zufrieden sein. Erklären wir uns näher; habe ich Unrecht, so sagen Sie es mir ohne Umschweife". Er geht dann auf die einzelnen Punkte, die sie ihm leise und schonend vorgerückt, genauer ein, und bittet schließlich, falls sie diesen zweideutigen, mißtrauischen Ton nicht aufgeben könne, künftig die Feder lieber ruhen zu lassen. „Besser keine Briefe, als solche, die Beleidigungen enthalten. Ich kann zur Noth Ihre Achtung entbehren, nicht aber die, welche ich für Sie hege; ich würde diese aber nicht festhalten können, wenn Sie sich gegen Ihren Freund verfehlen" [80]).

Wir glauben kaum, daß diese Zurechtweisung, wie scharf sie auch war, die Gräfin vermocht haben würde, die Verbindung mit ihm abzubrechen. Wenn die Schroffheit einiger Wendungen sie verletzte, so mußte der Hauch warmer, inniger Liebe, welcher das Ganze durchweht, sie wieder versöhnen. Indeß bewirkte die Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse, wozu sie sich aus innerem Antriebe schwerlich entschlossen hätte. Nach längerem Schweigen theilte sie dem Freunde mit, daß seine Leidenschaft für sie in ganz Paris bekannt sei; ohne Zweifel hätten Leute, mit welchen er darüber gesprochen, sein Vertrauen mißbraucht. Auch St. Lambert habe von diesen Gerüchten Kunde erhalten, und sei es in Folge dessen zwischen ihnen zu einem Zerwürfnisse gekommen, welches ihr nahezu das Leben gekostet. Zwar habe sie sich seitdem mit ihm verständigt und ausgesöhnt, glaube aber, daß sie es ihm, wie sich selbst und der Sorge für ihren

Ruf schuldig sei, den persönlichen Verkehr mit ihm aufzugeben. Sie würden ihm indeß beide auch in Zukunft ihre aufrichtige Theilnahme bewahren, und ihn, so viel wie möglich, gegen etwaige Angriffe in Schutz nehmen. Sie selbst aber denke sich von Zeit zu Zeit bei ihm nach seinen persönlichen Verhältnissen erkundigen zu lassen.

War das abermals die Aufkündigung einer bestehenden Freundschaft, so erfolgte sie doch in einer Weise, daß Rousseau der nicht gram werden konnte, von welcher sie ausging. Sein Zorn entlud sich, wie wir später sehen werden, nach einer anderen Seite; die Liebe aber, welche unverändert in seinem Herzen fortlebte, suchte sich in dem einseitigen Ausdrucke ihrer Empfindungen zu befriedigen. Er begann jene schon früher in Vorschlag gebrachte Correspondenz, welche „ohne Beispiel ist, und kaum von Jemandem nachgeahmt werden wird“ [81]). Da das Herz der Geliebten dem seinigen nichts mehr zu sagen hat, so will er allein die Kosten eines Verkehres übernehmen, der für sie nur lästig sein, und in welchem sie nur Worte zu bieten haben würde. Daß ihre Freundschaft erloschen ist, verzeiht er ihr, weil sie aufgehört hat, eine solche zu affektiren. „Es ist eine verächtliche Falschheit, die Empfindungen durch höfliche Rücksichten zu ersetzen; nur der offene Freimuth erhebt die Seele, und giebt vermöge der Selbstachtung, die ihm zu Grunde liegt, gerechten Anspruch auf die Achtung Anderer.“ Er hat sie tausend Mal lieber, seitdem sie nicht mehr anders erscheinen will, als sie ist. Auch zweifelt er nicht an ihrer natürlichen Güte; diese eben ist es, welche ihn an sie fesselt. Aber das große ungetrübte Glück, dessen sie sich stets erfreut, hat ihr Herz nothwendig verhärten müssen. Sie hat selbst zu wenig Leid erfahren, als daß sie für fremden Schmerz sehr empfänglich sein könnte; das süße Gefühl des Mitleids ist ihr noch unbekannt. Weil sie aber an dem Unglücke Anderer so wenig Theil genommen, wird es ihr schwer werden, das eigene zu ertragen, wenn es jemals an sie herantreten sollte. Er will das nicht hoffen; doch „bedarf Ihr betrübtes Herz jemals der Tröstungen, die es nicht in sich selbst findet, dann kommen Sie zu mir zurück, und Sie werden erfahren, welchen Freund Sie verschmäht haben. Lebe ich nicht mehr, so lesen Sie meine Briefe; vielleicht wird die Erinnerung an meine Liebe Ihre Leiden mildern, vielleicht werden Sie in meinen Grundsätzen Tröstungen finden, an die Sie gegenwärtig nicht denken.“

Die eigenthümliche Mischung von liebevoller Hingebung und stolzem Selbstbewußtsein, welche in diesem Monologe eines einsamen, sehnsüchtigen Herzens hervortritt, läßt sich nicht verkennen. Ob ihm noch andere von ähnlicher Art gefolgt sind, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist es grade nicht, daß das Interesse Rousseau's an dieser Unterhaltung sich längere Zeit behauptet hat. Zudem gewann

sein Verhältniß zur Gräfin doch allmälig einen anderen, den Umständen mehr angemessenen Charakter. Auf eine kurze Unterbrechung aller Beziehungen folgte bald nachher eine neue, allerdings sehr beschränkte Verbindung. Rousseau überzeugte sich, daß die Gesinnungen der Freunde nicht so verändert waren, wie er geglaubt hatte. Auch begriff er endlich, daß, wenn St. Lambert die Geliebte von ihm fern zu halten suche, dies mehr aus Eifersucht, als aus Geringschätzung geschehe. Diese Einsicht beruhigte ihn; die Gewißheit aber, daß er vor wie nach die Achtung und das Wohlwollen Beider besitze, gab ihm Muth und Kraft, seinerseits Alles zu thun, was zu ihrer Sicherung dienen konnte. Er ließ es sich angelegen sein, den unberechtigten Wünschen des Herzens Schweigen zu gebieten, und wenn es ihm nicht gelang, die tief gewurzelte Leidenschaft ganz auszurotten, so brachte er es doch dahin, daß sie ihn zu keinen unvorsichtigen Schritten mehr verleitete.

Freilich würde ihm das kaum möglich geworden sein, hätte die Gräfin nicht eine vorsichtige Zurückhaltung beobachtet. Sie mied fortan seine persönliche Nähe, und gab den freundlichen Billets, die sie ihm von Zeit zu Zeit zuschickte, einen gleichgültigen Inhalt. Sie nahm dem Freunde so jeden Anlaß, auf das frühere Verhältniß zurückzukommen, während sie ihn zugleich durch den Ausdruck ihrer herzlichen Theilnahme den unwiederbringlichen Verlust möglichst vergessen machte. Es freut ihn, wenn sie an seiner persönlichen Lage Interesse nimmt; ließe dieselbe überhaupt eine Besserung zu, so würden die Beweise ihrer Freundschaft sie gewiß herbeiführen. Sie ist es doch allein, die ihm in seiner Einsamkeit Trost gewährt. Auch verlangt er nach keinem anderen, er möchte nur wünschen, daß ihm derselbe öfter und regelmäßiger zu Theil würde. Leider weiß er gegenwärtig nicht, ob nicht der Brief, welchen er eben schreibt oder erhält, der letzte sein wird. „Was aber auch geschehen möge, erinnern Sie sich, ich beschwöre Sie darum, daß Sie nie einen Freund gehabt haben, noch haben werden, der Ihnen so aufrichtig ergeben ist, wie ich. Glauben Sie mir auch, daß es keine gute Empfindung in der menschlichen Seele giebt, welche nicht auch in der Tiefe der meinigen lebt, und gerne von mir genährt wird." Möge die Freundin ihm bald Nachricht zugehen lassen; es ist das seine einzige Freude in der Welt [82]).

Mit diesen Worten schließt der letzte Brief an die Gräfin, der uns in der gedruckten Correspondenz vorliegt. Wir zweifeln nicht, daß ihm noch andere gefolgt sind. Auch die Gräfin fuhr wenigstens eine Zeit lang fort, gelegentlich von sich hören zu lassen. Sie that sogar, wie die Confessions sagen, „noch mehr"; doch erfahren wir darüber nichts Näheres. Gewiß aber ist, daß die gegenseitigen

Zuschriften immer seltener wurden, und der briefliche Verkehr allmälig ganz aufhörte. Die stürmischen Bewegungen der nächsten Jahre rissen Rousseau gewaltsam aus seinem gemüthlichen Stillleben heraus. Verhältnisse anderer Art nahmen Aufmerksamkeit und Interesse in Anspruch, und das Herz, vergaß es auch die alte Liebe nicht, wurde doch mehr oder weniger durch neue persönliche Beziehungen gefesselt. Die Gräfin sah sich natürlich nicht veranlaßt, der wachsenden Entfremdung entgegen zu treten. Nahm sie auch vor wie nach wohlwollenden Antheil an dem Leben und Schicksale des Freundes, die Zeit und eine fortgesetzte Trennung mußten ihr Interesse für ihn auf die Dauer erheblich schwächen. Ebendahin wirkte die Abhängigkeit von dem Geliebten, dessen Einfluß sich mit den Jahren steigerte, und bald ausschließliche Geltung gewann.

Wir sagten schon, daß der Charakter, und mehr noch die Denkweise St. Lambert's eine nähere Verbindung mit Rousseau kaum zuließ. In der That schloß er sich immer enger an dessen Gegner an; als die literarische Fortschrittspartei sich in zwei feindliche Heerlager spaltete, stand er entschieden auf der Seite Voltaire's und seiner Freunde. Es gereicht ihm zur Ehre, daß er in dem erbitterten Kampfe, welchen diese Partei gegen ihren früheren Bundesgenossen führte, sich keiner unedeln Waffen bediente, daß er nicht, wie Grimm, Diderot, Holbach, Marmontel, und vor Allem Voltaire selbst, die Person und den Charakter Rousseau's zum Gegenstande gehässiger Angriffe machte, sondern sich darauf beschränkte, seine Meinungen und Grundsätze zu bestreiten. Das Versprechen freilich, welches die Gräfin auch in seinem Namen gegeben, ließen sie Beide unerfüllt. Sie schwiegen zu den ungerechten und verläumderischen Beschuldigungen, welche gegen Rousseau in Umlauf gesetzt wurden, auch da, wo es, wie in Betreff seiner Beziehungen zu ihnen selbst, leicht und ihre Pflicht gewesen wäre, sie zu widerlegen [83]). Das Interesse der Partei und der Einfluß ihrer Umgebung waren, scheint es, doch stärker, als ihre Sympathie für den Freund und der Sinn für die Wahrheit. Es kann daher nicht befremden, daß der Marquis, wenigstens in der gesellschaftlichen Unterhaltung, zuweilen auf den moquanten, verächtlichen Ton einging, in welchem man in den Kreisen seiner näheren Bekannten über Rousseau zu sprechen pflegte [84]). Sind auch solche gelegentlichen Aeußerungen nicht hoch anzuschlagen, Rousseau wußte doch besser, was sich dem Freunde gegenüber ziemt, wenn die Trennung nothwendig geworden. Er hat von ihm, wie von der Gräfin, nie anders, als in den achtungsvollsten Ausdrücken gesprochen.

Rasch und gewaltsam zerriß das Band, welches Rousseau an die Freundin fesselte; sanft und allmälig löste sich das andere, welches ihn mit der Geliebten verknüpfte. Gewiß war der doppelte Verlust, den er so erfuhr, für den Menschen hart und schmerzlich; der Denker und Schriftsteller aber hat durch ihn nur gewonnen. Man darf doch zweifeln, ob er bei der ungestörten Fortdauer dieser gemüthlichen Beziehungen Zeit, Kraft und Neigung zu größeren literarischen Produktionen gefunden hätte. Wäre er Madame d'Epinay nach Genf, oder der Gräfin nach Paris gefolgt, es würde sich ihm dort schwerlich die Muße dargeboten haben, deren er zur Vollendung seiner Meisterwerke bedurfte. Er fand sie in dem stillen, einsamen Montmorency, wohin er sich zurückzog, als die Räumung der Eremitage unvermeidlich wurde. Ein günstiger Zufall eröffnete ihm hier in demselben Augenblicke, in welchem er sein bisheriges Asyl verlassen mußte, eine neue Zufluchtsstätte. Der Prokurator des Prinzen von Condé, Mathas, hatte von der Verlegenheit gehört, in welche ihn das plötzlich eingetretene Bedürfniß einer anderen Wohnung versetzte, und ließ ihm sein kleines, auf Mont Louis gelegenes Gartenhaus anbieten. Rousseau beeilte sich, auf seinen Vorschlag einzugehen; über die Bedingungen war man bald einig, und der Umzug konnte, nachdem die nöthigen Möbel beschafft worden, sofort stattfinden. Freilich wurde er diesmal nicht durch die zarte Fürsorge der Freundschaft erleichtert. Wohl deckten wieder, wie vor fast zwei Jahren, Schnee und Eis die winterliche Erde. Aber es fehlte der bequeme Wagen, welcher damals schnell und leicht über sie hinwegführte. Es fehlte auch die warme, trauliche Nähe der Freundin, wie die heitere Aussicht auf den nahenden Frühling und eine glücklichere Zukunft. Wie trügerisch hatten sich doch die Hoffnungen erwiesen, mit welchen er einst den Ort betrat, den er jetzt, einem Flüchtlinge gleich, zu verlassen eilte. Wohl mochten bittere, schmerzliche Empfindungen seine Seele bewegen, als er hinter dem Kärrner einherschritt, welcher die dürftige Habe der neuen Behausung zuführte.

Anmerkungen.

I.

1) L. à Msr. de Malesherbes vom 26. Jan. 1762. — Zum Gesammtinhalte des vorliegenden dritten Abschnittes vgl. das neunte Buch der Confessions.

2) Sie bestand aus fünf Zimmern, Küche und Keller; auch fehlte es nicht an einem Brunnen und einem ziemlich großen Gemüsegarten. S. Mémoires de Mad. d'Epinay II. p. 268.

3) 2000 Franken etwa, der Rest der Summe, welche der Devin de village eingetragen hatte. Daß sie noch zur Verfügung standen, ist ein Beweis für die umsichtige Sparsamkeit, mit welcher Rousseau in seiner prekären Lage etwaigen Bedürfnissen der Zukunft durch Anlage eines Reservecapitals Rechnung trug.

4) L. à Mad. d'Epinay vom April (1757).

5) Vgl. neben den Confessions die reizende Schilderung im dritten Briefe an H. de Malesherbes (vom 26. Jan. 1762).

6) S. Confessions L. 9. Sie lassen die materiellen Züge des idealen Bildes hervortreten, welches in dem schon angeführten (dritten) Briefe an Malesherbes entworfen wird, ohne doch die Wahrheit desselben in Frage zu stellen.

7) Charles Irénée Chastel, Abbé de St. Pierre, geb. am 18. Februar 1658 auf dem Schlosse St. Pierre Eglise bei Honfleur in der Normandie, starb zu Paris am 29. April 1743. Er widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt 1702 die Stelle eines Almoseniers bei der Herzogin von Orleans. Seit 1695 Mitglied der franz. Akademie, stieß ihn diese erlauchte Körperschaft im Jahre 1718 (gegen die eine Stimme von Fontenelle) aus, weil er die Regierung Ludwig's XIV. mehrfach (besonders in dem Traité sur la Polysynodie) scharf getadelt hatte. — Von seinen Ouvrages de politique et de morale, in welchen er eine durchgreifende politische und sociale Reform anstrebte, und eine Reihe von wichtigen Fragen, wie den ewigen Frieden, Verbesserungen in der Verfassung und Verwaltung des Staates, den Pauperismus, die Abschaffung des Cölibats, die Beseitigung der Barareskenstaaten u. s. w. zur Sprache brachte, gab er auf eigne Kosten eine Sammlung (in 16 Bänden, Rotterdam 1735—41) heraus, um sie dann an Freunde und Bekannte zu verschenken.

II.

8) Bekanntlich sollen schon Heinrich IV. und dessen Minister Sully den Plan verfolgt haben, Europa durch eine umfassende Conföderation seiner einzelnen Staaten den Frieden zu sichern. Gewiß ist, daß diese Frage seitdem vielfach und

um so eifriger ventilirt wurde, jemehr sich die Grundsätze der Aufklärung und Humanität Bahn brachen. Wir wollen hier nur daran erinnern, daß auch der große Denker von Königsberg, Imm. Kant, sich bewogen fand, sie in einer besondern Schrift („Zum ewigen Frieden“, 1796) eingehend zu erörtern.

9) Es erschien unter dem Titel: Projet de rendre la paix perpétuelle en Europe (Utrecht 1713, Paris 1716). Ein Auszug aus diesem größeren Werke bildet den ersten Band der Anm. 7 erwähnten Ouvrages de politique et morale.

10) Extrait du projet de paix perpétuelle de l'abbé de St. Pierre. Man findet ihn O. c. de J. J. R., éd. Lahure (Paris 1862), vol. III. p. 74—92. — Im Druck erschien dieser Auszug 1761. Rousseau hatte ihn gegen ein Honorar von 12 Louisd'or an Herrn de Bastide überlassen, der ihn in sein Journal Le Monde aufnehmen wollte, dann aber doch, angeblich weil die Censur Schwierigkeiten gemacht hatte, als eine besondere Schrift veröffentlichte. Vgl. Confess. L. 11 im Anf., Correspond. Nr. 215, 227. (Wir citiren die Briefe Rousseau's fortan nach der Ed. Lahure, in welcher sie einen Theil des 6ten, dann den 7ten und 8ten Band füllen.)

11) Auch hat die Folgezeit bewiesen, daß seine Gedanken und Vorschläge nicht so ganz unpraktisch waren, wie sie den Zeitgenossen zu sein schienen. Die fünf Artikel seines Grundvertrags wurden in der deutschen Bundesakte fast wörtlich wiederholt, und die „Heilige Allianz“ verfolgte im Wesentlichen dasselbe Ziel, auf welches er die Fürsten seiner Zeit hingewiesen hatte.

12) Das Jugement sur la Paix perpétuelle findet sich O. c. vol. III. p. 93 sqq. Gedruckt wurde es erst nach dem Tode des Verfassers.

13) Des Traité sur la Polysynodie (1718).

14) S. oben Anm. 7. Der Platz des Abbé blieb bis zu seinem Tode unbesetzt.

15) Extrait du Traité sur la Polysynodie, O. c. vol. III. p. 99—110 — Jugement sur le traité etc. Ibid. p. 110 sqq. Beide Aufsätze wurden erst nach Rousseau's Tode veröffentlicht.

III.

16) Auch die Biographie des Abbé, welche Rousseau den Werken desselben hinzuzufügen gedachte, blieb liegen. Wir sehen indeß aus einigen kurzen Notizen, die man neuerlich unter seinen Papieren aufgefunden hat, daß er sich wenigstens eine Zeit lang bemühte, das nöthige Material für diese Arbeit zu sammeln. Dieselben enthalten theils Thatsachen aus dem Leben des Abbé, theils charakteristische Aeußerungen von oder über ihn, sind aber zu unbedeutend, als daß es sich der Mühe verlohnen könnte, länger bei ihnen zu verweilen. Man findet sie in Oeuvres et Corresp. inédites publ. par Streckeisen-Moulton (Paris 1861) p. 301 sqq.

17) Vgl. Conf. 9. p. 329 (Lah. vol. VI. p. 13): Nous passions tête-à-tête sous les ombrages des heures charmantes, dont je n'avais jamais si bien senti la douceur. Elle me parut la goûter elle-méme encore plus, qu'elle n'avait fait jusqu' alors. Elle m'ouvrit son coeur sans réserve . . . . . .

18) S. z. B. L. à Mad. d'Epinay vom 12. April (Corr. Nr. 115).

19) Wir werden bald Gelegenheit haben, das im Texte Gesagte an bestimmten Vorgängen näher nachzuweisen.

20) Vgl. die Correspondenz aus dem Frühjahre und Sommer 1756.

21) Das nicht eben günstige Urtheil, welches hier und im Folgenden über Grimm ausgesprochen wird, ist keineswegs, wie man vielleicht glauben könnte. von der Rousseau'schen Auffassung seines Charakters abhängig, sondern beruht auf dem Eindrucke, welchen die Lektüre der eignen Schriften des Mannes bei uns hinterlassen hat.

IV.

22) Grimm meldet das Erscheinen des Gedichtes im Januar 1756 (Corresp. I. 1). Es werde, meint er, den Frommen nicht gefallen. In der That erregte es großen Anstoß, vor Allem in Genf, in dessen unmittelbarer Nähe Voltaire damals lebte. Auch sprach man dort gleich Anfangs den Wunsch aus, daß Rousseau die Widerlegung seines Inhaltes übernehmen möge. „Ihre Briefe", schrieb ihm der befreundete Geistliche Roustan, „werden von allen unseren Mitbürgern gelesen und verschlungen; werden Sie diese traurigen Dinge passiren lassen, ohne ein Wort zu sagen?" — Was Voltaire angeht, so legte er zwar in den Briefen an seine „betitelten" Correspondenten eine tiefe Trauer über das furchtbare Ereigniß an den Tag. Doch hinderte ihn dieselbe nicht, dem Pastor Vernes zu schreiben: On dit que vous avez fait sur l'événement un si beau sermon, qu'il serait en vérité fâcheux que Lisbonne n'eût pas été détruite, car ou aurait été privé d'un magnifique discours. (V. Gaberel, Rousseau et les Genevois p. 102).

23) Leibnitz entwickelt diese seine Ansicht in dem berühmten Essai de Théodicée sur la bonté de Dieu. la liberté de l'homme et l'origine du mal (2 Bde. Amsterdam 1710). Pope brachte sie dann später in seinem philosophischen Lehrgedichte Essay on Man (1733) in wohlklingende Verse.

24) So namentlich in der Profession de foi du Vicaire Savoyard (Emile L. IV).

25) S. L. de Voltaire vom 21. Sept. 1756 (Corresp. No. 124) — Rousseau's Brief (Corr. No. 123,) datirt vom 18. August. — Rousseau wagte es doch nicht, seine Epistel direkt an ihre Adresse zu befördern. Er schickte sie dem bekannten Arzte Tronchin, welcher ihm selbst zu dieser Zeit sehr nahe und auch mit Voltaire auf freundlichem Fuße stand, mit der Bitte, „doch ja zu erwägen, ob der Eifer, welcher diese Zeilen diktirt habe, nicht eine zu große Unbescheidenheit einschließe." Finde er, „daß der Verfasser weniger Recht habe, als er geglaubt, oder Herr von Voltaire weniger Philosoph sei, als er vorausgesetzt", so möge er den Brief bei Seite legen und, ohne ihn zu zeigen, zurückschicken. „Kann er aber meinen Freimuth ertragen, so bitte ich, ihn versiegelt zu übergeben, wobei Sie zugleich Alles hinzufügen wollen, was Sie für geeignet halten, ihn davon zu überzeugen, daß ich keinen Augenblick die Absicht gehabt habe, ihn zu beleidigen." (L. à Tronchin vom 18. Aug.) — In seiner Antwort spricht Tronchin zwar die große Befriedigung, mit welcher er selbst das Sendschreiben gelesen, aber zugleich die Befürchtung aus, daß es auf Voltaire nicht den gewünschten Eindruck machen werde. Auch meldete er gleich nachher: „Unser Freund Gauffecourt ist Zeuge des Auftritts gewesen, als er Ihren schönen Brief las. Wenn derselbe gar keine Wirkung hervorbrachte, so liegt es daran, daß man mit sechszig Jahren selten von den Uebeln geheilt wird, die mit achtzehn begonnen haben. Man hat ihn einmal verwöhnt, und uns bleibt nur übrig, ihn zu bedauern." (L. v. 1. Septbr.; s. Gaberel, l. c. p. 102 sqq.) — Man sieht übrigens aus dem, was im Texte gesagt wurde, daß Voltaire seinen Verdruß recht wohl zu verbergen wußte. Wie wenig ihn aber Rousseau eines Besseren belehrt hatte, beweist der zwei Jahre später (1758) erschienene Roman Candide, in welchem er die optimistische Weltanschauung schonungslos persiflirte.

26) Rousseau war von dieser Antwort sehr befriedigt. Er schrieb an Tronchin: J'ai été charmé de la réponse de M. de Voltaire; un homme qui à pu prendre ma lettre comme il a fait mérite le titre de philosophe, et l'on ne peut être plus porté que je le suis à joindre à l'admiration que j'eus toujours pour ses écrits l'estime et l'amitié pour sa personne. (Aus einem ungedr. Br. bei Sayous' Le 18ième siècle à l'Etranger I. p. 258.)

27) Die Zuschrift, welche Rousseau im Juni 1760 (Corresp. No. 228) an Voltaire richtete, steht mit der Angabe im Texte nicht in Widerspruch. Er verfaßte sie, um einen Vorwurf abzulehnen, den ihm sein damaliger Gegner möglicher Weise machen konnte. Es wurde ihm nämlich mitgetheilt, daß der Brief, welchen er Voltaire vor vier Jahren geschrieben hatte, in einem Berliner Journale abgedruckt worden. Die Vermuthung lag nahe, daß diese Veröffentlichung nicht ohne sein Zuthun erfolgt sei. Er hielt es daher für nöthig, sich gegen eine solche Annahme ausdrücklich zu verwahren und zugleich für seine Pflicht, sich zu Allem bereit zu erklären, was von seiner Seite etwa geschehen könnte, um die fernere Verbreitung des indiscreten Abdrucks zu hindern. Interessant ist die Offenheit, mit der er am Schlusse dem Manne, in welchem er zu dieser Zeit seinen schlimmsten Feind erblickte, ohne Umschweife sagt, was er von ihm hält und wie er zu ihm steht: Je ne vous aime point, monsieur; vous m'avez fait les maux qui pouvaient m'être les plus sensibles, à moi votre disciple et votre enthusiaste . . . . . . Je vous hais enfin, puisque vous l'avez voulu; mais je vous hais en homme, encore plus digne de vous aimer, si vous l'aviez voulu . . . . Si je ne peux honorer, en vous que vos talents, ce n'est pas ma faute; je ne manquerai jamais au respect que je leur dois, ni aux procédés que ce respect exige. Adieu, monsieur.

V.

28) L. à Mad. d'Epinay. Corresp. No. 126.
29) Vgl. Corresp. No. 128—32.
30) S. u. A. L. IV an Malesherbes (Corresp. No. 318).
31) Man findet sie in den Confessions L. 9.
32) Vgl. L. III an Malesherbes (Corresp. No. 317).
33) S. L. à Mad. d'Epinay (Corresp. No. 133).
34) Vgl. den nächstfolgenden vierten Abschnitt d. W. I.
35) L. à Diderot (Corresp. No. 142). — Der weiterhin benutzte Brief an Mad. d'Epinay Corresp. 133.
36) à Diderot (Corresp. 141).
37) S. Corresp. No. 135.
38) Corresp. No. 134 u. 136.
39) Diderot's Brief liegt nicht vor; sein Inhalt ergiebt sich indeß aus der Antwort Rousseau's (Corresp. 142).
40) Vgl. Corresp. No. 143.
41) L. vom Februar. Corresp. No. 145.
42) Corresp. No. 145.

VI.

43) La Nouvelle Héloise, oder, wie die ursprüngliche Aufschrift lautete, Julie ou les deux Amants, erschien im Jahre 1761. Das Werk besteht aus sechs Büchern oder Theilen von ungleichem Umfange. (Ed. Lahure, vol. III. p. 118—648.)

44) Der Umstand, daß der Verfasser für seine Darstellung die Briefform gewählt hat, bringt es mit sich, daß die einzelnen Momente, welche für das Verständniß der Charaktere und Vorgänge von Wichtigkeit sind, vielfach zerstreut und nicht selten nur gelegentlich zur Geltung kommen. Wir halten es deshalb für angemessen, sie durch eine zusammenhängende Erzählung zu ersetzen, welche die zerstreuten Charakterzüge zu einheitlichen Gesammtbildern verbindet, und den Fortgang der Begebenheiten in ihrer natürlichen Folge so darstellt, daß wenigstens für die bedeutsameren Wendungen die Motive klar und vollständig hervor-

treten. Unseres Erachtens kann ohne eine solche Reproduction weder der psychologische Gehalt, noch der ästhetische Werth des Romans richtig geschätzt werden.

VII.

45) Rousseau erzählt die früheren Vorgänge in einem besonderen Anhange, den er unter dem Titel Les Amours de Milord Edouard Bomston seinem Roman beifügte. (Vol. VI. p. 640—48. Ed. Lah.) Dagegen läßt er, was sich später während der Anwesenheit der beiden Freunde in Rom begiebt, von diesen selbst in einigen Briefen des sechsten Theiles berichten.

VIII.

46) Worte Karl Frenzels (in seinem Aufsatze „Louise d'Epinay und J. J. Rousseau" Dichter und Frauen, S. 265 fg.), der damit oft Gesagtes wiederholt.

47) Allerdings ist das zweite dieser Paare, welches von den beiden Römerinnen gebildet wird, von Rousseau nur flüchtig skizzirt worden. Dennoch glauben wir dasselbe hier erwähnen zu dürfen.

48) Vgl. die Seconde Préface zur N. H., in welcher sich Rousseau über die Gesichtspunkte ausspricht, welche ihn bei Abfassung des Romans geleitet haben, und denselben zugleich den Anklagen und Bedenken gegenüber, zu welchen er Anlaß geben kann, zu rechtfertigen sucht. Wir haben dieses ausführliche, in Form eines Dialogs verfaßte Plaidoyer (Vol. VI, p. 119—34, éd. Lah.), welches übrigens eine im Ganzen recht unbefangene Würdigung der Licht- und Schattenseiten des Werkes enthält, bei den im Texte folgenden Bemerkungen stets im Auge gehabt.

49) Gaberel, Rousseau et les Genevois p. 129 sqq.

IX.

50) S. Mémoires de Mad. d'Epinay I. p. 111 sqq., zu vgl. mit Musset-Pathay, Hist. de la vie et des ouvrages de Rousseau, II. p. 133.

51) S. Mémoires I. p. 320 sqq., p. 330 sqq. Die Rohheit und Habsucht, welche beim Begräbnisse, bei der Testamentseröffnung und Inventarisation zu Tage treten, übersteigen alle Begriffe.

52) Bis zum Tode der Betheiligten, welcher erst im höchsten Alter erfolgte. (St. Lambert starb im J. 1803, die Gräfin d'Houdetot zehn Jahre später. Die Ehe der letzteren aber fällt in das Jahr 1748, ihre Verbindung mit St. Lambert 1751, ihr Besuch bei Rousseau in den Herbst 1756. Vgl. Musset-Path. l. c.)

53) Die Confessions wissen davon nichts; s. aber L. à Mad. d'Epinay aus dem Januar. (Corresp. No. 144.)

54) Vgl. neben den Confessions die Memoiren der Mad. d'Epinay und die Angaben verschiedener Zeitgenossen bei Musset-P. im 2. Bande s. v. d'Houdetot.

55) Man denke an Frau v. Warens, an die Larnage, Therese, an Mad. Dupin u. s. w.

56) Vgl. L. à Sophie (Corresp. No. 154). Dieser Brief ist der einzige, welcher aus der Correspondenz Rousseau's mit der Gräfin, sofern sie der hier in Rede stehenden Zeit des intimen Verkehres angehört, auf uns gekommen ist. Wir werden auf das interessante Schriftstück bald noch näher eingehen; hier bemerken wir nur, daß es die persönliche Beziehung der Beiden im Wesentlichen ebenso darstellt, wie sie in den Confessions geschildert wird, also geeignet ist, die Erzählung Rousseau's zu bestätigen.

X.

57) L. à Sophie (s. die vorige Anm.), écrite avant le prochain retour de ton amant. Wir theilen den Brief an dieser Stelle mit, weil er einen klaren Einblick in den damaligen Seelen- und Herzenszustand Rousseau's gewährt und den eigenthümlich widerspruchsvollen Charakter seines Verhältnisses zur Gräfin in das hellste Licht stellt.

58) Ihre Memoiren lassen diese ihre Ansicht deutlich genug erkennen. Das Prädikat „gut", welches sie der Gräfin ertheilt, hat die Nebenbedeutung „bornirt".

59) Vgl. Mémoires de Mad. d'Epinay III. p. 8. 31. 44. 68.

60) Wie Morin glaubt (Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau, chap. II.) — Wir möchten es für wahrscheinlicher halten, daß die Mutter Theresen's die Rolle des Denuncianten gespielt habe.

61) S. Musset-Pathay l. c. vol. II. s. v. St. Lambert.

62) Schon die Zeitgenossen urtheilten zum Theil nicht günstiger. Mad. du Deffand schreibt ihrem Freunde Walpole (März 1769): Je ne vous enverrai point St. Lambert (d. h. seine Dichtung). Rien, selon mon goût, n'est plus fastidieux, excepté huit vers que voici ..... Ce St. L. est un esprit froid, fade et faux; il croit regorger d'idées, et c'est la stérilité même et sans les roseaux, les ruisseaux, les ormeaux et leurs rameaux, il aurait bien peu de choses à dire. — Walpole antwortet: Ah, que vous en parlez avec justesse! le plat ouvrage! point de suite, point d'imagination, une philosophie froide et déplacée .... en un mot c'est l'Arcadie encyclopédique. On voit des pasteurs, le dictionnaire à la main, qui cherchent l'article tonnerre, pour entendre cequ'ils disent eux-mêmes d'une tempête.... (Musset-P. II. p. 297.)

63) Zu diesen Ansichten bekennt er sich noch in seinem letzten Werke, dem prosaischen Catéchisme universel ou les principes des moeurs chez toutes les nations (1789). — Ueber seinen schamlosen Cynismus vgl. Band I. p. 494. Anm. 97.

64) Als die Gräfin im Jahre 1798 mit ihrem Gemahle das Fest der goldnen Hochzeit feierte, zeigte Saint-Lambert eine auffallend üble Laune, welche von allen Gästen bemerkt wurde. Und doch war die Frau damals 70, der Mann 80 und der Liebhaber 84 Jahre alt. — Um dieselbe Zeit hatte Mad. d'Houdetot ein junges Mädchen bei sich, dem sie zum großen Verdrusse des Marquis sehr zugethan war; die Aufmerksamkeiten, welche sie ihm erwies, waren für Saint-Lambert ebenso viele Dolchstiche." (Musset-P. II. p. 296.)

65) L. à Saint-Lambert vom 4. Septbr. (Corresp. No. 165).

66) An Denselben vom 28. Oktober (Corresp. 169).

XI.

67) Vgl. die Briefe und Billets aus dieser Zeit. (Corresp. No. 155 sqq.)

68) Ueber das Detail s. die Confessions, womit zu vgl. die Auszüge aus einem Briefe des Stiefsohnes der Mad. d'Epinay, welche Morin a. a. O. p. 37 mittheilt.

69) L. à Vernes vom Februar 1758 (Corresp. No. 176).

70) Neben den Confessions vgl. die Correspondenz, besonders die Briefe an Saint-Lambert (Corresp. No 169), an Grimm (Corresp. No. 166). — Wir wissen zwar, daß das im Texte mehrfach hervorgehobene geheime Motiv der Reise entschieden geleugnet worden ist. Auch geben wir zu, daß es schwer sein dürfte, die Existenz desselben außer Zweifel zu stellen. Doch kommt im Grunde wenig darauf an, ob es wirklich bestimmend war oder nicht; zur Rechtfertigung Rousseau's genügt es vollkommen, daß er an sein Vorhandensein glaubte.

71) Vgl. L. à Grimm (Corresp. No. 166).

72) L. à Mad. d'Epinay vom Oktober (Corresp. No. 167).

73) S. den Brief bei Morin a. a. O. p. 27.

74) Vgl. Morin p. 27, 37.

75) L. à Mad. d'Epinay vom 17. Decbr. (Corresp. No. 174.) — Ueber die im Folgenden erwähnte Zuschrift vom Januar s. die Confessions.

76) Vgl. den Brief des Stiefsohns bei Morin p. 37.

77) L. vom Februar 1758 (Corresp. No. 178). Der Brief beweist, daß die Confessions irren, wenn sie eine Antwort in Abrede stellen.

78) L. à Mad. d'Houdetot vom 8. November (Corresp. No. 171).

79) An dieselbe vom November (Corresp. No. 172).

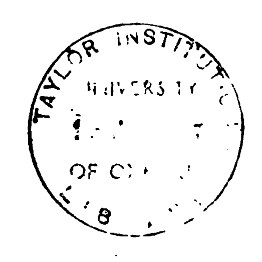
80) An dieselbe vom März 1758 (Corresp. No. 181).

81) L. à Sophie vom 13. Juli 1758 (Corresp. No. 187).

82) A Mad. d'Houdetot a. d. J. 1760 (Corresp. No. 222).

83) So hätten sie allerdings den gehässigen Angaben, welche Marmontel noch zu ihren Lebzeiten in seinen Memoiren veröffentlichte, entgegentreten können und sollen. Vgl. Morin a. a. O. p. 44 fg., 84.

84) Einzelnes bei Morin, chap. 2, der indeß in der Verurtheilung St. Lambert's zu weit geht. — Die verächtliche Aeußerung, welche sich die Gräfin in späterer Zeit über Rousseau erlaubt haben soll (s. Morin p. 516), scheint uns nicht hinlänglich beglaubigt zu sein.



Rousseau's

Leben und Werke.

Vierter Abschnitt.

I.

Es war am 15. Dezember 1757, als Rousseau in die Gartenwohnung des Herrn Mathas einzog. Sie war klein und schlecht genug; man mußte sich, so gut es eben anging, einzurichten suchen. Die unteren Räume nahm Therese für sich und die Küche in Anspruch [1]); für Rousseau blieb ein einziges Zimmer im ersten Stock, welches sich überdies in einem sehr baufälligen Zustande befand. Zur Sommerzeit hätte für die Mängel der Wohnung der anliegende Garten in etwa Ersatz bieten mögen. Derselbe lief in eine Terrasse aus, auf welcher ein kleiner Pavillon stand, der eine hübsche Aussicht auf den Wald und die Teiche von Montmorency gewährte. Leider war er nicht heizbar und, ringsum offen, jedem Winde und Wetter zugänglich.

Uebrigens entsprach der triste Ort der traurigen Lage und Stimmung seines Bewohners. Rousseau erfuhr doch jetzt, daß „das Herz nicht ungestraft jung bleibt, wenn der Körper alt geworden". Die andauernde leidenschaftliche Erregung der letzten Monate, die stete Spannung des Gemüthes und der Sinne hatte auf den leiblichen Organismus höchst nachtheilig eingewirkt. Ihr war es theilweise zuzuschreiben, daß die alten lokalen Leiden mit verdoppelter Heftigkeit auftraten, und sich ihnen ein neues zugesellte, als dessen Ursache die Aerzte bald einen unheilbaren Bruch erkannten. Eine Reihe von sehr schmerzhaften Zufällen war die Folge dieser Uebel. Sie wichen nur, um einer völligen Erschöpfung Platz zu machen, die den Gedanken an eine bevorstehende Auflösung nahe legte. „Meine Krankheit", schreibt Rousseau seinem Genfer Freunde Vernes, „hat diesen Winter solche Fortschritte gemacht, ich habe so viele Schmerzen jeder Art empfunden, ich fühle mich so geschwächt, daß ich anfange, zu fürchten, es werde mir an Kraft und Mitteln fehlen, meine Absicht — es handelte sich von der Uebersiedlung in seine Vater-

stadt — auszuführen. Ich tröste mich indeß darüber, wenn ich den Zustand erwäge, in welchem ich mich befinde. Was könnte es mir nützen, in Eurer Mitte zu sterben? Was liegt daran, wo mein Körper seine Ruhestätte findet? ... Möglich allerdings, daß die gegenwärtige Lage noch geraume Zeit fortdauert, aber sie ist doch so, daß ich nicht weiß, ob dieser Brief nicht der letzte sein wird" [2]).

Ob Rousseau den Tod, wenn er ihm wirklich nahe getreten wäre, in der That so ruhig, ja freudig erwartet hätte, wie er damals glaubte? Freilich schrecken konnte er ihn nicht wohl. Grade in dieser Zeit wurde, scheint es, der Glaube an ein künftiges Leben, welchen er sich aus den Tagen der Kindheit bewahrt, und auch im Verkehre mit den philosophischen Starkgeistern nicht verloren hatte, einmal wieder recht lebendig in ihm. Wiederholt spricht er die Ueberzeugung aus, daß die Seele des Menschen unsterblich, und der Tod nur die Brücke sei zu einem besseren, glücklicheren Leben. Ihn erfüllt die feste Zuversicht, daß jenseits des Grabes die göttliche Gerechtigkeit für die Mühen und Leiden dieses irdischen Daseins entschädigen werde [3]). Wie hätte er den Tod fürchten sollen, da er ihm eine so trostreiche Aussicht eröffnete, und bei der Wendung, die sein Schicksal genommen, nichts rauben konnte, was für ihn von besonderem Werthe gewesen wäre? Lag doch die Zukunft öde und freudlos vor ihm; seitdem die Freundschaft sich als einen leeren Wahn erwiesen, hatte das Leben allen Reiz verloren. Freilich konnte die Erfahrung, daß die Zuneigung der Menschen keinen Bestand habe, die Sehnsucht nach liebender Gemeinschaft nicht aufheben. Das Herz verlangte immer noch nach einem Gute, dessen Besitz die Einsicht für eine Täuschung erklärte, und zuweilen selbst als ein Unrecht betrachten zu müssen glaubte. „Ist nicht die ausschließliche Liebe, welche wir unseren Freunden zuwenden, ein Raub, den wir an dem Vaterlande, an der Menschheit begehen? Die Menschen sind alle unsere Brüder, sie müssen alle unsere Freunde sein; wir büßen daher mit Recht für unsere exclusive Zuneigung, die uns blind und ungerecht macht, und das Weltall auf die geliebten Personen beschränkt" [4]).

Es liegt allerdings nahe, bei Aeußerungen dieser Art an den Fuchs zu denken, dem die Trauben zu sauer waren. Indeß gingen sie doch auch aus dem Bewußtsein hervor, daß die persönliche Hingebung an einzelne Individuen, wenn sie so unbedingt auftritt, wie das bei Rousseau der Fall zu sein pflegte, in der That jede anderweitige Theilnahme ausschließt, und insofern mit der allgemeinen Menschenliebe unvereinbar ist. Das Bedürfniß aber war stärker, als der Vorwurf, welchen das Gewissen erheben mochte, und der Wunsch darum nicht weniger lebhaft, weil er sich auf ein unberechtigtes Ziel zu richten schien. Rousseau hält vor wie nach dafür,

daß eine rückhaltlose persönliche Intimität das einzige wahre Glück im Leben ist. Zweifelt er auch, daß dieses Glück für ihn erreichbar sei, er kann doch nicht umhin, es stets von Neuem in Aussicht zu nehmen. Es hilft ihm wenig, daß er „täglich älter wird"; in dieser Beziehung „ist und bleibt er ein Kind". Mögen die übrigen Menschen ihn vergessen, wenn er nur einige wenige Vertraute hat, die seiner in Liebe gedenken. Er kennt kein Bedürfniß, dem er nicht selbst zu genügen vermöchte. Nichts fehlt ihm, als ein Freund, den er lieben darf, und der ihn wieder liebt. Findet er ein Herz, das sich ihm wahrhaft hingiebt, so fühlt er sich reich genug. Jede weitere Gabe ist überflüssig; sie kann weder die Leiden des Körpers, noch den Kummer der Seele mildern, und würde nur die Freude stören, die es ihm gewährt, „seinen Träumen von uneigennütziger Liebe und Freundschaft nachzuhängen". Ist aber der Glaube an sie ein Wahn, nun wohl, er wird sich seinerseits bemühen, ihn zur Wahrheit zu machen. Die Täuschungen, welche er bis dahin erfahren hat, halten ihn nicht von neuen Versuchen ab. Gelingen sie, so hat er Alles erreicht, was er zu einem glücklichen Leben bedarf. Stellt sich heraus, daß er sich abermals geirrt, so wird ihn das zwar betrüben, aber nicht weiter überraschen oder erschüttern. Wie erwünscht es ihm auch sein würde, seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt zu sehen, er ist doch darauf gefaßt, daß sie ihren Zweck verfehlen[5]).

Gewiß eine seltsame Weise, Anderen seine Freundschaft anzutragen. Man kann sich nicht eben wundern, wenn aus dieser Saat des Mißtrauens später offener Zwiespalt hervorwuchs. Die hingebende Zurückhaltung aber, welche Rousseau den möglichen Freunden gegenüber bewies, gestattet einen klaren Einblick in den Zustand seiner Seele. Er möchte den Glauben an die Menschen festhalten, und kann doch den Zweifel an ihre Wahrheit nicht ersticken; er fühlt sich gedrängt, ihnen sein volles Vertrauen zuzuwenden, und ist doch außer Stande, den tief gewurzelten Argwohn gegen sie zu unterdrücken. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß er in dem vorliegenden Falle Grund hatte, auf seiner Hut zu sein. Es stellte sich bald genug heraus, daß zwischen ihm und den jungen Leuten, welche sich damals an ihn anschlossen, ein intimes Verhältniß, wie er es wünschte, unmöglich war. Nicht als ob sie ihn absichtlich getäuscht hätten; vielmehr lag der Irrthum, sofern von einem solchen die Rede sein kann, auf seiner Seite. Auch läßt sich der Versuch, da ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß zu begründen, wo es durch die natürliche Verschiedenheit des Alters, wie der Denk- und Lebensweise ausgeschlossen wurde, nur aus dem unwiderstehlichen Drange eines liebebedürftigen Herzens erklären und entschuldigen. Rousseau hatte wirklich nicht so Unrecht, wenn er sich selbst ein „altes Kind" nannte.

Er war im Grunde immer noch geneigt, sich, wie vor Jahren in Turin seinem Freunde Bacle, Jedem in die Arme zu werfen, der ihm freundlich begegnete, und eine gewisse persönliche Anhänglichkeit an den Tag zu legen schien. Freilich ging jetzt dieser Neigung der nimmer ruhende Zweifel zur Seite, so daß sie fast in jeder ihrer Aeußerungen sofort wieder dementirt wurde.

Verständiger, als das Bestreben, neue Freunde in Menschen zu gewinnen, die es der Natur der Sache nach nicht werden konnten, war jedenfalls die Sorge, sich die alten zu bewahren. Allerdings konnte es sich nur noch um Diderot handeln, der aber in den Augen Rousseau's alle übrigen mehr als aufwog. Wir sahen, wie durch die Vorgänge in der Eremitage auch das Verhältniß zu ihm wiederholt erschüttert, doch aber in Folge persönlicher Besprechungen immer wieder hergestellt wurde. Auch jetzt, nachdem er mit Grimm und seiner Freundin entschieden gebrochen hatte, bestand es noch fort. Der Einfluß des Barons war, scheint es, nicht so groß, daß Diderot ihm zu Liebe den Verkehr mit dem vieljährigen Vertrauten hätte aufgeben mögen. Indeß gab er ihm doch mehr nach, als sich mit den Beziehungen, in welchen er bisher zu Rousseau gestanden, vertrug. Ohne das Verhalten desselben gradezu zu tadeln, ließ er doch merken, daß auch er es nicht billige, und wiewohl er die Vorwürfe und Anklagen der Gegner nicht zu den seinigen machte, deutete er doch an, daß er sie nicht für unberechtigt halte. Zugleich regte er den Freund, dessen leidenden Zustand und trübe Stimmung er kannte, statt ihn zu erheitern und zu beruhigen, durch seine dunkeln Mittheilungen über das, was in den Pariser Kreisen zu seinem Nachtheile gesprochen wurde, nur noch mehr auf[6]). Rousseau wußte nicht, was er von diesem zweideutigen Benehmen denken sollte. War Diderot noch sein Freund, oder war er es nicht mehr? Jedenfalls konnte er die qualvolle Ungewißheit, in welcher er schwebte, nicht länger ertragen. Sie mußte beseitigt, das unklare Verhältniß, welches ihn in beständiger Unruhe erhielt, zur Klarheit gebracht werden.

Die Zeilen, welche er zu dem Ende an den alten Freund richtete — es sind die letzten, die er ihm überhaupt schrieb — geben ein unzweideutiges Zeugniß von der tiefwurzelnden Anhänglichkeit, die er für ihn hegte, und nicht minder von dem aufrichtigen Wunsche, daß das Verhältniß zu ihm den Charakter der vertraulichen Intimität wiedergewinnen möge. Freilich war daran nicht zu denken, wenn Diderot fortfuhr, „die hämischen Anklagen böser Zungen nicht blos zu berichten, sondern ziemlich unverholen in sie einzustimmen.“ Es verstand sich von selbst, daß er nicht länger der Freund eines Mannes sein konnte, den er einer so niedrigen Gesinnung und so abscheulicher Handlungen fähig glaubte. Wie aber war es möglich,

daß auch er sich zu einer Ansicht bekannte, welche kaum bei einem erklärten Gegner begreiflich schien? Hat er doch den Freund sechszehn Jahre lang für einen guten, rechtschaffenen Menschen gehalten. Und nun hält er ihn mit einem Male für schlecht? Traut er denn dem eigenen Urtheile, welches auf einem langen, vertrauten Umgange basirt, und überdies durch das Zeugniß der übrigen Bekannten bestätigt wird, weniger, als den Einflüsterungen gewisser Leute, deren Charakter sich ihm keineswegs in gleicher Weise bewährt hat? Zwar eine Täuschung bleibt immer denkbar, doch ist es jedenfalls sehr unwahrscheinlich, daß ein Mann, wie Rousseau, der seine Gedanken und Empfindungen so wenig zu verbergen weiß, seinem scharfsichtigen Freunde gegenüber die Maske der Redlichkeit so lange hätte tragen können, ohne von ihm durchschaut zu werden.

War er aber nicht der schlechte Mensch, als welcher er jetzt gelten soll, warum hätte er es werden sollen? Niemand thut das Böse ohne Grund und Zweck. Gäbe es aber doch ein solches Ungeheuer, so würde es gewiß nicht vierzig Jahre warten, ohne seine unnatürlichen Gelüste zu befriedigen. Möge sich Diderot die Lebensweise des Freundes, seine Neigungen und Leidenschaften, seine Sympathien und Antipathien vergegenwärtigen, und sich dann fragen, welches Interesse ihn wohl hätte bestimmen können, den Weg der Rechtschaffenheit zu verlassen. Rousseau zweifelt nicht, daß es ihm schwer werden wird, ein solches Motiv aufzufinden. In der That, was hätte er bei seinem leider „nur zu gefühlvollen" Herzen dabei gewinnen mögen, mit Denjenigen willkürlich zu brechen, die ihm theuer waren? Nie hat er nach Aemtern und Würden, nach Pensionen und Ehrenstellen getrachtet, und darum auch keine Concurrenten aus dem Wege zu räumen. Er, der nur die Einsamkeit und die Ruhe sucht, für den das höchste Gut in einem trägen Nichtsthun besteht, dem seine Indolenz und seine körperlichen Gebrechen kaum Zeit lassen, für seinen Unterhalt zu sorgen, hat wahrlich keine Veranlassung, sich in das ruhelose Getriebe des Verbrechens oder der Bosheit zu stürzen. Wie man auch über seinen Rückzug aus der Welt urtheilen möge, wahr bleibt doch, daß man die Menschen nicht flieht, wenn man ihnen zu schaden wünscht. Auch pflegt es einem Schurken nicht an Gewandtheit und Kaltblütigkeit zu fehlen; er hat sich stets in seiner Gewalt, geräth nie in leidenschaftliche Aufregung. Hat Diderot diese Charakterzüge etwa auch an seinem Freunde wahrgenommen? Rousseau glaubt es nicht; heftig und aufbrausend im Zorne, handelt er bei kaltem Blute oft leichtfertig und unüberlegt. Das aber sind nicht die Fehler des Bösewichtes; dagegen werden sie von diesem nicht selten benutzt, um Diejenigen, welchen sie eigen sind, zu Grunde zu richten.

Uebrigens wird es gut sein, daß Diderot auch über sich selbst etwas genauer nachdenkt. Vielleicht verläßt er sich zu sehr auf seine natürliche Güte, und vergißt, daß dieselbe durch Beispiel und Irrthum korrumpirt werden kann. Hat er nie gefürchtet, daß er von geschickten Schmeichlern umgeben sein könnte, die sich seiner mittelst des Köders einer scheinbaren Aufrichtigkeit bemächtigen? Es wäre doch möglich, daß „der beste der Menschen“ eben in Folge seines offenen, graden Sinnes das Werkzeug fremder Hinterlist würde. Rousseau bittet, diesen, wie die übrigen Punkte, sorgfältig zu erwägen, und ihm dann zu antworten. Werden sie keiner Beachtung werth gehalten, so hat er nichts weiter zu sagen. Machen sie aber einigen Eindruck, so ist er gerne bereit, auf eine rückhaltlose Erörterung der schwebenden Fragen einzugehen. Kein Zweifel, daß Diderot dann einen Freund wiederfinden wird, der seiner würdig ist. Möge er die Hand nicht zurückstoßen, welche ihm jetzt zum letzten Male geboten wird; er dürfte es später bereuen. Der sie nach ihm ausstreckt, der trauert in seiner Einsamkeit, vergessen von Allen, die ihm lieb waren. Er kann in Verzweiflung fallen, kann am Ende sterben, den Undankbaren verfluchend, welcher ihm, als er im Unglücke war, so viele Thränen auspreßte, und ihn nun in einer so unwürdigen Weise beschimpft. Vielleicht treten doch früher oder später die Beweise für seine Unschuld an's Licht. Diderot wird dann genöthigt sein, das Andenken des Freundes zu ehren, der Gedanke an seinen Tod aber wird die Ruhe von seinem Lager verscheuchen [7]).

Ob und wie Diderot auf diese Zuschrift antwortete, wissen wir nicht. Es läßt sich indeß vermuthen, daß das stolze Selbstgefühl, welches sie athmet, ihn mehr verletzte, als er durch das sehnsüchtige Verlangen, welches sich zugleich in ihr ausspricht, gerührt wurde, und es deshalb vorzog, zu schweigen. Vielleicht aber hätte das schwankende Verhältniß doch noch länger fortbestanden, wäre nicht ein Zwischenfall eingetreten, der ihm nothwendig ein Ende machen mußte. Wir sagten schon, daß Rousseau von heftigem Zorne ergriffen wurde, als ihm die Gräfin mittheilte, daß seine Leidenschaft für sie in Paris allgemein bekannt, und das Gerede darüber auch St. Lambert zu Ohren gekommen sei, sie sich daher genöthigt sehe, vorläufig jede Verbindung mit ihm abzubrechen. Bald nachher kam St. Lambert nach Montmorency, um dem Freunde einen Besuch zu machen. Da er diesen nicht zu Hause traf, ließ er sich mit Therese in eine längere Unterredung ein, in welcher er ihr manche Einzelheiten über die Beziehungen Rosseau's zur Gräfin erzählte. Natürlich hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Freunde getreu zu berichten, was sie gehört. Hegte dieser schon vorher die Vermuthung, daß es Diderot sei, der St. Lambert unterrichtet habe, so wurde dieselbe jetzt für ihn

zur Gewißheit. Denn die näheren Umstände, um welche es sich handelte, waren außer ihm selbst nur Diderot bekannt gewesen, dem er sie unter dem Siegel der Freundschaft vertraulich mitgetheilt. Es stand also fest: der Freund hatte das ihm anvertraute Geheimniß verrathen, und zwar grade dem Manne, welchem er es vor Allem hätte verbergen sollen. Wirklich war dem so; auch in diesem Falle täuschte sich Rousseau nicht. Als Diderot einige Jahre später dem befreundeten Marmontel über die Ursache seines Zerwürfnisses mit Rousseau die erbetene Aufklärung gab, verfehlte er zwar nicht, die ganze Schuld auf seinen ehemaligen Freund zu werfen, hob aber doch selbst die Thatsache hervor, daß er, freilich in bester Absicht, St. Lambert von der Liebe Rousseau's in Kenntniß gesetzt habe[8]). Ob er deshalb den Namen eines Verräthers verdiente, steht dahin; können wir nicht an die gute Absicht glauben, in welcher er die Indiscretion begangen haben will, so möchten wir ihm doch ebenso wenig eine schlechte zuschreiben. Vermuthlich schwatzte er nur, weil er ein so piquantes Vorkommniß nicht verschweigen konnte. Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, wie diese Heroen des Gedankens in ihrem häuslichen Negligé alten Weibern nicht unähnlich waren. Ein interessanter Unterhaltungsstoff übte auf sie eine zu große Anziehungskraft aus, als daß irgend welche Rücksicht sie hätte bestimmen sollen, ihn unbenutzt zu lassen. Diderot aber mochte sich um so weniger Zwang auflegen, da er nicht gewohnt war, über die Folgen von dem, was er sprach und schrieb, weiter nachzudenken.

Daß Rousseau mit einem Manne, der, wie er die Sache auffaßte, sein Vertrauen so gröblich mißbraucht, nicht länger verkehren wollte, war in der Ordnung. Dagegen erscheint es uns mindestens überflüssig, daß er geraume Zeit überlegte, wie das Verhältniß am besten zu lösen sein möchte. Unseres Erachtens hätte er ihn einfach ignoriren und davon, daß dies fortan geschehen werde, mit wenigen Worten benachrichtigen sollen. Indeß hatte auch er sich zu dieser Zeit von dem damals allgemein herrschenden Glauben, daß solche Privathändel, namentlich unter Männern von Ruf und Ansehen, nicht nur für den engeren Kreis der näheren Bekannten, sondern auch für das größere Publikum von ungemeiner Wichtigkeit seien, noch keineswegs frei gemacht. Er hielt es daher für nothwendig, Allen, die um seine freundschaftlichen Beziehungen zu Diderot gewußt, den Abbruch derselben förmlich zu notificiren. Seltsam, wie er sich dabei mit der Hoffnung schmeichelte, daß eine offene, feierliche Erklärung dieser Art allgemeinen Beifall finden, und so zu seinem Ruhme ausschlagen werde. Man muß eben Franzose, und überdies von einem outrirten Selbstgefühle erfüllt sein, um das große und doch so kleinliche Interesse zu begreifen, mit welchem selbst ein Mann vom Geiste und Cha-

rakter Rousseau's die Vorgänge des persönlichen Lebens zu effektvollen Theatercoups zu verwenden bemüht ist.

Zunächst freilich wußte er nicht, auf welchem Wege er den Absagebrief in die Welt schicken solle, da er in seiner Abgeschiedenheit außerhalb des literarischen Verkehres stand. Indeß fand sich eine Auskunft; die Vorrede zu einer kleinen Schrift, die er grade vollendet hatte, schien ein geeigneter Ort, dem zorn- und doch auch schmerzerfüllten Herzen Luft zu machen. „Man wird", so ließ er sich hier vernehmen, „in diesem Werke weder einen feinen Geschmack, noch einen gewählten Ausdruck, oder die nothwendige Feile finden. Da ich allein lebe, habe ich es Niemandem zeigen können. Früher stand mir ein strenger und scharfsichtiger Aristarch zur Seite; ich habe ihn nicht mehr, und mag ihn nicht länger, aber ich werde seinen Verlust stets bedauern, und er fehlt meinem Herzen weit mehr, als meinen Schriften". Schärfer noch traf die Note, welche diesen Worten unter dem Texte hinzugefügt wurde. Sie enthielt eine Stelle aus dem Ecclesiasten, welche lautet: „Hast Du gegen Deinen Freund auch das Schwert gezückt, verzweifle nicht; die Rückkehr zum Freunde ist möglich. Hast Du Deinen Mund zum Schelten geöffnet, fürchte Dich nicht; die Eintracht der Herzen besteht fort.' Sie kann aber nicht bestehen bei Schmähungen, Beschimpfungen, bei Hochmuth, Offenbarung von Geheimnissen, und hinterlistigen Angriffen; bei dem Allen wird der Freund Dich fliehen" [9]).

Man sieht, daß Rousseau, wie entschieden er sich auch von Diderot lossagt, und wie deutlich er das Motiv für jeden Eingeweihten bezeichnet, sich doch sorgfältig aller anderweitigen persönlichen Vorwürfe enthält. Er ist weit davon entfernt, den Vertrauten früherer Tage zu schmähen, seinen Werth und Charakter irgendwie anzutasten. Er spricht im Gegentheile mit Achtung und Theilnahme von ihm, zollt seinem Geiste die gebührende Anerkennung, und giebt deutlich genug zu verstehen, wie sehr er die Nothwendigkeit der Trennung bedauert. Ganz ebenso hat er auch später, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot, in Wort und That bewiesen, daß er den Menschen von seinen persönlichen Beziehungen zu ihm zu unterscheiden, und auch an dem abgefallenen Freunde die Rechte der Freundschaft zu ehren wußte. Als ihm Palissot, wahrscheinlich weil er glaubte, es werde ihm Vergnügen machen, seinem ehemaligen Freunde so mitgespielt zu sehen, durch seinen Verleger die Komödie der „Philosophen" zugehen ließ, in welcher Diderot heftig angegriffen und dem öffentlichen Gelächter preisgegeben wurde, erhielt er zur Antwort: „Ich kann dieses abscheuliche Geschenk nicht annehmen. Ich bin überzeugt, daß Sie, als Sie es mir zuschickten, mich nicht haben beleidigen wollen, aber Sie haben vergessen, daß ich die Ehre gehabt habe,

der Freund eines ehrenwerthen Mannes zu sein, der in dieser Schmähschrift auf eine unwürdige Weise angeschwärzt und verleumdet wird" [10]). Unterhielt man sich mit ihm über die schriftstellerischen Leistungen Diderot's, so war er des Lobes voll, sprach seine Bewunderung aus über die Tiefe seiner Gedanken, wie über die Klarheit, mit welcher er die abstraktesten Gegenstände zu behandeln wisse, rühmte auch die glückliche Wahl des Ausdrucks, und seine Gabe, das bezeichnende Wort zu finden [11]). Als freilich Diderot nach sieben Jahren den Versuch machte, sich mit ihm auszusöhnen, lehnte er jede Annäherung entschieden ab; mit Recht, wie uns scheint, zumal sich Diderot nicht direkt, sondern durch Vermittlung eines Dritten an ihn wandte. Er „begreift nicht recht, was derselbe, nachdem er so lange geschwiegen, jetzt plötzlich von ihm will. Weit entfernt, ihm Böses zu wünschen, denkt er noch weniger daran, ihm solches zuzufügen, oder von ihm auszusagen. Er wird die Rechte der Freundschaft, auch wenn sie erloschen ist, bis an's Ende zu achten wissen, aber er wird sie in diesem Falle nie erneuern, das ist sein unwandelbarer Grundsatz" [12]).

Auch in den Confessions beurtheilt Rousseau seinen alten Freund stets mit großer Milde. Zwar hält er ihn für schwach und indiscret, glaubt, daß er leicht in die Schlingen derer falle, die ihm geschickt den Hof zu machen wissen, stellt aber in Abrede, daß er geneigt und fähig sei, das Böse zu wollen, oder gar mit bewußter Absicht unter dem Deckmantel erheuchelter Freundschaft feindselige Pläne zu verfolgen. Erst in seinen letzten Lebensjahren drängte sich ihm die Vermuthung auf, daß er Diderot „doch wohl nicht recht gekannt habe" [13]). Diese Besorgniß war in der That nur zu begründet. Wir wollen es Diderot nicht grade zum Vorwurfe machen, daß er die öffentliche Erklärung Rousseau's unbeantwortet ließ und sich damit begnügte, im Kreise seiner näheren Bekannten die Rolle eines in ungerechter und schmachvoller Weise angegriffenen Freundes zu spielen, wiewohl wir der Meinung sind, daß, wäre er wirklich unschuldig gewesen, die Rücksichten, welche er allerdings auf die übrigen betheiligten Personen zu nehmen hatte, ihn schwerlich abgehalten haben würden, den Angriff mit gleicher Waffe zurückzuweisen. Auch mag dahin gestellt bleiben, in wie weit die boshaften Invektiven, welche die Correspondenz von Grimm in den nächsten Jahren bei jeder Gelegenheit gegen Rousseau schleuderte, auf ihn zurückzuführen sind. Bekannt ist, daß er an der Redaktion dieser Briefe wesentlichen Antheil hatte, und daher in der Lage war, die hämischen Ausfälle auf seinen früheren Freund zu beseitigen oder doch zu mildern. Entscheidend für unser Urtheil über ihn ist das nichtswürdige Libell, welches er zu einer

Zeit gegen Rousseau veröffentlichte, als dieser sich nicht mehr verthei-
digen konnte, weil er bereits im Grabe lag.

Gewiß ist selten oder nie das Andenken eines Mannes nach seinem Tode so beschimpft und beschmutzt worden. Diese „Noten zum Leben Seneka's" [14]) sind in Wahrheit eine Schandsäule, welche Diderot seinem ehemaligen Lieblinge, aber auch seinem eigenen Charakter errichtet hat. Der Haß, welchen sie athmen, übersteigt alles Maß, und die Schmähungen, in die er ausbricht, überstürzen sich in einer Weise, daß sie gradezu abgeschmackt werden. Mit raffinirter Bosheit wird jede Schwäche, jede Irrung des Freundes an's Licht gezogen, um ihr die schlimmste Deutung zu geben. Die Geheimnisse seines Privatlebens, welche er einst in traulicher Stunde dem Manne seines Herzens offenbarte, werden hier ohne alle Scheu enthüllt, und rücksichtslos benutzt, um seinen Charakter in den dunkelsten Farben auszumalen. Wollte man Diderot glauben, so hätte es nie einen niederträchtigeren Menschen, ein größeres Scheusal gegeben, als diesen Rousseau, mit welchem er eine lange Reihe von Jahren hindurch auf dem vertrautesten Fuße stand. Er kann, um diesen Ausbund aller Schlechtigkeit zu kennzeichnen, nicht ehrenrührige Ausdrücke genug finden; er erschöpft sich förmlich in Schimpfworten, die ihm doch alle nicht zu genügen scheinen. Handelt es sich doch um einen „verschlagenen Bösewicht", dem es auf „eine Schandthat mehr oder weniger nicht ankam", von einem „feigen, abscheulichen Menschen", der länger als fünfzig Jahre „ein Leben voll Schmach und Schmutz unter der dichten Maske der Heuchelei zu verbergen wußte". Daß ein solches „Ungeheuer" nichts wirklich Werthvolles hat schaffen können, versteht sich von selbst. Zwar nennt man ihn „den beredtesten unserer Schriftsteller". Doch Diderot ist anderer Meinung; er werde auch aus dem Gesichtspunkte der Sprache und Darstellung „einige Seiten aus Büffon's Naturgeschichte allen Werken Rousseau's" vorziehen. Jedenfalls wird seiner Ansicht nach alle Welt zugeben müssen, daß, „wenn er wirklich die Gabe der Rede besaß, nie Jemand einen schlechteren Gebrauch von ihr gemacht hat". Was aber den Inhalt seiner Schriften angeht, so findet sich in ihnen „kein bedeutender Gedanke, den er nicht anderswoher entlehnt hätte". Auch die vielen „Paradoxa und Phantastereien", welche sie auftischen, sind, bei Lichte besehen, alter Kohl, der schon oft genug aufgewärmt worden. Die literarische Bedeutung des Mannes ist also ebenso gering, wie sein persönlicher Werth; wenigstens kann er kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als das „der großen Koloristen in der Malerei, deren Werke trotz der ungenauen Zeichnung und der sehr nachlässigen Behandlung des Costümes in gewissen Kreisen gesucht sind".

Ein schlechter, verworfener Mensch und ein sehr mittelmäßiger

Schriftsteller, das ist jetzt Rousseau in den Augen desselben Mannes, welcher einst sein intimster Freund und der eifrigste Lobredner seiner genialen Begabung war. Wir wollen nicht untersuchen, ob Diderot selbst glaubte, was er, von Haß und Wuth erfüllt, niederschrieb. Gewiß ist, daß sein elendes Machwerk sich auf keine Weise rechtfertigen oder auch nur entschuldigen läßt. Den Anlaß zur Veröffentlichung desselben gaben aber die Berichte, welche über den Inhalt der von Rousseau verfaßten „Bekenntnisse" umliefen. Rousseau hatte einzelne Parthien dieses Werkes, das erst geraume Zeit nach seinem Tode im Druck erscheinen sollte, befreundeten Personen vorgelesen, namentlich auch den Abschnitt, in welchem von seinen Beziehungen zu Grimm, Mad. d'Epinay &c. die Rede ist. Natürlich erfuhren die Betheiligten bald, daß ihr Charakter und Benehmen hier nicht in dem vortheilhaftesten Lichte erschien, und es begreift sich, daß sie auf Mittel sannen, dem übeln Eindrucke zu begegnen, welchen das ungünstige Urtheil beim Publikum hinterlassen konnte. Ohne Zweifel war es am Einfachsten, die Wirkung desselben dadurch zu paralysiren, daß man den, von welchem es ausging, in der öffentlichen Meinung zu vernichten suchte. Daß Diderot dazu die Hand bot, ist freilich auffallend und erklärt sich nur aus dem großen Einflusse, den Grimm im Laufe der Zeit auf ihn gewonnen hatte. Grimm war im Grunde der Einzige, über den Rousseau unbedingt den Stab brach; er allein mochte sich daher mit einem gewissen Rechte für befugt halten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Auch ist sehr wahrscheinlich, daß er sich bei der Abfassung des Pasquills unmittelbar betheiligte. Indeß die Ehre der Autorschaft gebührt doch Diderot; wir wollen sie ihm nicht streitig machen, zumal er nicht wenig stolz auf sie ist. Wiewohl er weiß, daß er selbst von Rousseau „mit Nachsicht und Milde" behandelt wird, hält er es doch für „seine Pflicht", den alten Freund im Interesse der neuen mit rücksichtsloser Brutalität niederzuwerfen, ihn, den leiblich Gestorbenen, auch geistig und moralisch zu tödten. Gewiß eine seltene Aufopferung, zu welcher er aber schwerlich fähig gewesen wäre, hätte nicht ein tiefer persönlicher Groll den äußeren Sporn verschärft.

Er konnte es doch dem Manne, welcher früher an Ruf und Ansehen tief unter ihm gestanden, nicht verzeihen, daß er ihm ebenbürtig geworden, ja über ihn emporgestiegen war. Die forcirte Geringschätzung, mit welcher er auf seine Werke herabzusehen sich den Anschein giebt, beweist am besten, wie sehr es ihn verdroß, daß die eigenen Leistungen durch sie in den Schatten gestellt worden. Mehr noch als der Schriftsteller, ärgerte ihn der Mensch, der, wie schwach er im Uebrigen auch sein mochte, seine stolze, unabhängige Haltung zu bewahren wußte, und dadurch zu einem lebendigen Vorwurfe für

Diejenigen wurde, welche es, wie Diderot selbst, mit ihren freisinnigen Grundsätzen vereinbar fanden, den Machthabern gelegentlich den Hof zu machen, und ihre Jahrgelder behaglich einzustreichen. Vor Allem aber, Rousseau hatte es gewagt, seinen alten Freunden, den Philosophen offen entgegenzutreten, den Atheismus und Materialismus, wie er namentlich von Diderot und seinen Genossen gepredigt wurde, entschieden zu bekämpfen. Wer den fanatischen Eifer kennt, mit welchem diese Apostel ihr Evangelium zu verkünden und ihre Gegner zu verfolgen pflegten, wird es natürlich finden, daß sie Rousseau um so gründlicher haßten, je länger sie geglaubt hatten, ihn als einen der Ihrigen betrachten zu dürfen. Auch scheint es uns nicht zweifelhaft, daß die grenzenlose Wuth Diderot's mehr dem Fanatismus des Parteihauptes, als persönlicher Feindschaft zuzuschreiben ist [15]).

Doch wir sind der Zeit, in welcher wir stehen, um eine Reihe von Jahren vorausgeeilt. Kehren wir nach Mont Louis zurück, um zunächst die Schrift, deren Vorrede zu unserem Excurse den Anlaß bot, etwas schärfer in's Auge zu fassen.

II.

Es war ein Glück für Rousseau, daß er sich grade in dieser Zeit äußerer und innerer Noth gedrängt und berufen fühlte, zur Feder zu greifen. Nichts konnte geeigneter sein, die Leiden des Körpers und Herzens vergessen zu machen, als eine geistige Thätigkeit, die von einem an sich interessanten und zugleich persönlich fesselnden Gegenstande herausgefordert wurde. Ein Stoff dieser Art fand sich in dem Artikel Genève, welchen d'Alembert für die von ihm redigirte Encyclopädie geliefert hatte. Inhalt und Zweck dieses Aufsatzes waren Rousseau bereits während seines Aufenthaltes in der Eremitage bekannt geworden. Er hatte schon damals von Diderot erfahren, daß es dem Verfasser darum zu thun gewesen, den Genfern die Errichtung eines Theaters zu empfehlen. Er wußte nicht minder, daß d'Alembert seinen Vorschlag in Uebereinstimmung mit Voltaire und manchen einflußreichen Genfern, die als dessen Freunde gleich ihm die Einführung des Schauspiels wünschten, gemacht [16]), derselbe also Aussicht habe, demnächst durchgeführt zu werden. Ueberzeugt von den verderblichen Folgen, welche diese Neuerung in mehr als einer Rücksicht nach sich ziehen werde, empört über die versteckten Manoeuvres, durch welche man seine Mitbürger in eine falsche Bahn zu verlocken suchte, vielleicht auch persönlich gereizt und besorgt, weil der steigende Einfluß Voltaire's den seinigen ganz zu vernichten drohte, erwartete er mit Ungeduld den betreffenden Band der Ency-

clopädie, um zu sehen, ob der beabsichtigte Coup nicht durch eine Gegenschrift parirt werden könne. Als er dann den Artikel gelesen, fand er zwar, daß derselbe „mit vielem Geschick abgefaßt, und der Feder würdig sei, aus welcher er geflossen". Doch konnte ihn diese Wahrnehmung natürlich in dem Entschlusse, zu antworten, nicht wankend machen, vielmehr nur noch bestärken. Die anerkannte Autorität des Mannes, von welchem der Vorschlag ausging, die gewandte, wohl überlegte Weise, in welcher er den Genfern plausibel gemacht wurde, ließen die Gefahr einer Annahme um so größer erscheinen. Sollte sie abgewandt werden, so mußte man ihr schleunigst entgegentreten. Auch ging Rousseau, trotz seiner mannigfachen Leiden, sofort an's Werk.

Man wundert sich doch über diesen „kranken Mann", der mitten im Winter täglich mehrere Stunden in seinem offenen Pavillon verweilt, um hier, ohne Schutz gegen Wind und Schnee, und „ohne anderes Feuer, als das des eigenen Herzens", seine Gedanken zu Papier zu bringen. Freilich hätte er sich das nicht erlauben dürfen, wäre seine Krankheit in der That so bedenklich gewesen, wie er glaubte. Eben so gewiß aber ist, daß er die wirklich vorhandenen Leiden, vor Allem seine trübe, gedrückte Stimmung nur überwand, weil ihn ein lebendiger Eifer für das Wohl seiner Vaterstadt erfüllte. Uns erscheint es vielleicht auffallend, daß er dasselbe durch eine Einrichtung in Frage gestellt sah, welche wir, wenn nicht für heilsam, so doch für ziemlich gleichgültig zu halten gewohnt sind. Rousseau indeß dachte anders; er fürchtete in allem Ernste, daß sie auf die Zustände seiner Heimath einen tiefgreifenden, unheilvollen Einfluß ausüben werde. Es galt ihm daher als eine heilige Pflicht, sich offen gegen sie auszusprechen, zumal es bei den engen Beziehungen, in welchen er bis dahin zur Encyclopädie und ihren Herausgebern gestanden, nahe lag, sein Schweigen für Zustimmung zu nehmen. Allerdings waren eben diese persönlichen und literarischen Verbindungen geeignet, ihn von dem beabsichtigten Schritte zurückzuhalten. Noch dauerte das freundliche Verhältniß zu Diderot fort, und wenn er auch mit d'Alembert nie auf vertrautem Fuße gestanden, so gehörte er doch zu seinen näheren Bekannten. Indem er ihm entgegentrat, ließ er sich eine Rücksichtslosigkeit zu Schulden kommen, die man damals noch weniger verzieh, als heut zu Tage. Auch war zu erwarten, daß sein Angriff nicht blos den, welchem er zunächst galt, sondern zugleich die gesammte Partei der Philosophen treffen und verletzen werde.

Gewiß wurde es ihm nicht leicht, sich über diese Bedenken hinwegzusetzen. Er selbst war nur zu geneigt, den Widerspruch gegen seine Ansichten als eine persönliche Kränkung aufzunehmen, und eben

weil er so empfand, auch bemüht, jeden literarischen Kampf mit seinen Freunden zu vermeiden. Und wenn er gleich in manchen wesentlichen Punkten anders dachte, als d'Alembert und seine Genossen, so standen ihm diese Männer, was die allgemeine Richtung ihres Denkens und Strebens anging, doch weit näher, als ihre politischen oder kirchlichen Gegner. Es konnte ihm deshalb nicht grade lieb sein, den Letzteren dadurch, daß er sich ihnen zugesellte, voraussichtlich Gelegenheit zu einem erwünschten Triumphe zu geben. Daß er es dennoch that, daß er sowohl jede persönliche Rücksicht, wie das gemeinsame Parteiinteresse bei Seite setzte, um für die Wahrheit, oder was ihm als solche erschien, Zeugniß zu geben, das gereicht ihm ohne Zweifel zur größten Ehre. Wer will, kann freilich auch in diesem Falle unlautere Motive auffinden, und wir selbst haben angedeutet, in wie weit Ehrgeiz und Eifersucht mitwirken mochten. Entscheidend aber war seine aufrichtige Liebe zum Vaterlande. Sie drängte, die Gefahr, welche ihm seiner Ansicht nach drohte, nach Kräften abzuwehren. Sie gab auch seiner Seele jenen höheren Schwung, der ihn über alle Bedenken und Hemmnisse hinaushob, und den lebendigen Eifer entzündete, mit welchem er die Arbeit unternahm und in kurzer Zeit zu Ende führte.

In drei Wochen war das „Sendschreiben an d'Alembert über die Schauspiele" fertig, eine stattliche Abhandlung, die weit über das ihr ursprünglich zugewiesene Maß hinauswuchs [17]). Rousseau hatte Anfangs nur eine kurze Entgegnung von einigen Seiten beabsichtigt. Als er aber die Feder ansetzte, strömten die Gedanken in solcher Fülle zu, daß er sie sobald nicht wieder weglegen konnte. Auch war er dazu um so weniger geneigt, da es ihm Vergnügen machte, weiter zu schreiben. Bis dahin hatte er das Gefühl der Freude, welches den Schriftsteller bei Abfassung seiner Werke nicht selten begleitet, kaum gekannt. Das Denken war für ihn eine harte Arbeit, und es gelang ihm nur ausnahmsweise, für seine Gedanken leicht und mühelos den entsprechenden Ausdruck zu finden. Ueberdies, und das war am Ende die Hauptsache, hatte er die früheren Schriften, abgesehen von dem erst zur Hälfte vollendeten Roman der Liebe, in einer aufgeregten, bitteren, mit Welt und Menschen grollenden Stimmung verfaßt und diese es natürlich zu keinem rechten Behagen an der Arbeit kommen lassen. Nun befand er sich zwar auch jetzt keineswegs in einer erfreulichen Lage, doch störten die Empfindungen, welche sie in ihm hervorrief, den Genuß der geistigen Thätigkeit so wenig, daß sie vielmehr dazu dienten, ihn zu erhöhen. Die frühere Bitterkeit war einer sanften Trauer gewichen, und an die Stelle von Zorn und Unwillen milde Wehmuth getreten. Das Gefühl der Schwäche stimmte zu einer Weichheit, die leicht in Thränen zerfloß, und der Glaube

die bevorstehende Auflösung ließ im Gemüthe nur noch die zarteren, reineren Saiten anklingen. Die Liebe aber, welche in der Tiefe des Herzens fortlebte, sehnte sich, die Fülle ihres Inhaltes irgendwie zu offenbaren. Ihr nächster Gegenstand, die Gräfin, zog sich grade damals in eine unnahbare Ferne zurück. Es war natürlich, daß sie sich einem anderen, der doch auch stets Theil an ihr gehabt, dem Vaterlande zuwandte. So geschah es, daß die Arbeit, mit welcher er sich beschäftigte, nicht nur seinem Geiste eine zweckmäßige Zerstreuung, sondern auch dem vollen Herzen Gelegenheit bot, sich Luft zu machen. Eben darauf beruhte vorzugsweise der zauberische Reiz, durch welchen sie ihn an sich fesselte.

Natürlich spricht sich diese Theilnahme des Gemüthes nur auf indirekte Weise, in der Form, in Ton und Stimmung der Schrift aus. Ihr Inhalt gehört, mit Ausnahme einiger sehr anziehenden Schilderungen, dem Gebiete verständiger Erörterung an. Die Aufgabe, welche sich ihr Verfasser ursprünglich stellte, war von beschränktem Umfange; es galt, die Nachtheile in's Licht zu setzen, welche das projektirte Theater für seine Vaterstadt im Gefolge haben werde. Auch hat er diese bestimmte Beziehung auf Genf stets im Auge behalten, und sie darf nicht übersehen werden, will man anders seiner Arbeit eine gerechte Würdigung zu Theil werden lassen. Indeß trifft, was wir schon öfter zu bemerken Gelegenheit hatten, auch hier zu. Der besondere Fall, von welchem er ausgeht, gewinnt unter der Hand eine allgemeine Bedeutung, und die Polemik gegen das Genfer Theater führt zu einer Verurtheilung des Schauspiels überhaupt. Da aber das Drama mit Recht als die höchste und vollendetste Kunstgattung angesehen wird, so kann man in seiner Schrift nicht ohne Grund einen Protest gegen die Kunst im Allgemeinen erblicken. Sie schließt sich insofern den früheren Arbeiten, in welchen Wissenschaft, Staat und Gesellschaft bekämpft wurden, als ein gleichartiges Seitenstück an. Auch die Gesichtspunkte, aus welchen sie ihren Gegenstand auffaßt und negirt, sind im Wesentlichen dieselben. Es ist hier wie dort die Ethik, in Form der natürlich volksthümlichen Moral, welche das eigentliche Rüstzeug zum Kampfe darbietet. Das Schauspiel ist, ebenso wie die Wissenschaft und die bürgerliche Ordnung, eine Quelle der moralischen Corruption; es untergräbt die Sittlichkeit der Individuen, wie die Sitte des Volkes.

Gewohnt, wie wir es seit Schiller sind, an die ethische Kraft und Wirkung der Bühne zu glauben, wird uns diese Ansicht vielleicht kaum einer ernsten Beachtung werth erscheinen. Doch handelt es sich bei Rousseau nicht um das Schauspiel, wie es in idealer Vollendung sein kann und soll, sondern wie es in der Regel wirklich ist. Ebensowenig beschäftigt er sich mit der Geltung, welche die Bühne

15*

für ästhetisch gebildete Kreise haben mag; es ist ihm vielmehr lediglich um den Einfluß zu thun, welchen sie auf Menschen und Völker im Allgemeinen auszuüben pflegt. Er betrachtet sie nicht aus dem idealen, sondern aus dem realen, nicht aus dem Standpunkte exclusiver Kunstfreunde und Kenner, sondern aus dem des großen schaulustigen Publikums. Ob es heut zu Tage noch nothwendig und rathsam ist, diese Seite hervorzuheben, mag dahin gestellt bleiben. Uns scheint, daß die Bühne der Gegenwart den Forderungen Schiller's weit weniger entspricht, als dem Bilde, welches Rousseau von der seiner Zeit entwirft.

Auffallender Weise eröffnet Rousseau seine Philippika gegen das Theater mit einer Schutzrede für die Genfer Geistlichkeit. Anlaß dazu gab eine Stelle in dem Artikel d'Alembert's, an welcher den religiösen Zuständen in Genf, und namentlich dem dortigen Clerus eine eigenthümliche Anerkennung gezollt wurde. Es gebe da, hieß es, manche Pastoren, deren Glaubensbekenntniß auf den reinen Socinianismus hinauslaufe. Die sogenannten Mysterien der Religion seien ihnen vollkommen gleichgültig; sie glaubten nichts, woran die Vernunft irgendwie Anstoß nehme. Zwar ließen sie die Offenbarung gelten, aber nicht, weil sie dieselbe für wahr und nothwendig hielten, sondern weil sie mannigfachen Nutzen gewähre. Auch würden nicht wenige kirchliche Lehrsätze von ihnen mehr oder minder entschieden bestritten. Die Ewigkeit der Höllenstrafen z. B. scheine ihnen unzulässig, und eine Art von Fegfeuer den Vorzug zu verdienen. Selbst die Gottheit Christi sei für Manche eine sehr problematische Sache, wie denn überhaupt in Genf so ziemlich Alles, was nicht grade zum großen Haufen gehöre, sich mit der Anbetung Eines Gottes begnüge. Der dort herrschende Protestantismus stimme somit im Wesentlichen mit dem rationellen Deismus überein. Der einzige nennenswerthe Unterschied bestehe in einer gewissen Verehrung, welche man für den Stifter und die heiligen Urkunden des Christenthums an den Tag lege. Daß dem aber so sei, gereiche der Republik und in's Besondere ihrem aufgeklärten Klerus zur höchsten Ehre. Gewiß verdienten die Genfer Geistlichen, dieses religiösen Freisinnes wegen, allen ihren Amtsbrüdern in der protestantischen Welt als nachahmungswerthe Vorbilder empfohlen zu werden. Nicht minder könne man sich ihren exemplarischen Lebenswandel, ihre Eintracht und Toleranz, sowie die preiswürdige Mäßigung zum Muster nehmen, mit welcher sie sich von jeder Einmischung in das, was nicht ihres Amtes sei, fern hielten, und den Gesetzen des Staates stets bereitwillig unterordneten.

Kein Zweifel, daß diese Lobsprüche aufrichtig gemeint waren. Daß aber der Pariser Akademiker sie nicht ohne Absicht ertheilte, läßt sich denken. Wollte er mit seinem Plane durchdringen, so mußte er vor Allem die Geistlichkeit zu gewinnen suchen, denn von ihr, die selbst bei persönlicher Vorliebe oder Gleichgültigkeit nicht umhin konnte, von Amtswegen für die strengen Satzungen Calvin's einzutreten, war der heftigste und wirksamste Widerstand zu erwarten. Eine Captatio Benevolentiae mochte daher um so mehr am Orte erscheinen, da sie zugleich Gelegenheit gab, die Thatsache öffentlich zu constatiren, daß die philosophische Denkweise auch bereits in der festen Burg des Calvinismus, unter den Wächtern des Heiligthums selber, Wurzel gefaßt habe. Vermuthlich wußte d'Alembert sehr wohl, daß sie die allgemeine Geltung, welche er ihr zuschrieb, noch keineswegs hatte. Es konnte aber ihre Verbreitung nur fördern, wenn sie vorausgesetzt wurde. Auch entfernte er sich nicht allzusehr von der Wahrheit; der Deismus zählte in der That in den gebildeten Kreisen Genf's viele Anhänger, und es fehlte nicht an Geistlichen, die sich wenigstens im Stillen zu ihm bekannten. Denn sich offen für ihn zu erklären, erlaubte doch weder die streng-kirchliche Richtung mancher Collegen, noch die bis dahin unerschütterte Anerkennung, welcher sich der orthodoxe Lehrbegriff und der überlieferte Kultus bei der Bürgerschaft, wie von Seiten des Staates, erfreute. Vermuthlich wußten die geheimen Gesinnungsgenossen d'Alembert's es ihm am wenigsten Dank, daß er ihr Lob so laut gesungen, und sie drangen jedenfalls am meisten darauf, daß dem ärgerlichen Aufsehen, welches sein Artikel hervorrief, durch einen feierlichen Protest ein Ende gemacht wurde. Für ihn aber war es kein kleiner Triumph, daß die gesammte „Corporation der Pastoren und Professoren der Genfer Kirche und Akademie" sich herbeiließ, in einer gemeinsamen Erklärung ihre Rechtgläubigkeit zu betheuern [18]).

Rousseau nun wußte um diesen Schritt seiner geistlichen Landsleute, noch bevor er gethan wurde. Es scheint sogar, daß man ihn über die Zweckmäßigkeit desselben zu Rathe zog, oder doch ersuchte, d'Alembert von dem zu erwartenden Dementi in Kenntniß zu setzen. Wenigstens kann der „Auftrag" seines Freundes Vernes, welchen er als unausführbar ablehnt, weil er mit d'Alembert und den Pariser Kreisen überhaupt in keiner Verbindung mehr stehe, nicht wohl einen anderen Inhalt gehabt haben. Aus der Art und Weise aber, in welcher er sich über die Absicht, dem Philosophen zu antworten, ausspricht, geht hervor, daß er sie nicht unbedingt guthieß. Man dürfe, sagt er, den Artikel allerdings indiskret und tadelnswerth nennen, beleidigend sei er ganz gewiß nicht. Könne derselbe indeß der geistlichen Corporation schaden, so werde man vielleicht gut daran thun,

eine Entgegnung zu erlassen, obgleich er, die Wahrheit zu gestehen, einen Widerwillen vor dem Detail empfinde, zu welchem das führen könne, und es im Allgemeinen nicht liebe, daß man in Glaubenssachen das Gewissen an bestimmte Formeln binde. — Als dann freilich die Gegenerklärung wirklich veröffentlicht wurde, versichert er, daß er ihr auch, ohne sie gelesen zu haben, die gebührende Verehrung zolle [19]. Auffallend aber ist, daß er zu einer Zeit, in welcher seine Replik bereits vollendet war, dieselbe mit keiner Silbe erwähnt, und ebenso wenig die Absicht, auch seinerseits eine Lanze für den Genfer Klerus einzulegen, irgendwie andeutet. Wahrscheinlich fühlte er, daß seine Vertheidigung dem Clienten nicht minder bedenklich erscheinen mußte, als der schmeichelhafte Angriff, zu dessen Abwehr sie dienen sollte.

Konnte doch Niemand, der den Eingang seines Sendschreibens las, verkennen, daß er in der Hauptsache ebenso dachte, wie d'Alembert. Auch er zweifelte nicht, daß die Genfer Geistlichkeit das ihr ertheilte Lob verdiene, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem es ihr gespendet worden. Er war aber der Meinung, daß man ihren Ruhm hätte verkündigen sollen, ohne das verfängliche Motiv ausdrücklich hervorzuheben. Die Behauptung, daß sie sich in ihrer Mehrheit zum Socinianismus bekenne, stemple sie zu Sektirern und Ketzern. Und das könne ihr nur schaden, denn es werde sie voraussichtlich mit ihren Glaubensgenossen und Gemeinden in Conflikt bringen. Auch sei d'Alembert zu einer solchen Versicherung durchaus nicht berechtigt; der Genfer Clerus habe das Credo, welches er ihm zuschreibe, niemals abgelegt. Möglich zwar, daß einzelne seiner Mitglieder dasselbe anerkennen. Doch dürfe man dies nicht behaupten, so lange man es nicht bestimmt wisse, und wenn vielleicht der Eine oder Andere dem Verfasser davon Mittheilung gemacht habe, so sei das jedenfalls im Vertrauen geschehen. Wie dem aber auch sein möge, es stehe fest, daß die fragliche Doktrin in der Genfer Kirche nicht gelehrt werde. Rousseau ist weit entfernt, sie deshalb tadeln zu wollen. Er macht es Niemandem zum Vorwurfe, wenn er nicht glaubt, was er zu glauben außer Stande ist, etwa die Ewigkeit der Höllenstrafen nicht gelten lassen will. Er giebt sogar zu, daß Ansichten dieser Art Denjenigen, welche sie haben, nicht selten zur Ehre gereichen, weil sie Toleranz und Humanität mit sich zu bringen pflegen. Sofern sie aber die einer besondern Sekte sind, welche für häretisch gilt, darf man sie Niemandem beilegen, der sie nicht ausdrücklich als die seinigen anerkannt hat.

Indeß Rousseau erinnert sich, daß das theologische Gebiet eigentlich außerhalb seiner Kompetenz liegt. Er geht daher zu einem

anderen Gegenstande über, dessen Erörterung ihm, wie er glaubt, schon eher zustehen dürfte. Die Aufforderung, welche d'Alembert an seine Vaterstadt gerichtet, in ihrer Mitte ein Theater zu gründen, hat ihn nicht wenig überrascht. Er findet es sonderbar, daß ein Fremder, welcher dem Genfer Staate und Volke im Grunde ganz ferne steht, und mit den dortigen Lebensverhältnissen kaum hinlänglich vertraut sein kann, sich veranlaßt sieht, einen solchen Rath zu ertheilen. Doch will er die Motive, welche ihn dazu bestimmt haben mögen, nicht näher untersuchen. Gewiß ist, daß es vor d'Alembert keinem Philosophen in den Sinn gekommen, einem freien Volke, einer kleinen Stadt und einem armen Staate die Errichtung einer Bühne zu empfehlen. Ein Mann, wie Tacitus, würde — Rousseau zweifelt nicht daran — andrer Meinung gewesen sein, als das berühmte Mitglied der Pariser Akademie. Aber auch er selbst kann sich mit dessen Vorschlage nicht befreunden; vielmehr erregt ihm derselbe manche ernste Bedenken, die er um so weniger verschweigen darf, da es sich nicht blos um eine abweichende theoretische Ansicht, sondern um eine praktische, das Wohl und Wehe des Vaterlandes unmittelbar berührende Frage handelt. Zwar wird man es in gewissen Kreisen vielleicht für überflüssig halten, die Berechtigung des Theaters noch jetzt einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Aber wie bestimmt die Ansichten über ihren Werth oder Unwerth auch auftreten mögen, die wahren Wirkungen der Bühne sind noch keineswegs genügend ermittelt und festgestellt worden. Auch ist das nicht zu verwundern; bis dahin haben sich nur Weltleute oder Männer der Kirche mit dieser Frage beschäftigt, die für die Einen wie für die Anderen schon vor Beginn der Untersuchung entschieden war. Von vorn herein für oder gegen das Theater eingenommen, konnten und können sie sich damit begnügen, dasselbe einfach als eine preiswürdige Institution anzuerkennen, oder aber als eine fluchwürdige Einrichtung zu verwerfen. Eine unbefangene Erörterung seines Werthes und Einflusses, des Verhältnisses, in welchem es zur Moral und Politik, zu den Sitten und öffentlichen Institutionen steht, der guten oder schlimmen Wirkungen, die es sowohl immer und überall, wie in einem gegebenen Staate und Volke zu haben geeignet ist, war und ist von ihnen nicht zu erwarten.

In der That ist der Versuch Rousseau's, die ethische Seite der Bühne, ohne Rücksicht auf religiöse Motive, in einem weiteren, Leben und Sitte des gesammten Volkes einschließenden Umfange zu behandeln, soviel wir wissen, der erste seiner Art. Verdient er schon deshalb Beachtung, so hat doch auch die Ausführung nicht geringen Werth, obgleich sie durch das negative Resultat, zu welchem sie hinführen soll, von allem Anfange an bedingt und beschränkt wird. —

Zunächst, so beginnt Rousseau, springt in die Augen, daß das Schauspiel der Unterhaltung dient, ein Vergnügen ist. Nun sind Vergnügungen für den Menschen zwar gut und heilsam, aber nur, sofern er ihrer nothwendig bedarf. „Jeder nutzlose oder überflüssige Zeitvertreib wird für ein Wesen, dessen Leben so kurz und dessen Zeit so kostbar ist, zu einem Uebel“.

Daß auch der Besuch des Theaters in die Kategorie der unnöthigen Unterhaltungen gehört, unterliegt keinem Zweifel. Die wahren Freuden und Genüsse des Menschen, die einzigen, welche seiner Natur entsprechen, sind nicht auf der Bühne zu suchen. Sie entspringen aus seinen Arbeiten, seinen Bedürfnissen, aus den Beziehungen, welche ihn mit der Natur und mit Seinesgleichen verknüpfen. Auch wird, wer sie kennt und sich ihnen unbefangen hingiebt, bei dem gesunden Sinne, welchen er sich eben damit bewahrt, für Vergnügungen anderer Art wenig empfänglich sein. Eltern, Kinder, Freunde, Bürger haben als solche so theure Pflichten zu erfüllen, daß ihnen kein Augenblick übrig bleibt, um sich zu langweilen. Je besser man die Zeit benutzt, um so weniger ist man geneigt, sie zu vergeuden. Die Gewohnheit der Arbeit macht die Unthätigkeit unerträglich, und ein gutes Gewissen ertödtet den Hang zu frivoler Unterhaltung. Es ist die Unzufriedenheit mit sich selbst, die schwere Last des Müssigganges, der Verlust aller einfachen und natürlichen Neigungen, was den Menschen antreibt, in der Ferne zu suchen, was er in nächster Nähe finden kann und soll. Auch das Interesse am Schauspiele hat in der Regel keine besseren Motive. Man geht in's Theater, um sich selbst zu entfliehen; weil man weder geneigt, noch fähig ist, seine Theilnahme dem Nächsten, den Angehörigen, Freunden und Mitbürgern zuzuwenden; schenkt man sie eingebildeten, in Zeit und Raum fernstehenden Wesen. Man beweint das Unglück der Todten, um die Leiden der Lebenden zu vergessen; und wenn man sich mit diesen überhaupt noch beschäftigt, so geschieht es, um über sie zu lachen.

Wer könnte sagen, daß Rousseau Unrecht hat? Die große Mehrheit des Theaterpublikums besucht das Schauspiel wirklich nur, weil sie nichts Besseres zu thun weiß, und die müssigen Stunden durch einen amüsanten Zeitvertreib auszufüllen strebt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß, wer seine ganze Kraft und Theilnahme der Familie, dem Staate, der Gesellschaft, kurz dem wirklichen Leben widmet, für das Abbild desselben auf der Bühne nur ein geringes Maß von Zeit und Interesse übrig behalten wird. Die Neigung, sich in einer fremden oder eingebildeten Welt zu bewegen, entsteht nur da, wo die gegebene Wirklichkeit nicht befriedigt. Eben die Mangel-

haftigkeit des Daseins, die Leere und Noth des inneren und äußeren Lebens, zwingt den Menschen, sich eine ideale Welt zu schaffen, welche ihn wenigstens vorübergehend über den Druck und die Misère der realen Zustände hinaushebt. Freilich würde Rousseau, wäre ihm auch dieser wirksamste Entstehungsgrund der dramatischen, wie überhaupt jeder Kunst klar gewesen, die Berechtigung derselben darum doch schwerlich anerkannt haben. Er hätte es ohne Zweifel, und von seinem Standpunkte aus mit Recht, als eine wunderliche Verirrung bezeichnet, die Mängel der Wirklichkeit nicht wahrhaft und unmittelbar, sondern auf einem Umwege, durch die Substituirung einer künstlichen Welt des Scheines, beseitigen zu wollen. Er hätte vielleicht hinzugefügt, daß die Zeit und Kraft, welche man gegenwärtig darauf verwende, dem Ideale ein apartes Dasein zu geben, weit besser dazu benutzt würde, es im Leben selbst zu verwirklichen, und am Ende gar behauptet, daß die Unvollkommenheit der realen Welt vorzugsweise eine Folge der scheinbaren Befriedigung sei, die man in ihrem idealen Gegenbilde zu finden sich gewöhnt habe.

Ist er auch weit entfernt, das irdische Leben des Menschen für unbedingt vollkommen zu halten, so gilt es ihm doch als wesentlich gut. Eben darum glaubt er, daß es in seiner unmittelbaren Wirklichkeit Jeden befriedigt, der sich ihm ohne Rückhalt liebevoll hingiebt, und daß es sich um so schöner gestaltet, je inniger Geist und Herz des Menschen sich ihm verbinden. Seine geringe Sympathie für die Werke der Kunst entspringt keineswegs aus Abneigung oder Gleichgültigkeit gegen das Ideal. Im Gegentheil hat sie darin ihren Grund, daß ihm die abstrakte Verwirklichung, welche es in ihnen findet, nicht genügt, weil seiner Ansicht nach das Leben selbst von ihm erfüllt werden kann und soll. Freilich werden Sein und Idee sich nie vollständig decken; Rousseau kann das um so weniger glauben, da der Dualismus von Geist und Stoff für ihn außer Zweifel steht. Er leugnet daher auch nicht, daß der Mensch, wie sehr ihn das unmittelbare Leben fesselt, doch der Erhebung über dasselbe bedarf. Diese aber soll er nicht in der Kunst, sondern in der Religion suchen und finden; der Aufschwung zu der reinsten und höchsten aller Ideen macht ihm die Verehrung des doch immer nur abgeleiteten, und in seiner Erscheinung mangelhaften Ideals entbehrlich, ja läßt sie selbst unstatthaft erscheinen. Wer die geistige Wesenheit Gottes so stark betont, wie Rousseau, sie so scharf dem natürlichen Dasein entgegenstellt und überordnet, kann in dem Kultus der Kunst, welche darauf ausgeht, den Geist in die Materie hinab zu ziehen, nur eine Art von Abgötterei erblicken. Es ist bekannt, daß Calvin ihn nicht anders ansah, und eben deshalb überall da, wo seine Lehre die herrschende wurde, die Pflege der Kunst keine Stätte fand. Rousseau aber hebt das religiöse Motiv zwar nicht

ausdrücklich hervor, doch ist es nicht zweifelhaft, daß er grade durch seinen Einfluß verhindert wurde, ein tieferes Verständniß vom Wesen der Kunst zu gewinnen, und an ihren Schöpfungen ein lebendiges Interesse zu nehmen. Sie war und blieb ihm, die Musik etwa ausgenommen, innerlich fremd, daher er auch, wo er näher auf sie eingeht, nicht sowohl sie selbst, als ihre äußeren Beziehungen in's Auge faßt.

So auch in dem vorliegenden Falle. Die Frage, was das Schauspiel an sich, ob es seiner Natur nach gut oder schlecht sei, wird zwar aufgeworfen, aber als zu vage und unbestimmt sofort beseitigt. „Die scenischen Darstellungen werden für das Volk veranstaltet; ihr absoluter Werth kann daher nur nach den Wirkungen bestimmt werden, welche sie auf dasselbe ausüben." Diese aber sind eben so verschieden, wie die Arten des Schauspiels selbst, die ihrerseits wieder je nach dem eigenthümlichen Charakter, den Neigungen und Sitten der einzelnen Völker mannigfach variiren. „Ein unerschrockenes, ernstes, grausames Volk fordert mörderische und gefahrvolle Feste, bei welchen man durch Muth und Kaltblütigkeit glänzen kann. Ein üppiges Volk verlangt Musik und Tänze; eine galante Nation will Liebe und feine Formen; ist sie munteren Sinnes, so wünscht sie Scherz und Stoff zum Lachen." Weil aber das Schauspiel immer und überall durch die Denk- und Lebensweise der Zeiten und Völker bedingt wird, kann es auch nur in dem Maße Geltung und Einfluß gewinnen, in welchem es den jedesmal herrschenden Interessen und Neigungen zu entsprechen, oder vielmehr zu schmeicheln weiß. Der sehr verbreitete Glaube an eine reformatorische Wirksamkeit der Bühne ist deshalb ein eitler Wahn. Weit entfernt, die Bewegung des öffentlichen Geistes irgendwie zu leiten, wird sie von ihr stets mit fortgerissen. Sie folgt dem Strome, in dessen Mitte sie gestellt ist; wollte sie sich ihm entgegenstemmen, er würde über sie hinweggehen. Indem sie ihm aber nachgiebt, verstärkt sie die Gewalt, mit welcher er seinem Ziele zurauscht. Im Allgemeinen ein Abbild der menschlichen Leidenschaften, deren Original in Aller Herzen lebt, ist sie durch die ihr wesentliche Tendenz, zu gefallen, genöthigt, dieselben in einem möglichst anziehenden und vortheilhaften Lichte erscheinen zu lassen. Niemand sieht sich gerne in einer Gestalt, welche ihm Widerwillen oder Verachtung gegen sich selbst einflößt; wollte die Bühne die Menschen darstellen, wie sie sind, es würde ihr bald an Zuschauern fehlen. Wahr ist freilich, daß sie einzelne Leidenschaften in dunkle, abschreckende Farben kleidet. Doch sind das solche, die nur ausnahmsweise auftreten, und ohnehin bei Jedermann einen natürlichen Abscheu erregen. Auch dienen sie stets dazu, an-

dere, die eben so wenig berechtigt, aber mehr nach dem Sinne des Publikums sind, zu größerer Geltung zu bringen. So weiß die Bühne selbst das, was allgemein perhorreszirt wird, für ihre Zwecke zu verwenden. Nur die Vernunft ist auf ihr nichts nütze; ein Mensch, welcher von keiner Leidenschaft beherrscht wird, würde Niemanden interessiren, und ein Stoiker in der Tragödie eine unerträgliche Figur, im Lustspiele höchstens einen Gegenstand des Gelächters abgeben.

Wie mit den Neigungen und Leidenschaften, so ist es auch mit den Ansichten und Sitten. Die Bühne kann sie nicht ändern, sondern nur copiren; sie darf sie nicht naturgetreu wiedergeben, sondern muß sie in einem verschönernden Spiegel reflektiren. Sie wirkt daher im Allgemeinen dahin, den Nationalcharakter schärfer auszuprägen, die natürlichen Neigungen zu steigern, und die Energie aller Leidenschaften zu erhöhen. Eben darum hängt ihr Werth oder Unwerth von dem der Triebe und Strebungen ab, welche grade vorherrschen. Sind diese schlecht, so ist ihr Einfluß jedenfalls verderblich; sind sie an sich gut, so könnte man geneigt sein, ihn für wohlthätig zu halten. Indeß fragt sich doch, ob die an sich guten Neigungen nicht, wenn sie zu heftig erregt werden, in Laster ausarten. Zwar behauptet die ästhetische Theorie, daß ihre Erregung durch die Bühne den Zweck habe, sie zu reinigen. Doch will das Rousseau nicht recht einleuchten; es kommt ihm vielmehr seltsam vor, „daß man, um besonnen und verständig zu werden, damit anfangen soll, rasend und närrisch zu sein". Sagt man aber, daß die Bühne im Zuschauer keineswegs immer die Affektionen ihres jedesmaligen Helden hervorrufe, sondern im Gegentheil meist die entgegengesetzten Empfindungen anrege, so erscheint ihm diese Versicherung ebenso grundlos, wie die andere, daß die unmittelbare Anschauung der Leidenschaften und ihrer Folgen genüge, um dieselben abzuwehren oder zu mäßigen. „Läßt etwa die Aufregung und die tiefe Bewegung, von welcher das Herz am Schlusse einer Tragödie, und noch geraume Zeit nachher erfüllt zu sein pflegt, eine besondere Disposition zur Beherrschung der eigenen Gefühle erwarten? Oder sind die lebhaften und ergreifenden Eindrücke, welche sich so oft wiederholen und uns zur Gewohnheit werden, geeignet, unsere Empfindungen und Affekte zu mildern? Ohne Zweifel kann das Gemälde der Leiden und Mühen, welche aus der Leidenschaft entspringen, von ihr zurückschrecken. Es ist aber nicht minder gewiß, daß das Abbild der Freuden und Genüsse, welche doch auch aus ihr hervorgehen, in weit stärkerem Maße zu ihr hinzieht. Auch übersieht man, daß alle Leidenschaften Geschwister sind, daß eine einzige ausreicht, um tausend andere in Bewegung zu setzen, und daß, wer die eine vermittelst der anderen zu bekämpfen meint, in Wahrheit das

Herz für alle empfänglich macht. Das einzige Werkzeug, um sie zu reinigen, ist die Vernunft; die Bühne aber, welche von diesem Läuterungsmittel keinen Gebrauch machen kann, reinigt nur die, welche man nicht hat, während sie die, welche man hat, schürt und anfacht."

Auch gegen diese Ansichten Rousseau's dürfte sich, glauben wir, was den Kern betrifft, kaum etwas Erhebliches einwenden lassen. Niemand zweifelt heut zu Tage daran, daß das Drama, wie jedes andere Kunstwerk, ein Produkt des herrschenden Zeit- und Volksgeistes ist, und nur in so weit auf Erfolg und Wirksamkeit rechnen kann, als es den Inhalt dieses Geistes zum Ausdrucke bringt. Auch wird Jeder, der an der sittlich bildenden Kraft der Bühne festhält, zugeben, daß die Bethätigung derselben durch den möglichst engen Anschluß an die allgemeine Denk- und Lebensweise bedingt wird. Man mag die weiteren Konsequenzen, zu welchen ihn seine Auffassung hinführt, in Frage stellen; jedenfalls bleibt es das Verdienst Rousseau's, dieselbe geltend gemacht, nachdrücklich auf den inneren Zusammenhang der Bühne mit dem Volksleben hingewiesen zu haben. Freilich erscheint ihm dieser Connex zunächst und vorzugsweise als ein Verhältniß der Abhängigkeit. Doch leugnet er deshalb nicht, daß die Bühne die Entwicklung der gegebenen Zustände weiter treibe. Er stellt im Grunde nur in Abrede, daß sie geeignet sei, dieselbe in ethischer Beziehung zu fördern. Weil sie gezwungen ist, sich der schlechten Wirklichkeit zu accommodiren, kann sie seiner Ansicht nach das sittliche Ideal nicht zur Anerkennung bringen. Es würde nicht eben schwer sein, diese Behauptung prinzipiell mit Erfolg zu bestreiten. Indeß würde man dann nur gegen Windmühlen kämpfen. Denn Rousseau denkt nicht daran, die bloße Möglichkeit einer sittlich veredelnden Bühnenwirkung in Zweifel zu ziehen. Er leugnet aber, daß, was an sich denkbar und vielleicht auch hin und wieder, unter besonders günstigen Umständen, ausführbar sei, da in Betracht komme, wo es gelte, eine öffentliche Institution nach ihrer allgemeinen thatsächlichen Wirksamkeit zu würdigen.

Ebenso würde es ihn schwerlich in seiner Ueberzeugung irre gemacht haben, hätte ihm Jemand zu beweisen versucht, daß er den Begriff der Katharsis keineswegs in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung erfaßt habe. Bereit, die erhebende und befreiende Wirkung der Tragödie einzuräumen, wäre er doch vermuthlich der Meinung gewesen, daß sie nur unter Voraussetzungen statthabe, die äußerst selten zutreffen, und wenn dies der Fall, sie entbehrlich machen. In der That konnte er bei seiner Stellung zur Sache mit Recht erinnern,

daß, wer vermöge seiner geistigen und sittlichen Bildung im Stande sei, die Höhen und Tiefen der tragischen Weltanschauung auf- und niederzusteigen, einer Reinigung seiner Leidenschaften nicht weiter bedürfe. Er konnte nicht minder hinzufügen, daß der große Haufe Derer, für welche eine solche am Orte sein möchte, sie im Theater schon deshalb nicht findet, weil er demselben, wollte es mit Ansprüchen dieser Art an ihn herantreten, den Rücken kehren würde. Die leeren Bänke bei der Aufführung classischer Dramen von idealem Gepräge beweisen zur Genüge, wie wenig die Besucher des Schauspiels im Allgemeinen für die Eindrücke empfänglich sind, welche seine gebildeten Verehrer hervorheben, wenn sie seine wohlthätigen Wirkungen preisen. Die große Masse verlangt Anregung und Nahrung für ihre meist trivialen oder unreinen Neigungen, und da die Bühne ohne sie nicht bestehen kann, so finden sie auch, was sie suchen. Diese Thatsache, die heute ebenso gilt, wie vor hundert Jahren, und wohl auch künftig gelten wird, kann zwar die Berechtigung des Schauspiels nicht aufheben, stellt aber seine ethische Wirksamkeit sehr in Frage. Rousseau ist vollkommen befugt, sie den Lobrednern des Theaters gegenüber als eine entscheidende Instanz zu betonen. Denn es ist ziemlich gleichgültig, ob irgend ein einzelnes Drama von tieferem Gehalte auf einen beschränkten Kreis von höherer Bildung einwirkt. Es kommt vielmehr auf den Einfluß an, welchen die Gesammtheit der Bühnenwerke, wie sie eben sind und sein können, auf das große Durchschnittspublikum zu üben geeignet ist.

Rousseau geht indeß noch einen Schritt weiter. Er meint, daß, selbst wenn die Bühne den Grad der Vollendung erreichen könnte, dessen man sie fähig glaubt, und das Publikum ihr eine möglichst große Empfänglichkeit entgegen brächte, ihre Wirkungen doch nur sehr geringfügig sein würden, weil es ihr an Mitteln fehle, sie fühlbar zu machen. „Es giebt nur drei Wege, auf welchen man die Sitten eines Volkes modifiziren oder umbilden kann: die Kraft der Gesetze, die Macht der öffentlichen Meinung und der Reiz des Vergnügens." Die Gesetze aber finden im Theater keinen Raum, sich geltend zu machen; der geringste Zwang würde in eine Qual verwandeln, was seiner Natur nach ein Genuß sein soll. Daß die öffentliche Meinung in diesem Falle machtlos ist, versteht sich von selbst; sie hängt nicht von der Bühne, sondern diese von ihr ab. Was endlich das Vergnügen betrifft, welches der Besuch des Schauspiels gewährt, so „hat er eben nur die Folge, daß man ihn öfter wiederholt." Der Bühne steht somit keines der Werkzeuge zu Gebote, mittelst deren Geist und Sinn der Menschen in der Regel bearbeitet wird. Eben so wenig verfügt sie über andere, die ihr dieselben ersetzen könnten.

Freilich behauptet man, daß sie, gut geleitet, Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laster einflöße. Doch ist das nur eine Täuschung. „Hat man nicht die Guten geliebt und die Bösen gehaßt, als es noch keine Schauspiele gab? Und sind diese Empfindungen etwa schwächer an Orten, welche der Bühne entbehren?" Was die Natur dem Herzen des Menschen eingepflanzt hat, braucht die Kunst nicht erst hinein zu legen, und die Liebe zum Guten und Schönen ist ein ebenso natürliches Gefühl, wie die Abneigung gegen das Schlechte und Häßliche. Der dramatische Dichter weckt sie nicht; er findet sie vor, und regt sie nur an, weil und sofern sie bereits vorhanden ist. Er kann diese angebornen Empfindungen nicht in's Leben rufen; wohl aber ist er im Stande, ihre Kraft abzuschwächen. Rousseau zweifelt nicht, daß Jemand, den man mit den Verbrechen einer Phädra oder Medea zum Voraus bekannt macht, sie am Anfange der betreffenden Dramen mehr verabscheut, als am Schlusse derselben.

„Wäre die Schönheit der Tugend das Werk der Kunst, so würde dieselbe sie wahrscheinlich schon längst entstellt haben." Gewiß ist, daß sie wenig oder nichts dazu beiträgt, sie zu erhöhen. Selbst die an sich guten und heilsamen Anregungen, welche die Bühne zu bieten vermag, sind nicht nur nutzlos, sondern sogar schädlich. Sie bleiben unfruchtbar, weil sie nur den eingebildeten Wesen zu Gute kommen, durch welche sie vermittelt werden. Es fehlt ihnen die Kraft, auf den Sinn des Menschen, der zwar das Gute ehrt und liebt, aber nur so lange, als es mit seinem persönlichen Interesse nicht collidirt, so einzuwirken, daß er sich veranlaßt sieht, sie im wirklichen Leben zu bethätigen. Sie wirken nachtheilig, weil sie die Theilnahme, welche der Mensch seinem Nächsten zuwenden sollte, durch das Interesse für bloße Chimären vorwegnehmen. Die Bewunderung der großen und schönen Thaten, welche die Bühne vorführt, enthebt der Mühe, selbst groß und würdig zu handeln, und wer über erdichtetes Unglück Thränen vergießt, mag an dem wirklichen Elende trockenen Auges vorübergehn. Die Huldigung, welche er der Tugend durch seine Rührung dargebracht, befreit ihn von jeder weiteren Verpflichtung gegen sie; seiner schönen Seele sich bewußt, hat er weder Lust, noch Anlaß, von dem leidigen Jammer dieser Welt Notiz zu nehmen. Beweisen doch die sublimen Empfindungen, welche das Drama in ihm wachgerufen, hinlänglich, daß er fähig ist, sich für alles Große und Schöne zu begeistern. Was will man mehr? Etwa daß er das Gute, welches solche Macht über ihn hat, auch selbst ausübe? Das wäre zu viel verlangt. Ist er doch kein Schauspieler!

Man mag diese Aeußerungen Rousseau's übertrieben und einseitig finden; ganz unwahr sind sie nicht. Die Bühne bietet dem

Menschen in der That Gelegenheit, sich der besseren und edleren Regungen seiner Natur mühelos zu erfreuen. Ist das vielleicht einer ihrer wesentlichen Vorzüge, so läßt sich doch auch nicht leugnen, daß dieser Selbstgenuß des noblen Gefühls, wenn er zur Gewohnheit wird, das thatkräftige Interesse an der äußeren Umgebung abschwächt. Man bemerkt oft genug, wie gut sich die lebendige und innige Theilnahme für die Helden der Bühne mit einer gefühllosen Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Menschen verträgt, und Rousseau hat am Ende nicht so Unrecht, wenn er die eine als die Ursache der anderen ansieht. Das Theater ist, wenngleich ein Abbild der wirklichen Welt, doch auch eine Welt für sich; es hat seine besondere Sprache und Tracht, seine eigenthümlichen Regeln und Maximen. Kein Wunder, daß auch die Moral, welche es etwa predigt, die Grundsätze und Tugenden, welche es feiert, nur ihm angehörig erscheinen, nur innerhalb seiner Räume Werth und Geltung haben, und eben deshalb außerhalb derselben unbedenklich verleugnet werden. Wer sie im gemeinen Leben zur Richtschnur seines Verhaltens nehmen wollte, würde sich ebenso lächerlich machen, als wenn es ihm in den Sinn käme, „in Versen zu sprechen, oder sich in eine römische Toga zu hüllen.“ Ist aber das Gute und Edle, wie es auf der Bühne erscheint, eine bloße Spielerei, so liegt es allerdings nahe, dasselbe auch im Leben als solche zu behandeln.

Nothwendig ist dies freilich nicht, und Rousseau geht offenbar zu weit, wenn er meint: „Die vortheilhafteste Wirkung der besten Tragödie besteht darin, alle Pflichten des Menschen auf einige vorübergehende und unfruchtbare Regungen zu beschränken.“ Zwar bemerkt er sehr richtig, daß „Alles, was auf der Bühne zur Darstellung gelangt, uns nicht näher tritt, sondern im Gegentheil ferner rückt.“ Dies ist sogar um so mehr der Fall, je vollendeter die Schöpfungen sind, welche sie vorführt. Das ideale Abbild des Lebens hat mit diesem nur die Grundzüge gemein, und es kann deshalb leicht geschehen, daß, wer sich der Betrachtung desselben hingiebt, seinen Gegenstand darüber aus dem Auge verliert. Andrerseits aber verleiht grade das Ideal der Wirklichkeit einen höheren Werth, welcher unwillkürlich dazu drängt, ein innigeres und nicht selten zugleich thätiges Interesse an ihr zu nehmen. Rousseau sieht nur den Schatten, in welchen ein schönes Bild das Original zu stellen pflegt, nicht das hellere und reinere Licht, welches es über seinen Gegenstand ausgießt. Wenigstens hält er dafür — denn das eigene Auge ist nicht so blöde — daß die Sehkraft der meisten Menschen nicht ausreiche, die zwiefache Wirkung gleichzeitig wahrzunehmen. Und darin irrt er sich schwerlich. Es scheint, daß das Licht der Idealität die Menge, falls sie sich ihm überhaupt aussetzt, mehr blendet,

als erleuchtet. Ob es deshalb rathsam ist, dasselbe unter den Scheffel zu stellen, ist eine andere Frage. Geben wir auch Rousseau zu, daß die ethisch fördernde Wirksamkeit der Bühne keineswegs so groß ist, wie ihre Verehrer zu seiner Zeit behaupteten, so ist sie doch auch nicht so geringfügig, und jedenfalls ihr positiv schädlicher Einfluß nicht so durchgreifend, wie er selbst annehmen zu müssen glaubt.

Wenn ihm aber die höhere Gattung des Drama's, die ideale Tragödie, schon so ernste Bedenken erregt, so läßt sich erwarten, daß das gewöhnliche Schauspiel noch weniger Gnade vor seinen Augen findet. Allerdings „schließt sich dasselbe an die realen Lebensverhältnisse näher an, und kann es insofern leichter auf sie zurückwirken. Doch indem es Ton und Sitte der Welt wiedergiebt, verbessert es sie nicht, es schildert sie nur, und ein häßliches Gesicht erscheint dem, welchem es angehört, eben nicht häßlich". Will man aber durch Uebertreibung den Eindruck verstärken, so giebt man Natur und Wahrscheinlichkeit preis, und das Gemälde bleibt wirkungslos. Auch macht die Carikatur ihren Gegenstand nicht verhaßt, sondern nur lächerlich. Und das hat die schlimme Folge, daß man aus Furcht, lächerlich zu erscheinen, vor dem Schlechten nicht mehr zurückschreckt. „Denn die guten Menschen lachen nicht über die schlechten; sie vernichten sie durch ihre Verachtung, und nichts gleicht weniger dem Scherze, als der Unwille der Tugend. Dagegen ist das Lächerliche die Lieblingswaffe des Lasters. Indem es vermittelst derselben die der Tugend gebührende Hochachtung in der Tiefe des Herzens angreift, ertödtet es schließlich die Liebe, welche man zu ihr hegt". Es bedient sich ihrer aber nicht blos, „weil sie die wirksamste ist, sondern mehr noch, weil es ihm an sich Vergnügen macht, sie zu gebrauchen." Die Freude am Lächerlichen entspringt nach Rousseau's Ansicht aus einem sittlichen Gebrechen des menschlichen Herzens und ist daher, weil seinem Wesen verwandt, vorzugsweise dem schlechten Menschen eigen. Eben deshalb hält er das Lustspiel für unbedingt verwerflich; je anziehender und vollendeter es ist, um so nachtheiliger ist es auch.

Natürlich in sittlicher Rücksicht, denn, um hier nochmals daran zu erinnern, es handelt sich nicht um den ästhetischen, sondern lediglich um den moralischen Werth des Drama's. Gewohnt, wie wir es sind, bei der Würdigung der Bühne und ihrer Leistungen den letzteren gar nicht, oder doch nur insofern in Betracht zu ziehen, als er durch den ersteren bedingt und motivirt wird, macht eine Erörterung, welche ihn als die entscheidende Instanz in die erste Linie stellt, auf uns einen etwas fremdartigen Eindruck. Für Rousseau verstand sich diese Auffassung, auch abgesehen von seiner persönlichen

Sympathie, von selbst; die Denkweise seiner Zeit brachte es mit sich, daß die Berechtigung der Bühne von ihrer ethischen Bedeutung abhängig erschien. Wer für sie eintrat, machte vor Allem geltend, daß sie eine allgemein zugängliche Schule der sittlichen Bildung sei oder doch sein könne. Wollte man sie mit Aussicht auf Erfolg bekämpfen, so mußte man eben diese Eigenschaft in Frage stellen. Der Tragödie gegenüber hatte das seine Schwierigkeit; in Bezug auf das Lustspiel war es schon deshalb eher thunlich, weil auch die Freunde desselben seinen moralischen Einfluß nicht grade betonten. In der That fiel es, und fällt es auch gegenwärtig kaum Jemandem ein, das Komische als eine ethische Potenz von positiv bildender Kraft zu betrachten. Die Einsicht, daß es dennoch eine solche ist, liegt nicht so nahe; man begnügt sich daher im Allgemeinen damit, sein Verhältniß zur Ethik dahin gestellt zu lassen, oder doch als irrelevant zu bezeichnen. Daß Rousseau es in den Vordergrund rückt, verdient um so mehr Beachtung, da er es in seinem innersten Kerne ergreift. Ihm gilt das Prinzip des Komischen, sein immanenter Grund und Zweck, als ein an sich Böses. Mit welchem Rechte, wollen wir nicht untersuchen. Ohne Zweifel ist es seine negative, auflösende und zersetzende Kraft, welche ihm diese entschiedene Antipathie einflößt. Er hat auf seinem subjektiven Standpunkte ein zu direktes Interesse an dem Bestande der individuellen Lebenserscheinungen, als daß er in das vernichtende Gelächter der komischen Bühne einstimmen, oder es auch nur gleichmüthig anhören könnte. Es bedarf eines hohen Grades von innerer Freiheit, und eines durchaus objektiven Sinnes, um die Schöpfungen echter Komik mit reiner Freude hervorzubringen und zu genießen. In der Regel, das läßt sich nicht leugnen, entspringt das Vergnügen, welches sie gewähren, aus sehr unlauteren Motiven, aus einer wenn auch unbewußten Schadenfreude an der fremden Nichtigkeit einer=, und aus einer ebenso unwillkürlichen Selbstüberhebung andrerseits. Rousseau wußte, wie schwer der Fluch der Lächerlichkeit auf dem lastet, welchen er trifft. Er hatte an sich selbst erfahren, auf welche Abwege die Furcht vor ihm den Menschen bringen kann. Um so eher begreift sich, daß ihm, was so leicht den sittlichen Sinn trübt und verwirrt, auch an sich unsittlich zu sein schien.

Uebrigens leidet das Lustspiel an demselben Gebrechen, an welchem auch die Tragödie krankt. Wenn diese „die wahren Beziehungen der Dinge über das Niveau der Menschheit hinaushebt, so rückt jene sie unter dasselbe herab". Beide stellen dar, was nicht ist; beide lassen die Wirklichkeit zwischen Mangel und Uebertreibung als eine nutzlose Sache zur Seite liegen. Kein Wunder, daß diese

wunderliche Nachahmung nicht die Kraft hat, die Natur der Menschen und Dinge zu ihrem Vortheile zu ändern. Hätte sie freilich nur diese negative Wirkung, so könnte man sie am Ende als eine unschuldige Spielerei ruhig hinnehmen. Indeß, während das Gute, welches sie schaffen soll, sehr problematischer Art ist, unterliegt das Schlimme, welches sie wirklich im Gefolge hat, keinem Zweifel. Rousseau hält damit die Frage nach dem Werthe oder Unwerthe der Bühne bereits für entschieden. Doch will er zum Ueberflusse durch ein näheres Eingehen auf ihre faktisch vorliegenden Leistungen zeigen, daß die Ergebnisse seiner prinzipiellen Untersuchung auch durch die Erfahrung bestätigt werden. Natürlich entnimmt er seine Belege der französischen Dramatik. Nur sie war ihm bekannt genug, um eine eingehende Analyse zu gestatten. Auch verdiente sie schon deßhalb den Vorzug, weil das projektirte Genfer Theater, falls es wirklich zu Stande kam, sich in Betreff seines Repertoires lediglich auf sie angewiesen sah. Rousseau selbst betont den zweifellosen Vorrang, welchen die französische Bühne vor jeder anderen behaupte. Sie ist nach seiner Ansicht „ohne Widerrede die vollendetste und regelmäßigste, welche jemals bestanden; sie hat sowohl was die Annehmlichkeit betrifft, wie in Bezug auf den Nutzen, fast den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht". Möglich allerdings, daß ein genialer Kopf eine neue Gattung der dramatischen Dichtkunst erfindet, die denjenigen vorzuziehen ist, welche gegenwärtig allgemein anerkannt und im Gebrauche sind. Sie wird aber, da sie sich nur durch die ungewöhnliche Begabung ihres Urhebers halten kann, voraussichtlich mit diesem zu Grunde gehen, und seinen Nachfolgern, wollen sie anders gefallen und Interesse erregen, nichts übrig bleiben, als auf die gewöhnlichen Bühnenmittel zurückzugreifen. Und „diese bestehen für die Tragödie in berühmten Thaten, in großen Namen, Verbrechen und Tugenden, für das Lustspiel in Intriguen, oder scherzhaften Situationen und Charakteren, endlich für beide in der Liebe, welche in unserer Zeit ein fast unumgängliches Erforderniß jedes Bühnenwerkes geworden ist".

Vermuthlich hat Rousseau bei dem neuen Genre, welchem er eine gewisse, freilich nur vorübergehende Geltung zuschreibt, das bürgerliche oder Familiendrama im Auge, welches damals, besonders von Diderot gepflegt und empfohlen, für eine Weile in Aufnahme kam. Er sah richtig voraus, daß dasselbe keine durchgreifende und dauernde Anerkennung finden werde; von der französischen Bühne wenigstens ist das zweideutige Horoskop, welches er ihm stellte, nicht dementirt worden. Er ist daher in seinem Rechte, wenn er in der Würdigung ihrer Produktionen von ihm absieht, und sich auf die beiden Hauptgattungen des classischen Dramas beschränkt. Daß seine

Charakteristik derselben weder erschöpfend, noch allseitig gerecht sein kann, versteht sich bei dem beschränkten Gesichtspunkte, welchen sie unverrückt festhält, von selbst. In dieser Beschränkung aber ist sie vortrefflich; sofern es der dramatischen Kritik zusteht, den Maßstab der einfachen, allgemein gültigen Moralgesetze anzulegen, kann sie kaum schärfer treffen und tiefer eindringen. Die gefeiertsten Dichter, die gepriesensten Meisterwerke erliegen ihren vernichtenden Streichen. Wir wollen auf das Detail ihrer Angriffe hier nicht eingehen; es genügt, die Bemerkungen allgemeiner Art hervorzuheben, zu welchen sie Anlaß giebt.

Was zunächst die Tragödie angeht, so pflegen die Vertreter ihrer ethischen Bedeutung besonders den Umstand hervorzuheben, daß die Tugend in ihr stets belohnt, das Laster aber bestraft werde. Indeß träfe diese Voraussetzung auch allgemein zu, das Gericht, welches auf der Bühne über Gute und Böse gehalten wird, würde doch ohne Wirkung bleiben. Die Zuschauer wissen sehr wohl, daß es nur erdichtete Personen und Handlungen sind, welche von ihm betroffen werden, und sie denken um so weniger daran, das Walten der Nemesis auf das wirkliche Leben auszudehnen, da sie im Schauspiele ihr Ziel meist auf sehr ungewöhnlichen Wegen erreicht, die der natürliche Lauf der menschlichen Dinge nicht kennt. Doch davon abgesehen, entbehrt die obige Annahme in der Regel auch der thatsächlichen Begründung. Und sie muß ihrer entbehren, denn es ist eben nicht die Aufgabe des tragischen Dichters, über Tugend und Laster zu Gericht zu sitzen. Er würde sogar, wollte er sich dazu berufen glauben, nicht selten Gefahr laufen, seinen eigentlichen Zweck zu verfehlen. Für ihn ist der sittliche Werth der darzustellenden Personen und Handlungen gleichgültig; gut oder schlecht, er kann sie verwerthen, wenn sie nur durch einen gewissen Anschein von Größe imponiren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Bühne große Bösewichter ebenso feiert und verherrlicht, wie die wahrhaft preiswürdigen Heroen der Menschheit.

Allerdings, fügt Rousseau hinzu, ist es nicht die Katastrophe allein, welche über die moralische Wirkung einer Tragödie entscheidet. Gelingt es ihr, der leidenden Tugend eine größere Theilnahme zuzuwenden, als dem triumphirenden Laster, so genügt sie den Anforderungen, welche vom sittlichen Standpunkte aus an sie zu stellen sind. Doch ist das leider nur selten der Fall; Dramen, wie der Britannikus Racine's, in welchen der verfolgte Held zwar untergeht, sich aber die allgemeine Sympathie zu gewinnen und zu erhalten weiß, bilden die Ausnahme. Weit öfter erscheint der Schuldige, wenn ihn auch schließlich das Verhängniß ereilt, in einem so günstigen Lichte, daß

er das ganze Interesse des Publikums auf sich concentrirt. Ein kühner, unerschrockener Sinn, hohe geistige Begabung, Kraft und Festigkeit der Seele dienen dazu, die nichtswürdigsten Schurken, Betrüger und Verbrecher, einen Katilina, Mahomet, Atreus ꝛc., der Achtung und Theilnahme der Zuschauer zu empfehlen. Der verworfene Bösewicht spielt die Rolle eines großen Mannes, und die Frevel eines Banditen werden bewundert, weil sie den Thaten des Helden gleichen. Die schändlichsten Gräuel, selbst Eltern- oder Verwandtenmord, weiß man mit Hülfe gewisser Voraussetzungen so darzustellen, daß sie erlaubt oder doch verzeihlich erscheinen. Wer fühlte sich nicht geneigt, eine Phädra zu entschuldigen, obgleich sie einer ruchlosen Leidenschaft fröhnt und unschuldiges Blut vergießt? Syphax, der seine Gattin vergiftet, Horatius, der die Schwester erdolcht, Agamemnon, wenn er die Tochter opfert, Orest, der die eigene Mutter erwürgt, sind nichtsdestoweniger interessante Persönlichkeiten. Das Parterre mag sich an ihnen um so mehr erbauen, da sie zugleich bemüht sind, ihre Gedanken und Grundsätze, in das glänzende Gewand schöner Verse gekleidet, in einem ausdrucksvollen und imponirenden Tone vorzutragen.

Daß die Bühne darauf ausgeht, die öffentliche Achtung, welche allein dem rechtschaffenen Menschen gebührt, der gewandten Bosheit zuzuwenden, findet Rousseau nicht grade auffallend. Sie folgt eben nur dem Geschmack und der Denkweise einer Zeit, in welcher das Wissen, Geist und Muth allein Bewunderung erregen, während die sanfte, bescheidene Tugend unbeachtet und ungeehrt bleibt. Mehr befrembet es ihn, daß sie sich zur Unterhaltung eines Volkes, welches sich vor allen anderen durch einen milden, humanen Sinn auszeichnet, mit Gräueln schmückt, deren bloße Vorstellung schaudern macht. Giebt es doch kaum irgend eine nennenswerthe Tragödie, in welcher nicht moralische Ungeheuer und scheußliche Handlungen vorgeführt werden. Möglich, daß ihr diese ein größeres Interesse verleihen; sie sind aber jedenfalls insofern gefährlich, als sie die Augen der Zuschauer an Verbrechen und Schandthaten gewöhnen, welche sie gar nicht kennen, ja nicht einmal für denkbar halten sollten. Man kann die Wahl solcher Stoffe nicht damit rechtfertigen, daß sie auch von der klassischen Bühne benutzt wurden. Wenn die Griechen sich Darstellungen dieser Art gefallen ließen, so geschah es, weil sie ihnen den Inhalt ihrer nationalen Ueberlieferungen, die zu jeder Zeit unter dem Volke umliefen, vergegenwärtigten. Was aber für sie natürlich und zweckmäßig war, paßt darum noch keineswegs für uns. Indeß ist glücklicher Weise der verderbliche Einfluß dieser unzeitigen Nachahmungen weniger durchgreifend, als man erwarten sollte. Die Tragödie, wie sie gegenwärtig besteht, liegt uns so ferne, sie führt uns so

gigantische, so durchaus chimärische Wesen vor, daß das Beispiel ihrer Laster kaum in höherem Grade ansteckend wirkt, als das ihrer Tugenden zur Nacheiferung reizt.

Anders verhält es sich mit dem Lustspiele. Weil es in Sitten und Menschen dem wirklichen Leben weit näher steht, wirkt es durch seinen unsittlichen Inhalt auf Geist und Sinn der Zuschauer höchst nachtheilig ein. Gewiß hat die komische Bühne keine vollendeteren Schöpfungen aufzuweisen, als die Lustspiele Molière's. Rousseau bewundert die geniale Begabung des Mannes, und steht nicht an, ihn „den größten komischen Dichter aller Zeiten und Völker" zu nennen. Seine Werke aber sind eine Schule der Laster und schlechten Sitten, und selbst gefährlicher, als die Bücher, in welchen die Sittenlosigkeit offen gepredigt wird. Denn er geht überall darauf aus, die schlichte Einfalt und Güte lächerlich, List und Lüge dagegen interessant zu machen. Die guten Menschen, welche uns in seinen Stücken begegnen, schwatzen nur, während die schlechten handeln und meist die glänzendsten Erfolge davontragen. Nur selten wird die Ehre des Beifalls dem Achtbarsten zu Theil; in der Regel fällt sie Denjenigen zu, welche die größte Schlauheit beweisen. Untersucht man diese Komik genauer, so wird man finden, daß ihre Hebel und Werkzeuge stets *moralische* Gebrechen, Fehler des Charakters, ihr Gegenstand aber *natürliche* Mängel und Schwächen sind. Ueberall wird die Einfalt von der Malice düpirt, der beschränkte Kopf das Opfer des bösen Herzens. Freilich ist das so der Welt Lauf. Doch dürfte es deshalb noch nicht rathsam sein, mit einem Anscheine von Billigung auf die Bühne zu bringen, was perfide Menschen ermuntern muß, die arglose Offenheit der redlichen Leute für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Auch übersehe man nicht, daß Molière, um für seine Späße einen möglichst mannigfaltigen Stoff zu gewinnen, die gesammte sociale Ordnung stört und verwirrt. Alle jene unantastbaren Beziehungen, die ihre sichere Grundlage bilden, werden von ihm rücksichtslos in Frage oder auf den Kopf gestellt. Er scheut sich nicht, die geheiligten Rechte der Eltern über ihre Kinder, wie die der Männer über ihre Frauen, der Herren über ihre Diener, dem Gelächter Preis zu geben. Je besser ihm das gelingt, um so größer ist seine Schuld. Schlimm genug, wenn man ihm zum Ruhme nachsagt, daß er selbst den ernsten, verständigen Mann durch den unwiderstehlichen Zauber seiner Darstellung zwingt, an Witzen und Spöttereien Gefallen zu finden, die seinen Unwillen erregen sollten. Nun wird zwar behauptet, daß er in seinen Dichtungen die menschlichen Laster züchtige. Vergleicht man indeß die, welche er angreift, mit denjenigen, welche er in Schutz nimmt, so dürfte sich herausstellen, daß

die letzteren weit schwerer in's Gewicht fallen, als die ersteren. Rousseau geht zur Begründung seines Urtheils auf einzelne Stücke näher ein, wobei er namentlich den Misanthropen, welcher auch von ihm als das bewunderungswürdige Meisterwerk Molière's anerkannt wird, einer ausführlichen, ebenso feinen, wie geistvollen Analyse unterwirft. Vielleicht ist es nicht blos der höhere Werth dieser Dichtung, was ihn bestimmt, grade sie einer genaueren Erörterung werth zu halten. Der Charakter ihres Helden hat mit dem seinigen eine zu große Aehnlichkeit, als daß er nicht hätte anziehen, und zu dem Versuche reizen sollen, ihn, wie überhaupt, so gegen den Dichter selbst in Schutz zu nehmen. Alcest ist seiner Ansicht nach ein höchst achtbarer, durchaus rechtschaffener Mann; der Dichter aber macht ihn zu einer komischen Figur, indem er gewisse Eigenheiten, die allerdings geeignet sind, Heiterkeit zu erregen, so geschickt zu benutzen und in den Vordergrund zu rücken weiß, daß darüber der gediegene Inhalt, der tüchtige Kern seines Wesens ganz zurücktritt. Er geht selbst so weit, diesen Charakter, welcher, in seiner einfachen Wahrheit aufgefaßt, die allgemeinste Verehrung finden würde, absichtlich zu entstellen und herab zu ziehen, damit er in den Augen der Zuschauer lächerlich erscheine. Leider hat er diesen Zweck vollständig erreicht; es ist ihm nur zu wohl gelungen, die Tugend zu einem Gegenstande des lachenden Spottes zu degradiren.

Im Grunde hat er damit nur dem Werke, an welchem er in seinen sämmtlichen Dichtungen arbeitet, die Krone aufgesetzt. Von dem Bestreben geleitet, dem größten und einflußreichsten Theile des Publikums zu gefallen, machte Molière es sich zur Aufgabe, alle die Fehler und Schwächen zu verspotten, welche zu den Eigenschaften eines gewandten und liebenswürdigen Weltmannes im Gegensatze stehen. Nachdem er zu dem Ende in seinen übrigen Stücken eine Menge von Lächerlichkeiten bloß gestellt, blieb ihm nur noch übrig, auch die, welche die Welt am wenigsten verzeiht, die Tugend, dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Und eben dies hat er in seinem Misanthropen gethan. Natürlich kann unter diesen Umständen von einer sittlichen Tendenz seiner Dichtungen nicht die Rede sein. Sie machen keinen Anspruch darauf, einen guten, redlichen Menschen zu bilden, oder die herrschenden Irrthümer und Laster zu beseitigen. Nur der Mann von Welt, dem es darum zu thun ist, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, mag aus ihnen lernen, wie er sich vor dem Fluche der Lächerlichkeit zu hüten und zu schützen hat. Da sie lediglich den Beifall verderbter Herzen und Geister suchen, so ist ihre Moral entweder gradezu auf das Böse gerichtet, oder falls sie etwa das Gute predigt, nur um so gefährlicher, weil sie dasselbe in einer unwahren, heuchlerischen Fassung vorführt. Sie besticht durch den

Schein des besonnenen Verstandes, mit welchem sie ihre Maximen zu umkleiden weiß; sie setzt an die Stelle der strengen Rechtschaffenheit die laxen Grundsätze der Weltleute; sie versichert, daß die wahre Weisheit zwischen Tugend und Laster in der Mitte liege, und überredet die Zuschauer zu ihrer Befriedigung, daß man, um für einen redlichen Menschen zu gelten, nur eben kein ausgemachter Schurke zu sein brauche.

Sind das die moralischen Früchte, welche der grüne Baum der Molière'schen Komödie zeitigt, so läßt sich von dem ziemlich dürren Holze seiner Nachahmer natürlich noch weit weniger erwarten. Sie haben weder seinen Geist, noch seine Redlichkeit, streben aber nur um so eifriger und erfolgreicher dem Ziele zu, welches auch er im Auge hatte. Einige von ihnen bemühen sich, der ausschweifenden Jugend oder den sittenlosen Weibern zu schmeicheln. Sie haben zuerst jene trivialen Zweideutigkeiten in Umlauf gebracht, die der gute Geschmack ebenso verwirft, wie die Ehrbarkeit, gewisse Kreise aber auch jetzt noch als eine Würze der Unterhaltung ansehen. Andere, die in ihren Ausfällen eine größere Zurückhaltung beobachten, ermuntern die Spitzbüberei. Zu ihnen gehört Regnard, der es meisterhaft versteht, selbst für die gemeinen Verbrechen seiner Helden die Sympathie des Publikums zu gewinnen. Zwar haben die neueren Dichter, von besseren Absichten geleitet, Stücke von reinerem Inhalte geliefert. Doch fehlt es diesen an echter komischer Kraft, und eben darum an aller Wirkung. „Sie lehren viel, wenn man will, aber sie langweilen noch mehr; man könnte ebenso gut in die Predigt gehen". Rousseau hält es daher für überflüssig, sich eingehender mit ihnen zu beschäftigen. Er wendet sich lieber zu einem anderen Punkte, der für das gesammte moderne Drama charakteristisch und von durchgreifender Bedeutung ist.

Ohne Zweifel hat er Recht, wenn er die Liebe als das vornehmste Motiv, als den überall wiederkehrenden Angel- und Mittelpunkt des neueren Schauspiels bezeichnet. Auch ist es nicht unrichtig, wenn er den Grund dieser Thatsache in dem Umstande findet, daß das Interesse an einfachen, natürlichen Empfindungen, und, mit dem öffentlichen Volks- und Staatsleben, auch der Sinn für die großen Charaktere und Situationen, welche es zu schaffen pflegt, erloschen ist. Wo die Liebe zum Vaterlande und zur Menschheit ihre Kraft verloren hat, muß die persönliche Liebe zu einem dürftigen Ersatze dienen. Kein Wunder daher, daß die tragischen, wie die komischen Dichter sich um die Wette bemühen, diese Leidenschaft in immer neuen Formen und Farben darzustellen, daß die moderne Bühne von Sehnsucht und Zärtlichkeit überfließt, und unter dem Namen dramatische

Dichtungen nur noch Romane Beifall finden. Nun ist Rousseau zwar weit entfernt, die Liebe schlechtweg zu verwerfen, und unbedingt von der Bühne zu verbannen. Wie gut und berechtigt sie aber auch, gleich jedem anderen wohlgeordneten Affekte, sein mag, ihre Ausschreitungen sind gefährlich und doch nicht zu vermeiden. Es ist deshalb keineswegs rathsam, sie um ihrer selbst willen zuzulassen und ohne Weiteres als eine an sich gute Empfindung zu behandeln. Sie darf vielmehr nur in zweiter Linie zur Ergänzung anderer Gefühle von allgemeinem, objectivem Gehalte verwandt werden. Gewinnt sie auf der Bühne eine selbständige Geltung, wird sie sogar, wie das heut zu Tage der Fall ist, zur allmächtigen Beherrscherin derselben, so zieht diese Uebertreibung die bedenklichsten Folgen nach sich.

„Die Liebe ist das Reich der Frauen;“ sie sind seine geborenen Herrscherinnen, von ihnen erhält es seine Gesetze. Die Macht der Liebe ist daher gleichbedeutend mit der des weiblichen Geschlechtes; wächst die eine, so erweitert sich auch die andere. Eben deshalb führt der excentrische Cultus, welchen die Bühne der Liebe weiht, nothwendig dahin, die Geltung des Weibes über die gebührenden Grenzen auszudehnen. Er macht die Frauen und jungen Mädchen zu Lehrern des Publikums, giebt ihnen über die Zuschauer dieselbe Gewalt, welche sie über ihre Anbeter zu haben pflegen. Im Leben zwar wissen sie, obgleich sie über Alles urtheilen, im Grunde wenig oder nichts; im Theater aber schlagen sie, ausgerüstet mit dem Geiste und den Kenntnissen des Dichters, die Männer mit ihren eigenen Waffen aus dem Felde. Man gehe nur die Mehrzahl der neueren Dramen durch; stets sind es die Frauen, die Alles wissen und über Alles Aufschluß geben; nie fehlt auf der Bühne die Bonne, welche den Kindern im Parterre die Bissen mundgerecht macht. Als ob es unmöglich wäre, das schöne Geschlecht zu ehren, ohne das eigene zu erniedrigen. In Wahrheit freilich ist die Ehre, welche ihm so erwiesen wird, ein bitterer Spott. Jede verständige Frau wird diese Huldigung, weil sie eine kindische Eitelkeit voraussetzt, mit Unwillen zurückweisen und die Sitte der Alten vorziehen, welche ihre Hochachtung vor dem weiblichen Geschlechte dadurch bekundeten, daß sie es vermieden, dasselbe vor das Forum der Oeffentlichkeit zu ziehen. Jedenfalls liegt es nicht in ihrem Interesse, daß man sie auf der Bühne eine Rolle spielen läßt, welche sie im Leben nicht durchführen kann. Für die jungen Männer aber ist diese Täuschung gradezu verderblich. Gefesselt von dem Zauber, den die reizenden Gestalten der Bühne auf sie ausüben, haben sie nichts Eiligeres zu thun, als sich nach einer entsprechenden Geliebten umzusehen. Sie findet sich natürlich bald, doch die Wunder der Weisheit und Tugend dienen meist nur dazu, in den Sumpf der Thorheit und des Lasters zu locken.

Aus demselben Grunde aber, aus welchem in unseren Dramen die Frauen vor den Männern den Vorrang haben, haben ihn auch die jungen Leute vor den älteren. Und diese Verkehrung der natürlichen Ordnung ist ebenso tadelnswerth, wie jene. Es versteht sich von selbst, daß da, wo die Liebe den eigentlichen Gegenstand der Darstellung bildet, das Interesse sich vorzugsweise den Verliebten zuwendet, und die bejahrteren Personen sich mit einer untergeordneten Stellung begnügen müssen. Ist das schon an sich schlimm genug, zumal wenn es zur Gewohnheit wird, so erscheint es noch weit anstößiger, daß die ihnen zugewiesene Stelle sie in der Regel entweder verhaßt oder lächerlich macht. Sind sie nicht selbst verliebt und damit eine Zielscheibe des allgemeinen Spottes, so stellen sie der Liebe der jungen Leute Hindernisse entgegen, und ziehen dadurch den Unwillen des Publikums auf sich. In der Tragödie läßt man sie als Tyrannen oder Usurpatoren auftreten, im Lustspiele als Wucherer, Pedanten oder unerträgliche Väter, die alle Welt hinter's Licht zu führen sucht. Allerdings giebt es einige Stücke, in welchen dem Alter eine würdigere Stellung zu Theil wird — Rousseau nimmt hier, wie öfter, Gelegenheit, seines persönlichen Gegners Voltaire ehrenvoll zu gedenken — doch können sie nicht genügen, um die Erniedrigung abzuwehren, in welcher die meisten dramatischen Dichter die Jahre der Weisheit, Erfahrung und Autorität zu zeigen lieben. Die Gewohnheit aber, im Theater das Alter stets in einem gehässigen Lichte, verhöhnt und verachtet zu sehen, trägt wesentlich dazu bei, daß es auch im Leben mit Geringschätzung behandelt wird.

Indeß sind diese Wirkungen nicht die einzigen, welche das Interesse an der Bühne, sofern es auf der Liebe beruht, hervorbringt. Es giebt deren noch andere von ernsterer Art, auf welche namentlich von Seiten der Geistlichkeit oft und mit Nachdruck hingewiesen worden. Zwar sagt man, daß die Gefahren, welche die Darstellung einer so verführerischen Leidenschaft im Gefolge haben könne, dadurch abgewandt würden, daß die Liebe auf der Bühne in einer berechtigten Form auftrete, daß sie hohe und edle Zwecke verfolge, auch nicht selten der Pflicht und Tugend weichen müsse, wo sie aber strafbar werde, der verdienten Züchtigung nicht entgehe. Indeß wäre dem auch so, und zuweilen ist es allerdings der Fall, so würde damit der in Rede stehende Vorwurf keineswegs entkräftet. Es kommt nicht darauf an, ob das Theater gradezu strafbare Leidenschaften erregt; die Hauptsache ist, daß es Herz und Seele zu zärtlichen Gefühlen und Neigungen disponirt, welche dann später auf Kosten der Tugend befriedigt werden. Vielleicht sind in dieser Beziehung die Bilder unschuldiger Liebe, welche es vorführt, sogar gefährlicher, als die Schilderungen einer zügellosen und verbrecherischen Leidenschaft. Bei diesen hebt

der Abscheu vor dem Laster die Wirkung mehr oder weniger auf; die Vorstellung der Unschuld aber verschönert die Empfindung, welche sie begleitet, und läßt den Eindruck derselben auch dann noch fest in der Seele haften, wenn sie selbst längst aus der Erinnerung verschwunden ist.

Die Behauptung ferner, daß der Anblick ihrer Schwächen geeignet sei, vor der Liebe zu schützen, ist völlig grundlos. Die Erfahrung beweist, daß die Zuschauer stets für den verliebten Schwächling Partei nehmen, und es nicht selten bedauern, wenn er schließlich seiner Neigung doch noch Herr wird. Auch ist durch die Schilderung ihrer traurigen Folgen noch nie Jemand vor einer maßlosen Leidenschaft bewahrt worden. Die Bilder der Liebe machen eben stets mehr Eindruck, als die Lehren der Weisheit, und wie man sie auch darstellen mag, sie wirkt verführerisch, oder sie ist nicht sie selbst. Ihre Kämpfe und Leiden machen sie rührender, als wenn sie keinen Widerstand zu besiegen hätte, und ihre traurigen Wirkungen, weit entfernt abzuschrecken, stellen sie nur in ein interessanteres Licht. Man sagt sich unwillkürlich, daß ein so köstliches Gefühl für Alles entschädigt: das Herz wird weich, ohne daß man es merkt; man nimmt von der Leidenschaft, was zur Freude führt, und läßt, was Schmerz bereitet, unbeachtet. Niemand glaubt sich verpflichtet, ein Held zu sein, und so führt die Bewunderung der ehrbaren Liebe dahin, daß man sich ohne Bedenken der strafbaren Neigung in die Arme wirft. Trägt doch auch die Bühne Sorge, daß die Zärtlichkeit immer nur im Geleite der Tugend auftritt. Stets sind die beiden Anbeter wahre Muster von Vollkommenheit; wie sollte man sich nicht für die Gefühle zweier Herzen interessiren, welche schon an sich eine gewisse Theilnahme einflößen? Rousseau zweifelt, daß sich unter allen Dramen der französischen Bühne auch nur ein einziges findet, in welchem nicht die gegenseitige Liebe den Beifall der Zuschauer gewinnt. Man geht sogar so weit, die Achtung oder die Geringschätzung, welche namentlich dem männlichen Theile zufällt, von dem größeren oder geringeren Erfolge seiner Bewerbung abhängig zu machen. Wird seine Neigung nicht erwiedert, so ist er für das Parterre ein Gegenstand des Mißfallens oder der Abneigung, während Gesinnung und Benehmen der Geliebten seiner Billigung gewiß sein können. Es gewinnt so fast den Anschein, als ob ein rechtschaffener Mann nothwendig verliebt, und ein verliebtes Mädchen zugleich auch tugendhaft sein müsse. Jedenfalls bleibt es sehr bedenklich, den jungen Leuten im Widerspruche mit der Wahrheit einzureden, daß Tugend und Liebe stets Hand in Hand gehen. Besser doch, man lehrt sie, der Illusion der Liebe zu mißtrauen, den Irrthum der blinden Neigung, welche sich stets auf Achtung zu stützen meint, zu fliehen, und der Besorgniß einigen Raum zu geben, daß

ihr tugendhaftes Herz sich einem, seiner unwürdigen Gegenstande hingeben könnte.

Rousseau ist demnach überzeugt, daß die Schilderungen der Liebe, was man auch thun möge, um sie nützlich oder doch unschädlich zu machen, nie aufhören werden, gefährlich zu sein. Er glaubt nicht minder gezeigt zu haben, daß die moralische Wirkung des Schauspiels weder gut, noch heilsam sein kann, weil jeder Nutzen, welchen es etwa bietet, durch die begleitenden Nachtheile mehr als aufgewogen wird. Während es aber nichts vermag, um die Sitten zu verbessern, wirkt es vielfach dahin, sie zu verschlechtern. „Wer daher das Schauspiel an sich nicht mißbilligt, hat Unrecht". Ohne Zweifel ein richtiger Schluß, wenn man die Prämissen zugiebt. Und diese dürften sich vielfach kaum mit Erfolg bestreiten lassen. Freilich könnte die Theorie den Spieß umkehren, den sittlichen Nutzen der Bühne ebenso einseitig betonen, wie Rousseau den moralischen Schaden. Wir fürchten indeß, daß die Thatsachen der Erfahrung sie dementiren würden. Auf alle Fälle hat Rousseau, scheint uns, bewiesen, daß es nicht so leicht ist, das Drama vom Standpunkte der Ethik aus zu rechtfertigen, und eben damit dargethan, daß die Berechtigung desselben zunächst auf seinem eigenen Boden, auf dem Boden der Aesthetik, festgestellt werden muß. Freilich ist das Schöne auch das Gute; doch tritt, was seinem Wesen nach zusammenfällt, in der Erscheinung nicht selten weit auseinander. Ob und in wie weit in unseren Tagen das ästhetische Ideal mit dem sittlichen übereinstimmt, mag dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß die Verkörperungen des einen den Anforderungen des andern meist ebenso wenig entsprechen, wie vor hundert Jahren.

Uebrigens, fährt Rousseau fort, giebt es neben den Wirkungen des Theaters, welche durch die dargestellten Gegenstände bedingt werden, deren noch andere, die unmittelbar von der Bühne und den darstellenden Personen ausgehen. Zunächst ist es keine Frage, daß der regelmäßige Besuch des Schauspiels das Wohlgefallen an äußerem Glanz und Schmuck, und die Neigung zu Luxus und verschwenderischem Aufwand weckt und nährt. Es steht eben so fest, daß er den Gang der bürgerlichen und häuslichen Geschäfte zu bestimmten Stunden unterbricht, und dem Müßiggange einen stets bereiten Zeitvertreib darbietet. Wo aber die Menschen tagtäglich bequeme Gelegenheit haben, sich selbst in der Beschäftigung mit fremden Dingen zu vergessen, nehmen sie nothwendig andere Sitten und Gewohnheiten an. Diese Veränderungen sind für Alle so ziemlich dieselben. Ob sie aber

vortheilhaft oder nachtheilig wirken, hängt vorzugsweise davon ab, was Diejenigen, welche sie erleiden, vorher waren. Die Zweckmäßigkeit des Theaters kann daher weder unbedingt bejaht, noch auch verneint werden; es kommt eben auf die gegebenen Verhältnisse, auf den jedesmaligen Charakter und Zustand von Land und Leuten an.

Natürlich betrachtet Rousseau das Schauspiel, welchem er einen erziehlichen Einfluß nicht zugestehen kann, nur noch als ein, an sich vielleicht gleichgültiges Mittel zur Unterhaltung, und fragt es sich von diesem Gesichtspunkte aus für ihn lediglich, wann und wo der Gebrauch desselben am Orte ist. Im Allgemeinen geht nun seine Ansicht dahin, daß ein Amüsement gut oder schlecht ist, je nachdem die Beschäftigungen, welche es unterbricht, schädlich oder nützlich sind. „Die Vernunft fordert, daß man die Vergnügungen der Leute befördere, deren Thätigkeit Nachtheil bringt; sie gebietet nicht minder, daß man die Menschen, welche eine wohlthätige Wirksamkeit ausüben, von störenden Amüsements möglichst zurückhalte". Es ist nicht rathsam, müssigen und verdorbenen Menschen die Wahl ihrer Unterhaltungen selbst zu überlassen, denn es steht zu besorgen, daß die, auf welche sie verfallen, ihren schlechten Neigungen nur zu sehr entsprechen. Dagegen darf man es einem einfachen, arbeitsamen Volke ruhig anheimstellen, sich von seinen Mühen zu erholen, wann und wie es ihm beliebt. Es wird diese Freiheit nicht mißbrauchen, und die ihm angemessene Zerstreuung auch ohne fremdes Zuthun und ohne besondere Vorkehrungen schon zu finden wissen. In einer großen Stadt, voll gewissen- und glaubensloser Intriganten und Müssiggänger, wo Ehre und gute Sitten wenig oder nichts mehr gelten, mag die Behörde sich immerhin berufen glauben, die Zahl der erlaubten Vergnügungen zu vermehren, und dieselben möglichst anziehend zu machen. Solche Fürsorge ist zweckmäßig und selbst nothwendig, denn jeder Augenblick, welcher der Thätigkeit des Lasters durch Ablenkungen dieser Art entzogen wird, ist ein Gewinn für die redlichen Leute.

Anders ist es mit kleinen Orten; hier hat die Regierung nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen zu verfahren. Treiben die Bewohner Gewerbe, pflegen sie Handel und Industrie, so hüte man sich, der rastlosen Gewinnsucht, welche ihre Freude in der Arbeit findet, und das Gemeinwesen durch die Habgier der Einzelnen bereichert, hemmende Zerstreuungen darzubieten. Beschäftigen sie sich aber mit dem Ackerbau, so muß man, weit entfernt, dem Müssiggange, zu welchem ihre einfache, relativ bequeme Lebensweise sie ohnehin geneigt macht, Vorschub zu leisten, sie vielmehr durch die Langeweile zwingen, die Zeit, welche sie doch nicht mißbrauchen können, nützlich

zu verwenden. Auch ist es, meint Rousseau, ein Irrthum, zu glauben, daß die Bewohner der kleinen Land- und Provinzialstädte einer besondern An- oder Aufregung bedürfen. Der Anschein von stupider Lethargie, welchen man allerdings auf den ersten Blick an ihnen wahrnimmt, erweist sich als trügerisch, wenn man sie bei längerem Aufenthalte genauer kennen lernt. Ohne Zweifel ist ihre Thatkraft und Rührigkeit auch relativ geringer, als die der Großstädter; ihre Leidenschaften und Bedürfnisse sind eben weniger groß und dringend. Dagegen trifft man unter ihnen weit öfter Menschen von eigenthümlichem, originellem Gepräge, auch mehr industriellen Erfindungsgeist und wirklich neue Erzeugnisse einer sinnreichen Thätigkeit. Rousseau selbst will nicht behaupten, daß dieses Lob überall in gleichem Maße zutreffe. Er hat zunächst die gewerbfleißige und intelligente Bevölkerung seiner Vaterstadt und ihrer Umgebung im Auge. Doch was hier, gilt im Allgemeinen auch anderswo. Jedenfalls werden die Nachtheile, welche die Einführung neuer Vergnügungen für Menschen zur Folge hat, die in ihrer stetigen Arbeit die Mittel zu einem zufriedenen Dasein und die Quelle ihrer Freuden zu finden gewohnt sind, im Wesentlichen überall dieselben sein.

Was in's Besondere die Errichtung einer stehenden Bühne betrifft, so würde diese ihnen nicht nur die Zeit rauben, welche der Besuch des Schauspiels doch immer in Anspruch nimmt, sondern auch, was weit wichtiger ist, das Interesse an der Arbeit schwächen, und damit ihren Werth und Ertrag erheblich vermindern. Dies wäre aber um so bedenklicher, da sie zugleich eine Vermehrung der Ausgaben mit sich bringt. Wie gering der Eintrittspreis auch sein mag, man zahlt doch immer, wenn man allein oder mit seiner Familie in's Theater geht. Mehr noch kostet der Aufwand, zu welchem diese Ausgänge theils unmittelbar, dann auch in sofern Anlaß geben, als der glänzende Schein und Schimmer der Bühne, namentlich bei den Frauen, den Hang zu äußerem Prunk weckt oder steigert. Dazu kommt noch, daß der Bestand eines Theaters auch dem Gemeinwesen mannigfache Lasten auflegt, die natürlich eine Erhöhung der öffentlichen Abgaben nöthig machen.

Man sieht, daß wenn auch das Schauspiel an sich nicht verwerflich wäre, es doch für das Volk, welchem man es bestimmt, verderblich werden kann. Rousseau leugnet den Nutzen nicht, den es an gewissen Orten haben mag, sofern es dazu dient, „die Fremden anzulocken, den Umlauf des Geldes zu steigern, die Künstler anzuregen, den Wechsel der Moden zu fördern, die reichen Leute, oder die es werden wollen, zu beschäftigen, den großen Haufen von seinem Elende abzuziehen, das Volk durch den Anblick seiner Hanswurste seine Führer und Fürsten vergessen zu machen, den Geschmack auszu-

bilden, wenn die Ehrbarkeit verschwunden ist, die Häßlichkeit des Lasters durch den Firniß eines anständigen Benehmens zu verdecken, mit einem Worte, zu verhindern, daß die schlechten Sitten in brutale Gewaltthätigkeiten ausarten.“ Er behauptet aber nicht minder, daß es anderswo nur dahin wirkt, „die Freude an der Arbeit zu nehmen, den Gewerbfleiß zu entmuthigen, die Einzelnen zu Grunde zu richten, das gesammte Volk träge und feige zu machen, seine Aufmerksamkeit von den öffentlichen und Privatangelegenheiten, mit welchen es sich beschäftigen sollte, abzulenken, den Jargon des Theaters an die Stelle der praktischen Tugend zu setzen, die ganze Moral auf einige metaphysische Redensarten zu reduciren, die Bürger in Schöngeister, die Familienmütter in Maitressen und die jungen Mädchen in Theaterliebhaberinnen zu verkehren“. Allerdings wirkt die Bühne auf alle Menschen in gleicher Weise; die Veränderungen aber, welche sie durch dieselbe erfahren, machen sie für ihre Heimath mehr oder weniger geeignet. „Indem sie einander ähnlich werden, gewinnen die Schlechten und verlieren die Guten noch mehr; Alle aber nehmen einen schlaffen, schwächlichen Charakter an, verfallen jenem Geiste des Müssigganges, welcher den Einen die großen Tugenden nimmt, während er die Anderen davor bewahrt, auf große Verbrechen zu sinnen.“

Demnach sind die Schauspiele gut, wenn ein Volk bereits corrumpirt, schlecht, wenn es selber noch gut ist. Um daher beurtheilen zu können, ob es zweckmäßig ist, irgendwo ein Theater zu errichten, muß man zuvor wissen, ob die Sitten dort gut oder schlecht sind. Rousseau glaubt nicht, daß es ihm zustehe, diese Frage in Beziehung auf seine Vaterstadt zu entscheiden. Er kann nur sagen, daß wenn den Genfern die Bühne wirklich nicht schadet, ihnen überhaupt nichts mehr schaden kann. Jedenfalls dürfen sie nicht meinen, daß die nachtheiligen Folgen des Schauspiels sich durch gesetzliche Anordnungen fern halten oder paralysiren lassen. Gesetz und Regierung sind auf dem Gebiete der Moral fast ohnmächtig; hier herrscht lediglich die öffentliche Meinung, und diese wird nicht durch Gesetz und Vernunft, noch auch durch Strafen und Zwangsmittel geleitet. Sie hängt vielmehr vom Zufalle, von mannigfachen kleinen Ursachen und unvorhergesehenen Umständen ab. Eben darum besteht ihr gegenüber die ganze menschliche Weisheit darin, jeder Veränderung vorzubeugen, und Alles fern zu halten, was zu einer solchen führen kann. Gestattet man sie, so ist man nur selten Herr ihrer Wirkungen, und kann nie dafür einstehen, daß man es bleibt. Einmal errichtet, wird auch die Bühne ihren unheilvollen Einfluß fort und fort mit Nothwendigkeit ausüben; die besten Gesetze werden außer Stande sein, ihn abzuwehren.

Sie vermögen ebensowenig, die zucht- und sittenlosen Schau-

spieler in achtbare Menschen umzuwandeln. D'Alembert hatte in seiner Empfehlung des Theaters das Gegentheil behauptet. Er wußte, daß man demselben in Genf vielfach nur deshalb abgeneigt war, weil man in dem unsittlichen Leben und Treiben der Schauspieler eine ernste Gefahr für die öffentliche Moral erblickte, und er bemühte sich daher, nachzuweisen, daß bei der dort herrschenden Sittenstrenge diese Gefahr durch den Erlaß zweckmäßiger Gesetze leicht abgewandt werden könne. Er ging sogar noch weiter, indem er mit prophetischem Schwunge voraussagte, es werde der Republik zu ihrem unsterblichen Ruhme gelingen, das lose Völkchen der Schauspieler durch ihre Zucht und Leitung der sittlichen Regel und Ordnung zu unterwerfen, damit ihren allgemein verachteten Stand zu Ehren zu bringen, und so Geschmack und gute Sitten, Kunst und Moral mit einander zu versöhnen. Gewiß eine Aussicht, die, wenn sie begründet war, manchen Gegner des Theaters verleiten konnte, seinen Widerspruch aufzugeben. Rousseau hält es daher, obgleich ihm die Frage im Grunde durch die bisherigen Erörterungen bereits entschieden scheint, doch für angemessen, sie einer besondern Prüfung zu unterziehen.

Zu dem Ende stellt er zunächst die Thatsachen fest. Niemand kann sich seiner Ansicht nach der Wahrnehmung verschließen, daß der Stand des Schauspielers im Allgemeinen überall mit sittlicher Zucht- und Haltlosigkeit verbunden erscheint, daß die Männer, welche ihm angehören, sich der Ausschweifung ergeben, die Frauen ein anstößiges, nicht selten skandalöses Leben führen, und die Einen, wie die Anderen, habgierig und verschwenderisch zugleich, in ihren Ausgaben ebensowenig zurückhalten, wie in der Wahl der Mittel, welche ihre Bestreitung erfordert, bedenklich sind. Auch läßt sich nicht leugnen, daß ihre Beschäftigung bei allen Völkern zur Unehre gereicht, und Die, welche sich ihr widmen, überall verachtet werden. Man bemerkt nicht minder, daß diese Geringschätzung um so größer ist, je reiner die Sitten sind, daß in Gegenden, in welchen noch Einfachheit und Unschuld herrschen, das Metier des Komödianten nahezu Abscheu erregt. Möglich, daß Diejenigen Recht haben, welche dieses ungünstige Urtheil als ein Vorurtheil bezeichnen. Gewiß aber ist, daß dasselbe, weil es eine so allgemeine Geltung hat, auch auf einen allgemeinen Grund zurückgeführt werden muß. Es hilft wenig, zu sagen, die Schauspieler machen sich nur deshalb verächtlich, weil sie verachtet werden. Warum hätte man sie verachtet, wären sie nicht zuvor verächtlich gewesen? Warum sollte man von ihrem Stande schlechter denken, als von den übrigen, wenn er sich von diesen nicht wesentlich unterschiede? Die Ursache der Mißachtung, welche er erfährt, kann nur in ihm selbst liegen. Auch tritt sie deutlich genug heraus, wenn man seinen eigenthümlichen Charakter etwas schärfer in's Auge faßt.

Besteht ja doch die Aufgabe des Schauspielers darin, „sich zu verstellen, einen anderen Charakter anzunehmen, als den, welcher ihm wirklich eignet, verschieden zu scheinen von dem, was er ist, bei kaltem Blute in Leidenschaft zu gerathen, anders zu sprechen, als er denken würde, wenn er seiner Natur gemäß dächte, kurz, sich selbst und die eigene Stellung aufzugeben, um eine fremde einzunehmen“. Ueberdies bringt es sein Geschäft mit sich, daß er sich für Geld zur Schau stellt, seine Person öffentlich zum Verkaufe anbietet, sich der Schmach und den Beschimpfungen unterwirft, die man ihm anzuthun das Recht hat. Rousseau zweifelt nicht, daß, wer unbefangen und aufrichtig sein will und kann, fühlen wird, wie in diesem Handel mit der eigenen Persönlichkeit etwas Niedriges und Gemeines liegt. Jedenfalls „ist der Geist, mit welchem den Schauspieler sein Stand erfüllt, ein Gemisch von Falschheit, lächerlichem Stolze und unwürdiger Erniedrigung, das ihn zu jeder Rolle befähigt, nur nicht zu der edelsten von allen, zu der eines Menschen“.

Auch wäre es sehr auffallend, wenn dieser Standesgeist auf sein persönliches Leben ohne bestimmenden Einfluß bliebe. Zwar ist sein Spiel nicht das eines Schurken, der darauf ausgeht, Andere zu seinem Vortheile hinter's Licht zu führen. Die Schauspieler sind nicht eigentlich Betrüger, aber sie üben doch beständig die Kunst, die Menschen zu täuschen, und sich Ansichten, Sitten und Gewohnheiten anzueignen, die nur auf der Bühne unschuldig sind, während sie überall anderswo verderblich wirken. Kein Wunder daher, wenn sie zuweilen auch im Leben versuchen, was sie auf der Bühne so meisterhaft darzustellen wissen. Stets wächst die Versuchung, Böses zu thun, mit der Fähigkeit, es auszuüben, und die Schauspieler, falls sie nicht verderbter sind, als die übrigen Menschen, müssen nothwendig weit tugendhafter sein. Ihnen das Laster verbieten, hieße dem Menschen das Kranksein untersagen. Gilt das überhaupt, so findet es namentlich auf den weiblichen Theil der Bühnenmitglieder seine Anwendung. Das sittenlose Leben, welchem sich die Schauspielerinnen in der Regel ergeben, ist unvermeidlich; nur durch ein Wunder können sie der Verführung entgehen, welche sie beständig im eigenen Innern, wie von Außen bedroht. Ihr Beruf verträgt sich nicht mit der Stellung und Bestimmung, welche die Natur dem Weibe angewiesen hat. Es giebt für die Frau keine guten Sitten mehr, sobald sie aus der Zurückgezogenheit des häuslichen Lebens heraustritt. Die Würde ihres Geschlechtes liegt in ihrer Bescheidenheit; Scheu und Scham sind bei ihr von der Ehrbarkeit unzertrennlich. Sie darf sich nicht öffentlich zeigen, wenn sie sich nicht entehren will, und sucht sie die Blicke der Männer auf sich zu lenken, so ist sie bereits gefallen. Es versteht sich daher von selbst, daß jede Frau, welche sich der Bühne widmet,

der Corruption anheimfällt, eine Regel, deren allgemeine Geltung durch einige seltene, und doch immer problematische Ausnahmen keineswegs beeinträchtigt wird.

Die Sittenlosigkeit der weiblichen Schauspieler zieht aber die der männlichen nothwendig nach sich, zumal die beiden Geschlechter durch ihre Beschäftigung gezwungen sind, miteinander in der größten Vertraulichkeit zu leben. Doch sind es nicht die sexuellen Beziehungen allein, in welchen die moralische Verwilderung der Bühnenhelden zu Tage tritt. „Ein entehrender Stand hat naturgemäß eine ehrlose Gesinnung und Denkweise zur Folge, und die Laster verfeinden diejenigen, welche das gemeinsame Interesse vereinigen sollte". Rousseau erinnert an die stete Zwietracht, an den nimmerruhenden Zank und Hader, welchen die Wahl der Stücke, die Vertheilung der Rollen, die Eifersucht auf den Beifall des Publikums erregen. Zugleich weist er auf die unsittlichen Wirkungen hin, welche der unvermeidliche Wechsel von Mangel und Ueberfluß, von Luxus und Elend nothwendig hervorruft. Ein Beruf aber, der seiner Natur nach der Sittlichkeit so viele und so große Gefahren bereitet, kann nicht als unbedenklich oder gar als ehrenhaft gelten; er ist verächtlich und verdient eben deshalb die allgemeine Geringschätzung, welche ihm zu Theil wird. Auch darf man nicht hoffen, ihn durch irgendwelche gesetzliche Maßregeln reformiren zu können. Die Gebrechen, an welchen er leidet, sind unheilbar, weil sie aus seinem Wesen entspringen. Es giebt nur ein Mittel, ihn unschädlich zu machen; man sorge dafür, daß er aufhört, zu existiren.

Die bisherigen Erörterungen hatten einen allgemeinen, prinzipiellen Charakter. Es galt, nachzuweisen, daß die Institution des Theaters als solche wenig oder nichts nütze, dagegen viel und erheblich schade, und eben darum eine verwerfliche Einrichtung sei. Rousseau hätte sich, scheint es, bei diesem Ergebnisse beruhigen können; die Verurtheilung des Theaters überhaupt traf natürlich auch die projectirte Genfer Bühne. Er hielt es indeß bei seiner gründlichen Weise, Fragen dieser Art zu behandeln, für nothwendig, das gewonnene allgemeine Resultat durch Anwendung auf den besonderen Fall sicher zu stellen. Er bemüht sich daher, zu zeigen, daß grade die eigenthümlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt die Gründung eines Theaters durchaus unzulässig machen. Zunächst: Genf ist seiner Ansicht nach nicht groß, reich und bevölkert genug, um eine stehende Bühne lediglich aus ihren eigenen Einnahmen unterhalten zu können. Es fehlt dort an müssigen Leuten, die Zeit und Geld zum

regelmäßigen Besuche des Schauspiels haben. Diejenigen aber, welchen beides etwa zu Gebote steht, werden durch die Gewohnheit, einen großen Theil des Jahres auf dem Lande zu verleben, Andere durch ihre religiösen oder moralischen Grundsätze zurückgehalten werden. Was dann von Zuschauern übrig bleibt, kann unmöglich die Kosten decken. Man wird deshalb entweder den Beutel reicher Kunstfreunde oder, da diese schwerlich lange aushelfen werden, den Säckel des Staates in Anspruch nehmen müssen, der sich indeß für solchen Zweck doch nicht so leicht öffnen dürfte.

Gesetzt aber, es gelänge, der Bühne eine allgemeine thatkräftige Theilnahme, und damit einen festen Bestand zu sichern, was würde die Folge sein? Ohne Zweifel eine durchgreifende Umwandlung der herrschenden Sitten, welche früher oder später selbst die Existenz der Republik in Frage stellen muß. „Es giebt keinen wohlgeordneten Staat, in welchem sich nicht Gebräuche finden, die mit den bestehenden Verfassungsformen eng zusammenhängen und zu ihrer Aufrechthaltung dienen". Auch in Genf giebt es solche, und eben sie würden nothwendig allmälig verschwinden, wenn das Theater in Aufnahme käme. Dasselbe „würde in kurzer Zeit die täglichen Zerstreuungen verdrängen, welche dort von Altersher üblich sind, und, ohne den heiteren Frohsinn auszuschließen, eine gewisse Einfachheit und Unschuld haben, die Republikanern wohl ansteht". Rousseau schildert diese kleinen Gesellschaften, in welchen sich Männer und Frauen, und zwar, was er für einen wesentlichen Vorzug hält, gesondert zu vereinigen pflegen, in sehr anziehender Weise. Er ist nicht blind gegen ihre Mängel und beklagt die Mißbräuche, zu welchen sie Veranlassung geben. Aber er findet doch, daß sie sehr geeignet sind, den republikanischen Geist in den Bürgern lebendig, die alte Sittenstrenge aufrecht, die persönliche Theilnahme am Gemeinwesen und den Sinn für Freiheit, Manneskraft und Mannesehre wach zu erhalten.

Jedenfalls kann man sie, die, ein Erzeugniß des Genfer Volks- und Staatslebens, mit diesem auf das Engste verwachsen sind, nicht antasten, ohne zugleich ihre natürliche Grundlage zu untergraben. Tritt das Theater an ihre Stelle, so wird das heimische Wesen dem fremden, die eigene Sitte und Denkart der französischen Anschauungs- und Lebensweise weichen müssen. Daß aber „Pariser in Genf" sich die Anhänglichkeit an die dortige Verfassung lange bewahren werden, glaubt Rousseau bezweifeln zu dürfen. Man bedenke es wohl: die Freiheit wird nur erhalten durch den Fortbestand der Sitten, welche sie gegründet haben. Man hüte sich daher, die Geltung der überlieferten Gewohnheiten noch mehr zu schwächen, als es ohnehin schon durch den natürlichen Lauf der Dinge geschieht. Es läßt sich nicht

verkennen, daß die Sitten Genf's sich dem Verfalle zuneigen, und seine Bewohner bereits von Weitem den Staaten folgen, deren Schicksal sie doch fürchten. Schon hat das Neue und Fremde einen viel zu weiten Spielraum gewonnen; namentlich greift die modische Erziehung, welche mit der alten Strenge und Rauhheit auch die gesunde Kraft des Körpers und der Seele zu beseitigen droht, mehr und mehr um sich. Noch ist freilich die Gefahr nicht so groß, die Macht des Herkommens bei der großen Mehrzahl der Bürger noch zu lebendig, als daß sie durch die modernen Richtungen und fremden Einflüsse wesentlich geschwächt werden könnte. Sucht man sie aber absichtlich zu brechen, beschleunigt man, was man auf jede Weise aufhalten sollte, so geht die Freiheit und Unabhängigkeit der Republik ernsten Gefahren entgegen.

Es ist dies um so mehr zu befürchten, da das Theater die Genfer Verfassung nicht blos indirekt, durch seinen Einfluß auf Sitte und Denkweise, sondern auch direkt angreift, sofern es das zu ihrem Bestande nothwendige Gleichgewicht der einzelnen Glieder des Staatskörpers stört. Das moderne Schauspiel, dessen Besuch an ein Eintrittsgeld geknüpft ist, wirkt überall dahin, die Ungleichheit des Vermögens zu befördern, eine Wirkung, die in großen Städten allerdings weniger fühlbar wird, als in kleinen. Nun kann diese Ungleichheit zwar, falls sie ein angemessenes Maß nicht überschreitet, ihre Vortheile haben. Gewiß aber ist, daß sie, besonders in einer Republik von beschränktem Umfange, ihre bestimmten Grenzen haben muß. Ob sie diese in Genf bereits erreicht hat, will Rousseau nicht entscheiden; er bemerkt nur, daß es bei der natürlichen Tendenz aller gesellschaftlichen Entwicklung, die Unterschiede in Besitz und Vermögen mehr und mehr zu erweitern, eine große Unvorsichtigkeit ist, sie noch überdies durch besondere Institutionen zu begünstigen.

Während aber die bloße Errichtung einer Bühne für Genf so nachtheilige Folgen hat, ist der Gewinn, welchen seine Bewohner aus den darzustellenden Stücken schöpfen können, höchst unbedeutend. Man darf sogar behaupten, daß der Nutzen, welchen die in Rede stehenden Dramen den Völkern, für welche sie verfaßt wurden, bringen mögen, für sie gradezu in Schaden umschlägt. „Die Tragödie wird ihnen Tyrannen oder Helden vorführen, die sie weder nachzuahmen, noch zu dulden berufen sind. Sie wird ihnen eine leere Bewunderung der Macht und Größe einflößen, welche, für sie werth- und nutzlos, sie nur veranlassen kann, die eigenen Pflichten zu vernachlässigen, während sie die der Bühnenkönige studiren, und die Ausübung der einfachen Tugenden, welche den guten Bürger ausmachen, durch ein unfruchtbares Anstaunen der Theaterhelden zu ersetzen". Das Lustspiel aber wird, statt sie von ihren eigenen Lächer-

lichkeiten zu heilen, diesen noch fremde hinzufügen. Auch „wird es sie überreden, daß sie Unrecht haben, Laster zu verachten, die man anderswo hochhält. Welche Extravaganzen ein Marquis sich auch erlaubt, es ist doch immer ein Marquis. Und dieser Titel hat in einem Lande, welches glücklich genug ist, deren keine zu haben, einen um so volleren Klang". Rousseau zweifelt nicht, daß es unter seinen reicheren Landsleuten, wenn sie erst mit den vornehmen Roués der französischen Bühne vertraut geworden, bald zum guten Tone gehören wird, es ihnen möglichst gleich zu thun. Ueberdies, der Spott und Hohn, welchen die Komödie über die schlichte Einfalt und Redlichkeit auszugießen pflegt, die Triumphe, welche schlaue List und gewandte Bosheit in ihr beständig davon tragen, die gemeinsten Handlungen und die ärgsten Frevel in das Gewand heiteren Scherzes gekleidet — welche Lehren für ein Volk, dessen ganze Denk- und Empfindungsweise noch ihre natürliche Geradheit bewahrt, das in seiner Einfachheit jeden Schurken ohne Weiteres für verächtlich hält, und nicht glaubt, daß ein rechtschaffener Mann jemals lächerlich erscheinen könne!"

Fügen wir hinzu, daß die Schilderungen der Liebe, welche im modernen Drama eine so hervorragende Rolle spielen, wie sie überhaupt vom Uebel sind, so ganz besonders in Genf sehr nachtheilig einwirken würden. „Ohne Frage ist es weit besser, eine Geliebte zu haben, als lediglich sich selbst zu lieben. Wer aber seine Verwandten und Freunde, das Vaterland und die Menschheit aufrichtig liebt, degradirt sich durch eine maßlose Zuneigung, die alle anderen beeinträchtigt und ihnen stets vorgezogen wird. Giebt es Länder, wo die Sitten so schlecht sind, daß man sich glücklich schätzen müßte, wenn man zur Liebe aufsteigen könnte, so finden sich deren andere, in welchen sie noch so gut sind, daß es zu bedauern wäre, wenn man zu ihr herabstiege". Und diesen letztern glaubt Rousseau seine Heimath zuzählen zu dürfen. Indeß weiß er auch, daß ihre Bewohner von Natur nur zu geneigt sind, sich durch die Schilderung leidenschaftlicher Vorgänge und Zustände fortreißen zu lassen. „Unter einem phlegmatischen, kalten Aeußeren birgt der Genfer eine gefühlvolle, glühende Seele. An diesem Wohnsitze der Vernunft ist die Schönheit weder unbekannt, noch machtlos; sind die Männer fähig, von heftigen Leidenschaften ergriffen zu werden, so sind die Frauen nicht weniger geeignet, solche einzuflößen". Die traurigen Wirkungen, welche sie zuweilen hervorgebracht haben, beweisen nur zu deutlich, wie gefährlich es sein würde, sie durch Schauspiele voll rührender Zärtlichkeit anzuregen.

Aber, wird man sagen, wenn auch die Bühne in jeder andern Beziehung nachtheilig einwirken sollte, eine wohlthätige Folge hat

sie gewiß: die größere Bildung des Geschmacks. Rousseau indeß stellt auch diesen Gewinn in Abrede; nach seinem Dafürhalten kann der Geschmack, welchen das von Außen importirte Schauspiel zu vermitteln geeignet ist, nur ein falscher sein. Derselbe wird stets des Taktes und der Feinheit entbehren, und verdient deshalb nicht, dem soliden Verstande, welcher gegenwärtig in Genf vorherrscht, substituirt zu werden. Zudem ist es ein Irrthum, zu meinen, daß das Theater allein die Bildung des Geschmackes mehr als anregen könne. „Damit derselbe zu seiner vollen Entwicklung gelange, müssen mannigfache Umstände zusammenwirken. Es bedarf dazu großer Städte, des Luxus und der schönen Künste, eines intimen Verkehres und der gegenseitigen Abhängigkeit der einzelnen Bürger; es bedarf nicht minder der Galanterie und selbst der Ausschweifung, ja auch der Laster, die man zu verschönern genöthigt ist. Zum Glück wird Genf nie in der Lage sein, einem Theile dieser Bedingungen zu entsprechen. Möge es auch nie in den Fall kommen, die übrigen erfüllen zu können".

Rousseau sieht, um allen diesen Uebelständen zu begegnen, nur ein wirksames Mittel. Wollen die Genfer eine Bühne, die ihnen wahrhaft eigen und angemessen ist, so müssen sie die aufzuführenden Stücke selbst verfassen. Es ist nicht gut, daß ihnen alle möglichen Stoffe und Charaktere vorgeführt werden; nur was sittlich tadellos und mit der Denkweise freier Männer verträglich ist, darf ihre Blicke auf sich ziehen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Schauspiele, wie die griechischen, welche die gemeinsamen Leiden und Schicksale der Vergangenheit, oder die gegenwärtigen Fehler und Thorheiten des Volkes zum Inhalte haben, den Zuschauern nützliche Lehren darbieten können. Nun fehlt es zwar in der Genfer Geschichte weder an Heroen, noch an Tyrannen, doch entbehren die Einen, wie die Anderen, jenes Nimbus von äußerer Größe und Macht, welcher in unserer Zeit nun einmal das nothwendige Erforderniß eines tragischen Helden geworden ist. Was aber die nationale Komödie angeht, so würde sie ein Werkzeug der Faktionen und Parteien, damit aber für Staat und Volk eine Quelle inneren Unfriedens und wachsender Zerrüttung werden. Die Stadt Genf ist zu klein, als daß nicht auch die Schilderung der allgemein geltenden Sitten den Charakter der persönlichen Satyre annehmen sollte. Hat sich selbst in dem volkreicheren Athen die komische Bühne von dieser unheilvollen Verirrung nicht fern halten können, so werden die etwaigen Genfer Dichter noch weniger im Stande sein, sich ihrer zu erwehren. Sie thun gut daran, gar nicht zu versuchen, was ihnen doch nicht gelingen kann. Wie sehr sich auch die ehrenwerthen Bürger der Republik bemühen mögen, die Rolle von literarischen Schöngeistern zu spielen, das

Talent, französische Verse und Dramen zu machen, ist nicht das ihrige, und wird es nie werden.

Mit der Aussicht auf eine nationale Bühne aber schwindet jede Hoffnung, daß die ernsten Gefahren, welche das Theater mit sich bringt, abgewandt werden könnten. Die Gründung desselben ließe sich daher nur dann rechtfertigen, wenn sie durch eine dringende Nothwendigkeit geboten wäre. Eine solche liegt aber nicht vor; noch ist Genf keineswegs so tief gesunken, daß es zu einem so verdächtigen Expediens seine Zuflucht nehmen müßte. Zwar hebt man hervor, daß dort scenische Darstellungen auch bisher nicht ganz unbekannt gewesen, vielmehr nicht selten dramatische Spiele aufgeführt würden, welche den guten Geschmack und die guten Sitten gleichsehr beleidigen. Rousseau bemerkt indeß, daß es weit weniger bedenklich ist, schlechte Sitten zu copiren, als die guten anzugreifen, und sieht nicht ab, wie man in dieser Beziehung einige gelegentliche Possen mit einem stehenden Schauspiele, die rohen Witze eines Charlatans mit den regelmäßigen Aufführungen dramatischer Dichtwerke, und eine Marktbühne, die zum Ergötzen des großen Haufens dient, mit einem geachteten Theater vergleichen kann, in welchem die gebildeten Leute sich zu unterrichten denken. Freilich würde auch er es für besser halten, wenn man dieser modernen Thespiskarren ganz und gar entrathen könnte. „Wenn man aber die Possenreißer vielleicht verjagen sollte, so folgt daraus doch nicht, daß man die Komödianten herbeirufen muß“. Diese dürfen vielmehr nicht einmal versuchsweise, etwa mit dem Vorbehalte zugelassen werden, sie wieder zu entfernen, falls sich nachtheilige Folgen herausstellen. Die Uebelstände, welche das Theater mit sich bringt, verschwinden nicht mit ihm; sobald sie sich einmal fühlbar gemacht, sind sie unheilbar. Die Corruption der Sitten und die Verirrungen des Geschmacks können nicht rückgängig gemacht werden; den Reiz, welchen die Bühne den unschuldigen Vergnügungen früherer Tage genommen, werden sie niemals wiedergewinnen. Der beständigen Thätigkeit entwöhnt, wird man die müssigen Stunden nicht auszufüllen wissen, und die Langeweile, welche dem Abzuge der Schauspieler folgen muß, wird bald genug nöthigen, dieselben zurückzurufen.

Man sieht, Rousseau sperrt sorgfältig jeden Weg, auf welchem das Theater in Genf seinen Einzug halten könnte. Indem er aber dem Schauspiele im engeren Sinne den Zugang zu seiner Vaterstadt wehrt, meint er nicht, daß sie überhaupt keine Schauspiele haben dürfe. Im Gegentheil hält er dafür, daß diese in einer Republik recht eigentlich an ihrer Stelle sind, weil wahre Volksfeste nur auf dem Boden der Freiheit entstehen und sich in ihrem vollen Glanze entfalten können. Feste solcher Art haben freilich nichts gemein mit

„jenen exclusiven Vorstellungen, welche eine geringe Anzahl von Menschen in einen düsteren Raum einsperren, sie furchtsam und unbeweglich, in Schweigen und Unthätigkeit halten, und ihren Augen nur Gefängnisse und Dolchspitzen, Tyrannen und Söldlinge, Bilder der Knechtschaft und Ungleichheit vorführen“. Unter freiem Himmel, im heiteren Lichte der Sonne, müssen sie das ganze Volk zum frohen Genusse des Daseins vereinigen; nichts Weibisches oder Erkauftes darf ihnen anhaften, kein Zwang oder Interesse sie vergiften. Fragt man aber, was sie bieten oder zur Schau stellen sollen, so antwortet Rousseau: „Nichts, wenn man will. Wo die Freiheit herrscht, geht dem Menschenstrome stets ein Strom der Freude und Lust zur Seite“. Sie zu wecken, bedarf es keiner besonderen Vorkehrungen; „errichtet eine blumenbekränzte Stange in der Mitte eines freien Platzes, versammelt das Volk und ihr habt ein Fest“. Besser noch ist es, wenn „die Zuschauer selbst zum Schauspiele dienen, selbst als handelnde Personen auftreten, wenn Jeder sich in dem Anderen sieht und liebt, und so Alle sich fester und inniger zusammenschließen“.

Sucht man übrigens nach Vorbildern für Feste, wie sie einem freien Gemeinwesen ziemen, so findet man sie im alten Griechenland, vor Allem in Sparta. Die spartanischen Feste empfehlen sich nicht nur durch ihren Zweck und Gegenstand, sondern auch durch ihre Einfachheit; ohne Pracht und Aufwand vereinigte sich in ihnen mit dem geheimen Zauber des Patriotismus, welcher sie interessant machte, ein gewisser kriegerischer Geist, wie er freien Männern wohl ansteht. Rousseau glaubt, daß sie grade in Genf um so leichter nachgebildet werden können, da ähnliche Einrichtungen dort bereits bestehen. Es würde nur darauf ankommen, diese zweckmäßig zu erweitern, etwa den Vertheilungen militärischer Preise andere für gymnastische Kämpfe, sowie für tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Arbeit, den üblichen Königsschießen Wettfahrten der Schiffer hinzuzufügen. Im Winter aber veranstalte man von Staatswegen öffentliche Tanzfeste, die unter der Leitung eines vom Rathe ernannten höheren Beamten, der ganzen heirathsfähigen Jugend, und ebenso den älteren Leuten, welche als Zuschauer Antheil nehmen wollen, zugänglich sind. Rousseau ist überzeugt und bemüht sich, nachzuweisen, daß man damit nicht nur Gelegenheit zu einer anständigen und heiteren Unterhaltung bieten, sondern eine Institution schaffen werde, welche in mancher Rücksicht zur Erhaltung der guten Sitten und zur Förderung des Gemeinwohles wesentlich beitrage. Wie man aber auch über seine Vorschläge urtheilen möge, er glaubt jedenfalls gezeigt zu haben, daß der Republik andere, ihrem Geiste und Wesen angemessenere Vergnügungen zu Gebote stehen, als das Theater, und sie eben deshalb dieses gefährlichen Institutes ganz wohl entrathen kann.

III.

Gewiß sagt d'Alembert nicht zu viel, wenn er in seiner Antwort auf das an ihn gerichtete Sendschreiben rühmend zwar, aber doch zugleich hämisch bemerkt: „Nichts kann hinfort dem Theater mehr schaden, wenn das Ihrer Schrift nicht gelingt, denn man muß gestehen, keiner unserer Prediger hat dasselbe mit soviel Kraft und Scharfsinn bekämpft, wie Sie" [20]). In der That läßt die Beweisführung Rousseau's als solche wenig zu wünschen übrig. Eben so gründlich, wie umfassend, hebt sie alle Argumente, welche ihr dienen können, hervor, um sie in das wirksamste Licht zu stellen. Stets ihres Zieles eingedenk, verfolgt sie dasselbe mit unerbittlicher Consequenz, indem sie die verschiedenen Seiten, welche der Gegenstand darbietet, aus ein und demselben Gesichtspunkte in's Auge faßt, und mit gleicher Schärfe beleuchtet. Ueberall weiß sie die Dinge und Verhältnisse so darzustellen, daß die Ergebnisse, zu welchen sie gelangen will, wie von selbst in die Augen springen, und sich um so weniger abweisen lassen, da sie zugleich Sorge trägt, die möglichen Einwendungen zu widerlegen, oder als unerheblich zu beseitigen. Der Weg freilich, auf welchem sie fortschreitet, ist nicht der grade; er biegt vielmehr gar oft von seiner ursprünglichen Richtung ab, um in einem mehr oder minder weiten Bogen zu ihr zurückzukehren. Wir sagten schon, daß und warum Rousseau sich nicht eben beeilte, sondern es vorzog, sich, einem gemüthlichen Spaziergänger gleich, behaglich gehen zu lassen. Nicht selten verweilt er länger an einer Stelle, als die Sache selbst es erfordert. Wiederholt kommt er auf einen Punkt zurück, den er bereits verlassen hat, und wenn sich Gelegenheit zu einem weiteren Excurse bietet, so steht er nicht an, sie im vollsten Umfange zu benutzen. Sind nun auch die Episoden, welche so eingeflochten werden, nicht ohne Interesse und selbständigen Gehalt, so halten sie doch den Gang der ohnehin etwas breiten und wortreichen Darstellung mehr als billig auf. Indeß thut dieses Zuviel dem formalen Werthe der Schrift keinen sonderlichen Eintrag; sie gehört ohne Zweifel zu den besten, die aus der Feder ihres Verfassers geflossen sind [21]).

Rousseau selbst beurtheilt sie weniger günstig. Zwar er „liebt sie mehr, als alle anderen, weil sie ihm das Leben gerettet hat, und Zerstreuung gewährte in Augenblicken des Schmerzes, wo er ohne sie aus Verzweiflung gestorben sein würde" [22]). Doch hindert ihn diese persönliche Vorliebe nicht, sie „matt und kraftlos" zu nennen, ja als „ein Werk der äußersten Schwäche" zu bezeichnen, welches überall an den Zustand der Ohnmacht und Niedergeschlagenheit erinnere, in welchem es vollendet worden. Im Grunde freilich vermißte er nur den herben und scharfen Ton, den er bis dahin anzuschlagen pflegte;

„die Bösen werden hier nicht mehr gescholten;" der Zorn, die Erbitterung über sie und ihr Treiben, hat, fern von ihnen, in der Einsamkeit freundlicheren Empfindungen Platz gemacht; an die Stelle der früheren Strenge ist milde Nachsicht getreten, und eine zarte Hand schiebt sanft zur Seite, wo vordem die derbe Faust mit Kolbenschlägen niederwarf. Ob diese veränderte Stimmung, die allerdings für die vorliegende Schrift charakteristisch ist und sie von anderen, namentlich von der Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit durchgreifend unterscheidet, dem Publikum ebenso auffiel, wie Rousseau selbst, möchten wir bezweifeln. Jedenfalls erwartete er zuviel, wenn er hoffte, daß die Wahrnehmung derselben beweisen werde, wie er doch nicht der böse Unhold und grimme Menschenhasser sei, als welchen seine persönlichen Gegner ihn schilderten. Für die Freunde und Solche, die ihn näher kannten, bedurfte es dieses Zeugnisses nicht; wer ihm aber ferner stand oder gar übel wollte, mochte es unbeachtet lassen.

Uebrigens fand das Sendschreiben, welches, in Holland gedruckt, zu Anfange des Oktober (1758) in Paris ausgegeben wurde, großen Anklang und eine rasche Verbreitung. Rousseau kam zu spät, als er seinen Bekannten die gebührenden Exemplare zustellte; sie waren bereits versehen. Natürlich ließ die Kritik nicht auf sich warten; bei der glänzenden Aufnahme, welche der Schrift zu Theil geworden, erschien es um so mehr geboten, ihre Wirkung durch die Widerlegung ihres Inhaltes zu paralysiren. Es galt, einen Angriff abzuwehren, dem nicht unähnlich, welchen derselbe Mann vor Jahren gegen Wissenschaft und geistige Bildung gerichtet hatte. Wieder wurde in Frage gestellt, was man als ein unantastbares Besitzthum anzusehen gewohnt war, und der Werth einer Errungenschaft geleugnet, die man mit freudigem Stolze die seinige nannte. Wer die Sympathie kennt, welche die Franzosen, dieses Volk von Schauspielern, für die Bühne hegen, und sich erinnert, wie sie mit Recht grade im Drama die Blüthe ihrer nationalen Poesie verehren, und damals wenigstens zugleich eine der vornehmsten Quellen nationalen Ruhmes und Ansehens erblicken durften, der muß sich wundern, daß die Bewegung, welche Rousseau hervorrief, nicht lebhafter war und für ihn selbst bedrohlicher wurde, als sie es wirklich gewesen.

Freilich hatte er nur angegriffen, weil und sofern das sein eigentlicher Zweck, die Abwehr, erforderte. Man konnte es dem Genfer Bürger nicht verargen, wenn ihm das französische Schauspiel vom Standpunkte seiner Heimath aus in einem minder günstigen Lichte erschien, zumal er nicht sowohl den eigenthümlichen Werth und Gehalt desselben, als vielmehr seine Uebertragung auf einen ihm fremden Boden bekämpfte. Ueberdies trat seine Polemik in einer

milden, gemäßigten Form auf; auch schloß sie keineswegs die volle Anerkennung der Vorzüge aus, deren die nationale Bühne sich rühmte. Mochte ihre sittliche Kraft und Wirkung immerhin bestritten werden, ihre Geltung an sich, die ästhetische Vollendung, auf welche es im Grunde doch ankam, wurde nicht geleugnet, sondern im Gegentheil ausdrücklich hervorgehoben. Dazu kam, daß das Theater, wenn es auch vor wie nach ein Gegenstand des allgemeinen Interesses war, damals doch keine so unmittelbare, begeisterte Theilnahme einflößte, daß man sich durch einen Angriff auf dasselbe sonderlich hätte verletzt fühlen sollen. Das Ansehen, in welchem es stand, beruhte vorzugsweise auf seiner Vergangenheit; die Gegenwart bot wenig oder nichts, was tiefer und nachhaltiger fesseln konnte. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Bühne dem Verfalle entgegen ging, und mochte eben deßhalb weniger überraschen, daß sie auch prinzipiell in Frage gestellt wurde.

Dennoch war die Aufregung, in welche die literarische Welt gerieth, keine geringe. Zahlreiche Federn setzten sich in Bewegung, um das bedrohte Heiligthum der nationalen Poesie zu schützen. Abgesehen von kritischen Journalartikeln und Briefen, welche öffentlich oder privatim an den Verfasser des Sendschreibens gerichtet wurden, erschien auch eine ganze Reihe von ausführlichen Gegenschriften, die indeß spur- und wirkungslos vorübergingen. Die bedeutendste unter ihnen war, scheint es, die von Marmontel, dem bekannten Verfasser des Belisar [23]). Da wir sie nicht eingesehen haben, können wir nicht beurtheilen, mit welchem Rechte Voltaire das Werk seines ergebenen Schützlings als „eine Antwort“ rühmt, „welche keine weitere Entgegnung zulasse“. Andere räumen zwar ein, daß es der Schrift „nicht an Geist fehle“, finden es aber doch begreiflich, daß sie „kein Aufsehen machte“. Rousseau selbst glaubt zu bemerken, daß sie, obwohl in einem höflichen Tone gehalten, eine „unverkennbare Gereiztheit“ verrathe. Den Grund derselben sucht er in einer persönlichen Beleidigung, die er dem Autor unabsichtlich zugefügt habe. Schon seit längerer Zeit mit Marmontel näher bekannt [24]), habe er es für seine Pflicht gehalten, ihm ein Exemplar seiner Abhandlung zuzustellen. Weil er es sich aber zum Gesetz gemacht, seine Schriften nie an Journalisten zu schicken, und Marmontel damals die Redaction des Mercure de France geleitet, habe er die Sendung ausdrücklich „Nicht an den Redakteur des Mercur, sondern an Herrn Marmontel“ adressirt. Diese dem Menschen gebrachte Huldigung nun sei von dem Schriftsteller übel vermerkt, und die Ursache einer unversöhnlichen Feindschaft geworden. Möglich, daß dem wirklich so ist, obgleich wir dem sonst doch verständigen Manne eine solche Albernheit nicht zutrauen möchten. Die feindselige Gesinnung

welche er allerdings später beständig gegen Rousseau an den Tag legte, dürfte sich einfacher aus seinen Beziehungen zu Voltaire, Diderot u. s. w. erklären lassen.

Daß d'Alembert selbst die Zuschrift Rousseau's nicht schweigend hinnehmen würde, ließ sich erwarten. Wir haben seiner Antwort schon beiläufig gedacht. Erheblich ist sie nicht; sie beweist vielmehr, wie richtig der Verfasser seine Befähigung zu Arbeiten dieser Art schätzte, als er von vornherein darauf verzichtete, mit der Feder seines Gegners wetteifern zu wollen. Die trockene, farb- und leblose Darstellung ist in der That wenig geeignet, dem lebendigen, geist- und gemüthvollen Vortrage Rousseau's an die Seite gestellt zu werden. Weniger noch kann der dürftige Inhalt und das oberflächliche Raisonnement mit dessen ebenso gehaltreicher, wie gründlicher Erörterung sich irgendwie vergleichen. Ist das am Ende natürlich, da der berühmte Mathematiker sich hier auf einem Gebiete bewegte, welches ihm im Grunde ziemlich ferne lag, so hätte er sich doch in Ton und Haltung seiner Schrift mit seinem Gegner auf gleicher Höhe halten mögen. Von Rousseau war keine der Rücksichten, welche in solchem Falle geboten erscheinen, außer Acht gelassen worden. Er hatte d'Alembert, noch bevor sein Brief im Drucke erschien, von der Abfassung desselben auf eine würdige Weise in Kenntniß gesetzt[25]; er hatte nicht minder in dem Briefe selbst der Persönlichkeit des Mannes, dessen Ansicht er bekämpfen zu müssen glaubte, durchgängig die gebührende Hochachtung erwiesen, und sorgfältig Alles vermieden, was irgend wie hätte verletzen können. Von d'Alembert läßt sich nicht das Gleiche sagen. Zwar spricht er im Eingange seiner Schrift den Vorsatz aus, eine objektive Haltung zu bewahren, und in dem Gegner den Menschen und Schriftsteller zu ehren. Aber die löbliche Absicht wird nur zu bald vergessen; die sachliche Erörterung nimmt überall, wo es eben angeht, eine persönliche Wendung, und wenn es an Gründen und Beweisen fehlt, müssen indirekte Vorwürfe und versteckte Angriffe aushelfen. Es liegt etwas Gehässiges in dem leichten, spöttischen Tone, welcher in der ganzen Arbeit wiederklingt, und auf den Charakter ihres Verfassers ein keineswegs günstiges Licht wirft. Er hat, scheint es, den Aerger über den unerwarteten Widerspruch, wie über seine Unfähigkeit, dem Gegner die Spitze zu bieten, nicht zu überwinden vermocht. Jedenfalls war Rousseau vollkommen berechtigt, die eigene noble Kampfesweise der hämischen Vertheidigung d'Alembert's mit einem gewissen Selbstgefühle gegenüber zu stellen[26].

Auch that er ganz wohl daran, die Discussion nicht weiter fortzuführen. Treu seinem Grundsatze, keine Kritik seiner Schriften zu lesen, wurde es ihm um so leichter, sie unbeantwortet zu lassen. Die

zahlreichen Briefe freilich, welche ihm von allen Seiten zugingen, konnten nicht ebenso unberücksichtigt bleiben. Und ihre Beantwortung nahm mehr Zeit und Mühe in Anspruch, als die Abfassung der Epistel, durch welche sie veranlaßt wurden. Ob manche von ihnen wirklich so „sehr gefährlich“ waren, wie Rousseau behauptet, steht dahin. Wir haben „die Schlingen“, welche man ihm „sichtlich legte“, und die er durch „eine eben so schnelle, wie vorsichtige Entgegnung“ beseitigen zu müssen glaubte, nicht entdecken können. Wahrscheinlich handelte es sich um Fragen und Bemerkungen, die sich auf sein Verhältniß zur Religion bezogen. Indem er den Genfer Clerus und die Aufrichtigkeit seines religiösen Bekenntnisses in Schutz nahm, hatte er sich anscheinend wenigstens auf die Seite des positiven Christenthums gestellt. Auch hatte er sich den Gläubigen insofern angeschlossen, als er in der Bekämpfung des Theaters mit ihnen gemeinsame Sache machte. Sie mochten daher hoffen, ihn zu weiteren günstigen Erklärungen bestimmen, oder gar ganz zu sich herüberziehen zu können [27]). Andrerseits lag es im Interesse ihrer Gegner, die ihn bisher als einen der Ihrigen betrachtet, ihm Aeußerungen zu entlocken, welche entweder bewiesen, daß sein Abfall ein nur scheinbarer gewesen, oder aber ihn zu einem erklärten Renegaten stempelten. Es war allerdings nicht leicht, diesen beiden Parteien, welchen er im Grunde gleich nahe und gleich ferne stand, gerecht zu werden, ohne sich doch mit der einen oder anderen zu identifiziren. Machte es ihm doch schon Mühe genug, sich der Zumuthungen der näher befreundeten Genfer Theologen zu erwehren, die nicht undeutlich merken ließen, daß sie gar gerne den Vorkämpfer der Religion zu einem Streiter für den Glauben, und den Vertheidiger der christlichen Moral zu einem Bekenner der kirchlichen Dogmen fortentwickelt hätten. Wieder und wieder mußte er ihnen sagen, daß man ja im Wesentlichen einverstanden sei, und eben darum von den unwesentlichen Punkten, über welche man abweichende Meinungen hege, füglich absehen könne [28]).

Uebrigens waren die geistlichen Kreise Genf's natürlich sehr erfreut, daß sie einen so beredten und schlagfertigen Bundesgenossen gefunden. Die Besorgniß Rousseau's, er möchte als unberufener Anwalt ihrer delikaten Sache nicht das Richtige getroffen, oder irgend welchen Anstoß gegeben haben, wurde ihm zu seiner großen Beruhigung bereitwillig genommen. Ueberhaupt durfte er mit der Aufnahme, welche seiner Schrift in der Heimath zu Theil wurde, wohl zufrieden sein. Fand sie auch nicht die allgemeine, begeisterte Anerkennung, welche er gewünscht, vielleicht im Stillen erwartet haben mochte, so ließ sich doch manche gewichtige Stimme billigend vernehmen. Voltaire freilich nahm die Zusendung eines Exemplars

wie eine persönliche Beleidigung auf, und war unhöflich genug, sie dem Verfasser gegenüber zu ignoriren. Aber auch Solche, die ihm näher standen, wie der bekannte Arzt Tronchin, sprachen wenigstens in der Hauptsache ihre volle Zustimmung aus [29]). Dagegen wollte die idyllische Schilderung, welche Rousseau von dem Genfer Leben entworfen hatte, ihnen ebensowenig einleuchten, wie die Empfehlung spartanischer Sitten und Feste, die er auf Grund derselben hinzufügte. Auch kam er selbst bald zu der Ansicht, daß die Wirklichkeit dem Bilde, welches er sich in der Ferne von ihr gemacht, keineswegs entspreche. Nicht lange und er gestand: „Ich habe mich in meinem Briefe an d'Alembert geirrt; ich hielt unsere Fortschritte nicht für so groß, unsere Sitten nicht für so vorgerückt. Fortan giebt es für unsere Leiden kein Heilmittel mehr; wir bedürfen nur noch der Palliative, und das Theater ist ein solches" [30]). War das wirklich seine Ueberzeugung, so mußte er allerdings bedauern, seinen energischen Protest erhoben zu haben. Denn derselbe trug ohne Zweifel wesentlich dazu bei, daß es den Bemühungen Voltaire's und seiner Freunde für's Erste wenigstens nicht gelang, die Genfer Bürgerschaft für den Vorschlag d'Alembert's zu gewinnen.

Die aufregende Thätigkeit aber, welche die Veröffentlichung der Schrift mit sich brachte, scheint auf das persönliche Befinden Rousseau's recht wohlthätig eingewirkt zu haben. Verstummen in der nächsten Zeit die gewohnten Klagen auch nicht ganz, so sind sie doch weniger laut und nachhaltig, als bisher. Zwar machten sich beim Eintritte des Winters die körperlichen Gebrechen wieder fühlbar. Sie ließen sich indeß um so leichter ertragen, da die Leiden der Seele, welche sie bis dahin begleitet und verschärft hatten, inzwischen gewichen waren. Die Liebe, wenn auch keineswegs erstorben, hatte doch aufgehört, eine Quelle innerer Kämpfe und Schmerzen zu sein. Die tiefe Wunde, welche sie dem Herzen geschlagen, hatte sich im Fortgange der Zeit allmälig geschlossen, und der freundliche Verkehr, zu welchem die Geliebte nach längerer Entfremdung die Hand bot, hinderte sie, von Neuem aufzubrechen. Zugleich war durch die definitive Auflösung der alten freundschaftlichen Verhältnisse dem langen und schmerzlichen Kampfe, welcher ihr vorausging, ein Ende gemacht worden. Rousseau fühlte sich frei von dem Drucke der Fesseln, die eine zu lebhafte Zuneigung ihm bis dahin angelegt; seine persönliche Unabhängigkeit war nicht mehr bedroht von dem bevormundenden Einflusse, welchen die Freunde ausgeübt, und er nur mit Widerstreben aus gutmüthiger Schwäche ertragen hatte. Er durfte fortan

ungestört die Wege gehen, welche der eigene Sinn und die persönliche Ueberzeugung ihn einschlagen ließ.

So in jeder Beziehung ruhig geworden, benutzte er die zu Gebote stehende Muße und Freiheit, um die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen. Namentlich wurde der Roman der Liebe, welcher im vorigen Jahre erst zur Hälfte fertig geworden, in diesem Winter (1758—1759) vollendet. Zugleich begann er die Vorarbeiten zu einem größeren Werke über Erziehung. Wenigstens sagt er schon jetzt, daß er „manche Gedanken über diesen Gegenstand habe, die er wohl zu Papier bringen möchte, falls man ihn in etwa unterstützen wollte". Die Dame freilich, welcher er das mittheilt [31]), mochte nicht recht wissen, ob er im Ernste oder Scherze rede, als er sie aufforderte, ihm „statt der Produkte ihres Hühnerhofes lieber die Resultate ihrer pädagogischen Erwägungen zuzuschicken". Nebenbei machte er für die „Literarische Blumenlese", welche sein Genfer Freund Vernes herausgab, und gerne durch einen Beitrag von seiner Hand bereichert sah, eine kleine Abhandlung druckfertig, die „leider kaum dem Geschmacke der Genfer Leser und Philosophen zusagen wird, weil sie aus Plato entnommen ist" [32]). In der That enthält dieser Aufsatz über „die scenische Nachahmung" nur einen Auszug aus den verschiedenen Stellen, an welcher der griechische Denker in seiner Republik Wesen und Wirkung wie der nachbildenden Kunst und Poesie überhaupt, so namentlich der dramatischen Dichtung verurtheilt, und nimmt er kein weiteres Verdienst in Anspruch, als daß er, was dort zerstreut und in Form des Dialogs vorgetragen wird, in einer gedrängten, zusammenhängenden Darstellung wiedergiebt. Vielleicht sind die Gedanken Plato's auf Rousseau's eigene Ansicht nicht ohne bestimmenden Einfluß geblieben. Doch dürfte er ihnen kaum mehr verdanken, als die Anregung, das gleiche Ziel auf einem wesentlich verschiedenen Wege zu erstreben. Gewiß ist, daß er die Absicht hatte, sie seinem Briefe an d'Alembert einzufügen, dazu aber keine passende Stelle finden konnte.

Man sieht, die literarische Thätigkeit Rousseau's war keineswegs unerheblich. Sie erscheint um so bedeutender, wenn man sich erinnert, daß er ihr nur seine Mußestunden widmen konnte, der größte Theil des Tages vor wie nach der ernährenden Kopie zugewandt blieb. Nicht wenig Zeit nahm auch die ausgedehnte Correspondenz in Anspruch, mehr noch die mannigfachen Besuche, welche gemacht oder empfangen wurden. Die früheren Freunde Rousseau's waren doch sehr im Irrthume, wenn sie glaubten oder zu glauben vorgaben, daß er seit seiner Trennung von ihnen überhaupt den geselligen Verkehr fliehe, um in finsterer Einsamkeit über seinen menschenfeindlichen Gedanken und Entwürfen zu brüten. Wahr ist nur, daß er fortan

freundschaftlichen Verhältnissen intimerer Art, zu welchen es übrigens auch an Gelegenheit fehlte, aus dem Wege ging, und sich mit Verbindungen begnügte, die „lediglich auf gegenseitiges Wohlwollen basirt, den Reiz des Lebens erhöhen, ohne die persönliche Freiheit zu beengen". An solchen Bekanntschaften fehlte es ihm weder später, noch zu der Zeit, von welcher hier die Rede ist. Sowohl in Montmorency selbst, wie in seiner nächsten Umgebung gab es Leute genug, die sich durch schlichten, graden Sinn und Verstand, oder auch durch Geist und Kenntnisse zu einem näheren Umgange empfahlen [33]. Waren sie stets zur Hand, wenn das Bedürfniß nach zwangloser Unterhaltung rege wurde, so brachten alte Bekannte aus der Pariser oder einer noch früheren Zeit, wenn sie hin und wieder auf ihren benachbarten Landhäusern oder bei Rousseau selbst einsprachen, in den gewohnten Lebensgang eine zwar nicht immer erwünschte, aber doch wohlthätige Unterbrechung.

Uebrigens verkehrte Rousseau nicht blos in den höher stehenden gebildeten Kreisen; er suchte auch die Wohnungen des Volkes auf, pflog gemüthlichen Umgang mit ihm, und bemühte sich, wo das in seiner Macht stand, seinen Bedürfnissen und Verlegenheiten mit Rath und That abzuhelfen. Ein schönes Zeugniß für diese stille, menschenfreundliche Wirksamkeit giebt die allgemeine Verehrung, welche die Landleute in und um Montmorency ihrem Wohlthäter auch dann noch bewahrten, als er bereits aus ihrer Mitte geschieden war. „Vor Kurzem", erzählt eine spätere Freundin Rousseau's [34], „ersuchten zwei Engländer den Marquis von Mihigan, einen genauen Bekannten des berühmten Genfers, sie zu dessen Wohnung in Montmorency zu geleiten. Es geschah. Kaum aber hatten die Bauern, welche sich zufällig in der Nähe befanden, den Marquis erkannt, als sie ihn von allen Seiten umdrängten und sich mit stürmischem Eifer nach dem Befinden seines Freundes erkundigten. Wir sind doch, riefen sie aus, recht unglücklich, daß man ihn uns genommen hat. Er war so mildthätig! ja er war unser Aller Vater; er schickte uns Wein, wenn wir dessen bedurften; es giebt keine Wohlthat, die er uns nicht erwiesen hätte; wir werden ihn nie vergessen. Er war unser Beschützer und Fürsprecher bei dem Gutsherrn; mit ihm haben wir Alles verloren; wir werden ihn bis zum letzten Athemzuge bedauern. — Es wurde dem Marquis nicht grade leicht, die guten Leute zufrieden zu stellen. Als er dann im Gasthofe den Vorfall erzählte, versicherte der Wirth, daß es so jedem Bekannten Rousseau's ergehe, der sich in Montmorency blicken lasse; man könne sich die Liebe und Verehrung der Bewohner nicht groß genug vorstellen; es gebe unter ihnen nicht einen, der nicht sein Leben für ihn hingeben würde".

Mag dieser Bericht immerhin die ausschmückende Hand der

Freundschaft verrathen, er beweist doch, daß Rousseau die Grundsätze, welche er in seinen Schriften vertrat, auch im Leben bethätigte. Er ließ es sich nicht minder angelegen sein, dieselben, wo sich dazu eine passende Gelegenheit bot, durch persönliche Einwirkung, namentlich auf jüngere Leute von tieferer Anlage und ernsterem Streben, zur Geltung zu bringen [35]). Dagegen war er weit entfernt, sie ohne bestimmten Anlaß im geselligen Verkehre zu betonen, aus ihrem Vortrage ein Geschäft, oder sich zum Mittelpunkte einer Schule oder Sekte machen zu wollen. Als ihn ein junger Pariser Beamter um die Erlaubniß bat, sich in seiner unmittelbaren Nähe niederlassen und durch den Umgang mit ihm geistig und sittlich ausbilden zu dürfen, wies er den Vorschlag, dankend zwar für die Ehre, welche ihm damit erwiesen wurde, und unter Anerkennung des löblichen Motivs, aus welchem der Antrag hervorgegangen, aber bestimmt und entschieden zurück. Er habe, sagt er dem angehenden Jünger, nicht nöthig, die Grundsätze der Moral in so weiter Ferne aufzusuchen. „Kehren Sie in Ihr Herz ein, dort werden Sie sie finden; ich werde Ihnen über diesen Gegenstand nichts sagen können, was Ihr Gewissen Ihnen nicht besser sagen wird, wenn Sie dasselbe zu Rathe ziehen wollen. Die Tugend ist keine Wissenschaft, zu deren Erlernung es so vieler Umstände bedarf; um tugendhaft zu sein, reicht es aus, es sein zu wollen. Haben Sie diesen ernsten Willen, so ist damit Alles gethan und Ihr Glück sicher gestellt". Er giebt ihm dann den Rath, sich der Neigung zu einem contemplativen Leben, welche er bei sich bemerkt haben wolle, nicht hinzugeben. „Sie ist nur eine Trägheit der Seele, verwerflich in jedem Alter, und besonders in dem Ihrigen. Der Mensch ist nicht zum Grübeln, sondern zum Handeln geschaffen, und die Kraft der Jugend ist Ihnen nicht verliehen worden, um sie in müssigen Betrachtungen zu vergeuden". Möge er daher arbeiten, in dem Stande, in welchen die Vorsehung und die Eltern ihn gestellt: das sei die erste Vorschrift der Tugend, der er zu folgen wünsche. Glaube er, daß seine Stellung und der Aufenthalt in Paris mit seinem besseren Wollen sich nicht vertrage, nun wohl, so möge er in die Provinz zurückkehren, dort im Schooße seiner Familie leben, die ehrenwerthen Eltern achten und pflegen; so werde er wahrhaft die Pflichten erfüllen, welche die Tugend ihm auflege. Er dürfe sich nicht für unglücklich halten, wenn er lebe, wie sein Vater; „es giebt kein Loos, welches Arbeit, Wachsamkeit, Unschuld und Zufriedenheit mit sich selbst nicht erträglich machen, wenn man sich ihm in der Absicht unterwirft, seine Pflicht zu erfüllen". Das seien Rathschläge eben so viel werth, wie die, welche er sich in Montmorency holen könne. Möglich, daß sie nicht nach seinem Geschmacke, und er wenig

geneigt sei, ihnen zu folgen. Doch werde er es sicherlich einst bereuen, wenn er sie unbeachtet lasse [36]).

Freilich würde auch die stete Nähe eines wißbegierigen Zöglings mannigfache Störungen herbeigeführt haben. Und Rousseau war nicht gemeint, sich den Genuß der freien Muße, deren er sich eben jetzt erfreute, ohne Noth rauben zu lassen. Vielmehr hielt er Alles fern, was ihm irgendwie Fesseln anlegen, und den ruhigen, gleichförmigen Gang des Lebens ohne oder wider seinen Willen unterbrechen konnte. Gelang es ihm aber, sich für eine Weile wenigstens die äußere Ruhe zu sichern, so vermochte er doch auch in dieser Zeit nicht, jede innere Aufregung abzuwehren. — Wir haben früher erzählt [37]), wie ihm, in Folge seines Briefes über die französische Musik, von der Direktion der Pariser Oper das ihm vertragsmäßig zustehende Recht des freien Eintritts willkürlich genommen, und seine desfallsige Beschwerde bei der Aufsichtsbehörde nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Er hatte seitdem, der Gewalt weichend, die Sache auf sich beruhen lassen. Als er nun aber erfuhr, daß man beabsichtige, seinen Devin de village, welcher inzwischen längere Zeit geruht, von Neuem zur Aufführung zu bringen, glaubte er daran erinnern zu müssen, daß die Direktion der Oper dazu nicht befugt, vielmehr verpflichtet sei, das Werk, an welchem sie das Eigenthumsrecht durch den Bruch der Uebereinkunft verloren habe, dem Verfasser zurückzugeben. Indeß blieb diese Vorstellung ebenso erfolglos, wie die frühere; auch der neue Intendant, Herr von St. Florentin, hielt es nicht für der Mühe werth, zu antworten. Nicht weniger rücksichtslos benahm sich die Direktion. Zwar gab sie Duclos, welcher einst den Vertrag vermittelt, und jetzt durch Rousseau von seiner erneuerten Mahnung Kenntniß erhalten hatte, zu verstehen, daß sie die von ihren Vorgängern verletzten Bedingungen einhalten würde. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden; von irgend einer Erklärung an Rousseau selbst, von einer Anerkennung seines Rechtes, einer Entschuldigung wegen der früheren Vorgänge oder einer freundlichen Mittheilung über die Wiederaufnahme seines Stückes war nicht die Rede. Kein Wunder, daß er sich bei dem so späten und gegenwärtig für ihn ziemlich werthlosen Zugeständnisse nicht beruhigen mochte, sondern mit aller Entschiedenheit auf der Rückgabe seines Werkes bestand. Durchsetzen konnte er sie freilich nicht; die Zähigkeit, mit welcher er an seinem Rechte festhielt, hatte nur zur Folge, daß ihm draußen kleinlicher Eigensinn oder gar schmutzige Habsucht vorgeworfen, und er selbst, innerlich empört über die Willkür, welche mit fremdem Eigenthum nach Belieben schalten durfte, geraume Zeit in zorniger Aufregung gehalten wurde [38]).

Abgesehen von diesem Zwischenfalle, erlitt das friedliche Still-

leben Rousseau's im Laufe des in Rede stehenden Winters keine weitere Störung. Mit dem Frühlinge aber traten Beziehungen ein, die demselben ein Ende zu machen drohten.

„In der unmittelbaren Nähe des Städtchens Montmorency lag, und liegt auch noch heute, ein einzelstehendes Haus, welches an Pracht mit den glänzendsten Schlössern wetteifert, darum auch den Namen eines solchen trägt und verdient. Der imposante Anblick dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf welcher es errichtet ist, die Aussicht, die anderswo vielleicht ihres Gleichen nicht findet, der weite, von der Hand eines ausgezeichneten Künstlers gemalte Saal, der Garten, angelegt von dem berühmten Le Nôtre, das Alles bildet ein Ganzes, dessen imponirende Größe dennoch mit einer gewissen Einfachheit verbunden ist, welche die Bewunderung stützt und erhält". Schloß und Park gehörten damals der Herzogin von Choiseul. Doch hatte sie der Marschall von Luxembourg, ein Sprößling jenes alten, mächtigen Geschlechtes, welches einst im Besitze des Herzogthums Montmorency gewesen war, auf Lebenszeit an sich gebracht. Auch kam er jährlich zweimal — um die Osterzeit und mitten im Sommer — in das Land, wo seine Väter vordem die Herren waren, um hier, zwar als einfacher Bewohner, aber mit einem Glanze, welcher die alte Größe und Herrlichkeit seines Hauses keineswegs verleugnete, fünf oder sechs Wochen zu verweilen.

Daß Rousseau in Montmorency lebte, war dem Marschall natürlich nicht unbekannt geblieben. Es nimmt ebensowenig Wunder, daß er den berühmten Schriftsteller und wunderlichen Menschen näher kennen zu lernen wünschte. Doch war das nicht so leicht zu erreichen. Schon im vorhergehenden Jahre hatte er sich, als er in seinem Landhause eingetroffen, Rousseau empfehlen, und ihm eine unbeschränkte Einladung zum Souper zugehen lassen. Dieselbe war indeß, zwar höflich und achtungsvoll, aber entschieden zurückgewiesen worden. Der leidende Zustand, in welchem er sich befand, bot Rousseau einen passenden Vorwand, abzulehnen, worauf er bei seiner damaligen Stimmung und Denkweise nicht eingehen mochte. Es schien ihm bedenklich, sich Personen zu nähern, welche durch ihren Rang in der Gesellschaft so hoch über ihm standen. Er sagte sich, daß ein sicherer Verkehr nur auf dem Boden der socialen Gleichheit möglich ist, und er wußte nur zu wohl, daß der Umgang mit den Großen dieser Erde für den Niedriggebornen, mag er nun von ihnen fetirt oder zurückgesetzt werden, persönliche Kränkungen und Demüthigungen nach sich zu ziehen pflegt.

Auch trat er selbst dann nicht aus seiner Zurückhaltung heraus, als der Marschall später die Einladung wiederholt erneuerte. Ebensowenig wich er dem Drängen einzelner Hofleute, welche ihn, nachdem sie näher mit ihm bekannt geworden, zu einem Besuche im Schlosse zu bestimmen suchten. Hier aber war man nicht gemeint, auf den widerwilligen Gast zu verzichten. Kaum hatte der Marschall zu Ostern des nächsten Jahres (1759) seine Villa bezogen, als er, begleitet von fünf oder sechs Personen seines Gefolges, in der Wohnung Rousseau's erschien, um ihm seine Aufwartung zu machen. Natürlich konnte sich dieser, wollte er anders nicht für grob und anmaßend gelten, nun nicht länger der lästigen Gegenvisite entziehen, zumal der Marschall sich nicht blos selbst überaus freundlich bewiesen, sondern ihm auch im Namen und Auftrage seiner Gemahlin die verbindlichsten Dinge gesagt hatte. Er machte sich daher auf den Weg, freilich nicht ohne ein gewisses Bangen. Stets schüchtern und ängstlich, wenn er in die Nähe fremder Menschen trat, war er es in diesem Falle um so mehr, da ihm die Dame, welcher er sich vorzustellen im Begriffe stand, nicht geringe Scheu einflößte. Er hatte sie vor manchen Jahren, als sie noch durch ihre blendende Schönheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, öfter im Theater, hin und wieder auch im Salon der Madame Dupin gesehen, und er erinnerte sich noch recht wohl der wenig günstigen Urtheile, die ihm damals über ihren Sinn und Charakter zu Ohren gekommen.

In der That stand die Marschallin, namentlich in ihren jüngeren Jahren, nicht grade im besten Rufe. Dem hochadeligen Hause der Villeroi angehörig, hatte sie sich, kaum 14 Jahre alt (1721), mit dem Herzoge von Boufflers, dem sie auch einen schon früh verstorbenen Sohn gebar, vermählt. Sie war dann später an den Hof gekommen, wo sie als Dame der Königin eine glänzende Rolle spielte und viel von sich reden machte. „Sie dominirt," sagt Madame du Deffand, welche zu dieser Zeit näher mit ihr bekannt wurde, „überall, wo sie sich befindet, und macht stets den Eindruck, welchen sie eben machen will. Dabei übt sie ihre Macht fast wie Gott selber; sie lenkt und bestimmt uns, während sie uns glauben läßt, daß wir unseren freien Willen haben. Auch könnten Diejenigen, welche sie für ihre Abneigung bestraft, ihr mit Recht sagen: wir würden Dich geliebt haben, wenn Du es gewollt hättest. Sie ist so scharf und rücksichtslos, daß man vor ihr zittert; sie wird deshalb mehr gefürchtet, als geliebt. Sie selbst weiß das sehr wohl, hält es aber unter ihrer Würde, ihre Feinde durch eine Schonung zu entwaffnen, welche der Aufrichtigkeit und dem Ungestüm ihres Charakters zu sehr widersprechen würde".[39]). Von anderer Seite erfahren wir, daß sie „nicht nur sehr hübsch und maliziös, sondern auch dem

Vergnügen in hohem Grade ergeben" war. Es fehlte nicht an galanten Verehrern, die, wie es scheint, ein nur zu geneigtes Gehör fanden. Vornehme Dichterlinge sahen und priesen in ihr „die Mutter der Liebe", und selbst ihr Biograph gesteht, daß „sie unter dem Einflusse eines mehr als galanten Hofes, ein mehr als leichtfertiges Leben führte".

Allerdings war diese Zeit der Jugendblüthe und gesellschaftlichen Triumphe jetzt vorüber. Die Herzogin hatte inzwischen (1747) ihren Gatten verloren, und die neue Verbindung, welche sie drei Jahre später mit dem Marschall von Luxembourg einging, sie zu einer mehr zurückgezogenen Lebensweise veranlaßt. Zwar nahm der Marschall, vermöge seines Ranges und persönlichen Ansehens, im Staate, wie am Hofe, eine hervorragende Stellung ein. Befehlshaber der Gardes du Corps und Gouverneur der Normandie, erfreute er sich zugleich der besonderen Gunst des Königs, welcher ihn nicht selten in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe zog. Doch war er kein Freund der großen Welt und ihres geräuschvollen Treibens; ein schlichter Mann von einfachem Wesen, wie es scheint, ohne hervorstechende Begabung, aber auch frei von schlimmen Neigungen und Leidenschaften, trat er aus seiner gewohnten Ruhe nur heraus, wenn die amtliche Pflicht oder das Vertrauen des Fürsten seine Thätigkeit in Anspruch nahm [40]). Als er zum zweiten Male heirathete, stand er schon in einem zu vorgerückten Alter — er war 1702 geboren — als daß seine junge Gemahlin hätte hoffen dürfen, ihn zu ihrer ganz verschiedenen Sinnesweise zu bekehren. Sie zog es daher vor, sich der seinigen soviel wie möglich anzubequemen, und es gereicht ihr zur Ehre, daß sie, so lange der Marschall lebte, ihren eigenen Wünschen und Neigungen zu gebieten wußte. Freilich mochten ihr die zunehmenden Jahre diese Selbstbeherrschung nicht wenig erleichtern; die glänzende Schönheit von ehedem war verblichen, und die Huldigung schwärmerischer Anbeter nicht länger zu hoffen.

Uebrigens kehrte sie nach dem Tode ihres Gemahls (1765) ihrem natürlichen Hange folgend, in die Welt zurück, wo sie fortan die hervorragendsten Personen des Hofes, wie der Hauptstadt, um sich zu versammeln pflegte. H. Walpole, welcher sie damals wiedersah, bemerkt in seiner feinen und sarkastischen Weise: „Ihre Schönheit ist hin, sie hat keine Liebhaber mehr und fürchtet die Annäherung des Teufels. Diese Situation hat ihren Sinn milder, und sie selbst angenehmer gemacht, denn sie hat Geist und ein gefälliges Benehmen. Sieht man indeß ihre beständige Aufregung und die Unruhe, welche sie nicht zu verbergen weiß, so ist man versucht, zu glauben, daß sie einen Pakt mit dem bösen Geiste geschlossen hat und befürchtet, ihn schon in den nächsten acht Tagen erfüllen zu müssen". Der

gewandte englische Tourist mochte sich in der Nähe einer Dame dieser Art immerhin an seinem Platze fühlen. Einem Manne wie Rousseau aber mußte die Aussicht, ihr zu begegnen, einen leisen Schrecken einflößen. Wie konnte er, dem in solcher Lage stets das „rechte Wort im richtigen Augenblicke" fehlte, hoffen, einen günstigen und seiner würdigen Eindruck hervorzurufen? Er hatte vielmehr alle Ursache, zu fürchten, daß er der geistreichen und redefertigen Weltdame gegenüber, die sich ihrer Ueberlegenheit wohl bewußt und gewohnt war, dieselbe rücksichtslos geltend zu machen, eine traurige, vielleicht gradezu lächerliche Figur abgeben werde.

Doch zeigte sich bald, daß seine Besorgnisse grundlos gewesen. War nun die Marschallin wirklich besser, als ihr Ruf, oder legte sie es absichtlich darauf an, ihn durch ihre Liebenswürdigkeit zu gewinnen, Rousseau hatte sie kaum gesehen, als er sich auch schon gefesselt fühlte. Er fand sie „reizend, und zwar von jenem zauberhaften Reize, welcher der Zeit Trotz bietet, und mehr als jeder andere geeignet war, auf sein Herz zu wirken". Er hatte erwartet, daß ihre Unterhaltung sich in beißenden Ausfällen und scharfen Epigrammen ergehen werde. Aber er sah sich angenehm enttäuscht. „Ihre Rede sprudelte keineswegs von Geist; sie glänzte nicht durch geistreiche Wendungen oder überraschende Aperçüs; man konnte ihr selbst nicht eigentlich Feinheit nachrühmen. Dagegen verrieth sie jenen exquisiten Zartsinn, welcher nie frappirt oder anstößt, und stets gefällt". Natürlich ließ es Madame an Schmeicheleien nicht fehlen. Und diese berauschten um so mehr, je einfacher und ungezwungener sie sich gaben. „Hatte es doch den Anschein, als ob sie der Sprechenden ohne ihr Wissen und Zuthun über die Zunge glitten, als sei es lediglich ihr Herz, das überströme, weil es eben gar zu voll". Man kann sich denken, daß Rousseau solchem Zauber nicht zu widerstehen vermochte. Die Scheu, mit der er gekommen, war bald gewichen; er fühlte sich frei und behaglich, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch er, trotz seines linkischen Wesens, nicht mißfalle. Freilich sagte er sich, daß „alle Damen vom Hofe, wenn sie grade wollen, bei ihrer Umgebung diesen Glauben zu erregen verstehen". Doch wußte die Marschallin „so süß zu überreden", daß man gar nicht daran dachte, zweifeln zu wollen.

Bot die Dame vom Hause Alles auf, was ihren Gast anziehen konnte, so that die freundliche Bonhomie ihres Gemahls das Uebrige, um ihn vollends zu gewinnen. Rousseau durfte nicht länger zweifeln, daß die herzliche Güte, mit welcher man ihm entgegenkam, eine aufrichtige sei, und er überließ sich gern und ganz den angenehmen Empfindungen, welche sie in ihm hervorrief. Auch konnte und mochte

er sich nicht ablehnend verhalten, als ihm nun ein Vorschlag gemacht wurde, dessen Ausführung einen öfteren und näheren Verkehr in Aussicht stellte. Er hatte den Marschall, als ihn dieser in Mont-Louis aufsuchte, in dem einzigen Zimmer, welches ihm dort zur Verfügung stand, nicht ohne Bedenken empfangen, weniger weil er genöthigt war, den vornehmen Herrn mitten unter schmutzigen Tellern und zerbrochenen Töpfen Platz nehmen zu lassen, als weil er fürchtete, daß der angefaulte Fußboden unter dem Gewichte seiner Begleitung zusammenbrechen möchte. Die Gefahr schien ihm so dringend, daß er sich beeilen zu müssen glaubte, den hohen Gast aus ihrem Bereiche zu entfernen. Er führte ihn daher, wiewohl es noch ziemlich kalt war, in den offenen, ungeheizten Pavillon, welcher hinter dem Hause im Garten lag, verhehlte ihm auch den Umstand nicht, welcher ihn veranlaßt, diesem luftigen Raume den Vorzug zu geben. Der Marschall hatte das kleine Abenteuer seiner Gemahlin erzählt, und Beide forderten ihn nun auf, für die Zeit, welche die doch nothwendige Reparatur erfordern würde, seine Wohnung im Schlosse oder, falls er das lieber wolle, in einem einzelstehenden Gebäude zu nehmen, welches in der Mitte des Parkes gelegen war und das „Schlößchen" genannt wurde.

Rousseau glaubte, wie gesagt, das freundliche Anerbieten nicht zurückweisen zu dürfen, zögerte aber doch, von ihm Gebrauch zu machen. Seine Zurückhaltung bewog, scheint es, den Marschall, ihn an die Erfüllung seiner Zusage erinnern zu lassen. Wir schließen das aus einem Briefe, den Rousseau in diesen Tagen zur Erklärung seines Benehmens an ihn richtete. Er hat, sagt er hier, weder die Güte, mit welcher der Marschall ihn überhäuft, noch die Verpflichtung vergessen, die er aus Hochachtung und Dankbarkeit eingegangen ist. Auch hat er weder den Willen, Wort zu halten, noch auch die Gefühle verloren, mit welchen es ihm geziemt, die erwiesene Ehre aufzunehmen. Aber das Versprechen konnte doch nur ein bedingtes sein, und würde er sich bei dem weiten Abstande, welcher den Marschall von ihm trennt, einer unverzeihlichen Kühnheit schuldig machen, wenn er es wagen wollte, dessen Haus zu bewohnen, ohne zu wissen, ob er und seine Gemahlin ihn dort mit demselben Wohlwollen sehen werden, welches sie bestimmt hat, es ihm anzubieten. Er kann es nicht leugnen, die Güte des Marschalls bringt ihn in große Verlegenheit, die durch den Wunsch, ihrer nicht unwürdig zu erscheinen, noch vermehrt wird. Er begreift, wie man die Anträge der Großen, welche man nicht achtet, kalt und schroff von sich weist. Doch wie vermöchte er das einem Manne gegenüber, den sein Herz hochhält, und dessen Umgang er suchen würde, wenn er seines Gleichen wäre? Da er stets nur mit seinen Freunden hat leben wollen, so

kennt er nur eine Sprache, die der vertrauten Gemeinschaft. Und er weiß sehr wohl, wie sehr er diese, bei der großen Verschiedenheit des Standes, wird modifiziren müssen, da die Achtung für die Person des Marschalls ihn nicht von derjenigen entbindet, welche er seinem Range schuldet. Aber er weiß auch, daß die Dürftigkeit, welche sich erniedrigt, bald verächtlich wird, daß auch sie ihre Würde hat, und die Liebe zur Tugend sie verpflichtet, sich dieselbe zu bewahren. Er ist daher stets in Zweifel, ob er nicht Anderen zu nahe tritt oder sich selbst etwas vergiebt; er fürchtet beständig, vertraulich oder kriechend zu werden, und grade diese Gefahr, welche ihn befangen macht, hindert ihn, das Schickliche zu thun oder zu sagen. Schon hat er sich vielleicht, ohne es zu wollen, irgend ein Versehen zu Schulden kommen lassen, eine Besorgniß, die nur zu natürlich ist für einen Mann, welcher nicht weiß, wie man mit den Großen dieser Erde umgehen muß, der es auch nie für der Mühe werth gehalten, das zu lernen, und nur einmal in seinem Leben bedauern wird, es nicht zu wissen. Möge deshalb der Marschall die Schüchternheit verzeihen, welche ihn zaudern läßt, von einer Gunst Gebrauch zu machen, die er so wenig erwarten durfte, und um keinen Preis mißbrauchen möchte. Er hat seinen Entschluß nicht geändert, aber er fürchtet, daß er ihm Anlaß gegeben, anderen Sinnes zu werden. Ist dem nicht so, heißt ihn der Marschall und seine Gemahlin noch immer willkommen, so werden sie aus dem Eifer, mit welchem er ihrer Aufforderung folgen wird, ersehen, daß ihn nicht die Besorgniß, undankbar zu erscheinen, hat schwanken lassen[41]).

Es wurde dem Marschall nicht schwer, diese nachträglichen Skrupel zu beseitigen. Schon am 15. Mai meldet Rousseau seiner Gemahlin, daß er unter ihrem gastlichen Dache Wohnung genommen. Das kurze, aus dem „Schlößchen" datirte Billet ist charakteristisch genug. „Mein ganzer Brief", schreibt er, „ist schon in seinem Datum enthalten. Wie ehrt mich dieses Datum! wie gerne schreibe ich es nieder. Ich lobe Sie nicht, Madame, ich danke Ihnen nicht, aber ich wohne in Ihrem Hause. Jeder hat seine eigene Sprache, ich habe in der meinigen Alles gesagt". Man sieht, er fühlt lebhaft die Güte und die Ehre, welche ihm erwiesen wird; aber er ist auch ängstlich bemüht, seine Würde zu wahren. Er hat es nicht über sich vermocht, den freundlichen und ehrenvollen Antrag abzulehnen, aber er weiß doch nicht recht, ob er gut daran gethan, der süßen Lockung zu folgen. „Die Marschallin", schreibt er einige Tage später[42]), „fürchtet, daß ich mich nicht wohl befinde. Sie hat Recht; man befindet sich niemals wohl, wenn man nicht an seiner natürlichen Stelle ist; sobald man diese einmal verläßt, weiß man nicht mehr, wie man zu ihr zurückkehren soll. Indeß kann ich den Fehler

nicht bereuen, welchen ich vielleicht begangen habe; sollte ich mich auch an ein Wohlbefinden gewöhnen müssen, für welches ich nicht geschaffen bin, so würde ich doch, selbst wenn die Ruhe meines Lebens auf dem Spiele stände, nicht wünschen, die ehrenvollen Gunstbezeugungen des Marschalls und seiner Gemahlin in anderer Weise aufgenommen zu haben". Zu bedauern ist nur, daß ihm Beide so ferne stehen. Er macht und will Niemandem den Hof machen, auch ihnen nicht. Er hat seine bestimmte Weise, seine eigenthümlichen Maximen und Gewohnheiten, die er nicht aufgeben kann, aber alle Empfindungen, welche Beweise von Achtung und Wohlwollen in einem empfänglichen Herzen erregen können, sie werden sie in dem seinigen wiederfinden. „Ich sehe, daß sie bemüht sind, mich ihren Rang vergessen zu machen; gelingt es ihnen, so werden sie mit mir zufrieden sein".

Mit gleicher Offenheit spricht er sich gegen den Marschall selbst aus. „Ihre Wohnung ist reizend, der Aufenthalt in ihr köstlich. Er würde es in noch höherem Grade sein, wenn die Pracht, die ich hier finde, und die Aufmerksamkeiten, welche mir hierhin folgen, mich weniger wahrnehmen ließen, daß ich nicht zu Hause bin. Davon abgesehen, fehlt zu dem Vergnügen, mit welchem ich hier lebe, nur das andere, Sie zum Zeugen desselben zu haben". An diese zarte Andeutung schließt sich eine ernstere Mahnung, die aber in einer höchst feinen und verbindlichen Form auftritt. Der Marschall weiß, daß die Einsiedler alle wunderliche Käuze, und ihre Köpfe voll phantastischer Grillen sind. Auch ihn beseelt dieser romantische Geist; er fühlt es und grämt sich darüber nicht. Warum sollte er sich auch von diesem holden Wahnsinne zu heilen suchen, der zu seinem Glücke so wesentlich beiträgt? Mögen die Welt- und Hofleute nur nicht glauben, daß sie klüger sind, als er; ihre Chimären sind eben nur andere. Er aber will die seinigen dem Marschall nicht vorenthalten. „Ich denke, daß, wenn wir beide so sind, wie ich es gerne glauben möchte, wir der Welt ein seltenes, und vielleicht gar einziges Schauspiel darbieten werden in dem auf Achtung und Freundschaft beruhenden Verkehre zweier Männer von so verschiedenem Range, daß sie nicht dazu angethan scheinen, die mindeste Beziehung zu einander zu haben. Doch damit das möglich werde, müssen Sie bleiben, was Sie sind, und mich so lassen, wie ich bin. Wollen Sie nur nicht mein Patron und Beschützer sein; ich verspreche Ihnen meinerseits, nicht Ihr Lobredner zu werden. Zugleich verheiße ich Ihnen, daß unsere Verbindung für den Einen, wie für den Anderen, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, einen Ruhmestitel abgeben wird, der allen Lobreden, mit welchen die Schmeichelei so verschwenderisch um sich wirft, bei weitem vorzuziehen ist. Wollen Sie mich

dagegen protegiren, mir Geschenke machen oder Gnaden auswirken, mich aus meinem Stande herausziehen, so würden Sie, falls ich mir diese Wohlthaten gefallen ließe, in mir nur einen Phrasenmacher gesucht haben, und in meinen Augen nichts weiter sein, als eben ein vornehmer Herr".

Rousseau fürchtet nicht, daß das Wohlwollen des Marschalls darauf hinauslaufen werde. Doch kann er nicht umhin, ihn noch mit einer anderen Verlegenheit bekannt zu machen. Er sieht die Möglichkeit nicht ab, wie er mitten in der Menge von Menschen, welche sie beständig umgiebt und von ihrem Range unzertrennlich ist, den Marschall und seine Gemahlin allein treffen kann. Und doch ist das eine Bedingung, die er nicht wohl aufzugeben vermag. Er möchte sich weder der Neugierde gefällig erweisen, noch selbst auf Augenblicke andere Menschen sehen, als solche, die ihm zusagen. Seine Stimmung, die durchaus keine Gene duldet, seine körperlichen Gebrechen, welche sie noch weniger ertragen, die Grundsätze, in Betreff deren er sich keine Gewalt anthun will, und die ohne Zweifel jedem Anderen Anstoß geben würden, vor Allem der äußere Friede und die Ruhe seines Lebens, legen ihm die Pflicht auf, zu endigen, wie er angefangen hat. Er wünscht dringend, den Marschall zu sehen, sich seine Achtung zu bewahren und von ihm zu erfahren, wie er dieselbe verdienen möchte; aber seine Zurückgezogenheit kann er ihm nicht zum Opfer bringen. Uebrigens würde er es sich nie verzeihen, so mit ihm capitulirt zu haben, bevor er sich in seine Gewalt begeben. „Ich weiß wohl, daß mein Aufenthalt hier für Sie ohne Bedeutung, für mich von der größten Wichtigkeit ist. Ich weiß, daß wenn ich auch nur eine Nacht unter Ihrem Dache geruht hätte, das Publikum, vielleicht selbst die Nachwelt über diese einzige Nacht Rechenschaft von mir fordern würde. Gewiß ist, daß sie dieselbe von meinen noch übrigen Lebenstagen verlangen werden. Doch die Antwort macht mir keine Sorge, denn ich bin es nicht, der sie zu geben hat. Wenn Ihr Name mich nicht rechtfertigt, so wüßte ich nicht, was mich überhaupt rechtfertigen könnte" [43]).

Der Marschall war weit davon entfernt, diese zwar achtungsvolle, aber rückhaltlose Erklärung übel aufzunehmen. Rousseau hatte auch nach seinem Umzuge allen Grund, mit dem Benehmen seiner neuen Gönner zufrieden zu sein. Es kam ihnen nicht in den Sinn, ihre höhere sociale Stellung irgendwie hervortreten zu lassen. Im Gegentheil war der Marschall bemüht, sich, wie er es gleich Anfangs versprochen, mit seinem Gaste auf den Fuß der Gleichheit zu stellen. Auch hütete man sich wohl, ihn im Genusse der Freiheit, über deren Erhaltung er so eifersüchtig wachte, zu stören. Er kam und ging wie es ihm grade beliebte; man drängte ihn nicht durch Einladun-

gen, welchen zu folgen er weder Zeit, noch Lust hatte, und veranlaßte ihn noch weniger, sich an Gesellschaften zu betheiligen, von welchen er lieber fern blieb. Die Zudringlichkeit, mit der die früheren Freunde sich in seine persönlichen Angelegenheiten einzumischen pflegten, fiel hier weg. Man zeigte stets eine herzliche Theilnahme, und man war auch in jedem Augenblicke bereit, dieselbe zu bethätigen. Aber sie offenbarte sich nur dann, wenn er sie wünschte, und überschritt nie die Grenze, welche sein stolzer Unabhängigkeitssinn einzuhalten gebot. Man vermied es namentlich, sich um seinen Geldbeutel zu kümmern, oder mit der Verbesserung seiner Lage zu beschäftigen, sprach weder von Aemtern, die man ihm verschaffen, noch von dem Einflusse, welchen man zu seinen Gunsten aufbieten werde. Wie mißtrauisch er war, er sah und hörte nichts, woran er hätte Anstoß nehmen können. Er durfte sich unbedenklich dem Verkehre mit seinen neuen Freunden hingeben, und mit vollem Behagen der schönen Umgebung erfreuen, in welche ihre Güte ihn versetzt hatte.

Es war in der That ein reizender Aufenthalt, dieses „Schlößchen“, in welchem er seine Wohnung genommen. Hören wir, wie er selbst ihn schildert. „Der Park oder Garten von Montmorency ist keine gleichförmige Fläche; uneben und hügelig, besteht er aus einer wechselnden Folge von Erhebungen und Vertiefungen, welche die Kunst mit großem Geschick benutzt hat, um die Bosquets, die Wasserpartien, die Aus- und Fernsichten mannigfach zu variiren, und so den an sich ziemlich beschränkten Raum gleichsam zu vervielfachen. Auf der Höhe von Schloß und Terrasse gekrönt, bildet er in der Tiefe eine Schlucht, die sich nach dem Thale hin öffnet und erweitert, und deren Ecke von einem großen Teiche ausgefüllt wird. Derselbe ist rings von Hügeln umgeben, die mit Buschwerk und Bäumen schön geschmückt sind. Zwischen ihm und der Orangerie, welche den breiteren Raum einnimmt, liegt das Schlößchen, ein zwar kleines und einfaches, aber elegantes Gebäude. Der Maler Lebrun, welchem es sammt dem umliegenden Terrain vor Zeiten angehörte, hatte es mit dem auserlesenen Geschmacke, welcher diesem berühmten Künstler eignete, aufführen und ausschmücken lassen. War es seitdem auch mehrfach umgebaut und erneuert worden, man hatte doch immer an dem Plane des ersten Besitzers festgehalten. Betrachtet man es von der Anhöhe aus, welche ihm in freier Perspektive gegenüber liegt, so erscheint es ganz von Wasser umgeben; man glaubt ein Zaubereiland oder die schönste der drei Inseln zu sehen, die den Lago maggiore schmücken. Freilich ist es bei dieser Lage der Feuchtigkeit ausgesetzt, die von allen Seiten aufsteigt. Man hat ihren nachtheiligen Einfluß indeß zu beseitigen gewußt; ein offener Säulengang, der das

Gebäude in der Mitte durchbricht, gestattet der Luft stets Zugang, so daß sie frei in ihm spielen kann und es vollkommen trocken erhält“.

Ueberhaupt war die innere Einrichtung eben so hübsch, wie die äußere Umgebung. Das Erdgeschoß enthielt neben der Küche einen Ball- und Billardsaal; im oberen Stocke aber befanden sich vier vollständige Wohnungen, unter welchen Rousseau die Wahl freigestellt wurde. Er entschied sich für die kleinste und einfachste, die über der Küche gelegen, sich durch eine tadellose Reinlichkeit empfahl, und mit ihrem weißblauen Meublement gar freundlich in's Auge fiel. Kein Wunder, daß er sich in und außer ihr bald heimisch fühlte, zumal ihm die umgebende Landschaft in den heiteren Frühlingstagen in ihrem reinsten und schönsten Schmucke entgegen lächelte. „Umgeben von Gebüsch und Wasser, durch den Gesang zahlloser Vögel erfreut, und angehaucht von dem süßen Dufte der blühenden Orangen, lebte er in dieser tiefen und köstlichen Einsamkeit, wie in einem irdischen Paradiese“. Man begreift „die Hast, mit welcher er beim Aufgange der Sonne auf den offenen Altan eilte, um die balsamische Morgenluft einzuathmen“. Auch zweifeln wir nicht „an der Güte des Milchkaffees, welchen er hier in trautem Verein mit seiner Therese einzunehmen pflegte“. Aber mochten auch „Hund und Katze“ Gesellschaft leisten, es steht doch dahin, ob ihn diese Umgebung, wie er glaubte, „für immer“ befriedigt hätte. Vorläufig genügte sie ihm allerdings.

Freilich fand er die geistige Unterhaltung, welche ihm seine Hausgenossen doch nicht zu bieten vermochten, anderswo, vor Allem in seinen Arbeiten. Zwar trug er sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane, der Literatur zu entsagen, wenigstens sich nicht mehr selbstthätig an ihr zu betheiligen. Die Erfahrungen, welche er in den letzten Jahren gemacht, hatten ihm den Umgang mit ihren Vertretern gründlich verleidet. Und doch war es — das sah er wohl ein — nicht möglich, die gleiche Laufbahn zu verfolgen, ohne mit ihnen mehr oder minder intime Verbindungen zu unterhalten. Ueberdies brachte es die Stellung des Schriftstellers mit sich, daß er sich auch einem weiteren gesellschaftlichen Verkehre nicht füglich entziehen konnte. Der Umgang mit Leuten aber, die meist den höheren Ständen angehörten und über bedeutende Geldmittel verfügten, war der Natur der Sache nach nicht blos lästig, sondern auch kostspielig. Brauchte man es ihnen auch nicht grade gleich zu thun, man sah sich doch zu manchen Ausgaben genöthigt, welche das beschränkte eigene Vermögen nicht erlaubte. Rousseau namentlich, entschlossen, wie er es war, was er zum Leben bedurfte, lediglich sich selbst und seiner

freien Thätigkeit zu verdanken, mußte sie um so drückender finden, da der ohnehin geringe Ertrag seiner Arbeiten durch den Zeitverlust, welcher sich dem Geldaufwande zugesellte, noch vermindert wurde. Es erschien ihm doch nachgrade sehr thöricht, „sich zu ruiniren, um sich zu langweilen“, und er beschloß deshalb, die zurückgezogene Lebensweise, der er eben jetzt folgen durfte, nicht wieder aufzugeben, vielmehr der Gesellschaft und allem literarischen Verkehre auf immer den Rücken zu wenden, und sich für die noch übrigen Lebenstage auf die enge und friedliche Sphäre zu beschränken, für welche er sich geschaffen fühlte.

Natürlich bedurfte es, wenn dieser Vorsatz ausgeführt werden sollte, eines gewissen, wenn auch mäßigen pekuniären Rückhaltes. Rousseau hoffte, ihn an dem Ertrage der Schriften, welche er bereits veröffentlicht oder schon vorbereitet hatte, finden zu können. Der Brief an d'Alembert war anständig honorirt worden; die Neue Heloise lag fertig da, und stellte eine noch größere Summe in Aussicht. Auch rückte das Werk über Erziehung (Emile), welches er nach ihrer Vollendung in Angriff genommen, schneller vor, als er gedacht hatte. Er durfte erwarten, daß er mit der Zeit im Stande sein werde, aus den verfügbaren Fonds eine kleine Leibrente zu gewinnen, die dann in Verbindung mit der Copie zum Lebensunterhalte ausreichen konnte. Es kam eben nur darauf an, daß die begonnenen Werke zu Ende geführt wurden. Erforderten sie freilich zu ihrer Vollendung noch mehrere Jahre, so war es rathsamer, sie, vielleicht mit Ausnahme des einen oder anderen Abschnittes, der vom Ganzen getrennt und ohne besondere Mühe zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht werden konnte, fallen zu lassen. So wurde die morale sensitive, in welcher er den wechselnden Einfluß der sinnlichen Umgebung auf das innere, namentlich sittliche Leben des Menschen zu behandeln gedachte, weil sie bis dahin Skizze geblieben, definitiv aufgegeben. Mehr zu bedauern ist, daß er auch die „politischen Institutionen“, für welche er schon manche Jahre denkend und schreibend thätig gewesen, nicht vollenden mochte. Doch schied er wenigstens einen Theil zur ferneren Bearbeitung aus, den Entwurf einer formalen Staatsordnung, welcher später unter dem Titel des Contrat social an's Licht trat. Mehr als dieser interessirte ihn der Emile, dem denn auch die günstige Lage und Stimmung zunächst zu Statten kam. Wie es mit dem projektirten „Wörterbuche der Musik“ werden solle, blieb vorläufig dahingestellt. Es war eine Taglöhnerarbeit, die nur des pekuniären Gewinnes wegen in Betracht kam, und falls die anderweitigen Hülfsquellen nicht ausreichten, zu jeder Zeit erledigt werden konnte. Dagegen schien es zweckmäßig, schon jetzt mit der Sammlung der Briefe und Papiere zu beginnen, welche zur Hand sein mußten,

wenn es später mit der, für die einsamen Mußestunden vorbehaltenen Abfassung der Memoiren Ernst wurde.

Man sieht, Rousseau war weit entfernt, sich in seinem reizenden Asyle dem süßen Nichtsthun hinzugeben. Die Hoffnung, sich aus eigener Kraft eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, spornte ihn in der Gegenwart zu einer erhöhten Thätigkeit an. Dieselbe hatte um so größeren Erfolg, da er sich, von Außen ungestört und innerlich ruhig, ganz dem belebenden und erfrischenden Einflusse überlassen durfte, welchen die schöne Umgebung auf Geist und Herz auszuüben geeignet war. So vergingen einige Monate in glücklicher Ruhe und rasch fortschreitender Arbeit, als gegen Ende des Juli der Marschall zu seinem Landsitze zurückkehrte, um hier den gewohnten Sommeraufenthalt zu nehmen. Er hatte seinen Gast nicht vergessen und kam ihm alsbald in derselben freundlichen Weise entgegen, durch die er ihn bei seinem früheren Besuche zu fesseln gewußt. Auch seine Gemahlin ließ es an Beweisen ihrer Achtung und Zuneigung nicht fehlen, und Rousseau war bald außer Stande, der herzlichen Theilnahme, welche man zwanglos an den Tag legte, sowie den zarten Aufmerksamkeiten und Liebkosungen, die ihm erwiesen wurden, zu widerstehen. Gebot schon die Rücksicht auf ihre Güte, und nicht minder der Umstand, daß er bei ihnen wohnte, seine Wirthe durch öfteren Besuch zu erfreuen, so kam er doch dieser Pflicht um so bereitwilliger nach, da ihre Gesellschaft ihm stets lieber und angenehmer wurde. Nicht lange, und der Umgang mit ihnen ward zum Bedürfniß; es kam dahin, daß er den größten Theil des Tages in ihrer Nähe verlebte. Schon am Morgen begab er sich zum Schlosse, um der Marschallin seine Aufwartung zu machen. Später dinirte er dann dort, worauf er in den Nachmittagsstunden mit dem Herrn des Hauses in der Umgegend spazieren ging. Zum Souper aber blieb er nicht; die größere Gesellschaft, welche sich dabei zu versammeln pflegte, beengte ihn; auch hielt er es im Interesse seiner Gesundheit für nöthig, sich zeitig der Ruhe zu überlassen.

Ohne Zweifel hatte der hohe Rang seiner Gönner nicht geringen Antheil daran, daß der Verkehr mit ihnen so stetig und lebhaft wurde. Es schmeichelte ihm, sich von so hervorragenden Personen geehrt und anerkannt, ja als ihres Gleichen behandelt zu sehen. Aber die Hauptsache war doch die Befriedigung, welche ihm ihre höhere Geistes- und Herzensbildung gewährte. Dem Marschalle namentlich zollte er eine aufrichtige Verehrung. Er fühlte sich hingezogen zu dem Manne, der, trotz seiner Größe und Macht, sich einen schlichten und wohlwollenden Sinn bewahrte. Schwerlich würde der Herzog ihm lange imponirt haben; der Mensch aber gewann bald sein

volles Vertrauen. Seine Gemahlin konnte sich dessen nicht ebenso rühmen. Wie freundlich und zuvorkommend sie war, es wollte Rousseau in ihrer Nähe doch nicht recht wohl werden. Ihr Charakter flößte ihm vor wie nach ein gewisses Mißtrauen ein. Doch mehr als ihn fürchtete er ihren Geist. Er wußte, daß sie in der Unterhaltung nicht leicht zu befriedigen, und wohl berechtigt war, in dieser Beziehung größere Ansprüche zu machen. Auch mochte er aus den scharfen Bemerkungen, welche sie gelegentlich über die Tölpeleien Anderer fallen ließ, entnehmen, was sie von seinen eigenen Sottisen denke. Er hielt es daher für rathsam, sich nach einem Expediens umzusehen, welches ihn ihr gegenüber der Nothwendigkeit des Sprechens entheben konnte. Zum Glück fand sich ein solches. Madame hatte von seinem Romane gehört, und wünschte dringend, das Werk, welches eben gedruckt werden sollte, näher kennen zu lernen. Er erbot sich, es ihr vorzulesen, und sie nahm den Vorschlag mit Vergnügen an. Fortan stellte er sich jeden Morgen gegen zehn Uhr in ihrem Gemache ein; war dann der Marschall erschienen und die Thüre geschlossen, so setzte er sich neben ihr Bett und las — langsam genug und nicht zu lange, denn es lag viel daran, daß der vorhandene Lesestoff nicht sobald erschöpft wurde.

Der Erfolg dieses Auskunftsmittels übertraf alle Erwartungen. „Die Marschallin war von der Julie und ihrem Verfasser entzückt; sie sprach nur von ihm, beschäftigte sich nur mit ihm; sie sagte ihm beständig Artigkeiten und umarmte ihn wohl zehn Mal des Tages. Auch ließ sie ihn selbst bei Tafel nicht von ihrer Seite; wollten andere vornehme Herren den Platz neben ihr einnehmen, so erklärte sie ihnen, daß es der seinige sei". Solche Auszeichnungen verfehlten natürlich ihre Wirkung nicht. Das bisherige Mißtrauen schwand allmälig; die Zuneigung der Dame trat zu deutlich und entschieden hervor, als daß er sie nicht durch gleiche Anhänglichkeit hätte vergelten sollen. Wieder geschah, was ihm schon öfter zu seinem Schaden begegnet war: einmal gewonnen, ging er in seiner Hingebung über die angemessene Grenze hinaus. Mochte er sich immerhin sagen, daß eine Freundschaft nur unter Gleichstehenden möglich ist, er verstand es eben nicht, dem Herzen zu gebieten, und seine Empfindungen in jener mittleren Temperatur zu erhalten, welche sich für den geselligen Verkehr eignet. Gewohnt, Alles oder Nichts zu sein, war er bald wieder Alles. Wie er aber fühlte, so gab er sich auch; während die neuen Freunde fortfuhren, ihm mit aller Achtung aufmerksam und höflich zu begegnen, ohne doch jemals die feine Grenzlinie zu überschreiten, welche das persönliche Verhältniß von der gesellschaftlichen Beziehung scheidet, offenbarte sich in seinem Benehmen eine Vertraulichkeit, welche zwar der Wärme seiner Zuneigung entsprach, aber

doch nicht am Orte war. Es kam wenigstens die Zeit, wo er es bereuen zu müssen glaubte, daß er sich so weit hatte fortreißen lassen.

Inzwischen war die Reparatur seiner Wohnung, welche ihn zum Umzuge veranlaßt, ganz nach seinen Wünschen ausgeführt worden. Der Eigenthümer hatte ihm die Leitung des Baues überlassen, und es war ihm gelungen, sich ein recht hübsches Logis zu schaffen. Statt des einen Raumes im oberen Stocke standen ihm jetzt deren drei zu Gebote. Therese fand Zimmer und Küche im Erdgeschoß; der Pavillon aber, von Glaswänden umschlossen und mit einem guten Kamine versehen, diente als Arbeitscabinet. Auch fehlte es, wenigstens in der schönen Jahreszeit, nicht an einem größeren Empfangssalon. Die hohe Terrasse mit der weiten Aussicht war dazu um so mehr geeignet, da Rousseau Sorge trug, sie mit schattigen Bäumen, Blumenbeeten, duftigen Lauben und singenden Vögeln zu schmücken. Dem paradiesischen Schlößchen durfte sich freilich die neue Wohnung nicht vergleichen. Dennoch bezog er sie, sobald sie fertig und mit dem erforderlichen einfachen, aber hübschen Mobiliar ausgestattet war. Er hatte es sich, als er die Eremitage verließ, zum Gesetze gemacht, stets eine eigene Wohnung zu haben, und er hielt auch jetzt an diesem Grundsatze fest. Schwer wurde ihm das eben nicht; durfte er doch den Schlüssel zu seinem bisherigen Asyle behalten, und wenn und so oft es ihm beliebte, dahin zurückkehren. Auch machte er von dieser Erlaubniß oft genug Gebrauch; der Altan mit seiner Morgenfrische und dem köstlichen Frühstück war gar zu verlockend; er konnte nicht umhin, manche Nacht draußen zu verbringen, um in der Frühe rechtzeitig am Platze zu sein. Gefiel es ihm dann, so blieb er wohl mehrere Tage; es lag eben durchaus kein Grund vor, sich früher auf den Heimweg zu begeben, als Sinn und Neigung dazu antrieben. So im Besitze einer hübschen Stadt- und zugleich einer reizenden Landwohnung, mochte er nicht mit Unrecht glauben, daß es „in Europa schwerlich einen Privatmann gebe, der besser und angenehmer wohne, als er". Natürlich kam es ihm nicht in den Sinn, seine stille, freundliche Einsamkeit ohne Noth zu verlassen. Allerdings ließ sich das nicht immer vermeiden. Die Einladungen des Marschalls und seiner Gemahlin wurden zuweilen so dringend, daß er sich, trotz seiner Abneigung gegen die Hauptstadt, entschließen mußte, ihnen Folge zu leisten. Doch nahmen diese Besuche, die immer nur an vorher bestimmten Tagen stattfanden, nicht viele Zeit in Anspruch. Er kam gewöhnlich zum Souper, und kehrte schon am nächsten Morgen in seine Klause zurück. Er brauchte dabei keinen Fuß auf das verhaßte Pariser Pflaster zu setzen, denn der Garten des Hotels Luxembourg lief auf den Boulevard aus, und gestattete, ein- und

auszugehen, ohne daß es nöthig war, die eigentliche Stadt zu berühren.

Blieb aber der persönliche Verkehr in den Zeiten, wo der Marschall nicht auf seinem Landsitze verweilte, auf seltene und kurze Begegnungen beschränkt, so wurde dafür ein ziemlich lebhafter Briefwechsel gepflogen, der das gegenseitige Interesse stets wach erhielt. Objectiven Werth hat diese Correspondenz, soweit sie in den Briefen Rousseau's vorliegt, nicht. Es kommt in ihr selten oder nie ein Gegenstand von allgemeiner Bedeutung zur Sprache. Sie trägt vielmehr ein durchaus subjectives Gepräge, beschäftigt sich lediglich mit persönlichen Empfindungen und Erlebnissen. Interessant ist sie nur insofern, als sie zeigt, wie Rousseau die Beziehung zu seinen hochstehenden Freunden auffaßt und durchführt. Er stellt sich in ihr dem Marschall persönlich vollkommen gleich, verliert aber den Unterschied der Lebensverhältnisse nicht aus den Augen. Der Ton, in welchem er zu ihm spricht, ist immer achtungsvoll, ja ehrerbietig, doch nie unterwürfig. Es fällt ihm nicht ein, der irdischen Größe den Hof zu machen; aber er wird nicht müde, dem Manne, welchen Geschick oder Zufall mit ihr bekleidet hat, seine Liebe und Hochschätzung zu bezeugen. Auch nimmt er an Allem, was ihm begegnet, ihn persönlich erfreut oder schmerzlich berührt, herzlichen Antheil. Doch ist es immer und überall der Mensch, an den er sich wendet; die gemeinsame menschliche Natur giebt dem Verhältnisse zu ihm seinen Charakter und Inhalt.

Wenn der König dem Marschall eine Gunst erweist, indem er dem Sohne desselben die Anwartschaft auf das Amt des Vaters ertheilt, so überläßt Rousseau es Anderen, ihm „die gewöhnlichen Complimente zu machen". Er weiß, wie lieb ihm der König ist, und dieser hat ihm einen neuen Beweis seiner Hochachtung gegeben. Er weiß nicht minder, ein wie guter Vater er ist, und es ist sein Sohn, dem die Gnade zu Theil geworden. „Sie sehen", fährt er dann fort, „daß mein Herz das Ihrige versteht, daß es weiß, welche Art von Freude Sie am meisten rührt; ja, es weiß und fühlt das, und wünscht sich Glück dazu". — Gedenkt der Marschall der Mühen und Unannehmlichkeiten, welche seine öffentliche Stellung mit sich bringt, so ruft er ihm zu: „Welch ein tristes und beschwerliches Leben! wie empfinde ich von hier aus Ihre Sorgen, wie theile ich sie! Wann doch werden Sie kommen, um auf unseren einfachen Spaziergängen durch Flur und Wald Ihren zufriedenen Sinn, die gewohnte Heiterkeit des Geistes wieder zu erlangen? Fast mache ich mir die Ruhe zum Vorwurfe, deren ich mich hier ohne Sie erfreue; sie ist nicht mehr vollkommen, wenn Sie dieselbe nicht theilen". — „Ich erfahre so eben", schreibt er einige Monate später, „den Verlust, welchen

Sie erlitten haben — die Schwester des Marschalls war gestorben — und dieser Augenblick ist einer von denjenigen, wo ich am meisten bedauere, nicht in Ihrer Nähe zu sein. Denn die Freude genügt sich selbst, die Trauer aber hat das Bedürfniß, sich mitzutheilen, und die Freundschaft ist im Leide weit werthvoller, als in der Freude. Wie sind doch die Menschen zu beklagen, daß sie sich so fest aneinanderschließen! Da wir das Leben damit hinbringen müssen, die zu beweinen, welche uns theuer sind, so ist sein Verlust wenig zu bedauern. Diejenigen, welche gehen, sind glücklicher, als die, welche zurückbleiben; sie haben nichts mehr zu beweinen. Diese Betrachtungen sind eben nicht neu; doch was liegt daran? Sind sie deshalb weniger natürlich? Jedenfalls gehen sie von einem Manne aus, der mehr geeignet ist, sich mit seinen Freunden zu betrüben, als sie zu trösten, und der die eigenen Leiden schmerzlicher empfindet, wenn er von den ihrigen ergriffen wird".

Naht die Zeit, wo der Marschall Stadt und Hof zu verlassen pflegt, so spricht er die Sehnsucht aus, mit welcher er seiner Ankunft entgegensieht. „Zählen Sie die Monate? Ich meinerseits zähle die Tage, und es scheint mir, daß ich diesen Winter länger finde, als die früheren. Ich erwarte mit Ungeduld Ihre Osterreise, um ein Jahrgedächtniß zu feiern, welches mir stets theuer sein wird. Ich vergesse es, die Gegenwart zu benutzen, weil ich die Zukunft herbeisehne, und Sie sind Schuld daran. Wenn das Herz Bedürfnisse hat, fließt das Leben nicht mehr gleichmäßig dahin. Die Zeit geht dann zu langsam oder zu schnell vorüber; nur für den, welchem keine Stunde Genuß bringt, haben alle die gleiche Länge. Ich aber möchte um Alles in der Welt keinen Freund, dessen Uhr stets richtig geht. Sie, Herr Marschall, haben die meinige sehr in Unordnung gebracht; sie geht täglich langsamer, und ist auf dem Punkte, stehen zu bleiben" [44]). In dieser herzlichen, ja cordialen Weise geht es fort. Man sieht, es herrscht zwischen Beiden ein ganz freundschaftlicher Ton, dem der weite Abstand, welcher sie in sozialer, und fügen wir hinzu, auch in geistiger Beziehung trennt, durchaus keinen Eintrag thut. Man würde die vorhandene Ungleichheit kaum bemerken, gäbe nicht Rousseau hin und wieder sein freudiges Erstaunen darüber zu erkennen, daß sie mit der Freundschaft nicht unverträglich ist, daß „man doch einen Größeren, als man selber ist, zum Freunde haben kann". Freilich ist es bei seiner Sinnesweise noch auffallender, daß das Verhältniß so lange ohne jede Störung fortbestand. Der Marschall, scheint es, kannte seinen Mann; wenigstens wußte er Alles zu vermeiden, was ihm bei seinem leicht erregbaren Argwohne Anstoß geben konnte.

Seiner Gemahlin gelang das, wenn sie anders dieselbe Absicht

hatte, nicht ebenso. Mit ihr kam es doch zu manchen mehr oder minder bedenklichen Erörterungen, die zwar den Bestand der Verbindung nicht ernstlich gefährdeten, wohl aber die wünschenswerthe Harmonie durch vorübergehende Mißklänge störten. Die Dame konnte es sich zuweilen nicht versagen, ihre milde Hand zu öffnen, und wandte sich, da bei Rousseau selbst nichts anzubringen war, mit ihren Geschenken an Therese. Erfuhr er dann von der Sache, so erfolgte eine scharfe Zurechtweisung, die nicht grade angenehm berühren mochte. „Nein, Madame", läßt er sich in solchem Falle wohl vernehmen, „Sie machen mir keine Geschenke, sondern nur meiner Gouvernante. Welche Umwege! Sind sie Ihrer würdig? und achten Sie mich so wenig, daß Sie glauben, mich in dieser Weise täuschen zu können? In der That, Sie erinnern mich rechtzeitig daran, wer ich bin. Schon war ich im Begriffe, Alles zu vergessen, außer meine Pflicht. Als wenn ich Ihres Gleichen wäre, würde mein Herz gewagt haben, sich bis zur Freundschaft zu erheben. Doch Sie wollen nur Dankbarkeit, und ich muß wohl versuchen, Ihrem Wunsche zu entsprechen". — Man glaube nicht, daß dies leere Worte sind. Die Marschallin ist ihm wirklich lieb; schon hat er sich ihr zu sehr genähert, als daß er sich ihr nicht auf das Engste verbunden sehen möchte. Er wünscht dringend, daß seine Beziehung zu ihr einen wahrhaft freundschaftlichen Charakter annehme. Aber es ist eben noch nicht so weit, und deshalb eine rechte Zuversicht, daß es dahin kommen werde, nicht zu gewinnen.

Läßt sie längere Zeit nichts von sich hören, so wird er unruhig: die Besorgniß regt sich, daß sie „den armen Einsiedler, welchem die Erinnerung an sie zum Bedürfniß geworden, vergessen möge". Freilich kann und mag er nicht glauben, daß sie, nachdem sie einmal so weit gegangen, sich nun zurückziehen werde. Indeß sie steht doch anders zu ihm, wie der Marschall. Der mag schweigen, wenn ihm das Schreiben irgendwie unbequem wird. Rousseau bittet sogar, ihn etwas auszuzanken, weil er in der Unruhe, welche ihn umgiebt, selbst zur Feder greift. Weiß er ja doch, daß der Freund seiner Briefe entbehren kann. Von ihrer Seite aber bedarf es noch einiger herzlichen Worte; später, wenn er erst Beider gleich sicher geworden, mögen sie Beide sich schweigend verhalten; er wird deshalb, hört er nur von Zeit zu Zeit, daß sie sich wohl befinden, nicht weniger zufrieden sein. — Gewiß eine eigenthümliche Weise, die schweigsame Dame zum Sprechen zu bringen. Es durfte ihn nicht wundern, wenn sie sich mit der Antwort keineswegs beeilte. Ihr Zögern aber setzt ihn in Schrecken. Hat er sich, ohne es zu wissen, etwas zu Schulden kommen lassen? Oder hat er nur zu sehr Recht gehabt, als er fürchtete, daß sie ihn vergesse? Möge Madame sich einen Augenblick an seine

Stelle versetzen, und die Sachlage mit einiger Billigkeit beurtheilen. Zwar sie hat ihn mit so vielen Liebkosungen überhäuft, daß er das Ende der Illusion, welche ihn derselben würdig erscheinen ließ, wohl voraussehen durfte. Doch was hat er gethan, um sie zu veranlassen oder zu zerstören? Sie hätte nie eintreten, oder nie aufhören sollen... „Wie! so bald schon ... wäre es doch immer zu früh gewesen". Stände sie weniger hoch über ihm, er würde in der Besorgniß, irgend ein Versehen begangen zu haben, sich ihr zu Füßen werfen, und durch unterwürfige Bitten ihre Unzufriedenheit zu beseitigen suchen. Aber bei dem Range, welchen sie einnimmt, darf sie nicht erwarten, daß er „Alles thut, was sein Herz von ihm fordert;" vielmehr muß er sich selbst dafür bestrafen, daß er ihm zu sehr Gehör gegeben hat. Bleibt auch dieser Brief ohne Antwort, so wird er sich sagen, daß er keine mehr hoffen darf.

Nun war es freilich rathsam, nicht länger zu zaudern. „Ich bin entzückt", schreibt die Marschallin, „ich bin zufrieden; Ihre Zuschrift hat mir unendliche Freude gemacht. Ich beeile mich, Ihnen das zu melden und bestens zu danken". Sie hebt dann eine Stelle aus seinem Briefe aus, welche ihr, man sieht nicht recht warum, besonders auffällig gewesen. Rousseau hatte auf ihre Bitte versprochen, gegen eine bestimmte Copistengebühr eine Abschrift seines Romans für sie anzufertigen, und mit Beziehung auf dieses wunderliche Geschäftsverhältniß gelegentlich bemerkt, daß es ihm, obgleich sie ohne Zweifel ein sehr guter Kunde sei, nicht ganz leicht werde, ihr Geld anzunehmen; sei es doch eigentlich in der Ordnung, daß e r das Vergnügen bezahle, für sie arbeiten zu dürfen. War diese Aeußerung nicht grade fein oder geschickt zu nennen, sie enthielt jedenfalls nichts, woran mit Grund Anstoß genommen werden konnte. Auch begriff Rousseau nicht, weshalb sie ihm vorgerückt wurde. Vermuthlich war das Citat gar nicht so schlimm gemeint, und Madame in einiger Verlegenheit, als er sie aufforderte, sich näher zu erklären. Ihm aber ließ es keine Ruhe; er sann und grübelte darüber, was es zu bedeuten haben möge, bis ihm endlich die Geduld ausging, und er das Resultat seines erfolglosen Nachdenkens in die Worte zusammenfaßte: „Ich weiß nicht, ob ich mich bei Ihnen, oder Sie sich nicht vielmehr bei mir zu entschuldigen haben".

Fortan, scheint es, benahm sich die Dame mit größerer Vorsicht. Doch hatte sie vor wie nach einen schweren Stand, und Mühe genug, ihren leicht verletzten Schützling bei guter Laune zu erhalten. Ueberließ sie ihn sich selbst, so mußte sie Klagen und Vorwürfe über ihre Gleichgültigkeit erwarten. Machte sie aber Ansprüche an ihn, deutete sie ihm etwa an, daß er sie oder die versprochene Copie vergesse, so wies er solche Beschwerden mit sichtlichem Unmuthe zurück. „Sie

mögen mich der Langsamkeit beschuldigen, aber glauben Sie nicht, daß ich nachlässig bin. Habe ich erst Zeit, Ihnen klar zu machen, wie ich arbeite und arbeiten kann, so werden Sie selbst einsehen, daß es nicht von mir abhängt, schneller vorwärts zu gehen. Inzwischen liegt mir der Vorwurf, welchen Sie mir haben machen lassen, schwer auf dem Herzen. Ich glaubte nicht, daß Sie, ohne mich zu hören, so strenge über mich urtheilen würden. Ich werde es so bald nicht vergessen, daß Sie mich der Vergeßlichkeit anklagen. Befragen Sie doch den Marschall darüber. Ich habe ihm seit undenklicher Zeit nicht geschrieben. Glaubt er deshalb, daß ich ihn vergesse?" — Zu anderer Zeit entschuldigt er sich freilich in einer milderen und freundlicheren Weise. „Ich diene Ihnen langsam und schlecht. Doch dürfen Sie mir das nicht zum Vorwurfe machen; beklagen Sie mich lieber. Jedes Unrecht gegen Sie ist eine Qual für mich; Sie glauben es mir also wohl, daß ich ein solches nicht freiwillig begehe". Uebrigens weiß sie, daß er ihr und dem Marschalle für nichts mehr dankt; sie beide verdienen es, daß er ihnen nichts mehr sagt und die Deutung dieses Schweigens anheimgiebt. „Schon nahen die schönen Tage, aber sie kommen recht langsam. Was hilft es, sie zu zählen? sie kommen deshalb nicht schneller, und sie werden erst da sein, wenn Sie hier sind" [45]).

Endlich erschienen sie, und mit ihnen die ersehnten Freunde. Nicht lange und der persönliche Verkehr wurde noch lebhafter und intimer, als er schon früher gewesen. Rousseau nahm die Spaziergänge mit dem Marschalle wieder auf, und gewann den alten Herrn so lieb, daß er sich kaum noch von ihm trennen mochte. Er überwand selbst seine Scheu vor den bis dahin gemiedenen Soupers, und blieb, wenn die Gesellschaft nicht zahlreich war, bis spät in den Abend. Der Morgen aber war zur Lectüre bestimmt, die um so eifriger fortgesetzt wurde, da sich das Interesse für ihren Gegenstand bei den Zuhörern keineswegs vermindert hatte. Der Roman, welchen man im Herbste nicht hatte zu Ende lesen können, und jetzt von Neuem zur Hand nahm, fesselte nicht weniger, wie damals. Wieder kam die Bewunderung des Schriftstellers der Theilnahme für den Menschen zu Gute; der gefeierte Dichter wurde mehr und mehr der bevorzugte Liebling des Hauses. Wir sagten schon, daß es ihm ferne lag, diese Stellung irgendwie zu seinem persönlichen Vortheile auszubeuten, und daß seine einflußreichen Gönner sich wohl hüteten, ihn mit Vorschlägen zur Verbesserung seiner Lage zu behelligen. Erlaubten sie sich dennoch je zuweilen, mit einem derartigen Antrage hervorzutreten, so geschah es in einer Weise, die ihm unmöglich anstößig sein konnte. So sprach einst die Marschallin den Wunsch aus, daß er in die französische Akademie eintreten möchte. Rousseau wies auf

seine protestantische Religion hin, die das wohl nicht zulasse. Madame erwiederte indeß, daß sie sich anheischig mache, dieses Hinderniß, falls es überhaupt noch bestehe, aus dem Wege zu räumen. Als er dann aber hervorhob, daß er früher die Aufforderung des Königs von Polen, Mitglied der Akademie von Nancy zu werden, abgelehnt habe, und deshalb nicht füglich einer anderen ähnlichen Corporation beitreten könne, ließ sie den Einwand gelten, und es wurde von der Sache nicht mehr gesprochen.

Machte er aber von dem Einflusse, welcher ihm ohne Zweifel zu Gebote stand, für sich selbst keinen Gebrauch, so benutzte er ihn doch gerne, wenn er durch seine Verwendung Anderen einen Dienst leisten konnte. Der bekannte Gegner der Encyklopädisten, Palissot, hatte seine „Kleinen Briefe über große Philosophen“ der Prinzessin von Rebecque, einer Tochter des Marschalls aus erster Ehe, gewidmet. Dadurch war Diderot, dem in dieser Schrift übel mitgespielt wurde, veranlaßt worden, in der Vorrede zu seinem „Natürlichen Sohne“ nicht blos den Verfasser zurecht zu weisen, sondern auch die hohe Beschützerin desselben durch einige piquante und beleidigende Aeußerungen anzugreifen. Natürlich hielt es Palissot für seine Pflicht, die Dame zu rächen; er schrieb die Komödie der „Philosophen“, in welcher Diderot auf das Gröbste geschmäht und insultirt wurde. Die Antwort ließ nicht auf sich warten; der geistreiche Abbé Morellet, ein eifriges Mitglied der philosophischen Schule, trat für den beleidigten Freund und Meister in die Schranken. Er veröffentlichte ein Pamphlet, „die Vision Ch. Palissot's“, in welchem er dem Dichter mit gleicher Münze zahlte, und über ihn und sein Werk eine scharfe Lauge bitteren Spottes ausgoß. Konnte man ihm das nicht grade verargen, so war es doch durchaus ungehörig, daß er auch die Prinzessin in den Kreis seiner Witze zog, zumal dieselbe damals von schwerer Krankheit ergriffen und dem Tode nahe war. Auch sollte ihm diese Rücksichtslosigkeit nicht ungestraft hingehen. Zwar befand sich die Dame selbst nicht in der Lage, von der ihr zugefügten Beleidigung Notiz zu nehmen. Sie würde sie auch, wie Rousseau glaubt, bei ihrem nicht eben rachsüchtigen Charakter unter anderen Umständen wahrscheinlich ignorirt haben. Ihre Umgebung aber war weniger nachsichtig, und der vorlaute Abbé mußte in die Bastille wandern.

Kaum hatte Rousseau von seiner Verhaftung gehört, als er der Marschallin auch schon den schmerzlichen Antheil zu erkennen gab, welchen er an dem Schicksale des Gefangenen nehme. Eine Aufforderung d'Alembert's, der ihn, mit dem Abbé enge befreundet, dringend um seine Verwendung bat, erhöhte noch den Eifer, mit welchem er das Mitleid der Freundin zu erregen, und ihre Fürsprache

zu gewinnen suchte[46]). Seine Bemühungen blieben nicht erfolglos. Die Marschallin begab sich nach Versailles, um ihren persönlichen Einfluß geltend zu machen. Es gelang ihr, nicht nur die Freilassung des Abbé zu erwirken, sondern auch zu verhindern, daß er, wie man es beabsichtigte, nach Nancy in die Verbannung geschickt wurde. Zu seiner großen Freude erhielt Rousseau schon nach wenigen Tagen ein Billet, in welchem ihm d'Alembert die Mittheilung machte, daß der Freund die Bastille verlassen, und seine Verhaftung keine weiteren Folgen haben werde. Natürlich ließ es der Philosoph an Versicherungen des wärmsten Dankes nicht fehlen. Morellet aber sprach den seinigen in einem Briefe aus, der „keine besondere Gemüthserregung zu verrathen, und den Werth des geleisteten Dienstes herabzusetzen schien". Wir glauben kaum, daß der Abbé diese Absicht hegte. Vermuthlich war Rousseau durch eine unpassende Bemerkung, die er hatte einfließen lassen, verstimmt worden. Es mochte ihn unangenehm berühren, wenn „man es jetzt, wo man die Marschallin näher kennen gelernt, nicht mehr auffallend fand, daß er ihr zu Liebe die Verachtung der Welt und ihrer Pracht bei Seite gesetzt habe". Ging doch aus solchen Aeußerungen deutlich genug hervor, daß sein vornehmer Umgang in der Gesellschaft nicht grade wohlwollend commentirt, ja als ein Widerspruch mit seinen bisherigen Grundsätzen aufgefaßt wurde.

Freilich hätte er sich deshalb weder wundern, noch beunruhigen sollen. Es mußte doch alle Welt überraschen, daß er plötzlich die einsame Klause so oft mit dem belebten Schlosse vertauschte, und die Vermuthung lag nahe, daß er die vornehmen Bekanntschaften, welche er so eifrig cultivirte, selbst gewollt und gesucht habe. Man wußte eben nicht, daß sie sich ihm gewisser Maßen aufgedrängt hatten, und er außer Stande gewesen, sie von sich fern zu halten. Dennoch war dem so, wie er denn auch nicht zu hindern vermochte, daß ihre Zahl sich beständig vermehrte. Der vertraute Umgang, dessen der Marschall und seine Gemahlin ihn würdig achteten, bewog natürlich ihre Gäste, sich ihm ebenfalls zu nähern. Personen vom höchsten Range gingen in seiner einfachen Wohnung ein und aus. Es war in der That eine glänzende Gesellschaft, die sich zuweilen auf der Terrasse des Gartens einfand, und sein Herz mochte, bei aller Gleichgültigkeit gegen irdische Macht und Größe, doch höher schlagen, wenn er sich so von Grafen und Herzogen, von Marquisinnen und Edelfrauen umgeben sah. Kein Zweifel, daß die Huldigungen, welche sie seinem Geiste darbrachten, ihm nicht wenig schmeichelten. Wahrhaft geehrt aber fühlte er sich durch den Besuch eines Mannes, der allerdings durch seine Geburt, wie durch seine persönliche Bedeutung, die übrigen Gäste weit überragte.

Ludwig Franz, Prinz von Conti, stammte aus einem Nebenzweige des bourbonischen Hauses Condé, welcher seinen Ursprung auf einen Bruder des gleichnamigen großen Feldherrn und mächtigen Gegners Mazarin's zurückführte. Geboren im Jahre 1717, hatte er zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges in Italien, Deutschland und Flandern mit Auszeichnung gedient, sich aber später, in Folge seiner Verbindungen mit den Gegnern des Hofes vom Könige vernachlässigt, in das Privatleben zurückgezogen. Freisinnig in politischen Dingen, war er es noch mehr auf dem religiösen Gebiete. Als er auf dem Sterbebette lag, bemühte sich der Erzbischof von Paris vergeblich, Zutritt zu ihm zu erhalten, und er starb, ohne die Sacramente empfangen zu haben. In den Tagen, von welchen hier die Rede ist, stand er noch in der Blüthe seiner Jahre. Auch genoß er die Freuden des Lebens in vollstem Maße. Sorglos und verschwenderisch, kümmerte es ihn wenig, daß sein maßloser Aufwand ihn tief in Schulden stürzte. An seinem galanten Hofe, wo Geist und Liebe das Scepter führten, folgte ein Fest dem anderen; Concert und Theater wechselten beständig mit Tanz und Spiel. Wurden die noblen Passionen eifrig gepflegt, so fanden doch auch Kunst und Wissenschaft eine aufmerksame Theilnahme. Der Prinz liebte sie und verkehrte gern mit den Männern, welche ihnen ihre Thätigkeit zuwandten. Auch war es ohne Zweifel vorzugsweise sein lebhaftes Interesse für die Literatur und ihre Vertreter, welchem Rousseau seinen Besuch verdankte.

Uebrigens kam er nicht allein, sondern in Begleitung einer Dame, die zu Rousseau in nähere Beziehungen trat, und auf sein späteres Leben nicht ohne Einfluß blieb. Gräfin Boufflers war, so viel wir wissen, von bürgerlicher Herkunft, aber schon in jungen Jahren zu der Ehre gelangt, eine Grafenkrone zu tragen. Sie hatte sich gleich nach ihrer Vermählung dem Hofe des Herzogs von Orleans angeschlossen, von welchem sie dann, in Folge eines Zerwürfnisses mit der Herzogin, an den des Prinzen von Conti überging. Hier spielte sie bald eine hervorragende Rolle. Ihre glänzende Schönheit, gehoben durch einen gebildeten Geist und nicht gewöhnliche Kenntnisse, fesselte den Prinzen so, daß er eine sehr intime Verbindung mit ihr einging. Ihr Gatte, scheint es, nahm nach der Sitte der Zeit an dieser Liaison keinen Anstoß; wenigstens hören wir nicht, daß er irgendwie Einspruch gegen sie erhoben hätte. Die Gräfin aber wußte sich die Zuneigung ihres hochstehenden Freundes geraume Zeit zu erhalten. Sie lebte beständig in seiner Nähe, begleitete ihn auf seinen Reisen, und bildete den gefeierten Mittelpunkt der zahlreichen Gesellschaften, welche er namentlich in seiner Stadtwohnung, dem Temple, um sich zu versammeln pflegte. Als sie sich freilich nach

dem Tode ihres Gemahls mit der Hoffnung schmeichelte, Prinzessin zu werden, sah sie sich zu ihrem großen Verdrusse getäuscht. Der vertraute Umgang mit dem Prinzen dauerte indeß unverändert fort, wiewohl böse Zungen versichern, daß er sie in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr habe leiden können. Gewiß ist, daß sie die Anziehungskraft, durch welche sie ihn in den Tagen der Jugend für sich gewonnen, auch im höheren Alter noch keineswegs verloren hatte. Als der junge, feurige Schwedenkönig Gustav III. während seiner Anwesenheit in Paris mit ihr bekannt wurde, schloß er sich enger an sie an, so daß die arge Welt sogar von einer „zärtlichen Freundschaft“ sprechen durfte.

Möglich allerdings, daß die glänzenden Erfolge, deren sie sich rühmen konnte, ihr Selbstgefühl etwas zu sehr gesteigert hatten. Man that ihr wohl nicht grade Unrecht, wenn man sie vielfach für eitel und anspruchsvoll hielt. „Der Abgott des Temple“, bemerkt die maliciöse dü Deffand, „welcher sich beständig liebt und bewundert, sieht und hört nichts, als was zur Vermehrung seines Ruhmes beitragen kann“. Aehnlich äußert sich Walpole. Er findet, „daß Mad. de Boufflers aus zwei Frauen zusammengesetzt ist, von welchen die eine den höheren, die andere den niederen Regionen angehört. Die letztere ist, wie sich von selbst versteht, galant und macht noch Ansprüche; die erstere ist ebenfalls sehr gefühlvoll und besitzt eine gewisse Beredtsamkeit, die gefällt und das Richtige trifft. Doch verdirbt sie Alles durch das stete Verlangen, gelobt zu werden. Man könnte sagen, daß sie sich fortwährend in Positur setzt, um von irgend einem Biographen ihr Portrait aufnehmen zu lassen“. — Wir kennen die spitze Feder, deren sich die genannten Beobachter zu bedienen pflegen, und dürfen wohl glauben, daß sie die schwache Seite der Gräfin zu stark pointiren. Ihre geistige Bedeutung stellt auch der englische Tourist nicht in Abrede; er nennt sie sogar „eine Gelehrte“. Mehr beweist der persönliche und briefliche Verkehr, welchen sie mit manchen literarischen Größen, mit d'Alembert, David Hume u. s. w. unterhielt. Auch spricht der Umstand dafür, daß sie selbst sich, und nicht ganz ohne Erfolg, als Schriftstellerin versuchte. Wurde auch die von ihr verfaßte Tragödie in Prosa weder gedruckt, noch aufgeführt, so erschien sie doch bedeutend genug, um vielfach besprochen, hin und wieder auch nach Verdienst anerkannt zu werden.

In späterer Zeit glaubte Rousseau wohl, es wäre besser gewesen, wenn er die Gräfin niemals kennen gelernt hätte. Für jetzt machte sie, wie ihr Begleiter, den besten Eindruck auf ihn. Er fand in dem Prinzen einen „geist- und einsichtsvollen Mann“, der, weit entfernt, Rang und Titel irgendwie zur Geltung zu bringen, sie vielmehr bei seinem leutseligen Benehmen völlig vergessen ließ. Auch

trug er kein Bedenken, dem hohen Gaste, als ihn derselbe zu einer Partie Schach aufforderte, seine Ueberlegenheit in diesem edlen Spiele zu beweisen. Zwar deuteten ihm die Umstehenden durch mannigfache Zeichen und Winke an, daß er verlieren möge. Doch er achtete nicht darauf und gewann wiederholt. Es war ihm Ernst mit der Ansicht, daß der Prinz „es wohl verdiene, von Schmeicheleien verschont zu bleiben", und er meinte es aufrichtig, als er ihm nach beendigtem Spiele sagte: „Ich achte Ihre Hoheit zu sehr, als daß ich Sie auf diesem Gebiete nicht immer besiegen möchte". Allerdings ein feines Compliment, welches jede etwaige Regung des Verdrusses im Keime ersticken mußte. Auch scheint der Prinz es nach Gebühr gewürdigt und wohlgefällig aufgenommen zu haben. Er schied eben so freundlich, wie er gekommen war, und bemühte sich fortan, Rousseau durch kleine Aufmerksamkeiten seine achtungsvolle Theilnahme zu bezeugen. So schickte er ihm nach einigen Tagen einen Korb mit Wildpret, dem bald ein zweiter mit der ausdrücklichen Erklärung folgte, daß das übersandte Wild vom Prinzen selbst erlegt worden sei. Rousseau nahm die erste Sendung ohne Bedenken an, gab aber doch der Gräfin zu verstehen, daß er sich im Wiederholungsfalle weniger fügsam erweisen werde. Die verbindliche Form indeß, in welcher ihm das weitere Geschenk zugestellt wurde, schien eine direkte Zurückweisung nicht zu gestatten. Er ließ es sich daher gefallen, erklärte aber zugleich mit aller Entschiedenheit, daß man künftig keine Rücksichten mehr erwarten dürfe.

„Zwei Mal", schreibt er der Gräfin, „habe ich nur an das gedacht, was ich dem Prinzen schuldig bin; es ist in der Ordnung, daß ich mich zum dritten Male an das erinnere, was ich mir selber schulde. Ich weiß das Verdienst auch an Prinzen zu achten, und zwar um so mehr, da sie, wenn sie solches haben, dessen mehr haben müssen, als andere Menschen. Ich habe, abgesehen von seinem Titel, nichts an ihm bemerkt, was meinem Herzen nicht zugesagt hätte, und seine Persönlichkeit zieht mich stärker an, als sein Rang mich zurückstößt. Doch werde ich trotzdem von meinen Grundsätzen nicht mehr abweichen, auch nicht ihm zu Liebe. Freilich bestehen die Geschenke nur in Wildpret; doch macht das keinen Unterschied. Sie sind deshalb nur um so werthvoller, und ich sehe bei ihnen den Zwang um so deutlicher, welchen man anwendet, um mich zu ihrer Annahme zu vermögen. Ueberdies, wer damit beginnt, *irgend etwas* anzunehmen, kommt bald dahin, *nichts* mehr auszuschlagen. Nicht lange, und er *bittet* um das, was ihm nicht *gegeben* wird; ist er aber einmal dazu übergegangen, so *thut* er auch bald Alles, um das Gewünschte zu erlangen. Diese Steigerung, Madame, scheint mir unvermeidlich, und was auch geschehen mag, ich will sie an mir nicht

erfahren. Freilich ist es wahr, daß der Marschall von Luxembourg mir ebenfalls Wildpret schickt, und daß ich dasselbe annehme. Es freut mich aber recht sehr, daß er mir nichts weiter schickt, denn ich würde mich schämen, etwas auszuschlagen, was von ihm kommt. Ich bin indeß überzeugt, daß er mich zu sehr liebt, um die Rechte zu mißbrauchen, welche er an mich hat, und die Reinheit meiner Zuneigung zu trüben. Der Marschall befindet sich mir gegenüber in einem Ausnahmefalle; ich gehöre ihm, und er kann nach Belieben über sein Eigenthum verfügen" [47]).

Rousseau giebt selbst zu, daß dieser Brief mit Recht allgemein getadelt wurde. „Die Zurückweisung von Geschenken solcher Art, die ein Prinz von Geblüt in einer so zarten Weise darbringt, verräth weniger das feine Gefühl eines stolzen Mannes, der seine Unabhängigkeit behaupten will, als die Grobheit eines ungebildeten Menschen, der sich und seine Stellung verkennt". Wie unpassend sie aber auch war, es scheint nicht, daß Die, welche sie erfuhren, sich durch sie verletzt fühlten. Die Gräfin fuhr fort, Rousseau von Zeit zu Zeit zu besuchen. Der Mann war doch zu bedeutend und interessant, als daß der nähere Umgang mit ihm sie nicht hätte anziehen sollen. Sein wunderliches Wesen erregte Neugierde; seine einsame Stellung, die anscheinend so dürftige und triste Lage, mochte die weibliche Theilnahme wecken. Vielleicht entging ihr auch der tiefere Eindruck nicht, welchen sie auf ihn machte, und als eine schmeichelhafte persönliche Huldigung empfinden mußte. In der That war er nahe daran, sich in sie zu verlieben. Noch jung und schön, trug sie eine „römische Sinnesweise" zur Schau, „die sich mit dem eigenen romantischen Geiste nur gar zu nahe berührte". Zum Glück erinnerte er sich noch rechtzeitig, daß er fast schon seine fünfzig Jahre hinter sich habe, und es ihm schlecht anstehen würde, die Lektion, welche er vor Kurzem erst den Graubärten gegeben, selbst unbeachtet zu lassen. Zudem, wie durfte er hoffen, den mächtigen Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen? Der Kampf war zu ungleich, und lohnte am Ende auch bei einem günstigen Ausgange die Leiden und Mühen nicht, welche er mit sich brachte. War die Leidenschaft für Madame d'Houdetot erloschen, so hatte sie doch das Gefühl zurückgelassen, daß nichts sie ersetzen könne. Es gelang, dem immer noch liebebedürftigen Herzen Schweigen zu gebieten, und der lockenden Versuchung, wenn sie von befreundeter Seite an ihn herantrat, Widerstand zu leisten. „Sie glauben wohl nicht", schreibt er dem Marquis von Lorency, „daß das Andenken der Gräfin mich gleichgültig läßt. Täusche ich mich nicht ganz, so wissen Sie nur zu gut, daß ich in dieser Beziehung nie eine Schuld gegen sie auf mich laden werde. Wenn Sie aber wünschen, daß ich ihr schreibe, so sind wir sehr verschiedener Meinung...

Ich finde meine Rechnung weit besser dabei, nur an sie zu denken; ich sage ihr dann Alles, was mir eben zu sagen beliebt; schreibe ich aber, so darf ich nur sagen, was sich schickt".

„Ueberdies", fügt er hinzu, „vergessen Sie nicht, daß die Sorgen und Pflichten für die verschiedenen Stände nicht dieselben sind. Ihr Weltleute, die ihr nicht wißt, wozu ihr die Zeit verwenden sollt, seid zu glücklich, wenn ihr zu eurer Unterhaltung Briefe schreiben könnt. Für einen armen Copisten aber, der den Tag über mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen, ist das keineswegs eine Erholung; er muß Feder und Papier bei Seite legen"[48]). Er hatte nicht so Unrecht, und jedenfalls Besseres zu thun, als überflüssige Correspondenzen zu führen. Nahm doch der nothwendige persönliche und briefliche Verkehr schon so viele Zeit in Anspruch, daß man kaum begreift, wie neben ihm und der täglichen Brodarbeit noch eine erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit hergehen konnte. Dennoch war dem so. Das Werk über Erziehung wurde seiner Vollendung zugeführt, und die Schrift über den Staat keineswegs vergessen. Zugleich gab das bevorstehende Erscheinen der Neuen Heloise zu mancher nachträglichen Arbeit, leider auch zu verdrießlichen Störungen Anlaß, die um so heftiger aufregten, da sie weder erwartet, noch auch abgewandt werden konnten.

IV.

Rousseau hatte den Verlag seines Romanes dem Buchhändler Rey in Amsterdam, aus dessen Officin auch seine früheren Schriften meist hervorgegangen waren, übertragen, und dieser den Druck schon im Anfange des Jahres (1760) begonnen. Natürlich mußten die Probebogen dem Verfasser zur Revision vorgelegt werden. Das aber war, wollte man sie direkt hin und her schicken, bei der weiten Entfernung des Druckortes und dem großen Umfange des Werkes mit nicht geringen Auslagen verbunden. Es schien rathsam, sie, wenn möglich, auf einem bequemeren und weniger kostspieligen Wege zu befördern. Zu dem Ende wandte sich Rey an Herrn von Malesherbes, welcher damals die Aufsicht über die Presse und den Buchhandel führte, und bat ihn um die Erlaubniß, die Sendungen an ihn, der in seiner amtlichen Stellung kein Porto zu zahlen hatte, adressiren zu dürfen. Malesherbes verwaltete sein schwieriges Amt mit eben so großer Einsicht, wie Milde. Immer bereit, sich den Vertretern der Literatur gefällig zu erweisen, hatten diese allen Grund, mit dem Censor ihrer Werke zufrieden zu sein. Vor Allem erfreuten sich, da er selbst mit seinem Denken und Wollen auf der Seite des Fortschritts stand, Diejenigen seines besonderen Schutzes,

deren Schriften der aufklärenden Richtung angehörten. Auch Rousseau war schon früher, obgleich er ihm persönlich niemals näher getreten, wiederholt in dem Falle gewesen, seine Gunst und Nachsicht zu erfahren. Malesherbes hatte die Censur seiner Schriften stets mit der größten Liberalität gehandhabt, und ihre Verbreitung, so viel an ihm lag, zu fördern gesucht. Er hatte andrerseits seine Gegner nicht nur nicht ermuntert, sondern zuweilen selbst in empfindlicher Weise zurechtgewiesen. Auch war er es gewesen, der ihm vor Kurzem, ohne sich zu nennen, die mühelose und einträgliche Stelle eines Mitarbeiters am Journal des Savants hatte anbieten lassen. Daß er bei dieser Theilnahme für den Verfasser auf das Gesuch seines Verlegers bereitwillig einging, läßt sich denken. Rousseau durfte Gelegenheit nehmen, dem Manne, welcher ihm bis dahin aus eigenem Antriebe so freundlich entgegengekommen, für diesen neuen Beweis seines Wohlwollens herzlich zu danken [49]).

Der Druck seines Werkes aber schritt nun rasch und ohne erhebliche Störungen fort. Es geschah wohl zuweilen, daß das eine oder andere der übersandten Paquete sich verspätete oder liegen blieb, wo dann Rousseau leicht dem Argwohne Raum gab, daß es auf dem Wege zu ihm von unberufenen Händen geöffnet worden. Doch hinderten diese Verzögerungen nicht, daß er gegen Ende des Herbstes hoffen durfte, der Roman werde, falls das Eis die Canäle nicht gar zu früh schließe, noch im Laufe des Winters erscheinen können. Es blieb dabei nur zu bedauern, daß die Sammlung von Illustrationen, welche er ihm mit auf den Weg zu geben gedachte, schwerlich frühe genug vollendet sein werde, um gleichzeitig ausgegeben zu werden. Der Verleger Rey hatte an diesem Unternehmen keinen Antheil; von Coindet, dem jungen Freunde und Landsmanne Rousseau's, in Anregung gebracht, wurde es auch, als sein Plan Zustimmung gefunden, von ihm geleitet. Selbst „ein Mann von Geschmack, der die Kunst liebte und sich darauf verstand", wußte er ausgezeichnete Künstler zu gewinnen, welche die von Rousseau ausgewählten Sujets in sehr befriedigender Weise zur Darstellung brachten. Schon lagen die Zeichnungen zum Theil fertig vor, und der Stich konnte beginnen. Rousseau überwachte ihn mit der größten Sorgfalt; man sieht aus den Bemerkungen, mit welchen er die einzelnen Tafeln zurückschickt, wie er die Ausführung Zug um Zug mit kritischem Auge verfolgt, und selbst das geringfügigste Detail seiner Aufmerksamkeit nicht entgeht. Bald ist es der Gesichtsausdruck der dargestellten Personen, woran er Anstoß nimmt, bald ihre Kleidung oder die Farbe des Fleisches; hier scheinen ihm die Schatten zu tief, dort die Lichter zu stark aufgetragen. Auch findet er wohl, daß die Zeiger der Uhr nicht zweckmäßig gestellt sind, die Stunde, welche sie

anzeigen, zu dem in Rede stehenden Vorgange nicht paßt. Im Ganzen aber war er mit den Leistungen wohl zufrieden; die Sammlung versprach, „eine der hübschesten zu werden, die man seit lange gesehen, und mochte, wenn das Werk selbst auf einigen Beifall zu rechnen hatte, zu seinem Erfolge nicht wenig beitragen“ [50]).

Noch war sie indeß keineswegs vollendet, als der Roman gegen Ende des Jahres zur Versendung bereit lag. Rey wartete, um sie vorzunehmen, nur noch auf die Erlaubniß der Censurbehörde, ohne welche kein im Auslande gedrucktes Buch in Frankreich eingehen durfte. Daß sie ohne Anstand ertheilt werden würde, schien keinem Zweifel zu unterliegen. Gehörte doch das Werk zu einer Gattung von Schriften, die man ihres harmlosen Charakters wegen unbedenklich passiren zu lassen pflegte. Und kam auch in ihm der eine oder andere verfängliche Gegenstand zur Sprache, so war sich doch Rousseau bewußt, ihn mit größerer Vorsicht behandelt zu haben, als er in den früher veröffentlichten Schriften angewandt hatte. Freilich ließ sich nicht leugnen, daß Manches gesagt wurde, was in einer katholischen Monarchie auffallen und unangemessen erscheinen mochte. Indeß die jugendlichen Correspondenten waren nun einmal Protestanten und Republikaner. Man mußte es doch in der Ordnung finden, daß sie die Grundsätze, zu welchen sie sich als solche bekannten, auch aussprachen, und man konnte ihnen das um so weniger verargen, da sie ihre Meinungen in einer anständigen und rücksichtsvollen Weise vortrugen. Nur ein bornirter Zelote hätte es vielleicht für seine Pflicht halten mögen, ihnen Schweigen zu gebieten. Von einem so aufgeklärten und einsichtigen Manne, wie Malesherbes, durfte man mit Gewißheit erwarten, daß er ihrem anmuthigen Geplauder freien Lauf lassen werde [51]). Wie berechtigt diese Zuversicht aber auch war, Rousseau sah sich doch in etwa getäuscht; die gewünschte Ermächtigung ließ länger auf sich warten, als er gedacht hatte. Allerdings lag der Grund dieser Verzögerung nicht sowohl in dem Inhalte der Schrift, als in einer wohlwollenden Rücksicht für ihren Verfasser.

Schon vor einiger Zeit war Rousseau von Pariser Buchhändlern der Vorschlag gemacht worden, einen Ab- oder Nachdruck seines Romanes zu veranstalten. Er wies den Antrag trotz des Gewinnes, welchen das Unternehmen in Aussicht stellte, entschieden zurück. Es erschien ihm durchaus unstatthaft, ein Werk, welches er seinem holländischen Verleger gegen ein bestimmtes Honorar überlassen hatte, zu dessen Nachtheile ein zweites Mal zu verwerthen. Auch zweifelte er nicht, daß Malesherbes einem solchen Beginnen seine Zustimmung versagen werde. Doch darin hatte er sich geirrt. Es stellte sich bald heraus, daß der befreundete Censor den Plan nicht nur nicht

mißbilligte, sondern im Gegentheil offen begünstigte, ja der eigentliche Urheber desselben war. Ob er dabei ganz aus eigenem Antriebe handelte, steht dahin. Vermuthlich war es die Familie Luxembourg, vor Allem die Marschallin, welche ihn bewog, zu Gunsten ihres Lieblings einzuschreiten. Die Dame glaubte, wohl nicht mit Unrecht, daß Rousseau von seinem auswärtigen Verleger zu kärglich honorirt werde. Auch ruhte sie später, als er den Emil vollendet hatte, nicht, bis er ihr die Verfügung über das Manuscript anheimstellte. In dem vorliegenden Falle war freilich das bereits abgeschlossene Geschäft nicht mehr rückgängig zu machen. Wohl aber konnte der Nachtheil, welchen es mit sich zu bringen schien, auf dem von Malesherbes eingeschlagenen Wege in etwa ausgeglichen werden. Hing es lediglich von dem Ermessen der Behörde ab, ob sie die Verbreitung einer Schrift gestatten wollte oder nicht, so mochte sie ihre Erlaubniß auch von einer Bedingung abhängig machen, die dem Schriftsteller zu Gute kam.

In der That war Malesherbes entschlossen, den Debit des Werkes erst dann zu gestatten, wenn eine zweite, in Paris zu veranstaltende Ausgabe verkauft sein würde. Vergeblich suchte ihm Rousseau zu beweisen, daß die Genehmigung eines solchen Nachdrucks nicht nur berechtigte Privatinteressen verletze, sondern auch den Grundsätzen einer gesunden Politik und Volkswirthschaft widerstreite. Es gelang ebensowenig, ihn davon zu überzeugen, daß er persönlich durch die Uebereinkunft mit seinem Verleger gebunden und außer Stande sei, dem Projekte seine Zustimmung zu geben. Malesherbes meinte, er habe nur die Rechte abtreten können, welche er selbst besessen, und zu diesen gehöre die Befugniß, französische Buchhändler an dem Abdrucke eines in Holland erschienenen Buches zu hindern, eben nicht. Ein Sophismus, der zu deutlich in die Augen sprang, als daß er Rousseau hätte irre führen sollen. War doch der Vertrag zwischen ihm und Rey selbstverständlich nur unter der Voraussetzung geschlossen worden, daß das Werk auch in Frankreich ungehinderte Verbreitung finden könne und werde. Traf diese Annahme nicht zu, so mochte sich der Verleger seiner Verpflichtungen entbunden, vielleicht selbst zu einer Entschädigung berechtigt glauben. Jedenfalls durfte Rousseau nichts thun oder billigen, was den Debit der von ihm besorgten Ausgabe irgendwie beeinträchtigen konnte. Auch blieb er trotz allen Zuredens bei der gleich Anfangs gegebenen Erklärung, daß er nie in den Abdruck einwilligen und, falls derselbe doch gegen seinen Willen zu Stande komme, jeden etwaigen Gewinn unbedingt ablehnen werde.

Erwuchs ihm aber aus dem Unternehmen kein Vortheil, so war der Zweck desselben natürlich verfehlt. Man mußte daher, wollte

man es anders nicht fallen lassen, seine gerechten Bedenken dadurch zu beseitigen suchen, daß man ihren eigentlichen Grund, die Rücksicht auf das Interesse des Verlegers, hinwegräumte. Hatte Rey gegen die Sache nichts einzuwenden, so konnte auch Rousseau nicht füglich länger Anstand nehmen, sich mit ihr einverstanden zu erklären. Wie die Dinge lagen, war es eben nicht schwer, die Zustimmung des Buchhändlers zu erlangen. Wäre er auch engherziger gewesen, als er wirklich war, er durfte sie nicht verweigern, ohne sich der Gefahr weit größerer Verluste auszusetzen, als sie für ihn zur Folge hatte. Malesherbes mochte, wenn es ihm angemessen schien, den Verkauf seiner Ausgabe schlechthin untersagen; der projektirte Abdruck hielt ihn eben nur auf, konnte ihn aber bei dem großen Beifalle, welchen das Werk voraussichtlich finden würde, nicht hindern. Kein Wunder daher, daß er sich sofort bereit zeigte, die gewünschte Einwilligung zu geben. Auch war er nobel genug, die fünfzig Pistolen auszuschlagen, welche ihm Rousseau, als die Hälfte seines Honorars, anbieten zu müssen glaubte. Er sicherte diesem damit einen nicht unerheblichen Gewinn, der ihm in seiner dürftigen Lage sehr erwünscht sein mußte. Leider stellte sich bald heraus, daß derselbe doch um den Preis mannigfachen Verdrusses erkauft wurde.

Rousseau hatte erwartet, daß man ihm die Probebogen des neuen Abdrucks zur Correktur vorlegen und damit Gelegenheit bieten werde, die zahlreichen Fehler der ersten Ausgabe zu verbessern. Indeß geschah das nicht; vielmehr wurde, ohne daß man auf ihn die mindeste Rücksicht nahm, in aller Eile der mangelhafte Text einfach copirt, was dann natürlich zur Folge hatte, daß nicht nur die ursprünglichen Versehen stehen blieben, sondern auch noch manche neue hinzu kamen. Rousseau war über dieses Verfahren höchst aufgebracht. Es lag ihm stets ungemein viel daran, daß seine Schriften so, wie sie aus seiner Feder geflossen waren, vor das Publikum traten. Er konnte es nicht ertragen, wenn seine Gedanken ungenau wiedergegeben oder gar in Inhalt und Ausdruck entstellt wurden; selbst geringfügige Schnitzer, die ein Anderer kaum der Beachtung werth gehalten hätte, ärgerten ihn. Die peinliche Sorgfalt, mit welcher er selbst seine Manuscripte anfertigte, er wollte sie auch beim Drucke angewandt sehen. Ließ sie sich vermissen, so war er nur zu geneigt, den Mangel nicht der Nachlässigkeit, sondern einer bösen Absicht zuzuschreiben. Bei der großen Ordnungsliebe, welche er auch da, wo es sich um unbedeutende Kleinigkeiten handelte, zu bethätigen pflegte, schien es ihm fast unmöglich, daß man sie ohne besondern Grund und Zweck verleugnen könne. Noch zwar hatte sein Mißtrauen nicht den Grad erreicht, daß ihm der Gedanke an eine planmäßige Entstellung seiner Schriften nahe getreten wäre.

Wohl aber regte sich schon jetzt die lebhafte Besorgniß, daß sie der Mit- und Nachwelt in einer unvollkommenen Gestalt überliefert, und eben darum ihr Inhalt verkannt oder mißdeutet werden möchte. Dieselbe entsprang ohne Zweifel aus einer zu hohen Meinung von der Neuheit und dem Werthe seiner Ueberzeugungen, vielleicht auch aus dem dunklen Gefühle der Widersprüche, welche seinem Wesen und Denken anhafteten, und allerdings seine Person wie seine Leistungen leicht in ein schiefes Licht stellen konnten. Woher sie aber auch stammte, sie war die vornehmste Ursache des Unwillens, welche jede ungenaue und mangelhafte Reproduktion seiner Gedanken in ihm erregte. In dem vorliegenden Falle verdroß sie ihn um so mehr, da man sie bei einigem guten Willen ohne alle Mühe hätte vermeiden können. Auch war der Aerger so groß, daß nur die Rücksicht auf Malesherbes ihn abhielt, die neue Ausgabe des Romanes öffentlich zu desavouiren.

Freilich wurde seine Unzufriedenheit nicht blos durch die mehr oder minder erheblichen Druckfehler veranlaßt. Sie hatte noch einen anderen und, wie uns scheinen will, triftigeren Grund. Die französische Censur bediente sich damals bei der Beurtheilung dessen, was zulässig sei oder nicht, eines doppelten Maßes. In der Regel milde und nachsichtig gegen Werke, die im Auslande erschienen, verfuhr sie um so strenger mit den Schriften, welche in Frankreich selbst gedruckt wurden. Dieser Regel gemäß ließ denn auch Malesherbes die holländische Ausgabe des Romans unverkürzt passiren, während er für den Pariser Abdruck zahlreiche Auslassungen anordnete, die im Ganzen mehr als hundert Seiten wegnahmen. Er that das, ohne den Verfasser um seine vorgängige Zustimmung zu ersuchen; vielmehr theilte er ihm das Verzeichniß der ausgemerzten Stellen erst mit, als der Druck bereits vollendet war. Daß Rousseau eine so weitgreifende Verstümmelung des Werkes mit tiefem Unmuthe aufnahm, begreift sich. Hatte er doch grade deshalb bisher vermieden, seine Schriften im Inlande erscheinen zu lassen, damit ihn die Censur nicht hindere, ohne Rückhalt und Einschränkung zu sagen, was er dachte. Wich er jetzt von diesem Grundsatze ab, so geschah es nur, weil er fast gezwungen worden, ihm untreu zu werden. Jedenfalls war es ungehörig, daß er büßen sollte, was Andere verschuldet. Freilich mochte Malesherbes den Schaden für unerheblich halten; die Stellen, welche er ausscheiden zu müssen glaubte, handelten meist von religiösen Dingen. Fielen sie weg, so konnte das seiner Ansicht nach dem Werthe und der Verbreitung des Buches keinen Eintrag thun; blieben sie aber stehen, so gaben sie vielleicht großen Anstoß, der möglicher Weise ernste Folgen nach sich zog.

Man kann nicht leugnen, daß diese Besorgniß wohl begründet

war; der gewaltige Sturm, welchen ein Jahr später das Glaubensbekenntniß des savoischen Vikars über den Emil und seinen Verfasser heraufbeschwor, beweist zur Genüge, daß grade die religiösen Ansichten Rousseau's geeignet waren, den zornigen Widerspruch einflußreicher Kreise hervorzurufen. Indeß wie rathsam es auch sein mochte, sie nicht laut werden zu lassen, Rousseau legte auf sie den höchsten Werth. Wurden sie unterdrückt, so schien ihm damit sein Werk jeden Anspruch auf Originalität und allen reellen Werth zu verlieren. Es blieb dann statt des „guten Buches", welches er zu bieten gemeint, nur ein „skandalöser Roman" übrig, der weder dem Verfasser zur Ehre, noch der Welt zum Nutzen gereichen konnte. Durfte Julie nach der Ansicht des Censors die Ueberzeugungen, zu welchen sie sich sterbend bekannte, nicht aussprechen, so war sie nicht mehr die „zugleich liebenswürdige, fromme und aufgeklärte Frau", die sie sein sollte, sondern lediglich „ein Weib, welches mit Ausschweifungen beginnt und mit der Frömmelei aufhört". Es lohnte sich wahrlich nicht der Mühe, eine so gewöhnliche Erscheinung dem Publikum nochmals vorzuführen. Wohl aber mochte jeder ernste, auf Zucht und Sitte haltende Sinn gerechten Anstoß an Schilderungen nehmen, welche die Macht und den Reiz einer verbrecherischen Leidenschaft in so glühenden Farben ausmalten. Ihre verführerische Wirkung stand außer Zweifel, wenn sie nicht durch den Eindruck der inneren Läuterung und Erhebung, zu welcher ihr Fehltritt die Betheiligten hinführt, paralysirt wurde. Diese Ausgleichung aber fiel weg, sobald jene reinen und hohen Anschauungen, in welchen der religiöse Idealismus seinen entsprechenden Ausdruck fand, nicht zu ihrem Rechte kamen.

Ueberdies, schloß nicht die Beseitigung der anstößigen Stellen für den Verfasser die stillschweigende Verleugnung seiner wahren Ueberzeugung ein? Der Schriftsteller konnte es vielleicht mit Gleichmuth ansehen, daß sein Werk verstümmelt und der Zusammenhang desselben durch störende Lücken gelockert wurde, der Mensch aber, der Freund der Wahrheit, mußte sich tief gekränkt fühlen, wenn er so gewisser Maßen genöthigt wurde, wenigstens anscheinend sich selbst untreu zu werden. Natürlich würde sich Rousseau freiwillig nie dazu verstanden haben, der Censur diese weitgehenden Concessionen zu machen. Malesherbes verfuhr daher, da er sie einmal für nothwendig hielt, ganz zweckgemäß, als er die Genehmigung, welche ihm ohne Zweifel verweigert worden wäre, vorwegnahm. Daß er sich damit einen starken Uebergriff erlaubte, läßt sich nicht leugnen; die gute Absicht, welche ihn leitete, kann seine Willkür in etwa entschuldigen, aber nicht rechtfertigen. Auch hätte er sich nicht beklagen dürfen, wenn sein Schützling, dessen

persönliche Freiheit er so rücksichtslos angetastet, seinen Maßnahmen durch einen öffentlichen Protest entgegengetreten wäre. Doch war Rousseau von einem solchen Schritte weit entfernt; er mochte den Mann nicht verletzen, der ihm so manche Beweise seines Wohlwollens gegeben, und auch jetzt nur sein Bestes im Auge hatte. Er kannte und ehrte seinen graden, rechtschaffenen Sinn und war überzeugt, daß, wenn er „eben so schwach, wie redlich", Denjenigen, an welchen er Antheil nahm, schadete, es lediglich aus einer übergroßen unzeitigen Sorge für ihr Interesse geschah. Zudem war die Sache schon so weit gediehen, daß ein nachträglicher Widerspruch wirkungslos bleiben mußte. Rousseau zog es daher vor, sie ruhig laufen zu lassen; kam er doch so „mit dem leidigen Romane zu Ende, der ihm mehr Verdruß gemacht hatte, als irgend eine seiner übrigen Schriften". [52])

Doch bereitete er ihm, als er nun an's Licht trat, auch einen Triumph, wie er in dieser Zeit einem Schriftsteller nur selten zu Theil wurde. Zwar waren es nur wenige Personen, welchen er Gelegenheit geboten hatte, sein Werk im Manuscripte zu lesen. Die bewundernde Anerkennung aber, welche sie demselben zollten, und ihren Freunden und Bekannten gegenüber rückhaltlos aussprachen, wandte ihm schon im Voraus ein um so lebhafteres Interesse zu, da ihre einflußreiche Stellung das Gewicht ihres günstigen Urtheils nicht wenig erhöhte. Während man in den Hofkreisen durch das Lob des Marschalls und seiner Gemahlin aufmerksam gemacht wurde, ließen es sich in der Hauptstadt Mad. d'Houdetot und ihre Umgebung angelegen sein, auf das ungewöhnliche literarische Phänomen hinzuweisen. Duclos aber, der einzige namhafte Schriftsteller, mit welchem Rousseau noch in einem näheren persönlichen Verkehre stand, brachte es selbst in voller Sitzung der Akademie rühmend zur Sprache. Kein Wunder daher, daß ganz Paris dem Erscheinen des Romanes mit Ungeduld entgegen sah, und die Thüren der Buchhändler förmlich von Leuten belagert wurden, die sich nach ihm erkundigten. Als dann endlich im Anfange des Karnevals (1761) die Ausgabe erfolgte, waren sie außer Stande, allen Anforderungen zu entsprechen. Die vorhandenen Exemplare reichten für die Menge der Kauflustigen nicht aus; viele von ihnen mußten schon zufrieden sein, wenn ihnen das Buch gegen eine Entschädigung von zwölf Sous für den Band und die Stunde zum Lesen überlassen wurde. [53])

Auch fand man sich in den hohen Erwartungen, mit welchen man an die Lektüre herantrat, keineswegs getäuscht. Die Männer von Fach, die Literaten und Schriftsteller, mochten getheilter Ansicht sein; im Publikum gab es nur eine Stimme des Lobes und der

Bewunderung. Billigte auch nicht Jeder den Inhalt des Romanes, dem Reize der Darstellung konnte sich Niemand entziehen. Die gesammte vornehme Welt zollte ihm lauten, ja vielfach begeisterten Beifall; den größten Erfolg aber hatte er am Hofe, wo ihn selbst die Dauphine als ein „hinreißendes Werk" bezeichnete. Rousseau schreibt das wohl mit Recht dem Umstande zu, daß man grade in den höheren Kreisen der Gesellschaft befähigt und geübt war, die „Feinheiten des Gefühls", so wie die piquanten, aber versteckten Anspielungen, welche sein Werk in so reicher Fülle enthalte, nach Verdienst zu würdigen. Freilich „herrschten in ihrer Mitte Freundschaft, Liebe, Tugend nicht mehr, als anderswo"; wohl aber besaßen sie jenen „auserlesenen Zartsinn, der das Herz zu ihrem Abbilde hinzieht, und uns in Anderen die reinen und edlen Empfindungen lieben läßt, welche uns selbst fremd geworden sind". Galt das überhaupt, so fand es ohne Zweifel ganz besonders auf die Frauen Anwendung. In der That steigerte sich bei ihnen der lebhafte Beifall der Männerwelt zu einem wahren Enthusiasmus. Die glühenden Schilderungen der Leidenschaft berauschten, die zarten Bilder der Liebe und Freundschaft entzückten sie; gefesselt von dem mächtigen Zauber, welchen der beredte Ausdruck natürlicher Empfindungen auf das weibliche Herz ausübt, fühlten sie sich zugleich angeregt durch den Reichthum an geist- und phantasievollen Anschauungen, und gehoben durch die ideale Verklärung, in welcher ihnen ihr Geschlecht entgegen trat.

Es kam wohl vor, daß eine Dame, welche in Erwartung des Wagens, der sie zum Balle bringen sollte, den Roman auf einen Augenblick in die Hand nahm, von der Lektüre so gefesselt wurde, daß sie ihren Kutscher stundenlang warten und schließlich die Pferde wieder ausspannen ließ. Diese schwärmerische Sympathie für das Buch aber ging natürlich auch auf den Verfasser über. War doch alle Welt und nicht mit Unrecht überzeugt, daß es unmöglich sei, Empfindungen, die man nicht selbst erfahren habe, so lebendigen Ausdruck zu geben. Der Schluß lag nahe, daß der Dichter eben nur sein eigenes Leben dargestellt, in dem Helden seiner Dichtung sich selbst geschildert habe. Rousseau hütete sich wohl, diesen für ihn so vortheilhaften Glauben zu zerstören. Zwar mochte er in einige Verlegenheit gerathen, wenn er ersucht wurde, das Portrait der gefeierten Julie vorzuzeigen. Aber es schmeichelte doch auch der Eigenliebe nicht wenig, daß man mehrfach deutlich die Neigung zu erkennen gab, an die Stelle der früheren Geliebten zu treten. Vielleicht sagt er zuviel, wenn er behauptet, es habe selbst in den höchsten Ständen nur wenige Damen gegeben, deren Eroberung er, wenn er gewollt, nicht hätte machen können. Sicherlich fanden sich manche, welchen ein so feuriger Liebhaber höchst erwünscht gewesen

wäre. Auch fehlte es nicht an anderen, die mehr von Bedürfnissen des Geistes und Herzens, als von sinnlichem Verlangen geleitet, an ihm einen warmen Freund und liebevollen Berather zu gewinnen wünschten. Rousseau war wenig geneigt, auf Anträge dieser Art einzugehen. Ganz konnte er sie indeß doch nicht ablehnen; die Zudringlichkeit der Schönen erwies sich zuweilen so liebenswürdig und beharrlich, daß sie seine spröde Zurückhaltung überwand, und ihn zu einem näheren Verkehre bestimmte, der wenigstens in dem einen oder anderen Falle den Charakter einer freundschaftlichen Beziehung erhielt.[54])

Die Beweise der Anerkennung aber, welche er allmälig von verschiedenen Seiten empfing, waren ihm um so erwünschter, da er sich Anfangs einer gewissen Besorgniß nicht hatte erwehren können. Der Erfolg seines Werkes lag ihm doch mehr am Herzen, als er sich selbst gestehen mochte, und die Zuschriften, welche gleich nach dem Erscheinen desselben einliefen, ließen, wie günstig sie im Allgemeinen auch lauteten, vielfach durchblicken, daß man nicht ganz einverstanden sei. „Die Julie“, bekennt er der Marschallin, „bereitet mir größere Unruhe, als irgend eine meiner früheren Schriften. Ich nehme an ihr ein kindisches Interesse, welches mir nicht wenig zu schaffen macht. Auch höre ich so verschiedene Urtheile über sie, daß ich nicht wissen würde, was ich von ihrem Schicksale denken soll, wenn Ihr Gemahl nicht die Güte gehabt hätte, mich zu beruhigen.“ Ohne Zweifel war ihm durch den Marschall die Gunst bekannt geworden, deren sich der Roman in den Hofkreisen erfreute. Für die Theilnahme des größeren Publikums aber zeugten die wiederholten Auflagen, welche sich rasch einander folgten und bald vergriffen waren. — Weniger befriedigten, wie schon angedeutet wurde, die Urtheile, welche die Collegen von der Feder laut werden ließen. Zwar gaben einige von ihnen ihren Beifall unverhohlen zu erkennen. Duclos namentlich war des Lobes voll, zur größten Freude und zum Erstaunen Rousseau's, der kaum begriff, wie dieser Mann, welcher sich in seinen eigenen Schriften stets einer prägnanten, kernigen Ausdrucksweise bediente, an „der langen Folge von honigsüßen Worten und fadem Galimathias“ Gefallen finden mochte. Auch d'Alembert hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück; sie erfreute um so mehr, da sie von „einer freimüthigen und scharfsinnigen Kritik“ begleitet war, welche ihre Aufrichtigkeit außer Zweifel stellte.[55]).

Nicht so unbefangen dachten und urtheilten Andere, welche sich weder über ihren Parteistandpunkt erheben, noch ihren persönlichen Groll vergessen konnten. Rousseau traf doch so ziemlich das Richtige, wenn er an eine Freundin schrieb: „Sie wissen, Madame, daß ich nie viel auf die Philosophie gegeben und mich von der Partei der

Philosophen völlig getrennt habe. Ich liebe es nicht, daß man die Gottlosigkeit predigt, und das ist auf dieser Seite ein Verbrechen, welches man mir nie verzeihen wird. Andererseits hasse ich die Intoleranz und wünsche, daß man die Ungläubigen in Ruhe läßt; die Partei der Frommen ist aber nicht duldsamer, als die andere.“ 36) Es geschah, was stets zu geschehen pflegt, wenn man es unternimmt, die feindlichen Gegensätze miteinander zu versöhnen; sie kehrten ihre Spitze gegen den Vermittler. Nahm auch jede Partei von dem, was zu ihren Gunsten gesagt wurde, bereitwillig Akt, die Anerkennung des Gegners verdroß sie doch mehr, als sie sich durch die, welche sie selbst erfuhr, befriedigt fühlte. Die Gläubigen mochten sich an dem Eifer erbauen, mit welchem Rousseau die Sache der Religion vertrat. Aber sie empfanden es als eine schwere Kränkung, daß er nicht ihren Glauben auf den Schild hob, und sahen ein großes Aergerniß darin, daß er auch den Atheismus mit dem Mantel der Liebe bedeckte. Die Philosophen dagegen ließen es sich zwar gerne gefallen, wenn er den Unglauben in ein möglichst günstiges Licht stellte und die Toleranz predigte, welche sie in ihrem eigenen Interesse verbreitet zu sehen wünschten. Doch konnten sie nicht verkennen, daß er ihre Grundsätze und Bestrebungen eben nur duldete, und im Grunde nicht auf ihrer, sondern auf der Seite ihrer Gegner stand. Auch ging, wie es scheint, vorzugsweise von ihnen der mehr oder minder heftige Widerspruch aus, welcher sich hier und da gegen den Roman und die ihm im Allgemeinen so günstige Stimmung des Publikums erhob.

Ohne Zweifel trug dazu der Umstand bei, daß manche ihrer Wortführer mit Rousseau persönlich zerfallen waren. Grade sie mußten sich durch den glänzenden Erfolg, welchen er davongetragen, unangenehm berührt fühlen. Was hätte sie abhalten sollen, den Regungen der Eifersucht und des Neides, welche sein wachsender Ruhm hervorrief, Luft zu machen? Den offenen Angriff freilich ließ das allgemein bekannte feindliche Verhältniß nicht wohl zu. Auch mochte er bei der Schlagfertigkeit des Gegners und seiner durch die öffentliche Stimme gedeckten Stellung nicht unbedenklich erscheinen. Man zog es daher meist vor, seinen Unmuth privatim zu äußern, sich gelegentlich in Briefen oder Gesellschaften in tadelnden Bemerkungen und hämischen Urtheilen zu ergehen. Grimm vor Allem nahm keinen Anstand, über das Werk seines ehemaligen Freundes geringschätzig abzusprechen; er war sogar albern genug, einen Roman der d'Epinay, zu welchem die Neue Heloise die Anregung gab, dieser selbst vorzuziehen. Marmontel aber ließ es sich jetzt schon angelegen sein, vor einem Buche zu warnen, in welchem, wie er später mit moralischer Emphase ausruft, „der Verfasser so viel Kunst und Beredtsamkeit aufwendet, um das Laster in die Farbe

der Ehrbarkeit zu kleiden und mit einem Anstriche von Tugend zu übertünchen". Auch Voltaire machte dem Groll und Aerger, welcher ihn besonders seit dem Sendschreiben an d'Alembert gegen seinen Nebenbuhler erfüllte, im vertrauten Kreise Luft. Man zweifelte auch nicht, daß er die gehässigen „Briefe über die Heloise" inspirirt habe, als deren Verfasser einer seiner Schildknappen, der Marquis von Ximenes, bezeichnet wurde.[57])

Indeß blieben die Aeußerungen der Gegner auch nicht ganz ohne Wirkung, sie konnten den Erfolg doch nicht wesentlich beeinträchtigen. Der Roman behauptete sich in der großen Gunst, welche er gleich Anfangs beim französischen Publikum gefunden hatte. Weit kühler war die Aufnahme, die ihm in der Heimath Rousseau's, in Genf, zu Theil wurde. Nicht als ob es ihm hier an Lesern gefehlt hätte; er wurde vielmehr ebenso begierig verschlungen, wie in Paris. Enthielt er doch manche Parthien, die grade in Genf ein besonderes Interesse erregen mußten; die reizenden Gemälde, zu welchen der See und seine Ufer den Vorwurf gaben, die sympathischen Schilderungen von Land und Leuten fesselten um so mehr, da man in ihnen das eigene Leben und Dasein verklärt wiederfand. Selbst was anderswo Anstoß erregte, diente zur Erhöhung des Genusses; das klassisch gebildete Ohr der Franzosen mochte die Lokaltöne, welche in Styl und Sprache so oft begegnen, mit Mißfallen vernehmen; dem Genfer waren es vertraute Klänge, die ihn freundlich berührten. Aber wie anziehend die Lektüre für Viele auch sein mochte, sie rief doch in manchen und grade in den einflußreichsten Kreisen ernste Bedenken hervor. Auch den freisinnigen Theologen wollte es nicht zusagen, daß der ungläubige Wollmar seiner irreligiösen Denkweise treu blieb. Rousseau machte sie zwar mit Recht darauf aufmerksam, daß seine Bekehrung mit einer Klarheit angedeutet werde, die nicht größer sein durfte, wenn er nicht in eine „Kapucinade" verfallen wollte. Doch sie hielten an der Ansicht fest, daß die gefährlichen Wirkungen des Schutzes, welchen er dem Unglauben angedeihen lasse, durch die verdeckten Angriffe auf ihn keineswegs aufgehoben würden. Natürlich war der Widerspruch der Orthodoxen noch weit heftiger. Hatten sie auch keinen Grund, zu fürchten, daß der kalte und trockene Atheismus eines Wollmar großen Anklang finden werde, so lag ihnen dagegen die Besorgniß um so näher, daß die Lehren eines nicht minder unchristlichen Deismus, von den verführerischen Lippen einer Julie in so warm beredten Worten vorgetragen, in die Gemüther der Gläubigen Eingang finden möchten.

Es begreift sich daher, daß die strengen Calvinisten in Genf den Roman ebenso entschieden, ja noch entschiedener verurtheilten, als die strengen Katholiken in Paris. Wenn aber hier lediglich aus

religiösen Motiven protestirt wurde, so erhob dort zugleich das sittliche Bewußtsein seinen lauten Einspruch. Rousseau mochte immerhin daran erinnern, daß „zärtliche Herzen oft schwach sind"; man fand deshalb die lockende Schilderung dieser Schwäche nicht weniger verwerflich. Es war doch ein herber Tadel, wenn der von ihm hoch verehrte Abauzit im Namen seiner Freunde schrieb: „Nein, Ihre Heloise hat uns durchaus nicht befriedigt. Sie halten nicht, was Sie in Bezug auf die Scham, die Sittsamkeit und die Tugend der Frauen zu schreiben versprochen haben. Wenn es Ihre Absicht ist, sie durch das Verbrechen zur Tugend zu leiten, so ist Ihre Hoffnung eitel. Die Predigt Julien's über die eheliche Untreue ist völlig unwirksam im Munde einer Frau, die gleich vom Beginne ihrer Leidenschaft an beweist, daß sie weder Erziehung, noch Scham und Ehrgefühl besitzt." Vielleicht lag der Standpunkt, von welchem aus dieses Urtheil gefällt wurde, nicht eben sehr hoch. Indeß die große Mehrzahl der ehrenfesten Bürger, wie liberal sie im Uebrigen denken mochte, theilte ihn. Auch erhielt ihr Anathem bald einen officiellen Ausdruck. Das Consistorium, welches über die Reinheit der Lehre, wie der Sitten zu wachen hatte, war zu dieser Zeit zwar nicht mehr von dem heiligen Eifer erfüllt, welcher es in früheren Tagen beseelte, glaubte aber in dem vorliegenden Falle aus seiner Zurückhaltung heraustreten zu müssen. Nachdem es den Roman einer näheren Prüfung unterzogen, berichtete es dem Rathe, die Schilderungen desselben seien von „einem so kühnen Pinsel entworfen und in so lebendigen Farben ausgeführt", daß die Lektüre für die Sitten der jungen Leute nur sehr gefährlich sein könne. Freilich gebe es gegenwärtig der Bücher gar manche, von welchen sich dasselbe sagen, und die man ohne Anstand passiren lasse. Indeß gebiete der Name des Verfassers, sein großer Ruf, vor Allem der Umstand, daß er Genfer Bürger sei, dem in Rede stehenden Werke eine strengere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Rath, scheint es, trug Bedenken, der Aufforderung des Sittentribunals, welche ohne Zweifel auf ein Verbot des Romanes abzielte, zu entsprechen. Er beschränkte sich darauf, den Besitzern öffentlicher Bibliotheken das Ausleihen desselben zu untersagen.[58])

Vielleicht hätte sich Rousseau über die ablehnende Haltung seiner Landsleute freuen sollen. Sprach es doch für ihren unverdorbenen Sinn, wenn sie ein Werk zurückwiesen, welches seiner eigenen Ansicht nach nur in einer corrumpirten Gesellschaft Anklang finden und wohlthätig wirken konnte. Auch war er selbst bestrebt gewesen, es möglichst von seiner Vaterstadt fern zu halten; er hatte kein einziges Exemplar dorthin gesandt, und wenn es dennoch nach Genf eingeführt wurde, so war das ohne seine Zustimmung geschehen.

Um so erwünschter, sollte man denken, mußte es ihm sein, daß seine Mitbürger die Gabe von sich wiesen, welche er ihnen hatte vorenthalten wollen. Doch dem war keineswegs so. Ihre geringe Theilnahme, weit entfernt, ihn zu erfreuen, verstimmte und kränkte ihn; er sah in ihr nicht die Wirkung einer strengen sittlich religiösen Denkweise, sondern einen Beweis persönlichen Uebelwollens. Die Abneigung gegen das Buch erschien ihm lediglich als eine Maske, hinter welcher sich die Antipathie gegen den Verfasser verberge. Wie hätte es auch den Eiferern mit ihrer moralischen Entrüstung Ernst sein sollen? Die Zeiten waren vorüber, „wo man in Genf verschweigen mußte, was in Paris gesagt werden durfte. In einer Stadt, die seit längerer Zeit der Wohnsitz eines Voltaire gewesen, konnte man ohne Gefahr Komödie spielen und Romane lesen". [59])

Man sieht, wie schnell und leicht Rousseau den Gesichtspunkt wechselte, wenn seine persönliche Geltung in Frage gestellt wurde. Er betont die sittliche Integrität seiner Landsleute, so lange sie ihm Gunst und Beifall schenken; er leugnet dieselbe, sobald sie ihm entgegentreten. Nicht als ob er sein Urtheil mit Bewußtsein von ihrer Anerkennung abhängig machte; es tritt eben unwillkürlich, je nachdem sie ihm, seinem Denken und Streben gezollt oder verweigert wird, die helle oder die dunkle Seite der Genfer Zustände für seine Auffassung in den Vordergrund. Auch irrte er sich nicht, wenn er zu bemerken glaubte, daß in seiner Heimath die alte Strenge und Einfachheit der Sitten mehr und mehr verschwinde; in der That griff dort die frivole, genußsüchtige Denk- und Lebensweise des Nachbarlandes immer weiter um sich. Er täuschte sich eben so wenig in der Ansicht, daß die Opposition, welche er selbst erfuhr, vorzugsweise auf persönlicher Feindschaft beruhe. Das officielle Genf war ihm keineswegs gewogen. Er hatte im Klerus, wie im Rathe zahlreiche Gegner; die aristokratischen Leiter des Staates grollten ihm ebenso, wie die Häupter der orthodoxen Kirche. Zugleich bot Voltaire, der, in politischen Dingen wenigstens, nicht anders dachte, wie sie, seinen ganzen, beständig wachsenden Einfluß auf, um den verhaßten Rivalen der Achtung seiner Mitbürger zu berauben. Mochte aber Rousseau auch vollkommen befugt sein, da tiefe Schatten zu sehen, wo er zu anderer Zeit helle Lichtpunkte erblickte, sie fielen ihm doch nur deshalb so stark in die Augen, weil sie den eigenen Ruhm verdunkelten. Gleich den meisten seiner schriftstellernden Zeitgenossen wenig geneigt, eine abfällige Kritik seiner Leistungen ruhig hinzunehmen, fühlte er sich durch die Mißbilligung, welche er in seiner Heimath fand, ganz besonders gekränkt. Sie berührte ihn um so peinlicher, da er sich nicht wohl verhehlen konnte, daß er sie verdient habe.

Es war und blieb doch ein fruchtloses Bemühen, rechtfertigen

zu wollen, was er selbst im Grunde für ungehörig halten mußte. Es half ihm wenig, wenn er sich nur für „den Herausgeber des faden und platten Romanes“ ausgab, und es „Jedem, der den Muth dazu habe“, anheim stellte, ihn als den wirklichen „Verfasser“ desselben anzusehen; die Thatsache, daß er ihn geschrieben und veröffentlicht hatte, stand darum nicht weniger fest. Mochte er auch auf dem Titelblatte des Buches die gewohnte Devise, und hinter dem Namen den Zusatz „Bürger von Genf“ weglassen, Niemand zweifelte daran, daß er ein Werk desselben Rousseau vor sich habe, der bis dahin auf einem ganz anderen Gebiete der Literatur thätig gewesen, während gewiß nur Wenige den feinen Unterschied begriffen, welcher durch diese leichten Aenderungen angedeutet wurde. Was konnte es ferner nützen, darauf hinzuweisen, daß „die Wahrheit, obwohl an sich stets ein und dieselbe, doch in Form und Ausdruck nach Ort und Zeit vielfach wechsele?“ Es ließ sich eben nicht bestreiten, daß derselbe Mann, welcher vor Kurzem noch über die frivolen Dichter und Romanschreiber so rücksichtslos den Stab gebrochen, sich ihnen jetzt zugesellte. Er durfte sich nicht beklagen, wenn die Gegner von der Waffe Gebrauch machten, welche er ihnen in die Hand gegeben. Die Inconsequenz sprang in die Augen; es lag nahe, sie als eine Verleugnung der so laut proklamirten Grundsätze, oder auch als einen Beweis dafür anzusehen, daß es ihm mit diesen kein rechter Ernst gewesen. Doch kam am Ende wenig darauf an, was Andere mit Recht oder Unrecht dachten oder sagten, die Hauptsache war: er selbst empfand die Veröffentlichung des Romanes als einen Widerspruch mit seinen bisherigen Tendenzen, wie mit seiner persönlichen Ehre und Würde. Er hatte ihn geschrieben, weil er der Leidenschaft, welche ihn erfüllte, nicht zu gebieten vermochte, und er ließ ihn dann drucken, weil er der lockenden Aussicht auf neue literarische Lorbeeren nicht widerstehen konnte. Freilich trug er Sorge, durch die Ausführung nutzbringend zu machen, was ihm an sich werthlos, ja schädlich erschien. Aber wie geneigt er auch war, an den vollständigen Erfolg dieser Arbeit zu glauben, das eigene Bewußtsein stellte ihn in Abrede. Es ist daher nicht auffallend, daß er das Kind seiner Muse nur mit Widerstreben als das seinige anerkannte, daß er es zwar unter seinem Namen, aber doch in halbem Incognito in die Welt einführte, und sich trotz der schmeichelhaften Anerkennung, die es dem Vater eintrug, seiner eben so sehr schämte, wie freute [60]).

Wir haben an einem anderen Orte die Beziehungen hervorgehoben, in welchen von einem wohlthätigen und positiv fördernden Einflusse des Romanes die Rede sein darf. Rousseau selbst ließ es sich zur Beschwichtigung seines Gewissens angelegen sein, den Nutzen, welchen er seiner Ansicht nach haben könne, in ein möglichst helles

Licht zu stellen. Er gab ihm zwei Vorreden mit auf den Weg, neben einer kürzeren eine sehr ausführliche, die in Form eines Dialogs eine umfassende Kritik enthält, und mit großem Geschick theils die Ausstellungen entkräftet, welche man voraussichtlich machen, theils die Gesichtspunkte entwickelt, aus welchen sich ein günstigeres Urtheil ergeben werde. Es sind vielfach recht feine und geistvolle Bemerkungen, die uns in dieser Schutzschrift begegnen. Auch kann man nicht leugnen, daß sie wenigstens theilweise vollkommen zutreffen. Doch mußten sie grade in dem Punkte, welcher dem Verfasser vorzugsweise am Herzen lag, ihm selbst ungenügend erscheinen. Mochte der Roman in mancher anderen Rücksicht heilsamen Einfluß üben, eine direkte *sittliche* Wirkung ließ sich von ihm nicht erwarten. Im Gegentheil hatten Diejenigen Recht, welche der Meinung waren, daß er nach dieser Seite hin Unheil anrichten werde. Rousseau selbst war unbefangen genug, einzuräumen, daß junge unschuldige Seelen ihn nur zu ihrem Verderben lesen würden, und er blieb bei dieser Ansicht auch dann, als sie von einzelnen Freunden, wie von Duclos, bekämpft wurde. Zugleich aber suchte er zu zeigen, wie die Lectüre desselben da, wo eine zuchtlose Lebensweise den Sinn für das Gute und Ehrbare nicht ganz unterdrückt habe, diesen wecken und beleben könne. Er übersah dabei, daß eine solche Bekehrung, wenn auch nicht unmöglich, so doch wenig wahrscheinlich, die verderbliche Wirkung dagegen mit Gewißheit zu erwarten ist.

Auch war er zu scharfsichtig und feinfühlig, als daß er sich über die ungenügende Beweiskraft seiner Argumente hätte täuschen sollen. Aber er hatte den Mißgriff einmal begangen, und es blieb nur übrig, ihn vor sich und Anderen möglichst zu vertuschen. Freilich konnte er den sittlichen Gehalt seiner Dichtung füglich dahin gestellt sein lassen. Indeß seine Denkweise brachte es mit sich, daß er grade den moralischen Maßstab an sie anlegen mußte. Entsprach sie demselben nicht, so verlor sie in seinen Augen allen Werth. Es galt daher, sich zu überreden, daß dem trotz des Anscheins vom Gegentheile doch so sei. Zu dem Ende richtete sich sein Blick fast ausschließlich auf den zweiten Theil des Werkes, welcher, bestimmt, die Sünden der ersten Hälfte zu sühnen, für sich allein betrachtet, in ethischer Beziehung nicht nur keinen Anstoß gab, sondern unbedingtes Lob verdiente. Indem er ihn im Auge behielt, traten die verfänglichen Abschnitte von selbst in den Hintergrund, so daß sie kaum noch der Beachtung werth schienen. Es lohnte sich nicht der Mühe, von ihnen ernstlich Notiz zu nehmen: an sich „fade, langweilig, leer an Inhalt und ungenießbar in der Form", kamen diese ersten Bücher nur insofern in Betracht, als sie die nothwendige Einleitung und Grundlage der späteren werth- und gehaltvollen Parthien bildeten. Verhielt es sich aber so, dann

durfte der Verfasser sich allerdings mit einigem Rechte beruhigen, wiewohl er sich vor wie nach sagen mußte, daß er den trefflichen Bau auch auf einem weniger gebrechlichen Fundamente hätte aufführen können. Auch mochte er nun den Vorwurf der Immoralität, wenn er, natürlich mit Rücksicht auf die preisgegebene Basis, von Anderen erhoben wurde, als unbegründet abweisen. In der That schleuderte er ihn auf Die zurück, welche ihn machten. „Sie sagen mir, daß man das Buch für gefährlich hält. Auch ich glaube, daß es für Schelme und Schurken gefährlich ist, denn es weckt und nährt die Liebe zum Guten". Von hier aus war es dann nicht weit zu der Ansicht, daß „Derjenige schwerlich ein guter Mensch sei, welcher, wenn er das Werk zu Ende gelesen, es nicht vollkommen befriedigt aus der Hand lege" [61]).

Uebrigens wurde die Vorliebe Rousseau's für die zweite Hälfte des Romanes damals, wie später, von Manchen getheilt. Diderot z. B. gab ihm entschieden den Vorzug, nicht etwa, wie sich bei dem Verfasser der bijoux indiscrets von selbst versteht, aus moralischen Skrupeln, sondern weil ihm die Diktion in den ersten Büchern zu breit und schwülstig erschien. War für ihn zunächst der Styl maßgebend, so wurden Männer, wie Lessing und Mendelssohn, durch den gedanklichen Inhalt, vor Allem durch die aufklärende Behandlung der religiösen Fragen, zu derselben Ansicht bestimmt. Anders freilich urtheilten poetische Naturen, wie Bernardin de St. Pierre und Chateaubriand in Frankreich, Goethe, Schiller, Tieck in Deutschland. Ihnen stand es außer Zweifel, daß dem ersten Theile die Palme gebühre. Der unmittelbare Erguß des natürlichen Gefühls fesselte sie mehr, als die vielfach vermittelten Ergebnisse des reflektirenden Denkens [62]). Auch läßt sich nicht verkennen, daß der Schwerpunkt des Romanes, sofern er als eine freie dichterische Schöpfung auftritt und gelten will, in der ersten Hälfte gelegen ist. Nur diese kann auf poetischen Werth Anspruch machen; sie schöpft ihren allgemein gültigen Inhalt aus dem menschlichen Herzen und aus dem Leben der Natur; sie giebt diesem Inhalte zugleich einen lebendigen naturwahren Ausdruck, in welchem derselbe rein und ganz, in seiner vollen Kraft und Bedeutung zu Tage tritt. Eben darum war sie allein im Stande, eine tiefer greifende und nachhaltigere Wirkung auszuüben. Rousseau täuschte sich doch sehr, wenn er hoffte, daß seine Bußpredigten die sündige Frauenwelt bekehren, und seine religiösen Grundsätze die hadernden Parteien versöhnen würden. Er irrte sich nicht minder, wenn er fürchtete, daß seine Schilderung der Liebe und Leidenschaft nur nachtheilig einwirken möchte. Grade das, was ihm, wie wenig er es auch Wort haben wollte, unsittlich erschien, war am

Ersten geeignet, eine im weiteren Sinne ethische Bedeutung zu gewinnen. Freilich muß man die stark sinnliche Färbung, welche das Bild der Leidenschaft stellenweise zeigt, im Interesse nicht blos der Sittlichkeit, sondern auch des guten Geschmacks, entschieden perhorresciren. Doch sind die einzelnen Flecken nicht so zahlreich und nicht so dunkel, daß sie die belebende Macht der Liebessonne, welche die Dichtung in strahlendem Glanze heraufführt, erheblich schwächen könnten. Wohl mochte ihre heiße Gluth zuweilen die reizbaren Sinne entzünden; öfter doch weckten das Licht und die Wärme, welche sie ausstrahlte, in empfänglichen Herzen ein höheres und reicheres Leben. Die Frauen vor Allem durften sich des erhebenden Eindrucks erfreuen, welchen die ideale Schilderung einer tiefen und innigen Liebe naturgemäß auf sie ausübt.

Was aber den zweiten Theil des Romanes angeht, so enthält derselbe ohne Zweifel manches Interessante; dichterischen Werth aber hat er nicht. Ohne zu leugnen, daß die psychologischen Vorgänge und Entwicklungen, die er zur Darstellung bringt, an sich wohl möglich sind, darf man doch behaupten, daß sie aus der Sphäre heraustreten, innerhalb welcher das menschliche Seelenleben sich zu bewegen pflegt. Zwar hat Rousseau nicht so Unrecht, wenn er fragt: „wer wagt es, der Natur scharf bestimmte Grenzen vorzuzeichnen? wer zu sagen, bis hierhin kann der Mensch gehen und nicht weiter?“ Auch mochte er nicht ohne Grund seinen romanschreibenden Collegen zurufen: „Ihr begnügt euch stets mit gewöhnlichen Menschen, wenn ihr nur ungewöhnliche Begebenheiten aufbieten könnt“, und es sich zum Ruhme anrechnen, daß er umgekehrt auf „überraschende Ereignisse“ verzichte, um sich lediglich an „seltene Menschen“ zu halten. Aber wie vortrefflich die dargestellten Personen auch sein mögen, sie bilden doch eben Ausnahmen, und gestatten als solche kaum eine wahrhaft poetische Gestaltung. Rousseau hat sie ihnen um so weniger zu geben vermocht, da durch die Katastrophe, welche sie über sich heraufbeschworen, ihre Lebenskraft im Grunde gebrochen ist, und die Resignation, zu welcher sie ihre Zuflucht nehmen, jede weitere lebendige Entwicklung ausschließt. In der That haftet das Interesse des Lesers in den hier in Rede stehenden Parthien nicht mehr an den eigentlichen Helden des Romanes, sondern theils an der interessanten Figur Wolmar's, theils an den mannigfachen Excursen und Episoden, die der Darstellung mehr oder weniger geschickt eingeflochten sind, und jedenfalls ihren Gang vielfach störend unterbrechen.

Es versteht sich von selbst, daß ein Werk, welches aus so verschiedenartigen Theilen besteht, keinen ästhetisch befriedigenden Eindruck machen kann. Eine „halb pathetische, halb philosophische

Idylle", wie es von einem geistreichen modernen Literarhistoriker genannt wird, ist natürlich kein Kunstwerk. Doch hindert das nicht, daß es auch heute noch als eine bedeutende Erscheinung gelten darf, die nicht blos aus dem historischen Gesichtspunkte Beachtung verdient. Freilich wird man gegenwärtig bei so durchgreifend veränderter Denk- und Empfindungsweise, und gewöhnt, wie man ist, an überscharfe Reize und einen steten Wechsel interessanter Situationen und Verwicklungen, das Buch nicht ohne ein oft wiederkehrendes Gefühl der Langeweile lesen können. Es ist Rousseau doch nicht gelungen, die Klippe ganz zu vermeiden, welche er glücklich umschifft zu haben meinte. „Was man", sagt er, „an dem Romane am wenigsten gesehen hat, und was doch aus ihm stets ein Werk einzig in seiner Art machen wird, ist die Einfachheit des Gegenstandes, und das ununterbrochene Interesse, welches auf nur drei Personen concentrirt, sich ohne Episoden, ohne romanhafte Abenteuer, ohne irgend welche Bosheit in den Personen und Handlungen, sechs Bände hindurch erhält". Wahr ist allerdings, daß er es verstanden hat, seinen Lieblingen, trotz ihres einfachen Wesens und Lebens, eine andauernde Theilnahme zu sichern. Indeß hat diese doch ihre Grenze; der Roman ist im Ganzen zu lang, die Uebereinstimmung der Charaktere zu groß, die Natur der Verhältnisse und Situationen zu gleichförmig, als daß sie bis zum Ende ungeschwächt und überall gleich lebhaft bleiben könnte.

Wir wollen zugeben, daß die auftretenden Personen, „gutherzige Menschen, die einsam auf dem Lande leben und sich gegenseitig lieb haben", sich „naturgemäß in Rede und Gegenrede behaglich gehen lassen". Doch scheint uns ihre Zungen- oder Federfertigkeit nicht immer das erlaubte Maß einzuhalten. Ihre Briefe dehnen sich gar oft zu förmlichen Abhandlungen aus, und wenn ihr liebevolles Eingehen auf das innere und äußere Detail des Lebens vielfach wohlthuend berührt, so bringen sie doch Manches recht ausführlich zur Sprache, was besser nur kurz berührt, oder ganz übergangen worden wäre. Auch wirkt, abgesehen vom Inhalte, der einförmige Styl, in welchem sich die gehobene Diktion der nicht selten überschwenglichen Empfindung mit der trockenen Sprache des reflectirenden Verstandes auf eine eigenthümliche Weise verbindet, an manchen Stellen abspannend und ermüdend. Freilich gilt das nur von einzelnen Parthien; im Allgemeinen wird auch der heutige Leser, wenn er unbefangen an die Lektüre herantritt, den hinreißenden Zauber an sich erfahren, unter dessen Einfluß Mirabeau vor Zeiten schrieb: „Ich finde, daß die Neue Heloise schlecht angelegt und nachlässig ausgeführt, daß sie unregelmäßig, incorrect, aber schön im Einzelnen ist. Hundert Mal wollte ich das Buch kritisiren, und eben so oft habe ich geweint, bewundert, gelesen und wieder

gelesen, und Diejenigen bedauert, welche strenger sein konnten, als ich"[63]).

Wir sagten schon, daß Rousseau durch die damals vielgelesenen Romane Richardson's zunächst zur Abfassung des seinigen angeregt wurde. Es ist daher natürlich, wenn zwischen den einen und dem anderen eine gewisse Uebereinstimmung stattfindet. Sie bewegen sich auf demselben Gebiete des privaten und persönlichen Lebens; die Menschen und Vorgänge, welche sie schildern, gehören den mittleren Volks- und Gesellschaftskreisen an; die Freuden und Leiden des Herzens, psychische Affekte und Bewegungen bilden den Mittelpunkt der Darstellung, wie des Interesses; die moralisirende Tendenz, die Briefform, auch die breite Ausführung ist ihnen gemeinsam. Doch tritt die Aehnlichkeit auch nur in diesen mehr oder weniger äußerlichen Beziehungen hervor; der innere Kern und Gehalt ist ebenso durchgreifend verschieden, wie der Geist, in welchem er aufgefaßt und entwickelt wird. Der Realismus des Engländers liebt es, Welt und Leben in einer reichen Fülle von Charakteren und Begebenheiten mit objectiver Treue vorzuführen; der Idealismus des Franzosen geht darauf aus, das eigene Geistes- und Herzensleben in einer beschränkten Zahl von gleichartigen Spiegelbildern mit subjektiver Wärme und Innigkeit zu reproduciren. Nichts kann daher grundloser sein, als die Behauptung mancher hämischen Gegner Rousseau's, daß die Neue Heloise nur eine Copie ihrer englischen Vorbilder sei. Auch fand Richardson selbst wenig Gefallen an ihr; er gestand sogar, daß er sie nicht zu Ende lesen könne. Seine Landsleute indeß waren, scheint es, vielfach anderer Ansicht; wenigstens konnte eine englische Uebersetzung des Romanes, welche der Originalausgabe auf dem Fuße folgte, schon sehr bald in zweiter Auflage erscheinen[64]). Freilich mochte das so bekundete Interesse mehr in der Neuheit der Erscheinung, als in einer wirklichen Anerkennung und Theilnahme seinen Grund haben. Sie stand doch in Inhalt und Charakter dem englischen Sinn und Geschmack zu fern, als daß sie ihm sonderlich hätte zusagen können. Vielmehr mußte er, wenig empfänglich für ihre ideale Seite, sich durch ihr subjectives Gepräge ebenso, wie durch ihre moralische und religiöse Haltung abgestoßen fühlen. Wenn später W. Scott ein so herbes Urtheil über sie fällte, so erklärt sich das zwar zunächst aus dem scharfen Gegensatze, in welchem grade seine Denk- und Dichtweise zu der Rousseau'schen steht. Doch sprach er damit eine Ansicht aus, die ohne Zweifel von der großen Mehrzahl der englischen Leser getheilt wurde.

Eine günstigere Aufnahme fand der Roman in Deutschland, wo man allerdings mehr im Stande, und darum auch geneigter war, seinen poetischen Werth, wie seinen geistigen Gehalt nach Verdienst

zu würdigen. Es wurde schon oben hervorgehoben, daß ihm die geistigen Führer der Nation ein lebhaftes Interesse zuwandten, und wenn auch aus verschiedenen Motiven, gleiche Anerkennung zu Theil werden ließen. Die Denker unter ihnen vernahmen mit großer Befriedigung die laute, kräftige Stimme, welche sich in ihm für Recht und Freiheit, für Duldung und Humanität erhob. Die Dichter lauschten entzückt den bald zarten, bald stürmischen Klängen, die der Verfasser dem menschlichen Herzen zu entlocken, und freuten sich der reizenden Bilder, in welchen er die warm und tief empfundene Schönheit der Natur zu gestalten weiß. Auch ist sein Werk auf ihre eigenen Produktionen nicht ohne mannigfachen, meist wohlthätigen, hin und wieder freilich auch nachtheiligen Einfluß geblieben. Es hat wesentlich dazu beigetragen, daß die Poesie des Herzens und der Natur in der Dichtung fortan größeren Raum gewann, daß man mehr und mehr das menschliche Seelenleben in seiner natürlichen Tiefe und Wahrheit, die Erscheinungen der Natur in ihren gemüthlichen und geistigen Bezügen erfaßte. Doch ist andrerseits zuzugeben, daß es mit der Natur auch die Sinnlichkeit, und neben der warmen, frischen Empfindung, eine gewisse schwächliche Sentimentalität in Aufnahme brachte, die besonders auf deutschem Boden in bedenklicher Weise um sich griff.

Uebrigens bemerkt Rousseau mit Recht, daß im Allgemeinen seine Dichtung im Auslande weit geringeres Aufsehen erregte, als in Frankreich selbst, auch dort keineswegs dieselbe Anerkennung fand, welche seinen übrigen Schriften zu Theil wurde. Zu verwundern ist das grade nicht; abgesehen davon, daß ihr Inhalt nicht blos in manchen Einzelheiten, sondern auch in den wesentlichen Grundzügen nur für französische Leser vollkommen verständlich war, lag einer ihrer vornehmsten Reize in der Sprache, welche im Auslande natürlich ihre Wirkung nur in einem beschränkten Maße üben konnte. Nicht als ob dieselbe in der Heimath überall unbedingt gebilligt worden wäre. Im Gegentheil hatte die Kritik gar Manches an ihr auszusetzen, und fehlte es selbst nicht an Stimmen, welche sie laut und rücksichtslos verurtheilten. Unterschied sie sich doch wesentlich von der klassischen Redeweise, die sich im Laufe der Zeit fixirt und eine fast unbestrittene Herrschaft erlangt hatte. Es fehlte ihr vielfach die scharfe Präcision und durchsichtige Klarheit, welche man in den Werken der hervorragenden Schriftsteller zu finden gewohnt war. Der Ausdruck schien nicht selten der nöthigen Glätte und Reinheit zu entbehren; man fand ihn incorrekt, geschmacklos, hier trivial und platt, dort gesucht und schwülstig. Vor Allem nahm man an den zahlreichen Worten und Wendungen Anstoß, die der Sprache des gewöhnlichen Lebens entnommen waren. Die festen Schranken,

innerhalb deren die conventionelle Schriftsprache sich zu bewegen pflegte, wurden hier mit unerhörter Kühnheit durchbrochen. Eine wahre Sündfluth vulgärer Ausdrücke, die sie bis dahin vornehm von sich fern gehalten, drang in sie ein, und drohte, wie die Puristen versicherten, ihr mit der Reinheit auch die Würde und Schönheit zu rauben. Die Gefahr war um so größer, da auch nicht wenige Provinzialismen mit unterliefen, die zwar in Genf und Umgegend am Orte sein mochten, dem klassisch gebildeten Ohre aber als arge Verstöße gegen den guten Geschmack erschienen. Vergeblich machte Rousseau geltend, daß er die auftretenden Personen so sprechen lasse, wie sie ihrem Charakter und ihrer Lebensstellung gemäß sprechen müßten, daß es höchst abgeschmackt, weil naturwidrig gewesen sein würde, wenn er sie ihre gemüthlichen Briefe im akademischen Style oder in der Redeweise der pariser Theater hätte schreiben lassen. Diese Wahrheit wollte den Gegnern ebensowenig einleuchten, wie die andere, daß der einfache, natürliche Ausdruck auch der beste, und die scharf bezeichnende Wendung der unbestimmten conventionellen Phrase bei Weitem vorzuziehen sei. Sie blieben bei ihrer allerdings sehr einseitigen, aber doch nicht ganz grundlosen Ansicht, daß er durch die Einführung fremder, geschmack- und regelwidriger Elemente den festen und schönen Bau der überlieferten Schriftsprache erschüttere.

Indeß konnte ihr Widerspruch die Macht des Zaubers nicht wesentlich schwächen, mit welchem die Diktion des Romanes die Leser gefangen hielt. Wie viel man auch zu tadeln fand, es ließ sich doch nicht leugnen, daß man seit den Tagen Racine's eine solche Sprache nicht mehr gehört. Der süße Wohllaut, welcher in den Versen dieses großen Dichters ruht, erklang auch aus der Prosa Rousseau's; dieselbe wunderbare Harmonie, welche die Schöpfungen des Einen erfüllte, durchdrang auch das Werk des Anderen. Man durfte zweifeln, wer von den Beiden es am Besten verstanden, der Sprache alle die tiefen und zarten Klänge zu entlocken, in welchen die stürmischen Bewegungen der Seele und die leisen Regungen des Herzens sich kundgeben. Gewiß aber schien, daß es bis dahin Niemandem so, wie Rousseau, gelungen, die Schönheit der Natur und die Empfindungen, welche sie in der Brust des Menschen hervorruft, in ihr abzuspiegeln. Er zuerst wußte Licht und Leben, den Duft und die Farbe der Landschaft in sie einzuführen; er wußte ihr nicht minder für die heitere Freude und den jähen Schrecken, für das laute Entzücken und die stille Rührung, für die süße Wehmuth und den seligen Frieden, kurz für alle die mannigfach wechselnden Stimmungen, welche der Anblick der Natur in uns erregt, den entsprechenden Ausdruck abzugewinnen. Mochte sie immerhin nicht selten dem Gesetze und der Regel wider-

sprechen, das malerische Gewand, in welchem sie auftrat, verdeckte die Mängel; ließ der Ausdruck gar oft eine klare und reine Fassung, der Bau der Rede die strenge Gliederung vermissen, die Fehler der Zeichnung verschwanden in dem warmen und reichen Colorit. Zwar erinnerten Manche, daß sich für die Prosa nicht eigne, was in der Poesie am Orte sei. Doch konnten die Bedenken Einzelner die allgemeine Befriedigung nicht erheblich stören; man empfand die poetische Wirkung grade deshalb um so stärker, weil sie ohne Anwendung der üblichen poetischen Formen und Hülfsmittel erreicht wurde.

Wie stark und erfreulich der Eindruck aber auch war, welchen die Dichtung durch Sprache und Inhalt machte, nachhaltig und fruchtbar erwies er sich zunächst nicht. Der Beifallssturm, mit welchem sie bei ihrem Erscheinen begrüßt wurde, war bald verrauscht; nicht lange, und man sprach kaum noch von der überraschenden Erscheinung, die eben erst die gesammte literarisch gebildete Welt in die höchste Aufregung versetzt hatte. Rousseau selbst gestand einige Jahre später, daß sein Roman „todt und begraben" sei. Doch sprach er zugleich die zuversichtliche Erwartung aus, daß er „demnächst wieder auferstehen werde". Auch hat ihn diese Hoffnung nicht getäuscht; es kam allerdings die Zeit, wo sein Werk aus der Vergessenheit, welcher es anheimgefallen, heraustrat, und dann die ganze Wirkung übte, deren es fähig war. Im Grunde freilich hatte es nie aufgehört, die ihm einwohnende Lebenskraft zu bethätigen. Die älteren Zeitgenossen Rousseau's, welche überhaupt auf seine Geistesrichtung, in Folge ihrer eigenthümlichen Bildung und Denkweise, kaum tiefer einzugehen vermochten, nahmen auch an seinem Romane ein nur vorübergehendes Interesse. Um so lebhafter und dauernder war der Antheil, welcher ihm von Seiten der heranwachsenden Jugend gewidmet wurde. In ihrem Kreise lebte er fort, als er schon längst gestorben schien; in ihm fand er unausgesetzt zahlreiche, nicht selten begeisterte Leser. Auch gingen aus ihrer Mitte die Schriftsteller hervor, welche durch ihn zur Nachahmung angeregt, ihr Vorbild nicht nur erreichten, sondern zuweilen selbst übertrafen. Es mag hier genügen, an die drei großen Namen zu erinnern, deren Träger man als die Vorläufer der neufranzösischen Romantik zu betrachten pflegt, an Bernardin de St. Pierre, Mad. de Stael und Chateaubriand. Der Roman Delphine, durch welchen Mad. de Stael ihren Ruf auf dem Gebiete der schönen Literatur begründete, schließt sich in Form und Inhalt enge, man darf wohl sagen, gar zu treu an die Neue Heloise an. Wichtiger ist, daß die hohe, wenn auch in mancher Rücksicht excentrische Auffassung des Weibes, welche sie in ihrem Leben, wie in ihren Schriften zur Geltung brachte, durch die idealen Frauengestalten Rousseau's zwar nicht grade begründet,

wohl aber genährt und entwickelt wurde. Ebensowenig läßt sich der große Einfluß verkennen, welchen seine Dichtung auf die genannten reichbegabten Männer ausgeübt hat. Die herrlichen Naturschilderungen, welchen wir in ihren Werken begegnen, die reizenden Seelengemälde, welche sie vor uns aufrollen, ihre zarten, warm und innig empfundenen Bilder der Liebe und Freundschaft, wir verdanken sie ohne Zweifel zunächst ihrem eigenen eingeborenen Genius, aber in zweiter Linie doch auch dem Umstande, daß sich derselbe an dem Rousseau'schen Geiste entzünden, von ihm Ziel und Richtung seiner schöpferischen Thätigkeit entnehmen durfte.

V.

Noch war der laute Beifall, welcher den Roman Rousseau's bei seinem Eintritte in die Welt empfing, nicht verklungen, als schon zwei weitere Schriften, bestimmt, seinen Namen ruhmgekrönt durch alle civilisirten Lande zu tragen, ihrer Veröffentlichung entgegen sahen. Eine Weile schien es indeß, als ob er selbst sie nicht mehr erleben solle; ein heftiger Krankheitsanfall, von welchem er (im Sommer 1761) ergriffen wurde, drohte, einen tödtlichen Ausgang zu nehmen. Er hatte sich, seitdem er in Montmorency wohnte, trotz der gesunden Luft, die dort weht, selten oder nie wohlbefunden. Es war vielmehr mit dem alten Uebel, an welchem er nun bereits manche Jahre laborirte, vielleicht in Folge des schlechten Wassers, beständig schlimmer geworden. In der Regel freilich bot dieser leidende Zustand, wie lästig und peinlich er auch zu Zeiten sein mochte, keinen Grund zu ernster Besorgniß. Hin und wieder aber steigerten sich die Schmerzen in einem Grade, daß der Patient seinen Tod erwarten zu müssen glaubte. Auch dies Mal zweifelte er nicht, daß es mit dem Leben zu Ende gehe. Er nahm daher von seinen Freunden förmlich Abschied, indem er ihnen zugleich die Aufträge ertheilte, welche er nach seinem Tode erledigt zu sehen wünschte.

Zwei Dinge waren es, die ihm in diesem kritischen Augenblicke vorzugsweise am Herzen lagen: das Schicksal seiner, zum Theil noch ungedruckten Schriften, von welchen das Urtheil der Nachwelt über ihn voraussichtlich abhing, und die Zukunft seiner Therese, die allerdings nach seinem Hingange sehr ungewiß erscheinen mußte. Er hatte sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane beschäftigt, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu veranstalten, die Alles enthalten sollte, was er für wirklich werthvoll, und darum für geeignet hielt, ihm bei den kommenden Geschlechtern ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Ueberzeugt, daß er unter seinen Zeitgenossen nicht die An-

erkennung finden werde, welche er zu verdienen meinte, vielmehr ernstlich besorgt, daß seine Gegner ihren ganzen Einfluß aufbieten würden, um den Werth seiner Leistungen möglichst herabzusetzen, wollte er wenigstens die Nachwelt, soviel an ihm lag, in den Stand setzen, über ihn und seine Wirksamkeit ein gerechteres und günstigeres Urtheil zu fällen. Daß er nun diesem Vorhaben, dessen Ausführung durch die Rücksicht auf seine persönliche Ehre, wie auf das Interesse der Wahrheit so dringend geboten erschien, entsagen müsse, war ein schmerzlicher Gedanke, der ihn im Angesichte des Todes in hohem Grade beunruhigte. Zwar hätte sich vielleicht von den Schriftstellern des Landes, in welchem er lebte, der Eine oder Andere bereit erklärt, zu übernehmen, was ihm selbst unmöglich geworden. Indeß konnte er sich nicht entschließen, ihre Mitwirkung in Anspruch zu nehmen; es fand sich unter ihnen eben Keiner, dem er das nöthige Vertrauen hätte schenken mögen. Durfte er überhaupt bei irgend Jemandem die Hingebung und Zuverlässigkeit voraussetzen, auf welche es in diesem Falle ankam, so waren es seine jugendlichen Freunde und Landsleute Moultou und Roustan. Auch beeilte sich der Erstere, als ihm Rousseau die künftige Leitung des projektirten Unternehmens antrug, seiner Aufforderung bereitwillig zu entsprechen [65]).

So in etwa über die eigene Zukunft, sofern sie noch der irdischen Sphäre angehörte, beruhigt, mochte er leichteren Herzens auch für die seiner bisherigen Lebensgefährtin die geeigneten Vorkehrungen treffen. Nach reiflicher Erwägung schien es ihm das Beste, sie dem Schutze und der Fürsorge der Marschallin zu empfehlen. Man wird die Zeilen, welche er zu dem Ende an diese richtete, nicht ohne Interesse lesen; geschrieben in einem Augenblicke, wo er sich am Rande des Grabes glaubte, geben sie ein unanfechtbares Zeugniß von der warmen und aufrichtigen Zuneigung, die er für die ihm näher Stehenden hegte. „Wohl hätte er“ — so beginnt die Zuschrift — der Freundin noch Vieles zu sagen, bevor er von ihr scheidet. Doch die Zeit drängt; er muß seine Beichte abkürzen, muß eilen, ihrem wohlwollenden Herzen sein letztes Geheimniß anzuvertrauen. Möge sie denn erfahren, was er ihr bis dahin nicht zu offenbaren wagte: er hat eine Reihe von Jahren hindurch mit dem armen Mädchen, welches bei ihm wohnt, in der größten Intimität gelebt. Zwar ist er, seitdem er sich nach Montmorency zurückgezogen, durch seinen leidenden Zustand genöthigt worden, mit ihr wie mit einer Schwester zu verkehren. Doch hat sich seine Liebe zu ihr keineswegs vermindert, und würde ihn, dürfte er nicht auf die Freundin zählen, der Gedanke, sie ohne Hülfsquellen zurückzulassen, im letzten Augenblicke mit bitterem Schmerze erfüllen. Ist sie auch nicht durch das Band der Ehe

mit ihm verbunden, ihr gutes Herz, ihre aufrichtige Zuneigung, ihre seltene Uneigennützigkeit und ihre fleckenlose Treue haben ihn stets vermocht, sie als sein Weib zu lieben und zu ehren. Leider sind die fünf Kinder, welche aus der Verbindung mit ihr entsprossen, dem Findelhause übergeben, und dabei alle Vorsichtsmaßregeln versäumt worden, die eine spätere Wiedererkennung hätten ermöglichen können. Das Bewußtsein dieser unverzeihlichen Nachlässigkeit stört seine Ruhe schon seit manchen Jahren, doch er wird zu seinem und der Mutter tiefstem Schmerze sterben, ohne daß er im Stande wäre, sie wieder gut zu machen. Nur in Betreff des ältesten Kindes bleibt noch einige Aussicht; ihm hat er eine Marke mit auf den Weg gegeben, deren Doublette noch in seinem Besitze ist. Gelänge es, mittelst ihrer dasselbe aufzufinden, so würde damit das Glück seiner zärtlichen Mutter begründet werden. Indeß er zweifelt daran, und wagt es nicht, diesen Trost mit sich zu nehmen. Wohl aber kann er, was die Zukunft der Mutter angeht, in Frieden sterben. Weiß er doch, daß er der Freundschaft der Marschallin und ihres Gemahls vertrauen darf. Gewiß werden sie sich der Verlassenen um seinetwillen annehmen; es kommt nur darauf an, daß er ihnen sagt, wie sie mit Rücksicht auf ihre Lage und ihren Charakter am Besten für sie sorgen können". — Nachdem er dann diese Frage eingehend erörtert, schließt er mit den Worten: „Sie sehen, Madame, mit welchem Vertrauen ich mein Herz vor Ihnen ausschütte. Schon ist die ganze übrige Welt in meinen Augen nichts mehr. Mein Herz, welches Sie aufrichtig liebt, lebt nur noch für Sie, für den Marschall und für das arme Kind. Lebt wohl, theure Freunde; denket zuweilen in Liebe an mich; was mich betrifft, so hoffe ich, euch auch noch im Jenseits zu lieben. Doch wie es sich auch mit diesem dunklen und furchtbaren Geheimnisse verhalte, in welcher Stunde der Tod mich überraschen mag, ich bin gewiß, daß ich in dem Augenblicke, wo er mir naht, eurer gedenken werde"[66]).

Glücklicher Weise stellte sich bald heraus, daß er den Besuch des unheimlichen Gastes ohne Noth befürchtet hatte. Die Gefahr ging vorüber, wenn auch der leidende Zustand im Wesentlichen derselbe blieb. Rousseau durfte die Freundin der Sorge, welche sie für den Fall seines Todes bereitwillig übernommen, wieder entbinden. Sie selbst aber vergaß nicht, was er ihr in seinen vermeintlich letzten Stunden mitgetheilt, und blieb auch nach seiner Herstellung des Wunsches eingedenk, welchen er in Betreff seines Kindes ausgesprochen hatte. In der Hoffnung, denselben vielleicht erfüllen zu können, ließ sie sich die noch vorhandene Marke geben, und durch ihren vertrauten Kammerdiener die geeigneten Nachfragen anstellen. Auch war sie, als die ersten Versuche nicht sogleich zum Ziele führten,

bereit, ihre Bemühungen fortzusetzen. Rousseau indeß bat dringend, dieselben aufzugeben. „Ich sehe“, schreibt er, „mit Bedauern, wie sehr Sie es sich angelegen sein lassen, meinen Fehler wieder gut zu machen, aber ich fühle, daß es zu spät ist, daß ich meine Maßregeln schlecht getroffen habe. Es ist in der Ordnung, daß ich die Strafe meiner Nachlässigkeit trage. Auch würde mir selbst ein günstiger Erfolg Ihrer Nachforschungen keine reine und volle Befriedigung mehr gewähren können. Wenn ich mich für die Sache interessirte, so geschah es weniger meinet-, als einer Anderen wegen. Es ist aber bei ihrem leicht zu beherrschenden Charakter keineswegs gewiß, daß nicht, was sie schon ganz ausgebildet vorgefunden hätte, für sie ein unheilvolles Geschenk geworden wäre. Es würde mir doch recht hart gewesen sein, sie vielleicht als das Opfer eines Henkers zurückzulassen“. — Man darf diesen, allerdings ungehörigen Ausdruck nicht, wie es wohl geschehen, zu sehr betonen; er ist ohne Zweifel das Produkt einer krankhaften Aufregung, welche die Worte nicht grade wählt. Die Besorgniß selbst, welche sich in ihm ausspricht, war nicht so ganz grundlos; die Entwicklung des schon in jungen Jahren sich selbst überlassenen Knaben mochte leicht zu bedenklichen Resultaten geführt haben.

Freilich hätte sich wahre Elternliebe durch diese Möglichkeit nicht abhalten, sondern eher noch anspornen lassen, an dem vielleicht verlorenen Sohne ihre wohlthätige Wirksamkeit zu erproben. Sie fehlte indeß; Rousseau selbst erkennt das an, meint aber, es habe nicht füglich anders sein können. „Die lange Trennung von einem Kinde, welches man noch nicht kennt, schwächt und vernichtet endlich die natürlichen Empfindungen seiner Eltern; die Liebe zu ihm stirbt allmälig, wenn sie nicht durch die Gewohnheit eines beständigen Umganges genährt wird“. Ohne Frage ist dem so, und man kann es am Ende nicht auffallend finden, daß eine Zuneigung, die sich gleich Anfangs so schwach erwiesen, später keine größere Stärke gewann. Was sie aber nicht vermochte, dazu hätte ihn, dünkt uns, das Bewußtsein der Pflicht bestimmen sollen. Auch „die Ungewißheit, ob das Kind, welches man ihm als das seinige vorstellen würde, nicht doch vielleicht einem Anderen angehöre“, durfte ihn von ihrer Erfüllung nicht abhalten. Mochte sie immerhin, wie er befürchtete, „sein Herz zusammenziehen“, ihn nicht dazu kommen lassen, „den ganzen Reiz des wahren natürlichen Gefühls zu empfinden“, es galt, eine alte Schuld zu sühnen, die er in jugendlichem Leichtsinne auf sich geladen. Daß er die Aussicht dazu, nach dem er sie eben erst selbst eröffnet, nun wieder von sich wies, zeigt leider deutlich genug, daß die egoistische Rücksicht auf das eigene Behagen mehr über ihn vermochte, als die Regungen des Herzens und die Stimme des Gewissens. Der leidende Zustand,

in welchem er sich befand, sowie die Ueberzeugung, daß Therese der Aufgabe, welche ihr nach seinem baldigen Tode obliegen werde, nicht gewachsen sei, mag sein Verhalten in etwa entschuldigen, rechtfertigen läßt es sich auf keine Weise [67]).

Man sieht übrigens aus dem eben erzählten Vorgange, daß sein Verhältniß zu den Luxembourg den freundschaftlichen Charakter bewahrte, welchen es gleich Anfangs gewonnen hatte. In der That wurden diese Beziehungen im Laufe der Zeit immer enger und vertraulicher. Rousseau wenigstens ging mit der ganzen Hingebung auf sie ein, deren er fähig war, und schon fühlte er sich innerlich mehr gebunden, als für seine Ruhe zuträglich sein mochte. Es sind keine bloßen Phrasen, wenn er der Marschallin versichert: „Es vergeht fast keine Stunde am Tage, in welcher Ihr Name in meiner Klause nicht mit Achtung und Rührung ausgesprochen wird", und hinzufügt: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich für meine Erhaltung nicht die nöthige Sorge trage. Sie und Ihr Gemahl haben mir die Liebe zum Leben wiedergegeben; es wird mir theuer sein, so lange Sie Interesse an ihm nehmen". Die Verbindung mit ihnen ist ihm wirklich eine Herzenssache; die tiefe Sehnsucht nach Freundschaft, welche ihn in seiner Einsamkeit beständig erfüllt, findet in ihr die nothwendige Befriedigung. Je länger sie besteht, um so weniger kann er sie entbehren; und je mehr er sich in sie einlebt, um so peinlicher wird die Unruhe, wenn sie irgend eine Störung zu erfahren scheint. Zwar weiß er sehr wohl, daß die Freunde anderweitig zu sehr in Anspruch genommen sind, als daß sie ihm in jedem Augenblicke zur Verfügung stehen könnten. Auch verlangt er das nicht; es genügt ihm schon, wenn er glauben darf, daß sie seiner zuweilen gedenken. Lassen freilich die Beweise ihrer andauernden Theilnahme zu lange auf sich warten, so ergreift ihn ängstliche Sorge, die sich in dringenden Mahnungen Luft macht. Der Marschall, welcher nicht immer wissen mochte, was er schreiben solle, verfiel auf eine sinnige Auskunft. Er schickte von Zeit zu Zeit ein weißes Blatt, welches den besorgten Freund vollkommen beruhigte, und ihm zuweilen Anlaß zu einer recht humoristischen Erwiederung gab. Seine Gemahlin, scheint es, mochte sich dieses bequemen Expediens nicht bedienen, obgleich ihr Rousseau wiederholt den Gebrauch desselben anempfahl. Sie schrieb deshalb nicht öfter, und brachte ihn durch ihr längeres Schweigen hin und wieder fast zur Verzweiflung. Traf dann endlich ein Brief von ihr ein, so war die Freude allerdings um so größer, falls er nicht, was doch immer noch vorkam, irgend eine Bemerkung enthielt, welche Anstoß erregte und zu mehr oder minder gereizten Erörterungen führte [68]).

Eben so sehnsüchtig, wie den Briefen der Freunde, sah er der Zeit entgegen, wo ihre Anwesenheit auf dem Lande den persönlichen Verkehr mit ihnen möglich machte. „Heute“, schreibt er wohl, „weht ein starker Wind, welcher mir große Freude macht. Winde dieser Art sind die Vorläufer des Frühlings, der für mich mit dem Tage Ihrer Ankunft beginnt. Ihm, scheint es, treibe ich bei dem Sturme mit vollen Segeln zu“. Doch wie nahe er auch ist, für seine Ungeduld liegt er immer noch in zu weiter Ferne. „Sie rechnen nach Tagen, Madame, ich aber nach Stunden; darum erscheint mir die Zwischenzeit 24mal länger, als Ihnen“. Er kann den Augenblick kaum erwarten, wo seine „süßeste Hoffnung“ sich erfüllen, wo es ihm wieder vergönnt sein wird, „einige Stunden des Tages in traulichem Geplauder mit den Freunden zu verleben“. Diese frohe Aussicht hebt selbst über die Leiden und Schmerzen der Gegenwart hinaus. „Kommen Sie bald“, ruft er aus; „habe ich Sie und den Marschall erst wieder gesehen, so werde ich, in welcher Lage ich mich auch befinde, mit zufriedenem Herzen den Lobgesang Simeon's anstimmen“ [69]).

Freilich blieb, wenn die ersehnte Zeit herankam, die Freude nicht ungetrübt. Wie angenehm die Besuche im Schlosse sein mochten, sie hatten doch auch ihre unbequeme Seite. Die gewohnte regelmäßige Lebensweise erlitt durch sie manche Störung; die Gene und Aufregung, welche sie mit sich brachten, wirkte nachtheilig auf das Befinden. Zwar war man sorgsam bemüht, Alles fern zu halten, was die Gesundheit oder die gute Laune des Gastes irgendwie gefährden konnte; bereitwillig nahm man jede Rücksicht, welche sein Zustand und seine Sinnesweise zu erfordern schienen. Er gesteht selbst, daß die Aufmerksamkeit, mit welcher er behandelt wurde, „nicht größer und zarter sein konnte“. Dennoch fühlte er sich nicht selten unbehaglich. Abgesehen von gelegentlichen Störungen, die der Natur der Sache nach nicht ganz zu vermeiden waren, trug dazu besonders der Umstand bei, daß es ihm nicht gelingen wollte, zur Dame des Hauses ein völlig befriedigendes Verhältniß zu gewinnen. Wie gerne er auch das unbedingte Vertrauen, welches ihr Gemahl ihm einflößte, auf sie übertragen hätte, es war und blieb ihm unmöglich. Die Scheu und Befangenheit, mit welcher er ihr bei seinem ersten Besuche gegenübergetreten war, wollte eben so wenig weichen, wie das Gefühl, daß er sich auf sie nicht verlassen dürfe. Hatte er auch keinen Grund, an der Aufrichtigkeit ihrer freundschaftlichen Gesinnung zu zweifeln, er konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, daß sie keinen Bestand haben werde. Dieselbe schwand selbst dann nicht ganz, als er, wie wir früher erzählten, in Folge des hinreißenden Eindrucks, welchen die Lektüre der Julie auf sie machte, ihr erklärter

Liebling wurde. Sie regte sich aber um so stärker, als er nach einiger Zeit bemerkte, daß an die Stelle der schwärmerischen Verehrung eine immer kühlere Zurückhaltung trat. Die Wirkung des Romanes, wie groß und nachhaltig sie auch gewesen, verlor doch allmälig ihre Kraft; der Versuch aber, ihn durch den Emil zu ersetzen, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Mochte nun der Inhalt dieses Werkes ihr weniger zusagen, oder die beständige Lektüre sie endlich langweilen, das Interesse der Dame nahm sichtlich ab, und mit ihm zugleich der persönliche Antheil, welchen sie bis dahin für den gefeierten Vorleser an den Tag gelegt. Nicht lange und es kam dahin, daß Rousseau, wenn er sich zur gewohnten Stunde einstellte, ihre früher stets offene Thüre geschlossen fand. Der vertrauliche Umgang, dessen sie ihn eine Zeit lang gewürdigt, fiel mehr und mehr weg, bald sah er sie kaum noch anders als bei Tische. Auch hier sprach sie nur wenig mit ihm, schien es auch nicht zu bemerken, wenn er den Ehrenplatz an ihrer Seite, weil er ihm nicht mehr angeboten wurde, mit einem anderen vertauschte.

Er wurde durch diese auffallende Kälte und Gleichgültigkeit um so mehr beunruhigt, da er sich dieselbe nicht genügend zu erklären wußte. Kein Zweifel, die Freundin war piquirt, beleidigt; wodurch sie aber verletzt worden, sie sagte es weder, noch konnte er sonstwie darüber in's Klare kommen. Auch glauben wir kaum, daß die einzelnen Umstände und Vorgänge, auf welche er nach längerem Sinnen und Grübeln die eingetretene Aenderung zurückführen zu müssen meinte, sie wirklich veranlaßt haben, wiewohl sie allerdings theilweise geeignet waren, einen nicht grade günstigen Eindruck zu machen. Schwerlich nahm die Marschallin es ihm besonders übel, daß er sich zu ihrem Gemahle mehr hingezogen fühlte, als zu ihr selbst, wenn es auch von seiner Seite mindestens überflüssig war, diese Vorliebe ihr gegenüber ausdrücklich zu betonen. Sie wird ihm ebensowenig den unzeitigen Kuß verargt haben, welchen er ihrer hübschen zehnjährigen Enkelin, als diese ihm zufällig begegnete, und er im Augenblick nicht wußte, wie er sie anders begrüßen sollte, aus reiner Verlegenheit anbot. Nicht weniger grundlos erscheint uns die Annahme, daß sie die Auszeichnung, welche er ihr dadurch zu erweisen beabsichtigte, daß er nur in die für sie bestimmte Copie der Heloise die Abenteuer des Mylord Eduard aufnahm, als eine Beleidigung empfunden habe. Hätte sie wirklich, wie er später vermuthete, in der dort geschilderten Marquise ihr, in manchen Zügen entsprechendes Gegenbild gefunden, so würde sie sich ohne Zweifel entschiedener von ihm abgewandt haben, als sie es that. Ob sie eitel genug war, es ihm zum Verbrechen anzurechnen, daß er ein „abscheuliches“ Portrait aus Gefälligkeit gegen den Maler für „wohlgetroffen“ erklärte, mag

dahin gestellt bleiben. Glaublicher ist, daß sie sich durch die Zuschrift verletzt fühlte, in welcher er dem Minister Silhouette, als derselbe durch die Machinationen der in ihren Interessen bedrohten Steuerpächter aus dem Amte verdrängt wurde, seine bewundernde Anerkennung aussprach. Gehörte sie doch auch, freilich ohne daß Rousseau es wußte, zu jenen „elenden Geldmenschen", die der Minister hatte vernichten wollen. Noch größeren Anstoß erregte es vielleicht, daß er dem Marschalle einst den Rath gab, sich aus dem Hofleben zurückzuziehen. Ohne Frage war dieser Vorschlag eben so verständig, wie wohlgemeint. Der Marschall hatte eben in den Jahren, in welchen Rousseau mit ihm verkehrte, die nächsten und theuersten Angehörigen verloren; der Tod hatte ihm in kurzen Zwischenräumen seine Schwester, Tochter, seinen einzigen Sohn und Enkel, die letzten Träger seines Namens, entrissen. Zwar ertrug er diese Schicksalsschläge anscheinend mit großer Fassung; innerlich aber beugten sie ihn tief, und der Lebensmuth des schon bejahrten Mannes sank. Seine Kräfte schwanden sichtlich dahin, und war es für ihn jedenfalls rathsam, der Unruhe und den Anstrengungen, welche seine Stellung am Hofe mit sich brachte, aus dem Wege zu gehen. Auch schien er selbst nicht abgeneigt, aufzugeben, woran er bisher weniger aus persönlicher Vorliebe, als im Interesse seiner Familie festgehalten. Seine Gemahlin indeß dachte anders. Sie hatte am Ende nicht so ganz Unrecht, wenn sie Rousseau gegenüber hervorhob, daß eine Aenderung in der gewohnten Lebensweise auf die Stimmung und das Befinden des Marschalls grade jetzt nachtheilig einwirken werde. Doch zweifeln wir kaum, daß die Sorge um ihn sich nur deshalb so stark geltend machte, weil sie selbst die Aussicht, in stiller Zurückgezogenheit leben, und auf ihre bisherige glänzende Rolle verzichten zu müssen, unerträglich fand.

Es fehlte somit nicht an Vorkommnissen, welche, wie geringfügig sie an sich auch sein mochten, das gute Einvernehmen mit der Freundin stören, sie mehr oder weniger verstimmen und zu größerer Vorsicht mahnen konnten. Charakter- und Sinnesweise waren auf beiden Seiten zu verschieden, als daß nicht mannigfache Collisionen hätten eintreten sollen, die dann allmälig zu einer gewissen Entfremdung führten. Doch war dieselbe keineswegs so groß und bedenklich, wie sie es Rousseau hin und wieder zu sein schien. Ohne Zweifel täuschte er sich, wenn er da eine wirkliche Intimität für möglich hielt, wo der Natur der Sache nach nur ein freundschaftliches Verhältniß von äußerlicher Art bestehen konnte. Dieser Irrthum wurde für ihn eine Quelle von peinlichen und doch sehr überflüssigen Sorgen; indem er nicht erreichte, was er zu erlangen wünschte, fürchtete er beständig, auch das zu verlieren, was er wirklich besaß. Wir sehen

nicht, daß die Marschallin die wohlwollende Theilnahme, welche sie ihm von Anfang an entgegenbrachte, später verleugnet hätte; sie nahm sich seiner mit regem Eifer an, so oft sich dazu eine Gelegenheit bot. Daß sie nicht weiter ging, sich ihm nicht unbedingt in die Arme warf, begreift sich. Wie liebenswürdig er sich zu Zeiten erwies, sein Wesen und Benehmen war in der Regel nicht der Art, daß es sie sonderlich anziehen konnte. Der große Schriftsteller mochte ihr imponiren, sie selbst eine Weile in Extase versetzen; der gewöhnliche Mensch, wie er sich im täglichen Umgange zu geben pflegte, schüchtern und unbeholfen, ernst und wortkarg, mußte ihr, der gewandten Welt- und Salondame, langweilig erscheinen. Kein Wunder, daß sie seine Gesellschaft nicht suchte, sondern lieber mit Anderen verkehrte, die ihr eine lebendigere und geistvollere Unterhaltung darboten.

Insoweit hatte Rousseau gewiß Recht, wenn er glaubte, daß die Freundin ihm durch ihre anderweitige Umgebung entfremdet werde. Auch ist es sehr möglich, daß die Ansichten und Urtheile, welche sie in ihrem gesellschaftlichen Kreise über ihn hörte, meist nicht eben günstig lauteten. Er zählte unter den Personen, welche in ihrem Hause aus- und eingingen, nur wenige Freunde; die Mehrzahl war ihm, wenn auch nicht gradezu feindlich gesinnt, doch auch keineswegs gewogen. Dazu kam, daß er selbst in der Familie der Marschallin wenigstens *einen* entschiedenen Gegner hatte. Ihr Bruder zwar, der Herzog von Villeroi, gab ihm mannigfache Beweise einer achtungsvollen Zuneigung; sein Neffe und Erbe aber, der gleichnamige Marquis, theilte das Wohlwollen des Onkels nicht. Rousseau fand das windige, hochfahrende Wesen des jungen Mannes unerträglich, und behandelte ihn deshalb, wenn er mit ihm zusammentraf, mit sichtlicher Kälte. Die Folge war, daß der Marquis ihn nicht leiden konnte, und begierig jede Gelegenheit ergriff, sich an dem stolzen Plebejer zu rächen. Zu seinem Unglücke fehlte es diesem nicht an argen Schwächen, die ein rücksichtsloser Gegner mit Erfolg angreifen mochte. So hatte er sich — wir erzählen den Fall, weil er allerdings charakteristisch ist — durch „einen höchst albernen Kleinmuth" verleiten lassen, aus Rücksicht auf seinen herzoglichen Freund den Namen seines Hundes Duc in Turc umzuwandeln. Der Marquis, welchem diese Aenderung bekannt wurde, beeilte sich, sie bei Tische zur Sprache zu bringen, und wußte Rousseau so in die Enge zu treiben, daß er sich genöthigt sah, die Dummheit vor aller Welt einzugestehen. Natürlich war seine Verlegenheit ebenso groß, wie der Triumph dessen, der sie ihm bereitet hatte.

Ernstere Folgen zog die Abneigung des Marquis nicht nach sich; der junge Fant war doch eine zu unbedeutende Persönlichkeit,

als daß er auf das Verhalten seiner Tante bestimmend hätte einwirken können. Mehr vermochte die Gräfin Boufflers über sie. Wir glauben indeß nicht, daß diese Dame, wie Rousseau in späterer Zeit vermuthete, ihren Einfluß zu seinem Nachtheile geltend gemacht hat. Ob sie wirklich so verliebt war, daß sie seine ablehnende Haltung als eine Kränkung empfand, wissen wir nicht; es will uns scheinen, als ob er in diesem Falle seine persönliche Anziehungskraft überschätzt habe. Eher schon ist anzunehmen, daß sie sich durch die etwas kühle Anerkennung verletzt fühlte, welche er ihrer prosaischen Tragödie zu Theil werden ließ, auch die Bemerkung, daß dieselbe einem wenig bekannten englischen Stücke ähnlich sehe, nicht grade beifällig aufnahm. Doch liegen durchaus keine Thatsachen vor, die zu dem Schlusse berechtigen, daß sie ihm deshalb ihre Gunst entzogen habe, oder gar unter der Hand feindlich entgegen getreten sei. — Ebensowenig möchten wir das von ihrem Namensvetter, dem Abbé, späteren Chevalier de Boufflers, behaupten, wenn auch Rousseau vielleicht einigen Grund hatte, in ihm einen nicht ungefährlichen Rivalen zu erblicken. Zwar konnte der junge Mann keinen Anspruch darauf machen, sich ihm ebenbürtig an die Seite zu stellen; er war zu träge und dem Vergnügen zu sehr ergeben, als daß er trotz seiner großen Begabung etwas Erhebliches hätte leisten sollen. Wohl aber besaß er alle jene kleinen Talente, die es einem geistvollen Manne leicht machen, in der Gesellschaft eine brillante Rolle zu spielen. Er machte recht hübsche Verse, schrieb recht interessante Billets, verstand es auch, auf der Zither zu klimpern und Pastellgemälde anzufertigen. Da er zudem durch sein feines, anmuthiges Wesen zu bestechen, und die Unterhaltung durch Geist und Witz zu beleben wußte, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er unseren unbeholfenen und wortarmen Freund, sobald er im Schlosse erschien, in den Schatten stellte. Auffallend aber ist, daß Rousseau diese Ueberlegenheit der Beachtung werthhielt, und um sie unschädlich zu machen, allen Ernstes darauf ausging, sich der Freundschaft des jungen Elegants zu versichern. Freilich verhinderte dieselbe „Tölpelei“, welche das Bedürfniß zu solcher Annäherung nahe legte, auch ihr Gelingen. Der Abbé war und blieb der Einzige aus der Gesellschaft der Marschallin, welcher ihm nie die mindeste Aufmerksamkeit erwies.

Ihre übrigen Freunde zeigten zwar auch keine Geneigtheit, die seinigen zu werden, nahmen aber doch mehr oder weniger Notiz von ihm. Zu ihnen gehörte u. A. der Parlamentspräsident Henault, bekannt durch zahlreiche Schriften und mehr noch durch seine vortrefflichen Soupers, ein Mann, mit welchem sich schon reden ließ, wenn man der Eitelkeit des Schriftstellers nicht zu nahe trat. Mit

und neben ihm erschien nicht selten seine vieljährige Freundin, die Marquise du Deffand, jene „blinde Hellseherin“, wie Voltaire sie nannte, in deren Salons sich damals die ausgezeichnetsten Männer und Frauen zusammenfanden, um die Orakel zu vernehmen, welche die mit einem klaren und durchdringenden Geiste, aber auch mit einer scharfen und rücksichtslosen Zunge begabte Pythia von sich gab. Als Rousseau sie kennen lernte, bemühte er sich eine Weile, ihr näher zu treten. Ihre Blindheit flößte ihm Mitleiden ein; das große Ansehen aber, dessen sie sich in der literarischen Welt erfreute, ließ ihre Gunst um so wünschenswerther erscheinen, da sie ihre Gegner schonungslos zu verfolgen pflegte. Indeß gab er diese Versuche bald wieder auf; „ihre leidenschaftliche Vorliebe für die geringfügigsten Produktionen der Schöngeister, die große Wichtigkeit, welche sie auch dem unbedeutendsten Wische beilegte, die schneidende Schärfe ihrer Aussprüche, die maßlose Heftigkeit ihrer Sym- und Antipathien, welche ihr nicht gestattete, über irgend etwas anders als in Convulsionen zu sprechen, ihre unglaublichen Vorurtheile und ihre unbesiegbare Hartnäckigkeit, der Enthusiasmus des Unsinns, zu welchem das zähe Festhalten an ihren Ansichten sie fortriß“, das Alles schreckte ihn so zurück, daß er kein Bedenken trug, „lieber die Geißel ihres Hasses, als die Plage ihrer Freundschaft über sich zu nehmen“.

Auch war ihre Zu- oder Abneigung jedenfalls von weit geringerer Bedeutung, als die eines anderen Gastes, welcher sich hin und wieder zum Souper im Schlosse einstellte. Wir meinen den Herzog von Choiseul, der zu dieser Zeit mit seiner mächtigen Hand die Geschicke Frankreichs lenkte. Zwar kam Rousseau mit ihm nicht in persönliche Berührung; doch lag es nur an ihm, wenn sich kein näheres Verhältniß bildete. Der Minister, welchem der Marschall gelegentlich erzählte, wie sein Freund einst in Venedig die Rolle des Diplomaten gespielt, sprach sein Bedauern darüber aus, daß er diese Laufbahn verlassen, erklärte sich auch bereit, ihn zu verwenden, falls er in dieselbe wieder eintreten wolle. Rousseau fühlte sich durch sein Anerbieten nicht wenig geschmeichelt. Er gesteht, daß er, hätte sein leidender Zustand erlaubt, an so etwas zu denken, vielleicht trotz seiner Grundsätze und Entschlüsse darauf eingegangen wäre. Wie eitel ihm auch die Dinge dieser Welt erschienen, es gab doch Zeiten, in welchen der Ehrgeiz in ihm rege ward. Die Aussicht, unter den Auspizien Choiseul's vielleicht eine ehrenvolle und einflußreiche Stellung zu erlangen, war um so verführerischer, da er von dessen Fähigkeiten und Leistungen eine sehr hohe Meinung hatte. Namentlich schien ihm der berühmte Familienvertrag, welchen dieser Minister zwischen den bourbonischen Höfen zu Stande gebracht, einen Staatsmann ersten Ranges zu verrathen. Auch glaubte er von ihm er-

warten zu dürfen, daß er zum Wohle Frankreichs und zu seiner eigenen Genugthuung die Herrschaft der Pompadour stürzen werde. Er wußte eben nicht, wie enge die allmächtige Maitresse und der leitende Minister mit einander verbunden waren. Er kannte ebenso wenig den wahren Charakter, die frivolen Neigungen und beschränkten Gesichtspunkte des Letzteren. Gewiß würde er sich sehr enttäuscht gesehen haben, wenn er Gelegenheit gefunden hätte, die persönliche Bedeutung des Mannes und die Tragweite seiner Bestrebungen nach ihrem wirklichen Werthe zu schätzen.

Andrerseits würde er freilich durch eine engere Verbindung mit ihm wohl vor der Katastrophe bewahrt geblieben sein, welche in nächster Zeit über ihn hereinbrach. Es wurde schon früher gelegentlich erwähnt, daß die Marschallin, als ihr Rousseau seinen Emil vorgelesen, ihn drängte, ihr die Sorge für den Druck desselben zu überlassen. Ohne Zweifel hatte sie dabei die besten Absichten; überzeugt, daß er bisher für seine Schriften nicht angemessen honorirt worden, hoffte sie durch ihren Einfluß einen coulanteren Verleger zu gewinnen. Auch wußte sie ihm ihren Vorschlag so plausibel zu machen, daß er nicht füglich umhin konnte, ihn anzunehmen. Doch knüpfte er seine Zustimmung an die ausdrückliche Bedingung, daß das Werk nicht in Frankreich gedruckt werden dürfe. Es schien ihm unmöglich, daß die Censur die dazu nöthige Erlaubniß ertheilen werde, ohne erhebliche Aenderungen zu verlangen. Und er war entschlossen, sein Buch weder verstümmelt, noch auch ohne Genehmigung der gesetzlichen Behörde erscheinen zu lassen. Zwar versicherte die Marschallin, daß dieselbe bei dem Systeme, welches die Regierung eben jetzt in literarischen Dingen befolge, durchaus keine Schwierigkeiten machen werde. Zugleich schrieb der Censor selbst, Herr von Malesherbes, wahrscheinlich auf ihren Antrieb, einen langen Brief, um nachzuweisen, wie grade der Theil des Werkes, welcher dem Verfasser zumeist am Herzen lag, sein religiöses Glaubensbekenntniß, nicht blos „die Billigung des ganzen Menschengeschlechtes verdiene, sondern auch unter den gegebenen Verhältnissen — man betrieb damals die Aufhebung des Jesuitenordens — der Regierung und dem Hofe erwünscht“ sein müsse. War dies die Ansicht des maßgebenden Beamten, so durfte sich Rousseau schon beruhigen, zumal der Druck seines Romanes noch nicht begonnen, er also auch noch nicht die Erfahrung gemacht hatte, daß dieselbe keine genügende Bürgschaft biete. Indeß, wie geeignet sie auch war, seine Besorgnisse zu zerstreuen, sie wollten doch nicht ganz verschwinden. Er hielt daher trotz allen Zu-

redens an der Forderung fest, daß das Werk in Holland gedruckt werde, und die Freundin sah sich, wollte sie anders ihren Plan nicht aufgeben, genöthigt, auf diese Klausel einzugehen.

Es wird sich später zeigen, daß die Bedenken Rousseau's nicht grundlos waren, und er die Lage der Dinge richtiger beurtheilte, als seine hochstehenden Gönner. Inzwischen verging eine geraume Zeit, ohne daß er von dem Schicksale des Manuskriptes, welches er der Marschallin zur Verfügung gestellt, etwas hörte. Dagegen wurden ihm von anderer Seite mehrfach Anträge gemacht, die Herausgabe desselben unter recht günstigen Bedingungen zu übernehmen. Er glaubte sie indeß, mit Rücksicht auf die einmal getroffene Uebereinkunft, nicht ohne die Zustimmung der Freundin annehmen zu dürfen. Madame rieth ab, setzte aber ihre eigenen Bemühungen mit um so größerem Eifer fort. Rousseau erfuhr bald, daß das Geschäft mit dem Pariser Buchhändler Duchesne abgeschlossen sei. Es ließ in pekuniärer Beziehung nichts zu wünschen übrig; ein Honorar von sechstausend Franken, wie es ihm hier geboten wurde, war bis dahin auch für größere Werke selten oder nie gezahlt worden. Er nahm daher keinen Anstand, den Kontrakt, welchen die Marschallin ihm zuschickte, zu unterzeichnen, ohne selbst eine Copie zurückzubehalten. War er doch von derselben Hand geschrieben, deren sich Malesherbes zu seinen Briefen bediente, und konnte es also keinem Zweifel unterliegen, daß er unter den Augen und mit Genehmigung des zuständigen Beamten abgeschlossen wurde. Natürlich setzte Rousseau voraus, daß der Druck, der Verabredung gemäß, im Auslande statthaben werde. Doch bemerkte er bald zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß dem keineswegs so sei. Zwar hatte Duchesne den Amsterdamer Buchhändler Neaulme zu dem Unternehmen hinzugezogen. Die Uebereinkunft aber, welche Beide getroffen, ging dahin, zwei parallele Ausgaben zu veranstalten, von welchen die eine in Paris angefertigt, die andere dieser in Holland nachgedruckt werden sollte. Rousseau wußte von dieser Anordnung nichts; sie wurde ihm erst bekannt, als man bereits begonnen hatte, sie auszuführen. Daß er nachträglich gegen sie protestirte, half ihm wenig; wollte er sein Werk nicht in einer höchst fehlerhaften Gestalt erscheinen lassen, so mußte er die Probebogen schon corrigiren, welche ihm aus der Pariser Presse zugingen. [70])

Auch fand er sich in das Unvermeidliche um so leichter, da die selbstverständliche Zustimmung des Censors alle etwaigen Besorgnisse fern hielt. Auffallend aber schien es, daß der Druck so langsam von Statten ging, obgleich es offenbar in dem Interesse der Betheiligten lag, ihn möglichst zu beschleunigen. Duchesne schickte von Zeit zu Zeit Druckproben zur Auswahl; war diese dann getroffen,

so schickte er, statt anzufangen, wieder andere. Als man endlich über Format, Lettern u. s. w. einig, und schon einige Bogen gedruckt waren, begann er, wenn irgend eine leichte Aenderung vorgenommen wurde, das Ganze von Neuem, so daß man nach Ablauf eines halben Jahres kaum weiter vorgerückt war, als am ersten Tage. Rousseau mochte mahnen, drängen, schelten, wie er wollte, man ging deshalb nicht schneller vor, ließ sich auch trotz des gereizten Tones, welchen er allmälig anschlug, nicht herbei, ihm die Ursache der fortdauernden Zögerung mitzutheilen. Kein Wunder, wenn er dem Gedanken Raum gab, daß man das so lässig betriebene Unternehmen nicht ausführen könne oder wolle. Diese Ansicht befestigte sich um so mehr, je länger die Sache sich hinauszog; sie wurde endlich zur Gewißheit, als der Druck plötzlich ganz in's Stocken gerieth, ohne daß er den Grund zu erfahren vermochte. Es schien ihm ausgemacht: die Veröffentlichung seines letzten und besten Werkes war auf ernste Hindernisse gestoßen, die ihm vielleicht den Untergang drohten. Freilich wußte er nicht, von wo sie ausgingen, noch welcher Art sie sein mochten. Aber eben die Ungewißheit gestattete der leicht erregten Phantasie, die unbekannten Gefahren in den dunkelsten Farben auszumalen. Es kam nur darauf an, daß sich ihr ein bestimmter Anhaltspunkt darbot, an welchen sie die Fäden ihres Gespinnstes anknüpfen konnte. Und ein solcher fand sich bald.[71])

Rousseau hörte zufällig, daß der Pater Griffet, ein durch zahlreiche Schriften bekannter Jesuit, nicht blos von dem Emil gesprochen, sondern auch ganze Stellen daraus angeführt habe. „Sofort leuchtet die Phantasie wie ein Blitz auf, um ihm das ganze Geheimniß der Unredlichkeit zu enthüllen; er sieht ihren Gang so klar und deutlich vor sich, als wenn er ihm speziell offenbart worden wäre." Kein Zweifel, die Jesuiten, wüthend über den geringschätzigen Ton, in welchem er von ihren Collegien gesprochen, haben sich seines Manuscriptes bemächtigt, und sie sind es, die den Druck desselben aufhalten. Bekannt mit seinem gegenwärtigen Zustande, wollen sie die Herausgabe des Werkes bis zu seinem baldigen Tode verzögern, in der Absicht, dasselbe dann nach Belieben zu entstellen, und so in ihrem Interesse dem Verfasser Ansichten unterzuschieben, welche nicht die seinigen waren. Zwar konnte diese Vermuthung auf den ersten Blick wunderlich oder gewagt erscheinen; ließ man sie aber einmal zu, so gab es eine „erstaunliche Menge von Umständen und Thatsachen", welche sie nicht nur wahrscheinlich machten, sondern zur vollen Evidenz erhoben. War nicht der Buchhändler Guerin, welcher die Bekanntschaft Rousseau's mit Neaulme vermittelt, der auch den Vertrag mit Duchesne zu Stande gebracht und bei der Ausführung fortwährend die Hand im Spiele hatte, ein ergebener An-

hänger der Jesuiten? Gewiß hatten sie durch ihn die nöthige Einsicht in das Manuscript erlangt, und es mit seiner Hülfe möglich gemacht, den Druck aufzuhalten. Freilich hegte der Mann, unter dessen schützender Aegide das Unternehmen stand, keine Sympathien für sie. Von seinem Vater aber, dem Kanzler Malesherbes, war es bekannt, daß er zu ihren entschiedenen Verehrern gehörte. Die Besorgniß lag nahe, daß der Sohn sich durch ihn habe einschüchtern und bestimmen lassen, das Werk den Gegnern Preis zu geben. Hatte er doch selbst gelegentlich geäußert, daß der Abbé de Grave, welchen er mit der Aufsicht über den Druck betraut, ein Partisan der Jesuiten sei. Es fehlte dem Orden somit nicht an Mitteln und Wegen, um in gewohnter Weise, langsam und unvermerkt, seine unheilvollen Absichten durchzuführen. Allerdings mochte es fraglich erscheinen, ob er solche wirklich verfolge. Durfte er Rousseau auch nicht zu seinen Freunden zählen, so konnte er in ihm doch ebenso wenig einen erklärten Feind erblicken. Die Zuneigung, welche er ihm in jungen Jahren eingeflößt, hatte sich auch später nie ganz verleugnet, und vor wie nach standen einzelne seiner Mitglieder mit ihm in näherem Verkehre. Indeß wie cordial diese persönlichen Beziehungen auch waren, Rousseau glaubte zu bemerken, daß die frommen Väter ihm trotz des Anscheines vom Gegentheile nicht grade gewogen waren. Vermuthlich waren sie scharfsichtig genug, um einzusehen, daß seine religiösen Grundsätze sich mit ihren Maximen weniger vertrugen, und ihr Ansehen ernstlicher gefährdeten, als der fanatische Unglaube seiner schriftstellernden Collegen.

Wohl glaublich daher, daß sie die Gelegenheit, einen gefährlichen Gegner nicht nur unschädlich, sondern sich vielleicht gar dienstbar zu machen, nicht unbenutzt lassen würden. Freilich war doch andrerseits kaum anzunehmen, daß sie zu einer Zeit, wo sie, am Vorabende ihres Unterganges, alle zu Gebote stehende Kraft zu ihrer eigenen Vertheidigung verwenden mußten, sich um die Unterdrückung eines Buches bemühen sollten, in welchem von ihnen nur ganz beiläufig die Rede war. Rousseau verschloß sich dieser nahe liegenden Erwägung zwar nicht, aber sie machte ihn in seiner Ansicht keineswegs irre. Er wollte an die Gefahr, in welcher sich der Orden befand, nicht glauben, hielt vielmehr dafür, daß die darüber umlaufenden Gerüchte von ihm selbst verbreitet würden, um die Gegner einzuschläfern. Seine bisherigen Erfolge, welche sich nie verleugnet, gaben ihm eine so hohe Vorstellung von seiner Macht, daß er schon im Voraus die Demüthigung des Parlamentes, welches den Kampf gegen ihn aufgenommen, beklagte. Wußte er doch, daß Herr von Choiseul unter der Leitung der Jesuiten seine Studien gemacht hatte, daß die Pompadour mit ihnen auf keinem schlechten Fuße stand und

ihre Verbindung mit den Höflingen und Ministern den Einen wie den Anderen stets vortheilhaft erschienen war. Was konnten sie unter diesen Umständen zu fürchten haben, zumal sich der Hof allem Anscheine nach durchaus gleichgültig verhielt? Mochte das Parlament ihn immerhin mit aller Macht bekämpfen, es war nicht stark genug, den Bestand des Ordens irgendwie zu erschüttern. Rousseau sah in der Unthätigkeit des Hofes eine sichere Bürgschaft dafür, daß derselbe vollkommen ruhig und des Sieges gewiß sein durfte. Auch zweifelte er nicht, daß er in nächster Zeit Jansenismus, Parlament, Encyclopädisten, kurz Alles, was sich nicht unter sein Joch beugen wolle, vernichten werde. Stand es aber so, dann hing freilich auch das Schicksal des Emil von seinem Ermessen ab; er konnte das Buch nach Belieben entweder beseitigen, oder so umgestalten, daß es für ihn eine neue, durch den Namen des Verfassers höchst wirksame Waffe abgab.

Gewiß eine erschreckende Aussicht für einen Schriftsteller, dem nichts mehr am Herzen lag, als daß der Inhalt seiner Ueberzeugungen der Nachwelt treu und unverfälscht überliefert werde. Auch brachte sie Rousseau fast zur Verzweiflung, da sich trotz allen Nachdenkens kein Mittel finden wollte, dem drohenden Unheile in wirksamer Weise vorzubauen. Das Manuscript war einmal aus der Hand gegeben und, wie die Dinge standen, schwerlich wieder zu erlangen. Eine neue Abschrift anzufertigen, erforderte zu viel Zeit und Mühe, als daß er daran hätte denken können. War doch eben jetzt eine so bedenkliche Verschlimmerung seines Zustandes eingetreten, daß die kaum beschwichtigte Furcht vor einem nahen Tode von Neuem und in größerer Stärke wieder auflebte. Schien es aber unmöglich, das ganze Werk zu copiren, so konnte doch der Abschnitt, welcher die Darstellung seiner religiösen Ansichten enthielt, und wie seiner Meinung nach der wichtigste, so auch der am meisten bedrohte war, gegen die zu erwartende Fälschung sicher gestellt werden. Er ging daher sofort an die Arbeit. Die Besorgniß, daß es zu ihrer Vollendung an Zeit fehlen möchte, beflügelte die Feder; bald war die neue Reinschrift fertig und kam es nur noch darauf an, sie unbemerkt in zuverlässige Hände zu bringen. Wieder wandte sich sein Blick nach Genf, auf die beiden jungen Freunde, welche sich vor Kurzem erst bereit gezeigt, seinen letzten Willen zu erfüllen. Ihnen glaubte er auch jetzt das Manuscript und den Schutz seiner Ehre anvertrauen zu dürfen.

Doch kamen sie nicht in den Fall, der dringenden Aufforderung, welche er zu dem Ende an sie richtete, entsprechen zu müssen. Er konnte ihnen schon in einer Nachschrift mittheilen, daß „bei näherer Untersuchung Alles dazu beitrage, ihm einen unzeitigen Verdacht zu

benehmen". Es war den vereinten Bemühungen der Marschallin und des Censors gelungen, ihn zu überzeugen, daß er Gespenster gesehen, und einem absichtlichen Betruge zugeschrieben habe, was nur die Folge zufälliger Umstände gewesen. Kaum hatte er seinen Irrthum erkannt, als auch die unbegründete Beschuldigung Anderer in eine schonungslose Selbstanklage umschlug. „Seit sechs Wochen", schreibt er, „begehe ich nur Ungerechtigkeiten, ersinne ich nur Verleumdungen gegen zwei ehrenwerthe Männer, von welchen dem einen nur einige unfreiwillige Verzögerungen zur Last fallen, während der andere lediglich durch den edlen und selbstlosen Eifer im Unrechte ist, welchen ich mit dem Vorwurfe der Schurkerei vergolten habe". Er begreift nicht, „welche Verblendung, welche trübe Stimmung, die das furchtbare Leiden in der Einsamkeit hervorgerufen, ihn dieses Gewebe von Abscheulichkeiten zur Beschimpfung Anderer, wie zu seiner eigenen Schmach, hat erfinden lassen". Aber er weiß, „daß sein Benehmen keine Entschuldigung zuläßt, daß er sich durch dasselbe verächtlich gemacht und jeden Anspruch auf die Werthschätzung der Freunde verwirkt hat" [72]). — Vielleicht ging er in dieser Anklage ebenso zu weit, wie in dem Argwohne, welchen sie sühnen sollte. Gewiß lag den Betheiligten die Absicht fern, sein Werk den Gegnern zu überliefern; es gehörte in der That ein zeitweiliger Irrsinn dazu, um an die Realität einer Vision, wie sie ihm vorschwebte, zu glauben. Daß aber die Jesuiten und vermuthlich auch Andere, welche nicht blos durch eine unschuldige Neugierde geleitet wurden, während des Druckes Gelegenheit fanden, von dem Manuscripte Einsicht zu nehmen, läßt sich nicht leugnen. Auch scheint es uns kaum zweifelhaft, daß eben diese vorgängige Kenntniß den Sturm, welcher bald nach seinem Erscheinen über das Buch und seinen Verfasser hereinbrach, wenn nicht hervorrief, so doch beschleunigte.

Rousseau indeß kam, nachdem er seine Vermuthungen einmal aufgegeben hatte, für's Erste wenigstens, nicht mehr auf sie zurück. Schritt auch der wiederbeginnende Druck nicht viel schneller fort, als zuvor, so sah er die Ursache doch lediglich in dem Umstande, daß der Verleger, welcher bis dahin nur Kalender und Operntexte herauszugeben pflegte, dem Unternehmen nicht gewachsen sei, sowie in den unvermeidlichen Zögerungen, die das Hin- und Herschicken der einzelnen Bogen nach und von Amsterdam mit sich brachte. Auch ließ er sich am Ende ruhig gefallen, was er doch nicht zu ändern vermochte. Weniger gleichmüthig nahm er andere Hemmnisse auf, obgleich oder weil er sie längst vorhergesehen hatte. Die Censur bewies sich keineswegs so nachsichtig, wie nach den Versicherungen der Freundin und des Censors selbst zu erwarten stand. Sie hatte schon für die beiden ersten Bände, in welchen doch nur unverfängliche

Dinge zur Sprache kamen, zahlreiche Cartons verlangt. Wie sollte es erst mit den beiden letzten werden, die eine reiche Fülle von religiösen und politischen Ketzereien enthielten? Rousseau sah voraus, daß sie hier Ansprüche an ihn erheben würde, die er bei aller Gefügigkeit nicht befriedigen konnte, noch wollte. Er hielt es daher, um weiteren Unannehmlichkeiten zuvorzukommen, für rathsam, einen Compromiß in Vorschlag zu bringen. Da die erste Hälfte des Werkes bereits nahezu im Drucke vollendet ist, so wird er gern Alles thun, was ihre Veröffentlichung beschleunigen kann. Er ist bereit, sich jede Aenderung gefallen zu lassen, die etwa wünschenswerth erscheinen mag; man sage ihm nur genau und bestimmt, welche Stellen Bedenken erregen, und er wird sie sofort beseitigen. Denn er möchte nicht, daß irgend etwas stehen bliebe, woran man später Anstoß nehmen könnte. Ist er aber, was die ersten Bände betrifft, zu den weitgehendsten Zugeständnissen erbötig, so muß er solche dagegen für die letzten entschieden ablehnen. Diese sollen entweder so, wie sie sind, oder gar nicht erscheinen. Da aber, wie die Dinge einmal liegen, ein unveränderter Abdruck unmöglich ist, so dürfte es das Beste sein, in Bezug auf sie den Vertrag rückgängig zu machen. Man gebe ihm daher das betreffende Manuscript zurück; natürlich wird er seinerseits dann auch auf die entsprechende Quote des Honorars verzichten.[73])

Es läßt sich denken, daß dieser Vorschlag keinen Beifall fand. Indeß genügte es nicht, ihn zurückzuweisen; man mußte vielmehr die Besorgnisse zerstreuen, welche ihn eingegeben hatten. Auch gelang das Malesherbes, als er in dieser Absicht den unmuthigen Freund aufsuchte, leicht genug. Rousseau war vollkommen beruhigt, als er die Versicherung erhielt, daß die zweite Hälfte des Werkes zuerst in Holland gedruckt werden solle, die Behörde also keine weiteren Ansprüche an seine Nachgiebigkeit machen werde. Freilich merkte er bald, daß man nicht daran dachte, von dem bisherigen Verfahren abzugehen. In der That wurde in Paris ruhig weiter gedruckt, und sollte es eben nur den Anschein haben, als ob die hier angefertigte Ausgabe der holländischen nachgebildet werde, während sie in Wahrheit vor wie nach die erste und maßgebende blieb. Doch konnte dieses Qui pro quo den Verfasser nicht sonderlich kümmern. Mochte der Censor es selbst verantworten, wenn er die Censur hinter's Licht führte. Ihm war es sehr recht, daß er keine Aenderungen mehr vorzunehmen brauchte, und der Druck fortan ohne Aufenthalt seiner Vollendung zugeführt wurde. Schon glaubte er sich jeder weiteren Sorge entschlagen zu dürfen, als noch im letzten Augenblicke ein neuer Zwischenfall neue Unruhe brachte. Er erfuhr, daß man sein Werk in Paris heimlich nachgedruckt und die Absicht

habe, diesen Nachdruck der rechtmäßigen Ausgabe auf dem Fuße folgen zu lassen. Geschah das, so war allerdings zu befürchten, daß der Verleger nicht nur um den gehofften Gewinn, sondern zu erheblichem Schaden kommen werde. Ueberdies, mochte er selbst sich auch keiner Indiscretion bewußt sein, er konnte doch dem Verdachte nicht ganz entgehen, daß der Betrug durch seine Schuld möglich geworden. Natürlich bot er Alles auf, um die Ausführung desselben zu verhindern. Auch hatten seine Bemühungen den gewünschten Erfolg;[74]) der Pariser Nachdruck wurde inhibirt, und ließ sich auch nicht hindern, daß in den Provinzialstädten, namentlich in Lyon, bald unbefugte Ausgaben umliefen, sie mußten doch heimlich colportirt werden und konnten dem raschen Absatze der berechtigten Exemplare keinen Eintrag thun. Rousseau durfte sich endlich sagen, daß die langweilige Angelegenheit, welche ihm so manchen Verdruß bereitet, erledigt sei.

Er freute sich deß um so mehr, da gleichzeitig mit dem Emil auch die zweite Schrift, welche er noch zu veröffentlichen wünschte, die Presse verließ. Er hatte das Manuscript des Contrat social, nachdem es druckfertig geworden, an seinen bisherigen Verleger Rey geschickt, und dieser sich alsbald bereit erklärt, die Herausgabe desselben gegen das verlangte Honorar von tausend Franken zu übernehmen. Da die Schrift für Frankreich weder bestimmt, noch geeignet war, so sprach Rousseau mit Niemandem darüber. Selbst die nächsten Genfer Freunde erfuhren von ihrem Dasein erst, als die Veröffentlichung schon in nächster Zeit zu erwarten stand. Freilich konnte das Geheimniß doch nicht völlig bewahrt werden; ein wunderlicher Zufall wollte, daß dasselbe wenigstens einen Mitwisser erhielt. Es traf sich, daß dem Kaplane der holländischen Gesandtschaft, welchem Rousseau der größeren Sicherheit wegen das Manuscript zur Besorgung an Rey übergeben hatte, das kleine wohlversiegelte Paquet grade in dem Augenblicke aus der Tasche fiel, als er die Barrière passirte. Die Beamten der Mauth mochten hinter der papiernen Umhüllung Contrebande wittern; sie nahmen das Paquet an sich, öffneten und untersuchten es, und gaben es erst wieder zurück, als es im Namen des Gesandten reklamirt wurde. Der Kaplan aber konnte, da die Blätter nun einmal offen vor ihm lagen, der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hinein zu werfen. Die Lektüre fesselte ihn so, daß er sie nicht abschickte, bevor er sie sämmtlich durchgelesen. Auch war er naiv genug, sein Vergehen offen zu bekennen, wobei er natürlich voraussetzte, daß seine Erzählung von den begleitenden Umständen unbedingten Glauben finden werde. Rousseau hegte indeß seine bescheidenen Zweifel und war wohl nicht

ohne Grund der Meinung, daß der Verschwiegenheit des Mannes ebenso wenig zu trauen sei, wie seiner Neugierde. Jedenfalls kannte man den Inhalt des Contrat schon hin und wieder, als derselbe im Frühjahre 1762 an's Licht trat.

Wie es scheint, war die Censurbehörde Anfangs ungewiß, ob sie die kleine, aber inhaltreiche Schrift in Frankreich zulassen solle oder nicht. Rey, welcher die Erlaubniß, sie einzuführen, nachsuchte, erhielt keine Antwort. Er schickte dann in der Hoffnung, daß inzwischen ein günstiger Bescheid erfolgen werde, die für Frankreich bestimmten Exemplare auf dem Seewege ab. Ihr Schicksal blieb längere Zeit unbekannt, so daß Rousseau schon besorgte, die feindlichen Engländer möchten die Sendung aufgefangen und mit sich genommen haben. Indeß erfuhr er endlich, daß sie zwar in Rouen angekommen sei, aber von den dortigen Zollbeamten festgehalten werde. Auch vergingen mehrere Monate, bevor es dem Verleger gelang, die Rückgabe der confiscirten Ballen zu bewirken. Mehr freilich ließ sich nicht erreichen; der Debit des Werkes wurde nicht gestattet, vielmehr erfolgte Ende Mai ein förmliches Verbot desselben. — Daß die französische Regierung eine solche Maßregel für angemessen hielt, konnte nicht füglich überraschen. Es wäre im Gegentheile sehr zu verwundern gewesen, wenn sie dieselbe nicht getroffen hätte. Zwar konnte Niemand die gewaltige Wirkung vorhersehen, welche dieses „Evangelium der reinen Demokratie" wenige Decennien später haben sollte. Doch verstand es sich von selbst, daß das Gouvernement nicht die Verbreitung von Grundsätzen autorisiren durfte, die den Prinzipien der bestehenden Staatsordnung gradezu widersprachen. — Auffallender war, daß die Schrift auch in Genf auf Hindernisse stieß, obgleich sie im Grunde nur in theoretischer Form aussprach, was dort in praktischer Geltung stand. Allerdings stimmte diese Praxis mit der reinen Theorie in mancher Beziehung nicht mehr überein, und mochte es die gegenwärtigen Machthaber in ernste Verlegenheit bringen, wenn die Schärfe und Klarheit der einen die Mängel der anderen, auch ohne grade darauf auszugehen, in's Licht stellte. Die Aristokratie, welcher Rousseau vor jeder anderen Regierungsform laut den Vorzug gab, war doch eine wesentlich andere als die, welche damals in seiner Vaterstadt angestrebt wurde. Ueberdies wußte er nicht, daß man hier weder geneigt, noch auch vielleicht in der Lage war, die Rücksichten außer Acht zu lassen, welche der mächtige Nachbarstaat in Anspruch nahm. Wenn Rey in Genf keine Exemplare des Werkes absetzen, keinen Buchhändler finden konnte, der sich mit ihrem Vertriebe befassen wollte, so maß er die Schuld vorzugsweise der eifersüchtigen Antipathie seiner Landsleute und den Umtrieben seiner persönlichen Gegner bei.[75])

Natürlich fehlte es nicht an Neugierigen, die sich das Buch trotz des Verbotes zu verschaffen wußten. Doch ihre Zahl war beschränkt, und das Interesse, welches sie ihm zuwandten, nicht grade lebhaft. Selten ist wohl eine Schrift, die in späterer Zeit so viel von sich reden machte, bei ihrem Erscheinen so wenig besprochen worden. Lag das zum Theil an dem Umstande, daß sie nicht öffentlich discutirt werden durfte, so trug doch auch ihr abstrakter Inhalt und die dogmatische Form, in welcher er vorgetragen wurde, wesentlich dazu bei. — Anders stand es mit dem Emil, der durch Stoff und Darstellung gleichsehr die allgemeinste Theilnahme herauszufordern schien. Dennoch fand auch er beim größeren Publikum eine ziemlich kühle Aufnahme; wenigstens war von dem lauten Beifalle, mit welchem die früheren Schriften, vor Allem die Neue Heloise, begrüßt worden, dies Mal nichts zu hören. Rousseau mußte sich mit der geräuschlosen Anerkennung begnügen, welche ihm und seinem Werke privatim gezollt wurde. Freilich sprach sich dieselbe so warm und unumwunden aus, sie kam von so competenten Beurtheilern, daß sie ihm für die lärmenden Acclamationen der Menge einen mehr als genügenden Ersatz bot. Wenn ihm Mad. de Boufflers versicherte, daß „der Verfasser dieses Buches Statuen verdiene, und auf die Huldigung der ganzen Menschheit Anspruch habe", so mochte dieser Ausspruch etwas überschwänglich erscheinen, wiewohl die Folgezeit ihn bestätigt hat. Mehr Gewicht war auf das Urtheil d'Alembert's zu legen, der keinen Anstand nahm, zu erklären, daß „d i e s e Schrift die Ueberlegenheit ihres Verfassers außer Frage, und ihn an die Spitze aller Autoren stelle". Gleich lobend äußerten sich Duclos, La Condamine und Andere; Clairaut z. B., der berühmte Mathematiker, gestand offen, daß „die Lektüre des Emil sein altes Herz von Neuem erwärmt habe". Noch konnte Rousseau den stillen, aber wirksamen und nachhaltigen Antheil nicht ahnen, welchen seine Schrift in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes finden sollte. Wohl aber durfte er schon jetzt, nachdem er die beifälligen Stimmen solcher Männer gehört, die Ueberzeugung hegen, daß er sich nicht geirrt habe, wenn er den Emil für das beste und bedeutendste seiner Werke gehalten. Gewiß gab es, falls er einmal entschlossen war, die literarische Laufbahn zu verlassen, keine Leistung, mit der er sie in würdigerer Weise hätte beschließen mögen.

Die Aussicht aber, fortan auf seinen Lorbeeren zu ruhen, war für ihn um so erfreulicher, da ihrer Verwirklichung anscheinend nichts mehr im Wege stand. Die drei Werke, welche er in letzter Zeit veröffentlicht, hatten eine nicht unerhebliche Summe eingetragen, die durch das Honorar für einige andere, bereits druckfertige, oder doch

leicht zu vollendende Schriften von geringerer Bedeutung noch vermehrt werden konnte. Er durfte hoffen, so ein Capital von acht- bis zehntausend Franken zusammen zu bringen, welches, zweckmäßig angelegt, zur Befriedigung seiner mäßigen Bedürfnisse, zumal wenn er in einer kleineren Provinzialstadt seinen Wohnsitz aufschlug, auszureichen versprach. Erhielt er doch grade jetzt einen unerwarteten Zuschuß, der künftig einen Theil seiner Ausgaben decken konnte. Sein Verleger Rey hatte ihm schon früher wiederholt gestanden, daß er ihm sein Vermögen verdanke, und sich zugleich aus einer, bei Leuten seines Standes seltenen Dankbarkeit erboten, ihm einen Theil desselben abzutreten. Rousseau wies solche Anträge, wie ehrenwerth sie auch waren, natürlich zurück; Rey aber fand einen Ausweg, auf welchem er ihm wenigstens indirekt seine Erkenntlichkeit beweisen konnte. Ohne irgendwie etwas davon verlauten zu lassen, setzte er ganz auf eigenen Antrieb Theresen eine jährliche Leibrente von dreihundert Franken aus. Gewiß ein seltenes Geschenk, zumal es in einer so anspruchslosen Weise geboten wurde. Auch glaubte Rousseau die Annahme trotz der ängstlichen Vorsicht, mit welcher er jede pekuniäre Unterstützung fern zu halten suchte, nicht verweigern zu dürfen.

So in Betreff seiner ökonomischen Lage beruhigt, wurde er gleichzeitig auch der ernsten Besorgnisse entledigt, welche sein leidender Zustand ihm bis dahin eingeflößt hatte. Wir sagten schon, daß er seit längerer Zeit jeden ärztlichen Beistand entschieden von der Hand gewiesen, und sich auch durch die heftigsten Schmerzen nicht bestimmen ließ, zu ihm seine Zuflucht zu nehmen. Ueberzeugt, daß die Krankheit unheilbar sei, schien es ihm gerathen, „der Last und Gene aus dem Wege zu gehen, welche die Leichtgläubigkeit der Patienten und die Charlatanerie der Aerzte mit sich bringen". Er mochte „der Abhängigkeit von der Natur nicht das Joch dieser Herren hinzufügen, welche, was sie auch thun mögen, außer Stande sind, von der Herrschaft der Nothwendigkeit zu befreien". Alle Bemühungen der Freunde, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, waren erfolglos; selbst die Marschallin wurde, als sie ihn umzustimmen suchte, ziemlich scharf zurückgewiesen. Was sie aber nicht durchzusetzen vermochte, gelang ihrem Gemahle, welcher bei den täglichen Besuchen, die er Rousseau in Zeiten, wo dieser selbst nicht ausgehen konnte, zu machen pflegte, in seinen Bitten und Vorstellungen nicht nachließ, bis der Patient sich bereit erklärte, einen damals berühmten Chirurgen, den Bruder Côme aus dem Orden der Feuillans, zu Rathe zu ziehen. Die sorgfältige Untersuchung, welche dieser geschickte Operateur vornahm, ergab, daß die gefürchtete Steinkrankheit, an welcher Rousseau zu leiden glaubte, nicht vorhanden, vielmehr das Uebel so geartet

sei, daß es zwar viele Schmerzen, aber durchaus keine Lebensgefahr erwarten lasse[76]. War nun auch die Aussicht, „lange zu leben und viel zu leiden", nicht grade erbaulich, so beseitigte sie doch die beängstigenden Gedanken an einen nahen Tod, welche bisher dem Genusse der Gegenwart so oft störend entgegengetreten waren.

Die sichere Erwartung eines längeren Lebens aber gab der Wahl des künftiges Wohnortes eine erhöhte Wichtigkeit. Rousseau selbst dachte an die Touraine, wo er bereits gewesen war, und es ihm des milden Klima's, wie der freundlichen Bewohner wegen, sehr gefallen hatte. Der Marschall indeß, welchem er seine Absicht, dorthin überzusiedeln, mittheilte, rieth ihm ab. Er mochte glauben, daß der Aufenthalt in einer so fern gelegenen Provinz, welcher dem Freunde allen geistigen und gesellschaftlichen Verkehr zu rauben, ihn vollständig zu isoliren drohte, auf Stimmung und Befinden desselben nachtheilig einwirken werde. Auch war es ihm schwerlich recht, wenn durch die weite Entfernung der persönliche Umgang mit ihm aufgehoben, oder auf seltene Besuche beschränkt wurde. Er brachte ein anderes Asyl in Vorschlag, welches den Anforderungen der Lage besser zu entsprechen schien. Das seiner Gemahlin gehörige Schloß Merlon, etwa funfzehn Stunden von Paris entfernt, hielt nicht nur die Verbindung mit der Hauptstadt offen, es stellte auch die mit seinen Eigenthümern sicher. Rousseau, dem dieser Antrag keineswegs mißfiel, ging um so lieber auf ihn ein, da ihn das herzliche Wohlwollen des Marschalls mit dankbarer Rührung erfüllte. Es fragte sich nur, ob der Ort und seine Umgebung ihm zusagen würden. Man beschloß deshalb, ihn näher in Augenschein zu nehmen. Schon war der Tag bestimmt, an welchem diese Inspektion stattfinden sollte, als plötzlich Umstände eintraten, die allen auf die Begründung einer ruhigen Zukunft gerichteten Plänen ein gewaltsames Ende machten.

Rousseau war weit entfernt, das Unwetter vorauszusehen, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Zwar hatten einzelne seiner Freunde schon zur Zeit, als der Emil sich noch unter der Presse befand, mit besorgter Miene auf die Gefahren hingewiesen, welche der Druck dieses Werkes in Frankreich nach sich ziehen werde. Doch war ihm die Unruhe, welche sie an den Tag legten, sehr überflüssig, und die vorsichtige, geheimnißvolle Weise, in der sie von der Sache sprachen, fast lächerlich erschienen. Was konnte er auch, wie die Dinge lagen, zu fürchten haben? Stets bemüht, jedem Konflikte mit den bestehenden Gesetzen auszuweichen, befand er sich jetzt mit ihnen

in vollster Uebereinstimmung. Hatten Andere ohne, ja gegen seinen Willen, etwas unternommen, was er selbst für bedenklich gehalten, so mochten sie es verantworten. Ihr Ansehen und ihr Einfluß waren jedenfalls groß genug, um alle Angriffe und Beschwerden, die ihr Vergehen vielleicht zur Folge hatte, unwirksam zu machen. Ueberzeugt, daß sein Werk sich nicht blos des Schutzes der zuständigen Behörde, sondern auch der Gunst des Ministeriums erfreue, überließ er sich dem behaglichen Gefühle einer zweifellosen Sicherheit. Wohl fiel es ihm auf, daß Malesherbes kurz vor dem Erscheinen des Buches durch den Marschall alle Briefe zurückforderte, die er in Bezug auf dasselbe geschrieben hatte. Doch das große Vertrauen, welches er in die beiden Männer setzte, gestattete ihm nicht, in diesem ungewöhnlichen Schritte einen Grund zur Beunruhigung zu finden. Es störte ihn ebensowenig, als er erfuhr, daß Herr de Blaire, Rath beim Parlamente, nach der Lektüre des Emil geäußert: „ein sehr schönes Buch, von welchem aber bald mehr gesprochen werden wird, als für den Verfasser wünschenswerth sein dürfte“. Nicht lange indeß, und die belächelte Prophezeiung begann in Erfüllung zu gehen [77]).

Schon ließ sich das dumpfe Brausen vernehmen, welches dem Sturme vorausgeht, und wer etwas schärfer blickte, sah wohl, daß die drohende Wetterwolke sich demnächst entladen werde. Die Ansicht wurde laut und mit Geschick verbreitet, daß man zu einer Zeit, wo man im Begriffe stehe, gegen die Jesuiten energisch einzuschreiten, den Büchern und Schriftstellern, welche die Religion angriffen, keine parteiische Nachsicht erweisen dürfe. Zugleich fing man an, Rousseau einen Vorwurf daraus zu machen, daß er dem anstößigen Werke seinen Namen vorgesetzt habe; diese Unbesonnenheit werde zu Maßregeln führen, zu welchen man sich zwar nur ungern entschließe, die aber unter den gegebenen Verhältnissen kaum zu vermeiden sein möchten. Bedenklicher klang es, wenn in Kreisen, die dem Parlamente nahe standen, ganz offen gesagt wurde, es genüge nicht mehr, die Schriften zu verbrennen, man müsse auch die Verfasser den Flammen überliefern. Indeß machten diese Drohworte auf Rousseau keinen größeren Eindruck, wie die zahlreichen Warnungen, welche ihm von befreundeter Seite zugingen. Er begriff nicht, daß man seinetwegen Besorgnisse hegen könne, zu welchen er selbst nicht den mindesten Grund sah. Erst als ihm der Marschall in einer gelegentlichen Unterredung zu verstehen gab, daß Herr von Choiseul eine Stelle im Contrat social, die nach der Meinung des Verfassers für den Minister nur schmeichelhaft sein konnte, übel bemerkt habe, begann er einzusehen, daß etwas gegen ihn im Werke sei. Doch auch jetzt ließ er sich in seiner Zuversicht nicht irre machen. Wollte man ihn

selbst fassen, so mußte man zuvor seine mächtigen Beschützer zur Seite schieben, und das schien unmöglich. Zeigte sich die Marschallin doch so ruhig und heiter, so unbefangen und frei von jeder ängstlichen Sorge; sie war ohne Zweifel ihrer Sache sicher. Allerdings durfte es auffallen, daß sie gar nichts sagte, doch erklärte sich dies wohl eben daraus, daß die Lage der Dinge ihr nicht die geringste Besorgniß erregte.

Nicht so selbstgewiß trat freilich ihre Freundin, Mad. de Boufflers, auf. Versicherte sie auch, daß selbst der Prinz Conti Alles aufbiete, um den drohenden Schlag abzuwehren, so deutete sie doch zugleich an, daß seine Bemühungen schwerlich den gewünschten Erfolg haben würden. Es liege dem Parlamente zu viel daran, den Jesuiten grade jetzt, wo es sie auf Tod und Leben bekämpfe, keine Waffe gegen sich in die Hand zu geben. Sie fügte dann noch hinzu, daß es vielleicht das Beste wäre, seinen Maßnahmen durch eine zeitweilige Entfernung zuvorzukommen. Rousseau möge nach England gehen, wo man ihn mit offenen Armen empfangen, und namentlich ihr alter Freund, der berühmte David Hume, sich seiner annehmen werde. Als sie aber bemerkte, daß er nicht geneigt schien, diesem Rathe zu folgen, trat sie mit einer anderen Auskunft hervor, welche allerdings seltsam genug, doch damals in solchen Fällen nicht ungewöhnlich war. Wollte man Jemanden dem ordentlichen Richter entziehen, so schickte man ihn auf Grund einer Lettre de cachet für einige Zeit in die Bastille oder irgend ein anderes Staatsgefängniß. So lange er hier verweilte, befand er sich außerhalb des Bereichs der gewöhnlichen Tribunale; selbst das Parlament wagte nicht, seine Competenz auf die eigentlichen Staatsgefangenen auszudehnen. Rousseau war daher vor ihm und seinen etwaigen Dekreten vollkommen sicher, wenn er sich entschließen konnte, für einige Wochen seine Wohnung hinter Schloß und Riegel zu nehmen. Auch hatte er selbst gegen diese sonderbare „Gnade", vorausgesetzt, daß sie nicht in seinem Namen nachgesucht werde, nichts einzuwenden. Indeß kam weder Mad. de Boufflers auf ihren Vorschlag zurück, noch wurde er von anderer Seite erneuert; man ließ ihn, scheint es, fallen, weil man fürchtete, daß Rousseau bei seiner Kränklichkeit den Aufenthalt in der Bastille nicht ohne Nachtheil werde ertragen können.

Inzwischen wurden die Anzeichen, welche auf den nahen Eintritt der Katastrophe hindeuteten, immer drohender. Schon erhielt der Marschall die Nachricht, daß das Parlament gegen seinen Schützling mit der äußersten Strenge vorgehen, und an einem bestimmten Tage dessen Verhaftung beschließen werde. Rousseau aber blieb vor wie nach bei der Ansicht, daß er nichts zu fürchten habe. Es schien ihm kaum zweifelhaft, daß die beunruhigenden Gerüchte, welche ihm

und seinen Freunden zu Ohren kamen, von seinen Gegnern, in's Besondere von der Holbach'schen Coterie, in Umlauf gesetzt würden, um ihn durch eine voreilige Flucht zu compromittiren. Wenn er irgend eine Besorgniß hegte, so war es nicht für sich selbst, sondern für den Verleger, welcher vermuthlich, falls man überhaupt eine Verfolgung beabsichtige, statt des Verfassers werde büßen müssen. Jedenfalls hielt er es für unglaublich, daß das Parlament, stets sorgsam bemüht, die gesetzlichen Formen zu beobachten, seine Verhaftung aussprechen werde, ohne zuvor die juridische Gewißheit erlangt zu haben, daß er das anstößige Werk als das seinige anerkenne, und in der That der Verfasser desselben sei. Diese Zuversicht wurde auch dann nicht erschüttert, als ihm Guy, der Associe Duchesne's, meldete, er habe selbst auf dem Büreau des Generalprokurators das Brouillon der Anklageschrift gesehen. Es war doch gar zu naiv, daß man ihm zumuthete, so etwas zu glauben. Der Drucker des incriminirten Werkes war, selbst vollkommen ruhig und unbesorgt, in der Lage, dem Verfasser aus reiner Nächstenliebe diese Mittheilung zu machen; er hatte sogar die Papiere des Beamten, welchem er einen zufälligen Besuch abgestattet, durchlesen dürfen. Mochten Andere seine Angaben immerhin bestätigen, sie waren „so absurd, daß nur ein Narr sie für wahr halten konnte“[78]).

Rousseau wollte dieser leichtgläubige Thor nicht sein. Zwar sagte er sich, daß hinter all den besorgten Mienen und Aeußerungen irgend ein Geheimniß stecke, in welches man ihn nicht einweihen wolle. Doch war er weit entfernt, etwas Schlimmes zu befürchten, und jedenfalls entschlossen, den Ausgang ruhig abzuwarten. Auch kam es ihm nicht in den Sinn, sich gegen die angekündigte Verhaftung irgendwie sicher zu stellen; er ging, wie bisher, täglich im Schlosse ein und aus, und machte vor wie nach seine gewohnten Spaziergänge. Ein Ausflug dieser Art, den er am Nachmittage des achten Juni in Gesellschaft einiger Väter vom Oratorium unternahm, lief ungewöhnlich heiter ab. Man führte einen kleinen Imbiß bei sich, den man im Freien zu verzehren gedachte, hatte aber in der Eile die Gläser vergessen. Sie wurden durch Getreidehalme ersetzt, mittelst deren man, nach Weise der Kinder, den edlen Trank aus der Flasche einschlürfte, wobei dann Jeder, um es dem Anderen zuvor zu thun, bestrebt war, möglichst breite Rohre zu wählen. Natürlich rief dieser komische Wetteifer eine heitere Stimmung hervor; man lachte und scherzte; Rousseau „war Zeit seines Lebens nicht so munter gewesen“. Nach Hause zurückgekehrt, hielt die Aufregung ihn länger, als gewöhnlich wach. Er setzte daher die Lektüre der Bibel, welche seine schlaflosen Stunden auszufüllen pflegte, tief in die Nacht hinein fort. Eben hatte er das Buch weggelegt und sich einem träumeri-

schen Halbschlummer überlassen, als er durch Geräusch und Licht wieder aufgeweckt wurde. Es war der vertraute Kammerdiener der Marschallin, welcher ihm, mit einigen Zeilen von ihrer Hand, einen Brief überreichte, den ihr der Prinz Conti soeben durch einen Eilboten zugesandt hatte. „Die Gährung“, so meldete derselbe, „ist außerordentlich groß. Nichts kann den Schlag abwenden; der Hof fordert, das Parlament will ihn; man wird morgen um sieben Uhr seine Verhaftung aussprechen, und sofort Maßregeln treffen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Ich habe indeß durchgesetzt, daß man ihn nicht verfolgen wird, wenn er sich entfernen will; beharrt er aber darauf, sich ergreifen zu lassen, so wird er ergriffen werden“. Diese Mittheilung lautete so bestimmt, daß die dringende Bitte der Marschallin, sofort zu ihr zu kommen, um über die weiteren Schritte zu berathen, nicht füglich abgewiesen werden konnte. Rousseau stand trotz der späten Stunde alsbald auf, und begab sich schleunigst zum Schlosse.

Hier fand er die Freundin, welche bisher ihre ruhige Haltung unverändert bewahrt hatte, zum ersten Male in einiger Aufregung. Ihre Unruhe machte um so tieferen Eindruck, da er sich selbst in diesem Augenblicke der Ueberraschung, mitten in der Nacht, einer gewissen Bewegung nicht erwehren konnte. Kaum hatte er sie gesehen, als er sich selbst vergaß, und nur noch an sie und die traurige Rolle dachte, welche sie spielen würde, wenn er sich festnehmen ließe. Zwar war er für diesen Fall entschlossen, bei einem etwaigen Verhöre Alles zu vermeiden, was sie blosstellen könnte. Mad. de Boufflers aber, welcher er das, als sie diese Seite der Sache gelegentlich hervorhob, schon früher versprochen, hatte entgegnet, daß ein solcher Entschluß leichter zu fassen, als auszuführen sei. Er mußte gestehen, daß sie bei seiner Sinnesweise nicht so Unrecht habe. Ohne Zweifel besaß er den Muth, die Wahrheit unter allen Umständen offen zu bekennen. Dagegen durfte er nicht ebenso sicher sein, daß er sie erforderlichen Falls auch werde verschweigen können. Er hatte zu oft erfahren, wie wenig er selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung im Stande war, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden. Wie mochte er erwarten, daß ihm den Kreuz- und Querfragen eines Inquirenten gegenüber die nöthige Geistesgegenwart zu Gebote stehen würde? Im Gegentheile lag die Besorgniß sehr nahe, daß ihm trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung die eine oder andere compromittirende Aeußerung entschlüpfen werde. Gewiß war es für die Freundin besser, gab es ihr eine größere Sicherheit, wenn er dem in Aussicht stehenden peinlichen Verhöre aus dem Wege ging. Freilich konnte er dasselbe nur dadurch vermeiden, daß er sich entweder verbarg, oder heimlich entfloh. Und Beides war ihm gleich widerwärtig. Seiner

Unschuld sich bewußt, wollte er auch den Verdacht der Schuld nicht auf sich laden; überzeugt, daß er im Rechte sei, mochte er nicht das stillschweigende Geständniß ablegen, daß er sich im Unrechte befinde. Er hatte es gewagt, unverholen auszusprechen, was er als wahr und heilsam erkannt; es war seine Pflicht, den Inhalt seiner Ueberzeugungen nun, wo er ihretwegen zur Verantwortung gezogen wurde, furchtlos zu vertreten. Stand auch kaum zu hoffen, daß er mit seiner Rechtfertigung durchdringen, vielmehr ernstlich zu besorgen, daß sie ihn einer noch rücksichtsloseren Verfolgung aussetzen werde, was lag daran? Hatte er dann doch der Wahrheit Zeugniß gegeben, seine Ehre gewahrt, und den Ruhm seines Namens bei der Mit- und Nachwelt sicher gestellt.

Es waren, wie man sieht, sehr ehrenwerthe und gewichtige Motive, aus welchen er jeden Vorschlag zur Flucht bisher entschieden zurückgewiesen hatte. Sie verloren aber sofort ihre Kraft, als er in das besorgte Antlitz der Freundin blickte, und die ängstliche Unruhe gewahrte, von welcher sie ergriffen schien. Der Gedanke, daß er sie, die sich stets so wohlwollend gegen ihn erwiesen, vielleicht in Ungelegenheiten bringen werde, schreckte ihn so, daß er sich augenblicklich entschloß, „seinen Ruhm ihrer Ruhe zu opfern, und für sie zu thun, was er für sich selbst nie gethan haben würde". Ohne erst ihre etwaige Aufforderung abzuwarten, erklärte er ihr, daß er sich für die Flucht entschieden habe. Ob sie nun den wahren Beweggrund seiner Sinnesänderung verkannte, oder durch eine andere Ursache zum Schweigen bestimmt wurde, sie äußerte keine Sylbe, aus welcher er hätte abnehmen können, daß sie seine Bereitwilligkeit zu würdigen wisse. Natürlich fühlte er sich durch diese anscheinende Kälte verletzt, und schon war er nahe daran, sein Versprechen zu widerrufen, als der Marschall und Mad. Boufflers eintraten und „das thaten, was die Marschallin hätte thun sollen". Ihre Schmeicheleien und Artigkeiten verfehlten die gewohnte Wirkung nicht; er scheute sich, das gegebene Wort zurückzunehmen, und es handelte sich fortan nur noch darum, Zeit und Ziel der Reise festzustellen. Der Marschall rieth, einige Tage bei ihm oder im Pariser Temple zu verweilen; man werde sich so in aller Ruhe nach einem geeigneten Zufluchtsorte umsehen können. Rousseau indeß, dem es widerstrebte, sich irgendwie zu verstecken, bestand darauf, noch an demselben Tage abzureisen.

In Betreff des Wohin war sein Entschluß bald gefaßt. Es begreift sich, daß er zunächst daran dachte, sich nach Genf zurückzuziehen. Er hatte die lang gehegte Absicht, dorthin überzusiedeln, zwar oft genug verleugnet, aber nie ganz aufgegeben. Nun schien der Augenblick gekommen, sie endlich zur Ausführung zu bringen. Indeß erhoben sich auch jetzt gewichtige Bedenken. Es war doch keineswegs

gewiß, daß er in seiner Heimath die Ruhe finden werde, deren er in seiner Lage vor Allem bedurfte. Wie die Dinge dort lagen, konnte mit Recht befürchtet werden, daß man sich, theils aus persönlicher Antipathie, theils aus Connivenz gegen die Regierung des Nachbarlandes, den Maßregeln derselben anschließen werde. Ging man aber auch nicht so weit, er mochte sich nicht aufdrängen, wo er vielleicht nicht gern gesehen wurde. Ueberzeugt, daß seine Vaterstadt ihm als einem ihrer besten Bürger zu Dank verpflichtet und eine ehrenvolle Aufnahme schuldig sei, verletzte es sein Selbstgefühl, sie als verbannter Flüchtling um ein Asyl zu bitten, welches sie ihm möglicherweise nur widerwillig zugestand, oder am Ende gar verweigerte. Er hielt es daher für das Beste, sich vorläufig nicht nach Genf, sondern nur in dessen Nähe zu begeben, um hier abzuwarten, wie man sich dort ihm gegenüber verhalten werde.

Noch blieben bis zur Abreise, die im Laufe des Nachmittags erfolgen sollte, einige Stunden übrig. Rousseau benutzte sie, um die Papiere zu ordnen und auszuwählen, welche er mit sich zu nehmen gedachte. Nachdem er dann von Therese, die vorläufig zurückbleiben mußte, wie von der Freundin herzlichen Abschied genommen, wurde er vom Marschalle zu dem Wagen geleitet, welcher ihn am Ausgange des Parkes erwartete. Schweigend schritten die beiden Männer durch den Garten dahin; stumm war auch die Umarmung, mit welcher sie von einander schieden. Rousseau gesteht, daß er selten einen herberen Schmerz empfunden habe, als im Augenblicke dieser Trennung. Konnte er sich doch ebensowenig, wie der Marschall, der sicheren Ahnung erwehren, daß sie sich nicht mehr wiedersehen würden. — Uebrigens war es hohe Zeit, daß er sich auf den Weg machte. Das Parlament hatte gegen Mittag wirklich den Haftbefehl erlassen, welchen der Prinz Conti für den Morgen in Aussicht gestellt, und sofort seine Huissiers abgeschickt, um ihn zu vollziehen. Daß dieselben ihren Auftrag ausgeführt haben würden, wenn sie Rousseau noch in seiner Wohnung angetroffen hätten, unterliegt keinem Zweifel. Freilich war er selbst in späterer Zeit der Ansicht, daß die Verfolgung nur eine Komödie gewesen, die von seinen geheimen Feinden in Scene gesetzt worden, um ihn aus Frankreich zu vertreiben. Doch darin irrte er sich; es war dem hohen Gerichtshofe mit den Maßregeln, welche er gegen ihn und sein Werk traf, voller Ernst.

Nicht als ob er die religiösen und politischen Grundsätze, welche in demselben verfochten wurden, für besonders strafbar gehalten hätte. Mochten sie auch bei einzelnen Mitgliedern Anstoß erregen, wie denn namentlich die strengen Jansenisten sich durch die Angriffe auf das positive Christenthum tief verletzt fühlen mußten, die große Mehrzahl theilte sie entweder, oder verhielt sich gleichgültig gegen

sie. Für sie war in der That lediglich der Gesichtspunkt maßgebend, welchen man in der Umgebung Rousseau's gleich Anfangs hervorgehoben hatte. Es galt, in eklatanter Weise darzuthun, daß, wenn man die Jesuiten mit aller Entschiedenheit bekämpfe, dies nicht aus Gleichgültigkeit oder gar aus Feindschaft gegen die Religion geschehe. Eine solche Bewährung des religiösen Sinnes schien um so mehr geboten, da der Orden es sich angelegen sein ließ, seine Gegner mit den Feinden des Glaubens zu identifiziren. Noch war der große Einfluß, welchen er bis dahin auf alle Klassen der Gesellschaft ausgeübt, keineswegs gebrochen; ein Theil des Hofes, vor Allem der König, stand auf seiner Seite; man mußte sich hüten, ihm irgend eine Waffe in die Hand zu geben, und durfte nichts versäumen, was zur Schwächung seines Ansehens beitragen konnte. Gewiß wurde seine Behauptung, daß er der alleinige, oder doch der vornehmste Wächter der religiösen und politischen Ordnung sei, dadurch am Besten widerlegt, daß man sich selbst zu ihrem Vertheidiger aufwarf.

Die Veröffentlichung des Emil gab dazu eine passende Gelegenheit. Es erregte doch großes Aufsehen, und in manchen Kreisen nicht geringen Unwillen, daß ein Werk, welches die Religion und Verfassung des Landes so rücksichtslos in Frage stellte, in Frankreich selbst erscheinen und verbreitet werden durfte. Wenn das Parlament gegen dasselbe einschritt, so that es, was Viele billigten, und Jedermann begreiflich fand. Es gewann sich zugleich die Gunst des Hofes, und widerlegte siegreich die offenen Anklagen, wie die heimlichen Verdächtigungen seiner Feinde. Auch kam es vermuthlich den Wünschen mancher einflußreichen Personen entgegen, die sich von dem Verfasser mit Recht oder Unrecht beleidigt glaubten. Rousseau geht ohne Zweifel zu weit, wenn er die Verfolgung, welche ihn traf, vorzugsweise auf Antriebe persönlichen Grolls oder Hasses zurückführt. Daß aber Motive dieser Art wenigstens insofern mitwirkten, als sie die Ausführung einer Maßregel, welche aus anderen Gründen zweckmäßig erschien, erleichterten, dürfte sich nicht leugnen lassen. Schwerlich waren die Encyclopädisten, wie verstimmt oder erbittert sie über die Sonderstellung ihres ehemaligen Freundes sein mochten, so kurzsichtig, daß sie einen Angriff hätten unterstützen oder gar hervorrufen sollen, von welchem sie selbst im Grunde mitbetroffen wurden. Doch sahen sie sich andrerseits auch wohl kaum veranlaßt, ihren Einfluß zu Gunsten eines Mannes aufzubieten, der ihre Bestrebungen zwar im Allgemeinen theilte, sie aber doch in wesentlichen Punkten entschieden bekämpfte. Kein Zweifel, daß manche von ihnen sich der Demüthigung freuten, welche dem Abtrünnigen bereitet wurde, während die übrigen gern geschehen ließen, was den Sturz der verhaßten Jesuiten beschleunigen zu können schien. Dasselbe Interesse war

es auch, wodurch der Minister Choiseul bestimmt wurde, das Vorgehen des Parlamentes, wir wollen nicht mit Rousseau sagen, zu veranlassen, wohl aber durch seinen mächtigen Einfluß zu unterstützen. Freilich hatte er, falls ihm wirklich, wie der Marschall angedeutet, die in ihr enthaltene Anerkennung entgangen war, alle Ursache, sich durch die scharfe Note des Contrat social persönlich gekränkt zu fühlen [79]. Eben so wenig mochte seine Beschützerin, die Marquise von Pompadour, es gleichmüthig hinnehmen, wenn sie in der Neuen Heloise las, daß „die Frau eines Kohlenbrenners größere Achtung verdiene, als die Maitresse eines Fürsten". Dennoch glauben wir nicht, daß diese Ausfälle eine andere Wirkung hatten, als daß sie die Betroffenen vermochten, ihren Urheber nicht zu schonen, wenn dessen Verfolgung den eigenen Absichten und Interessen förderlich sein konnte.

War es aber auf eine bloße Demonstration abgesehen, so erforderte schon die Billigkeit, daß der Gegenstand derselben möglichst wenig unter ihr zu leiden hatte. Rousseau täuschte sich nicht, wenn er zu bemerken meinte, daß man Alles aufbiete, um ihn zur Flucht zu bestimmen. Nur lag das Motiv nicht, wie er später glaubte, in der perfiden Absicht, ihn in eine mißliche Lage zu bringen, sondern im Gegentheile in dem löblichen Bestreben, ihn vor größeren Unannehmlichkeiten zu bewahren. Blieb er im Lande, so konnten ihm die Beschwerden und Aufregungen, welche ein gerichtliches Verfahren mit sich bringt, nicht wohl erspart werden. Es war doch weit einfacher, wenn er jenseits der Grenze in einem sicheren Asyle das Unwetter vorüber ziehen ließ, und in aller Ruhe die nicht ferne Zeit abwartete, wo er ohne Gefahr zurückkehren mochte. Gewiß hatte diese Erwägung, wie die Dinge einmal lagen, Manches für sich; auch gab man ihr um so eher Raum, da die Umstände, welche sie Rousseau selbst weniger einleuchtend machten, keine ernste Beachtung zu verdienen schienen. Der leidende Zustand, in welchem er sich befand, war in den Augen Anderer nicht so bedenklich, daß er eine kurze Sommerreise verboten hätte. Standen die ökonomischen Verhältnisse störend im Wege, so bedurfte es nur einer leisen Andeutung, um die Freunde zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel zu veranlassen. Freilich ließ man dabei außer Acht, daß Rousseau keineswegs gewillt war, eine solche Unterstützung in Anspruch zu nehmen oder, falls sie ihm angeboten wurde, von ihr Gebrauch zu machen. Man kümmerte sich ebensowenig darum, daß er als Unrecht und Schmach empfand, was man selbst lediglich für eine bequeme Auskunft hielt. Nur Eigensinn, so schien es, oder ein unpraktischer Idealismus, konnte sich gegen einen Schritt sträuben, der, an sich indifferent, für alle Betheiligten erwünscht sein mußte.

Denn allerdings, die Entfernung Rousseau's kam nicht blos ihm selbst zu Gute, sondern auch Denjenigen, welche sie herbeiführten oder zuließen. Es konnte weder dem Ministerium, noch dem Parlamente angenehm sein, wenn man genöthigt wurde, die Verhaftung wirklich vorzunehmen, und dem Gefangenen in aller Form den Prozeß zu machen. Man war wohl bereit, den Gegnern ein Opfer zu bringen, weil man hoffen durfte, sie so zu entwaffnen, und ihren Einfluß, namentlich an höchster Stelle, zu lähmen. Aber man hatte durchaus keine Neigung, sich die bisherigen liberalen Bundesgenossen dadurch zu entfremden, daß man gegen einen der Ihrigen in rigoroser Weise vorging. Der Wetterstrahl, welchen man zu entsenden gedachte, sollte zwar leuchten, aber nicht zünden; es konnte nicht schaden, wenn der begleitende Donner einigen Lärm machte, doch durfte er nicht zu lange nachhallen. Vielmehr kam es darauf an, die Sache so einzurichten, daß sie, ohne die beabsichtigte Wirkung zu verfehlen, möglichst bald vergessen wurde. Und nichts war mehr geeignet, sie in frischem Andenken zu erhalten, als ein förmlicher Prozeß, der sich vielleicht geraume Zeit hinzog. Ueberdies wußte man sehr wohl, daß man Rousseau nicht viel anhaben konnte, daß er eben nur den Verlauf der Dinge einfach zu erzählen brauchte, um sich von aller Verantwortlichkeit zu befreien. Freilich fiel dieselbe dann Anderen zu, die ohne Zweifel triftige Gründe hatten, sie von sich fern zu halten.

Niemand wird den ängstlichen Kleinmuth rechtfertigen wollen, aus welchem die Marschallin sowohl, wie Malesherbes, den Freund im Stiche, und ihn büßen ließen, was sie selbst verschuldet hatten. Es war ohne Frage ihre Pflicht, sich offen als die Urheber des Unternehmens, welches sie gegen seinen Willen eingeleitet und durchgeführt, zu bekennen, und die schlimmen Folgen, welche es nach sich zog, bereitwillig zu tragen. Indeß ist auch ihr Verhalten nicht zu billigen, so läßt es sich doch in etwa entschuldigen. Wir theilen den späteren Argwohn Rousseau's nicht, daß sie, oder vielmehr die Marschallin — denn was Malesherbes betrifft, so hat er ihn zwar einer schwächlichen Fügsamkeit geziehen, seine Redlichkeit aber nie in Zweifel gezogen — ihn nicht habe schützen *wollen*, weil sie mit seinen Feinden einverstanden gewesen. Die Stellung, welche sie einnahm, ihre nahen Beziehungen zum Hofe erklären es hinlänglich, daß sie Bedenken trug, rückhaltlos für ihn einzutreten. Sie konnte unmöglich, ohne sich selbst und ihre Familie im höchsten Grade zu compromittiren, öffentlich die Anwaltschaft eines Werkes übernehmen, in welchem das orthodoxe Christenthum bekämpft und die demokratische Republik gepredigt wurde. Wollte sie ihren Einfluß zu Gunsten desselben geltend machen, so durfte das jedenfalls nur im Geheimen und unter der Hand geschehen. Auch zweifeln wir nicht, daß sie und ihre

Freunde zur Abwehr des drohenden Schlages Alles thaten, was in ihrer Lage eben thunlich war. Blieben ihre Bemühungen erfolglos, so hatte das nicht in einem Mangel an gutem Willen, sondern in dem Umstande seinen Grund, daß die Macht der Personen und Verhältnisse, welche die in Rede stehende Maßregel forderten, sich stärker erwies, als die ihrige.

Uns wenigstens scheint es so, doch mögen Andere anderer Ansicht sein. Die Berichte und Dokumente, wie sie gegenwärtig vorliegen, enthalten keineswegs so klare und unzweideutige Angaben, daß man aus ihnen den ursächlichen Zusammenhang der Vorgänge, oder gar die besonderen Motive der dabei betheiligten Personen mit objektiver Gewißheit feststellen könnte. Es bleibt, so lange keine anderweitigen Quellen zu Gebote stehen, nur übrig, sich nach subjektivem Ermessen ein Urtheil zu bilden, wie es eine möglichst unbefangene Würdigung der Personen und Verhältnisse an die Hand giebt. Rousseau war zur Zeit, als er seine Erzählung niederschrieb, von solcher Unbefangenheit weit entfernt. Fest überzeugt, daß er der Gegenstand einer heimlichen und planmäßig betriebenen Verfolgung sei, suchte und fand er die Wirkungen derselben auch in Unfällen früherer Tage. Mit seltenem Scharfsinne ging er den Fäden des Gewebes nach, welches, wie er glaubte, seine Feinde, zum Theil unter dem Deckmantel der Freundschaft, seit lange um ihn gesponnen, wobei dann manche Vorgänge und Aeußerungen, welche bis dahin durchaus harmlos und natürlich erschienen waren, nachträglich die schlimmste Deutung erfuhren. Wir haben diese oft recht künstlichen Interpretationen eines stets wachen Mißtrauens überall da zurückgewiesen, wo sie uns durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht genügend begründet zu werden schienen. Möglich, daß wir hierin zu weit gegangen sind, und darum in unserer Darstellung die Denk- und Handlungsweise der Personen, welche zu Rousseau in näherer Beziehung standen, und sein Schicksal mehr oder weniger bestimmten, in einem zu günstigen Lichte erscheint. Wir halten es indeß für geboten, den Glauben an die Güte und Redlichkeit der Menschen so lange festzuhalten, als ihre Bosheit und Tücke nicht durch überzeugende Beweise dargethan wird.

Uebrigens verlief die Reise, zu welcher sich Rousseau, wenn auch widerstrebend, hatte entschließen müssen, ohne weitere Störungen. Zwar begegneten ihm, als er Montmorency eben im Rücken hatte, vier schwarz gekleidete Herren, welche, wie sich später herausstellte, mit seiner Verhaftung beauftragt waren. Sie fuhren indeß mit einem lächelnden Gruße an ihm vorüber. Auch in Paris fiel es Niemandem ein, ihn aufzuhalten, obgleich sein Weg mitten durch

die Stadt führte, und das offene Kabriolet wenig geeignet war, ihn den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen. Indem er dann die Richtung nach Lyon einschlug, bog er gegen Abend von der Heerstraße ab, um dem Bruder der Marschallin, dem Herzog von Villeroi, en passant einen Besuch zu machen. Es war ihm bekannt, daß die Reisenden, welche sich der Courierpost bedienten, in Lyon dem dortigen Commandanten vorgestellt werden mußten. Das aber konnte leicht zu unangenehmen Weiterungen führen, zumal er fest entschlossen war, „weder zu lügen, noch den Namen zu wechseln". Ein Brief, welchen ihm der Herzog mitgab, sollte der etwaigen Gefahr vorbeugen. Doch kam er nicht in den Fall, von demselben Gebrauch zu machen. Er erfuhr unterwegs, daß er sein Reiseziel, Yverdun in der Waadt, schneller erreichen werde, wenn er Lyon links liegen lasse und die Straße nach Besançon einschlage. Freilich war diese Stadt eine Festung, und die nothwendige Begegnung mit der Militärbehörde hier ebenso bedenklich, wie anderswo. Indeß fand sich, bevor sie erreicht wurde, ein Ausweg. Der Flüchtling erinnerte sich rechtzeitig an die wiederholten Einladungen, welche er vor Zeiten von Herrn de Mairan, einem angesehenen Beamten in Salins, erhalten hatte. Es konnte nicht auffallen, wenn er jetzt unter dem Vorwande, diesen alten Freund aufzusuchen, sich seitwärts wandte. Glücklicher Weise traf er Herrn de Mairan nicht zu Hause; er durfte daher ohne weiteren Aufenthalt die Reise nach Pontarlier, und von dort zur nahen Grenze fortsetzen.

Wohl mochte er sich Glück wünschen, daß er so unbehelligt davon gekommen; er würde doch wahrscheinlich in arge Verlegenheit gerathen sein, wenn man den Grund seiner Reise irgendwie vermuthet und ihn schärfer ins Auge gefaßt hätte. Er selber erzählt, wie es ihm zu Muthe wurde, als er sich in Dijon genöthigt sah, seinen Namen anzugeben. „Ich ergriff die Feder in der Absicht, den Namen meiner Mutter dem meines Vaters zu substituiren, aber ich konnte damit nicht zu Ende kommen. Die Hand zitterte mir so, daß ich zwei Mal gezwungen war, die Feder wegzulegen; der Name Rousseau war der einzige, den ich zu schreiben vermochte, und meine ganze Fälschung bestand darin, daß ich das J eines meiner Vornamen wegließ. Sobald ich abgereist war, glaubte ich beständig, daß die Polizei mir auf den Fersen sei, und als in der folgenden Nacht ein Courier unter meinen Fenstern passirte, zweifelte ich nicht, daß man komme, um mich zu verhaften" [80]). Man sieht, es war schon gut, daß diese eine Nachfrage sich nicht wiederholte. Bot doch auch die Reise, abgesehen von dem Zwange, welchen sie auflegte, und der Vorsicht, die sie erforderte, der Unbequemlichkeiten gar manche. Die Chaise, welche der Marschall zur Verfügung gestellt hatte, war keine der besten, und

das stete Rütteln, welchem sie ihn aussetzte, für Rousseau um so lästiger, da er sich zu angegriffen fühlte, um weitere Strecken zurückzulegen. Auch fehlte ihm die imponirende Haltung, welche die Offizianten der Post in schnellere Bewegung zu setzen pflegt. Es half wenig, daß er sie durch reichliche Geldspenden zu ersetzen suchte. Er galt nun erst recht für „einen Plattfuß, der, vermuthlich in fremdem Auftrage, zum ersten Male in seinem Leben eine Extrapostreise mache“. Kein Wunder, daß er sich meist mit alten Kleppern begnügen mußte, und die Postillone gelegentlich ihr Spiel mit ihm trieben. Doch war das einmal nicht zu ändern, und eben darum das Beste, die Dinge gleichmüthig gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten.

Schwer wurde ihm diese Ergebung grade nicht; seine Aufmerksamkeit wandte sich bald einem anziehenderen Gegenstande zu, der sein Interesse so sehr fesselte, daß er über der Beschäftigung mit ihm seine gegenwärtige Lage, wie die Umstände, welche sie herbeigeführt, vergaß. Wir sagten schon, daß er sich am Abende vor seiner Flucht der gewohnten Bibellektüre mit besonderem Eifer hingab. Es war die Geschichte des Leviten von Ephraim, welche ihn damals tief ergriff, und einen nachhaltigen Eindruck zurückließ. Sie kam ihm jetzt, während er, von Außen ungestört, so einsam dahinfuhr, wieder in den Sinn. Zugleich erinnerte er sich der Idyllen Geßner's, welche ihm der Uebersetzer Huber vor Kurzem zugeschickt hatte, und der Gedanke trat nahe, die biblische Erzählung in der Weise des deutschen Dichters zu behandeln. Freilich schien sich der naive Styl desselben für den grausigen Stoff wenig zu eignen. Auch stand kaum zu erwarten, daß sich in der unbehaglichen Situation die heiteren Bilder finden würden, deren es zu seiner Ausschmückung bedurfte.

Indeß mochte der Versuch, da doch nichts Besseres zu unternehmen war, immerhin zum Zeitvertreib gewagt werden. Wider alles Erwarten gelang er vollkommen; Rousseau war erstaunt über die Fülle und Anmuth der Vorstellungen, die ihm zwanglos zuströmten, wie über die Leichtigkeit, mit welcher er ihnen Ausdruck zu geben vermochte. In drei Tagen hatte er die ersten Gesänge der kleinen Dichtung vollendet[81]), und damit allerdings den Beweis geliefert, daß er „im Stande war, sich über die Widerwärtigkeiten des Lebens zu erheben, und die Unbilden der Menschen ohne Groll und Bitterkeit zu ertragen“. Ton und Charakter der Schrift verrathen durchgängig die ruhig heitere, in sich befriedigte Stimmung, in welcher sie verfaßt wurde. Ein höherer Werth kann ihr natürlich nicht beigelegt werden; schon der Widerspruch zwischen Form und Inhalt, an welchem sie leidet, läßt sie vom ästhetischen Standpunkte aus als eine verfehlte Arbeit erscheinen. Daß ihr Verfasser sie aber hochhielt, „sie ihm unter seinen Werken das liebste wurde“, begreift sich.

War sie doch die einzige Leuchte, welche ihm den dunklen Pfad der Flucht erhellte.

Am Morgen des 14. Juni, fünf Tage nach seiner Abreise von Montmorency, überschritt Rousseau die Grenze des Landes, in welchem er fast ein Vierteljahrhundert gelebt hatte. Kein Zweifel, daß es ihm werth geworden, und er nur ungern von ihm schied. Für den Augenblick aber war er doch froh, daß er es im Rücken hatte. „Als ich“, erzählt er, „das Berner Gebiet betrat, ließ ich halten; ich stieg aus, warf mich nieder, umfaßte, küßte den Boden, und rief entzückt aus: Gütiger Himmel, Beschützer der Tugend! ich preise dich, denn ich weile in einem Lande der Freiheit. — Der erstaunte Postillon hielt mich für verrückt; ich aber stieg wieder ein, und hatte wenige Stunden später die eben so reine, wie lebhafte Freude, mich von den Armen meines alten ehrenwerthen Freundes Roguin umschlossen zu fühlen“. Wir überlassen ihn für jetzt der gastlichen Fürsorge des würdigen Mannes, um uns eingehender mit dem Werke zu beschäftigen, dessen Veröffentlichung ihn genöthigt hatte, dieselbe in Anspruch zu nehmen.

VI.

Es ist natürlich, daß in Zeiten, wo eine durchgreifende Umgestaltung der gegebenen Zustände als Bedürfniß empfunden und angestrebt wird, auch die Reform der Erziehung in Frage kommt. Man weiß oder fühlt doch, daß die überlieferten Institutionen in ihrem Bestande kaum zu erschüttern sind, so lange die Menschen durch und für sie herangebildet werden. Man begreift nicht minder, daß die Neuerungen, welche man einzuführen wünscht, nur dann Aussicht haben, feste Wurzel zu fassen, wenn sie in Geist und Gemüth des heranwachsenden Geschlechtes einen für sie speziell präparirten Boden vorfinden. Es ist daher nicht auffallend, daß der revolutionäre Geist des achtzehnten Jahrhunderts, bestrebt, wie er es ist, auf allen Gebieten des Lebens mit dem Alten aufzuräumen, und Neues zu gestalten oder doch vorzubereiten, die hergebrachte Erziehung seiner auflösenden Kritik unterwirft, und ihr eine andere, den eigenen Tendenzen entsprechende Richtung zu geben sucht. Eher mag es befremden, daß grade Rousseau berufen war, diese Aufgabe zu übernehmen, da ihn weder der bisherige Gang seines Lebens, noch auch Neigung und Interesse zu ihr hinführten.

Zwar hatte er in jungen Jahren eine Zeit lang Unterricht ertheilt, auch eine Weile die Stelle eines Erziehers bekleidet. Doch war er damals in Folge der sehr zweifelhaften Resultate dieser Thätigkeit bald zu der Ansicht gelangt, daß sich dieselbe nicht für ihn

eigne, und später trotz wiederholter Anträge bei dem Entschlusse geblieben, sie nicht wieder aufzunehmen. Auch bot ihm das Leben in der Familie keinen Anlaß, sich mit der Erziehung näher zu befassen. Er hielt die eigenen Kinder von sich ferne und kam mit fremden nur selten in vorübergehende Berührung. Nicht als wäre er einer gemüthlichen Theilnahme für die Welt der Kindheit unfähig gewesen; im Gegentheile, er verweilte zu Zeiten gerne in ihr, und liebte es, ihr Thun und Treiben genauer zu beobachten. Dauernd aber und nachhaltig vermochte sie ihn nicht zu fesseln; nahm sie hin und wieder seine Aufmerksamkeit in Anspruch, dieselbe war doch vorzugsweise auf die weiten Gebiete des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie auf die Fragen und Probleme gerichtet, welche mit der Religion und Moral in Zusammenhang stehen. Eben darum bedurfte es eines besonderen wirksamen Antriebes, wenn er sie auf einen Gegenstand concentriren sollte, der ihm bis dahin ziemlich fremd geblieben, und im Grunde wenig nach seinem Geschmacke war.

Wir hatten schon öfter Gelegenheit, hervorzuheben, wie bei Rousseau der Kopf nicht selten durch das Herz, die Richtung seines Denkens durch den Inhalt seiner Empfindungen bestimmt wurde. Fremdem Einflusse unzugänglich, wenn er von gleichgültigen Personen ausgeübt werden wollte, konnte er ihm nicht widerstehen, wenn er von Menschen ausging, die seinem Herzen nahe standen. Es ist daher zwar gewiß sehr merkwürdig, aber doch nicht grade zu verwundern, daß wir die Abfassung seines bedeutendsten Werkes dem Wunsche einer ihm befreundeten Dame verdanken [82]), — Fräulein von Rochechouart hatte sich zur Zeit, als er bei Mad. Dupin die Stelle des Secretairs bekleidete, mit dem Sohne derselben, Dupin de Chenonceaux, vermählt. Jung, schön und liebenswürdig, besaß sie zugleich einen gebildeten Geist, der zu eigenem Denken geneigt, gern und leicht auf ernste Studien und Erörterungen einging. Rousseau, dem ihre äußere Erscheinung imponirte und ihr innerer Gehalt nicht entging, fühlte sich zu der jungen Frau um so mehr hingezogen, da auch sie ihn vor den übrigen Hausgenossen sichtlich auszeichnete. Es kam hinzu, daß ihre wenig erfreuliche Lage sein Mitgefühl erregte. Der Verkehr mit ihrem Gemahle, einem rohen Wüstlinge, der später sogar seiner schlimmen Streiche wegen nach der Insel Bourbon verbannt wurde, konnte ihr natürlich keine Befriedigung gewähren. Ebensowenig sagte ihr der Umgang mit der Schwiegermutter zu; die Sinnesweise beider Frauen war zu verschieden, als daß sich unter ihnen ein freundliches Verhältniß hätte bilden können. Mad. Dupin, gewohnt und geneigt, in der großen Welt eine glänzende Rolle zu spielen, bemühte sich vergeblich, die Tochter für dieselbe Lebensrichtung zu gewinnen. Ihr ernstes, gehaltenes Wesen mochte sich weder mit

den oberflächlichen Bekanntschaften, welche sie zu pflegen nöthigt, noch auch mit den kleinen Ränken und Intriguen befreunden, welche sie mit sich bringt. Die Folge war, daß ihre Beziehung zur Schwiegermutter einen gespannten Charakter erhielt, und sie in deren Hause eine ziemlich isolirte Stellung einnahm. Kein Wunder, wenn sie unter diesen Umständen den freundlichen Antheil nicht von sich wies, welchen Rousseau ihr entgegenbrachte. Anfangs seine Schülerin, die er gelegentlich in der Mathematik und anderen Zweigen des Wissens unterrichtete, trat sie ihm allmälig näher. Es bildete sich ein stetiger Verkehr, und im Laufe der Zeit ein freundschaftliches Verhältniß, welches, ohne jemals über die geziemenden Grenzen hinauszugehen, auch dann unverändert fortbestand, als aus dem unbekannten Schreiber längst ein berühmter Schriftsteller geworden war.

Es begreift sich, daß grade die Erziehung für die Unterhaltung der Beiden nicht selten den Stoff darbot. Mad. de Chenonceaux war nicht blos eine geist- und kenntnißreiche Frau, die an dieser Lebensfrage der Menschheit schon um ihrer selbst willen ein aufrichtiges Interesse nahm, sondern auch eine liebevolle Mutter, welcher das künftige Schicksal ihres Sohnes um so mehr am Herzen lag, da ihm die traurigen Irrungen des Vaters gefährlich zu werden drohten. Sie hatte nur zu guten Grund, dem genialen Freunde beizustimmen, wenn er im Gespräche die verderblichen Folgen der hergebrachten Erziehung in's Licht stellte. Auch mußte sie den lebhaften Wunsch empfinden, die Gedanken, welche er über eine Reform derselben gelegentlich aussprach, in ihrem, wie im allgemeinen Interesse fixirt und weiter ausgeführt zu sehen. Sie bat ihn dringend, seine Ansichten in systematischer Form zu entwickeln, und die „Autorität der Freundschaft" war groß genug, die geringe Neigung, welche er für eine solche Arbeit fühlte, so zu verstärken, daß er sie nicht nur unternahm, sondern auch zu Ende führte. Freilich verging darüber eine geraume Zeit. Es war eben nicht seine Art, sich fortgesetzt mit ein und demselben Gegenstande zu beschäftigen. Zudem erschien ihm der vorliegende so wichtig, daß er keinen Schritt weiterging, ohne ihn zuvor wiederholt in reifliche Erwägung gezogen zu haben. Die Ergebnisse der eigenen Beobachtung mußten gesammelt und ergänzt, die Resultate fremder Forschung geprüft und benutzt werden. Natürlich wuchs das Material um so mehr, je länger es der Bearbeitung unterlag, während die Gesichtspunkte, welche sich für die Betrachtung desselben darboten, sich beständig erweiterten und vertieften. So geschah es, daß das Werk über seine ursprüngliche Anlage hinaus immer größeren Umfang gewann, und erst nach Ablauf von acht Jahren vollendet wurde. Diese bedächtige und sorgfältige Ausführung ist seinem inneren Werthe in hohem Grade zu Gute gekommen.

Ohne sie hätte es sich schwerlich zu jener gehalt- und wirkungsreichen Schöpfung gestaltet, als welche es uns gegenwärtig vorliegt, und in der nachfolgenden Analyse entgegentreten wird [83]).

„Alles", so beginnt Rousseau, „ist gut, wenn es aus der Hand des Urhebers der Dinge hervorgeht; Alles entartet in der Hand des Menschen. Er zwingt das Erdreich, die Produkte eines fremden Bodens hervorzubringen; er nöthigt den Baum, die Früchte eines anderen zu tragen. Er vermischt die Klimate, die Elemente, die Jahreszeiten; er verstümmelt seine Pferde, seine Hunde, seine Sclaven. Auch der Mensch selbst darf nicht bleiben, was und wie er von Natur ist; auch er muß wie ein Zugpferd abgerichtet, wie der Baum im Garten zugestutzt werden".

„Man modelt die Pflanzen durch die Kultur, und die Menschen durch die Erziehung". Schlimm genug, daß dem so ist, aber schlimmer noch wäre es, wenn diese Dressur nicht stattfände. Wollte man den Menschen inmitten des gesellschaftlichen Lebens von Kindheit an sich selbst überlassen, er würde nothwendig zu Grunde gehen. „Vorurtheile, Noth, Autorität, Beispiel, alle die socialen Beziehungen und Institutionen, welche ihn umgeben und gefangen halten, würden die Natur in ihm ersticken, ohne etwas Anderes an ihre Stelle zu setzen". Wie die Dinge einmal liegen, können wir die Erziehung nicht entbehren. „Bei unserer Geburt schwach, von Allem entblößt, geistig beschränkt, bedürfen wir der Kräfte, des Beistandes, des einsichtigen Urtheils. Alles aber, was uns bei dem Eintritte in die Welt fehlt, und was wir erwachsen nöthig haben, giebt uns die Erziehung".

Diese Erziehung nun stammt aus einer dreifachen Quelle, „von der Natur, den Menschen und den Dingen. Die innere Entwicklung unserer Anlagen und Organe ist die Erziehung durch die Natur; der Gebrauch, welchen man uns von dieser Entwicklung machen lehrt, die Erziehung der Menschen; der Inhalt unserer eigenen Erfahrung von den Gegenständen, welche uns affiziren, die Erziehung durch die Dinge".

Jeder von uns wird somit von drei verschiedenen Lehrern gebildet. „Derjenige, bei welchem ihre Lehren sich widersprechen, wird schlecht erzogen und nie mit sich selbst in Uebereinstimmung sein. Nur da, wo sie alle dieselben Punkte treffen und denselben Zielen zustreben", kann die Erziehung ihren Zweck erreichen.

Nun „hängt die Erziehung der Natur durchaus nicht, die der Dinge lediglich in gewisser Rücksicht von uns ab; die der Menschen

allein haben wir wahrhaft in unserer Gewalt". Freilich gebieten wir auch über diese nur „der Voraussetzung nach", denn es ist unmöglich, die Einflüsse, welche die Umgebung des Kindes auf dasselbe ausübt, immer und überall zu beherrschen. Eben darum kann die Erziehung, wenn sie als Kunst auftritt, kaum jemals vollständig gelingen. Sie wird sich auch bei der größten Sorgfalt ihrem Ziele immer nur mehr oder weniger annähern.

Dieses Ziel aber kann kein anderes sein, als das der Natur. „Da das Zusammenwirken der drei Erziehungen zu ihrer Vollendung nothwendig ist, so muß diejenige, über welche wir nichts vermögen, den beiden anderen als Maß und Richtschnur dienen". Es ist somit die Natur im Menschen, der die Erziehung in alle Wege zu folgen, auf welche sie alle Bestrebungen, Mittel und Zwecke zu beziehen hat. Bestimmen wir daher das Wesen dieser Natur etwas näher.

„Mit der Fähigkeit, zu empfinden, geboren, werden wir von Geburt an durch die uns umgebenden Gegenstände auf mannigfache Weise affizirt. Mit dem Bewußtsein dieser Eindrücke erwacht zugleich eine gewisse Neigung, die Dinge, welche sie hervorgerufen, zu suchen oder zu fliehen. Dieselbe hängt in ihrer Richtung zunächst davon ab, ob die angeregten Empfindungen uns angenehm oder unangenehm sind. Später entscheidet die Angemessenheit oder Unangemessenheit, welche wir zwischen uns und den äußeren Objecten wahrnehmen, endlich das Urtheil, welches wir, nach Maßgabe unserer, durch die Vernunft vermittelten Vorstellungen von Glück und Vollkommenheit, über sie fällen". Die so entstehenden Sympathien und Antipathien, die sich in dem Maße verstärken und erweitern, in welchem wir empfänglicher und aufgeklärter (plus sensibles et plus éclairés) werden, machen in ihrer Gesammtheit die Natur im Menschen aus.

Diese „primitiven Neigungen" aber können sich weder frei entfalten, noch bleiben sie in ihrem Bestande unverändert. Sie werden vielmehr „durch unsere Gewohnheiten fortwährend gehemmt, durch unsere Meinungen verfälscht und von ihren eigentlichen Zielen abgelenkt". Der letzte und wahre Grund dieser Verkehrung liegt in der steten Rücksicht auf Andere, welche uns den ursprünglichen Antrieben der eigenen Natur nicht folgen läßt. Erziehung und Leben führen uns dahin, den Mittelpunkt des Daseins außer uns zu setzen, Richtung und Motive unseres Denkens und Handelns der gesellschaftlichen Umgebung zu entnehmen. Dagegen folgt der natürliche Mensch nur sich selbst; er „existirt und lebt für sich, ist die numerische Einheit, das absolute Ganze, welches keine andere Beziehung hat, als zu sich selbst und zu dem, was ihm gleicht".

Diesen natürlichen Menschen nun hat die wahre Erziehung zu entwickeln. Innerhalb des socialen Verbandes aber ist ihr das unmöglich. Denn die Gesellschaft will den Menschen nicht als solchen, sondern zu einem Gliede ihres Kreises ausbilden. Eben darum „sind die socialen Institutionen um so besser, jemehr es ihnen gelingt, die Natur des Menschen zu vernichten, ihm sein absolutes Dasein zu nehmen, um ihm eine nur relative Existenz zu geben, und das Ich in eine gemeinsame Einheit zu verlegen, so daß jeder Einzelne sich eben nicht mehr für eine Einheit, sondern nur für einen Theil derselben hält, und seiner lediglich im Ganzen bewußt wird“.

Die sociale Erziehung ist daher der natürlichen gradezu entgegengesetzt. Die eine schließt die andere aus; man muß zwischen dem Menschen und dem Bürger wählen. Wäre eine sociale Erziehung im strengen Sinne, wo sie dann eine gemeinsame und öffentliche sein würde, möglich, so dürfte sie vielleicht den Vorzug verdienen. Zwar „entfremdet sich jeder kleinere gesellschaftliche Verein dem großen, wenn er enge und geschlossen ist. Der wahre Patriot ist hart gegen die Fremden; sie sind in seinen Augen eben nur Menschen, also Nichts“. Indeß „kommt es doch vor Allem darauf an, gut gegen die zu sein, mit welchen man lebt“. In unseren Zeiten freilich, „wo es kein Vaterland mehr giebt, kann es auch keine Bürger mehr geben“. Es hieße einer eitlen Chimäre nachjagen, wollten wir es versuchen, dem Beispiele Rom's oder Sparta's zu folgen.

Jene Erziehung für die Welt aber, wie sie gegenwärtig unter uns üblich ist, verfolgt zwei entgegengesetzte Ziele und erreicht deshalb keines von beiden. „Sie kann nur doppelzüngige und zweideutige Menschen bilden, die, während sie scheinbar Alles auf Andere beziehen, in Wahrheit stets nur sich selbst im Auge haben“. Man täusche sich darüber doch nicht: „wer innerhalb der socialen Ordnung den natürlichen Empfindungen ihren Vorrang bewahren will, weiß nicht, was er will. Stets im Widerspruch mit sich selbst, beständig schwankend zwischen seinen Neigungen und seinen Pflichten, wird er nie weder Mensch, noch Bürger, nie für sich, noch für Andere gut sein. Er wird eben nur einer der Menschen unserer Tage sein können, ein Franzose, Engländer, ein Bourgeois, d. h. im Grunde Nichts“.

Somit bleibt nur die natürliche Erziehung, welche sich auch als die private oder häusliche Erziehung bezeichnen läßt, übrig. Zwar wird man fragen: was kann Jemand, der ihrem Prinzipe gemäß lediglich für sich selbst erzogen ist, für Andere sein? Doch wird man darüber erst dann urtheilen dürfen, wenn man den so gebildeten Menschen vor sich gesehen, seine Neigungen und Fortschritte

beobachtet, und den Gang seiner Entwicklung verfolgt hat. Der natürliche Mensch existirt vorläufig noch nicht; es kommt eben darauf an, ihn in's Leben zu rufen. Ist er einmal da, so dürfte sich vielleicht ergeben, daß die natürliche Erziehung, während sie unmittelbar nur das eine der beiden nothwendigen Ziele aller Erziehung anstrebt, mittelbar auch das andere erreicht.

Uebrigens hat diese Erziehung vor der gewöhnlichen noch andere wesentliche Vorzüge. Innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung, wo die Stelle, welche der Einzelne einnimmt, genau marquirt ist, wird Jeder nur für die seinige erzogen. Die Erziehung wird nutzlos, sobald er seinen Standort verlassen und wechseln muß; sie wird ihm dann sogar schädlich wegen der Vorurtheile, welche sie ihm eingepflanzt hat. Innerhalb der natürlichen Ordnung dagegen, in welcher alle Menschen gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf eben der menschliche. Wer aber für diesen gut erzogen ist, wird auch jede besondere Stellung, welche ihm später angewiesen wird, einnehmen können. „In erster Instanz Mensch, wird er Alles, was der Mensch sein soll, eben so gut zu sein wissen, wie jeder Andere. Mag das Schicksal ihn immerhin zwingen, seinen Platz zu wechseln, er wird überall an seiner Stelle sein".

Die Bildung zum Menschen, nicht die zu irgend einem besonderen Stande oder Berufe, ist das Ziel der natürlichen Erziehung, das gemeinsame Loos der Menschheit die Sphäre, für welche sie ihren Zögling heranbildet. „Der ist am besten erzogen, welcher die Güter und die Leiden des Lebens am besten zu ertragen weiß". Leben ist die große Kunst, welche der Mensch zu erlernen hat. „Leben aber heißt nicht athmen, sondern handeln; es heißt Gebrauch machen von unseren Organen, Sinnen, Fähigkeiten, von allen Theilen unseres Wesens, die uns das Gefühl des Daseins geben". Darum besteht auch die wahre Erziehung weniger in Lehren, als in Uebungen. — Der Gebrauch der Kräfte beginnt aber in demselben Augenblicke, in welchem sie uns verliehen werden. „Wir fangen an, uns zu unterrichten, wenn wir anfangen zu leben". Die Erziehung muß daher mit der Geburt des Menschen beginnen und kann erst endigen, wenn seine Entwicklung zu einem vollen Abschlusse gelangt ist.

Was aber ist zu thun, damit diese Entwicklung ihrem Ziele zugeführt werde? „Viel, ohne Zweifel; man muß verhindern, daß irgend Etwas gethan wird". Ist diese Methode anscheinend von rein negativer Art, so hat sie doch im Grunde einen sehr positiven

Charakter. Sie schließt die maßgebende Einwirkung des Erziehers nur deshalb aus, damit der wahre Bildner des Menschen, die Natur, ihre ganze Thätigkeit ungehindert an ihm entfalten kann. „Das Kind ist von allem Anfange an Zögling der Natur; der Erzieher hat lediglich den Anweisungen dieses ersten ursprünglichen Lehrmeisters zu folgen, und dafür zu sorgen, daß die Wirksamkeit desselben nicht gehemmt, seine Bemühungen nicht vereitelt werden.“

Die Lösung dieser Aufgabe ist nicht so leicht, wie es wohl scheinen mag. Sie erfordert ein großes Maß von Einsicht, und vor Allem eine unbegrenzte Hingebung, wie sie in der Regel nur von den Eltern des Kindes erwartet werden darf. Auch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß ihnen die Erziehung naturgemäß obliegt. „Wie die Mutter die wahre Amme, so ist der Vater der wahre Lehrer.“ Nichts in der Welt, weder Armuth, noch Geschäfte, noch irgend eine menschliche Rücksicht kann ihn von der Verpflichtung entbinden, seine Kinder selbst zu ernähren und zu erziehen. Er schuldet seiner Gattung Menschen, dem socialen Verbande geeignete Mitglieder, dem Staate Bürger. Wer diese dreifache Schuld nicht zahlen kann, darf sie auch nicht übernehmen. Niemand hat das Recht, Vater zu werden, der außer Stande ist, die Pflichten eines solchen zu erfüllen.

Nur ein vertrauter Freund kann, streng genommen, den Vater ersetzen, keineswegs aber ein gewöhnlicher Hofmeister, der das Erziehen als gewinnbringendes Geschäft betreibt. „Es ist unmöglich, daß das heilige Werk der Menschenbildung in den Händen eines solchen Miethlings gedeihe.“ Kann man es einmal nicht selbst übernehmen, so sehe man sich nach Jemandem um, der sich seinem Zöglinge mit voller, ungetheilter Hingebung widmen mag. Je näher er ihm auch dem Alter nach steht, desto besser; hat er die erforderliche Einsicht, so kann er eben nicht jung genug sein. Nothwendig ist aber, daß er sich nur mit einem einzigen Zöglinge befaßt, und dieser von dem Augenblicke der Geburt an bis zum Eintritt in das Mannesalter seiner ausschließlichen Leitung anvertraut wird.

Auch Rousseau selbst übergiebt seinen idealen Zögling, dessen allmälige Entwicklung er zu schildern unternimmt, einem Hofmeister. Man darf sich darüber wohl wundern, da er die Pflicht des Vaters, seine Kinder selbstthätig zu erziehen, so stark betont. Natürlich ist dieser Widerspruch von den Gegnern seines Systemes nicht übersehen, vielmehr wiederholt mit einem gewissen schadenfrohen Behagen hervorgehoben worden. Wie uns scheinen will, ohne genügenden Grund. Rousseau konnte immerhin erwiedern, es stehe durchaus nichts im Wege, daß jeder beliebige Vater die Stelle einnehme, welche er seinem Hofmeister zuweise; die Hauptsache sei, daß, wer

immer die Erziehung leite, nach seinen Grundsätzen und seiner Methode verfahre. Indeß zweifeln wir nicht, daß ihn bei der Wahl des Erziehers doch auch bestimmte Motive geleitet haben. Erinnern wir uns, daß es eine der Aristokratie angehörige Dame war, die ihn zu seinem Werke anregte, und er sich schon deshalb veranlaßt sehen mußte, die höheren Stände im Auge zu behalten. Auch war er überhaupt der Ansicht, daß nur in diesen Kreisen von einer planmäßigen Erziehung die Rede sein könne. Er mochte sich aber überzeugt halten, daß er bei ihnen mit seinen Vorschlägen schwerlich Eingang finden werde, wenn er der herrschenden Sitte, die Erziehung durch Hofmeister leiten zu lassen, entgegenträte.

Ueberdies — und das war am Ende der tiefere, wenn auch ihm selbst unbewußte Grund — konnte die Erziehung, wie er sie im Sinne hatte, innerhalb der Familie ihr Ziel nicht füglich erreichen. Der natürliche Mensch, welchen sie zur Geltung bringen wollte, mußte außerhalb jedes socialen Verbandes herangebildet werden. Die Familie aber, obgleich sie auf einer natürlichen Basis ruht, ist doch wesentlich eine sociale Institution, und hat als solche ihren reichlichen Antheil an den Meinungen, Vorurtheilen und Gewohnheiten, welche uns in jedem größeren oder kleineren gesellschaftlichen Vereine begegnen. Wer in ihr erzogen wird, wird eben nicht, worauf es Rousseau doch ankommt, frei von jeder socialen Einwirkung, lediglich für sich selbst, sondern unter dem steten Einflusse fremder Gewalten, zunächst und vor Allem für die Familie erzogen. Eben darum sind die Eltern, da und so lange sie in ihrer gesellschaftlichen Stellung befangen sind, zur Erziehung nicht geeignet. Erst wenn der natürliche Mensch wirklich erschienen, wenn die Um- oder Neubildung des Menschen, wie Rousseau sie durch seine Erziehung anstrebt, vollendet ist, kann die Familie ihre Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg selbst übernehmen. Emil bedarf eines Erziehers, der im Grunde nur der seines Wesens sich bewußte Zögling selber ist; seine Kinder aber werden eines solchen entrathen können und müssen, da der Vater weder in der Lage, noch auch geneigt sein wird, auf die Ausübung seines natürlichen Rechtes zu verzichten.

Der günstige Erfolg der Erziehung hängt zum großen Theile von der Befähigung des Erziehers ab. Aber auch an den Zögling sind gewisse Forderungen zu stellen, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll. Rousseau verlangt vor Allem, daß er körperlich gesund und kräftig sei. An die geistige Begabung macht er geringere An-

sprüche; es genügt, wenn sie dem gewöhnlichen Durchschnittsmaße entspricht. Sodann ist es sehr wünschenswerth, daß er den höheren Ständen angehört, in einem gemäßigten Klima geboren ist und ein ausreichendes Vermögen besitzt. Sind die Eltern todt, so ist das um so besser; leben sie noch, so müssen sie zu Gunsten des Hofmeisters auf die Geltendmachung ihrer Autorität und ihres Einflusses unbedingt verzichten. Freilich darf man kaum erwarten, daß diese Bedingungen sämmtlich erfüllt werden. Rousseau verhehlt sich das nicht, glaubt aber dennoch auf ihnen bestehen zu müssen. Er ist eben überzeugt, daß die Erziehung nur dann und insoweit Erfolg haben kann, als ihre nothwendigen Voraussetzungen gegeben sind. Treffen sie nicht zu, nun, so muß man die Dinge gehen lassen, wie sie gehen können und wollen. Seine Aufgabe ist es, den Weg zu zeigen, auf welchem eine natur- und vernunftgemäße Menschenbildung erreicht werden kann. Gestatten die Verhältnisse nicht, diesen Weg einzuschlagen, so ist das lediglich ihre Schuld.

Man muß zugeben, daß es nicht an dem Wegweiser liegt, wenn die Bahn, die zum Ziele führt, im Dunkeln bleibt; er hat sie in allen ihren Stadien und Windungen klar und anschaulich vorgezeichnet. Die Pädagogik Rousseau's unterscheidet sich von anderen dadurch sehr zu ihrem Vortheile, daß sie nicht blos eine Reihenfolge von Grundsätzen und Regeln aufstellt, sondern diese zugleich zur praktischen Anwendung bringt. Die allgemeine Theorie der Erziehung, welche sie enthält, wird in einem concreten Falle an einem bestimmten Individuum vollständig durchgeführt. Ohne die Doktrin als solche aus dem Auge zu verlieren, setzt sie dieselbe unmittelbar in Leben um; sie lehrt durch Uebung, und unterrichtet, indem sie schildert. Daß diese Methode, auch abgesehen von der lebendigen Frische, welche sie der Darstellung verleiht, ihre großen Vorzüge hat, liegt auf der Hand. Die praktische Bethätigung einer Lehre fördert in hohem Grade das Verständniß derselben, und giebt überdies die nothwendige Gewähr ihrer Richtigkeit. Allerdings liegt die Gefahr nahe, daß das Beispiel für die Sache selbst genommen, und der einzelne Fall mit der allgemeinen Regel verwechselt wird. Es ist bekannt genug, wie später manche Verehrer Rousseau's in diesen Irrthum verfallen und bemüht gewesen sind, die spezielle Erziehung seines Emil an ihren Zöglingen mit sklavischer Treue zu wiederholen. Indeß ist der Urheber einer Methode nicht für den Mißbrauch verantwortlich, der von ihr gemacht wird. Rousseau hat wiederholt und nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die unmittelbare Anwendung seines Verfahrens in den meisten Fällen eine nutzlose und selbst verderbliche Thorheit sein würde. Er mahnt fort und fort, nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste seiner An-

weisungen zu folgen; habe man diesen erfaßt, so würden sich die durch die Umstände gebotenen Modificationen von selbst ergeben.

Weil die naturgemäße Erziehung zu den Ansichten und Gewohnheiten des socialen Lebens in einem entschiedenen Gegensatze steht, kann sie nur außerhalb desselben durchgeführt werden. Nun ist zwar eine vollständige Isolirung des Zöglings weder möglich, noch rathsam. Sie läßt sich indeß in genügendem Maße erreichen, wenn ihm sein Wohnsitz auf dem Lande angewiesen wird. Hier können die verderblichen Einflüsse, welche von der Umgebung des Kindes auszugehen pflegen, und nicht selten die Frucht der besten Erziehung zerstören, leicht abgewehrt, auch die Personen und Verhältnisse, mit welchen es in Berührung kommen muß, so gewählt und geordnet werden, daß sie das Erziehungswerk nicht erschweren, sondern fördern. Inmitten des wirren Getriebes der größeren Städte ist das unmöglich; ihre geistige, wie ihre physische Atmosphäre ist so verdorben, so mit Giftstoffen aller Art erfüllt, daß das Kind ihrer Einwirkung um jeden Preis entzogen werden muß. Nur in der reinen, frischen Landluft hat es Aussicht, leiblich und geistig zu gedeihen. Rousseau verlangt daher, daß es, wenn nicht auf dem Lande geboren, doch gleich nach seiner Geburt dorthin gebracht werde. Natürlich in Begleitung seines Erziehers, da dessen Thätigkeit mit seinem Eintritte in das Leben zu beginnen hat, wenn sie sich auch für's Erste nur in Ertheilung der für seine Pflege nöthigen Vorschriften äußert.

Das nächste Erforderniß aber ist eine passende Amme. Besser freilich, wenn sie entbehrt werden kann, wenn die Mutter selbst übernimmt, was ihre heiligste Pflicht und ihr reinster Genuß ist. Rousseau legt den Frauen diese ihre Pflicht in scharfen und eindringlichen Worten an's Herz; er schildert zugleich in warm beredtem Ausdrucke die süße Freude, welche ihre Erfüllung, und die traurigen Folgen, die ihre Vernachlässigung mit sich bringt. „Der Gebrauch einer Amme entzieht dem Kinde die unersetzliche Fürsorge der Mutter; er raubt der Mutter die Liebe des Kindes, löst und zerreißt damit die Bande, welche die Familie zusammenhalten, und zerstört in ihr die einzig sichere Grundlage des nationalen und staatlichen Lebens.“ Man weiß, daß diese ernste, nachdrückliche Mahnung nicht erfolglos geblieben ist; Rousseau hat durch sie manchem Kinde die Mutter zurückgegeben. Gewiß die beste Sühne, welche er für die Hintansetzung der eigenen väterlichen Pflicht darbieten konnte. Er selbst freilich glaubte kaum, daß man auf seine Stimme hören werde.

Auch kann man nicht sagen, daß die widernatürliche Ammenwirthschaft im Allgemeinen an Terrain verloren habe. Sie hat dessen eher noch gewonnen, seitdem sie über die aristokratische Sphäre hinaus auch in die bürgerlichen Kreise eingedrungen ist. In diesen gilt gegenwärtig vielfach eben das, was Rousseau von den höheren Ständen seiner Zeit sagt: „Wie es den Vätern an Zeit fehlt, um die ihnen obliegende Pflicht zu erfüllen, so den Müttern an gutem Willen oder auch an der nöthigen Gesundheit“. Da dem aber einmal so ist, so beobachte man wenigstens bei der Wahl der Ammen die nothwendige Vorsicht. Gesundheit des Leibes und, was nicht minder wesentlich, auch der Seele, ist ein unumgängliches Requisit. Außerdem bleibt zu wünschen, daß die Entbindung der Amme vor Kurzem erfolgt sei, und sie ihre bisherige Lebensweise möglichst unverändert beibehalte.

Was aber das Kind betrifft, so gewähre man ihm gleich Anfangs die Freiheit, deren es zu seiner naturgemäßen Entwicklung bedarf. Leider „ist der Zwang der stete Gefährte des Menschen: er begleitet ihn von der Wiege bis zum Grabe“. Kaum hat er das Licht der Welt erblickt, so wird er bereits in Windeln eingeschnürt. Rousseau mag von dieser Einwicklung nichts wissen; sie hindert seiner Ansicht nach die freie Bewegung der Glieder, hemmt das Wachsthum und den Umlauf des Blutes, und ist vielleicht nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Temperament und Charakter. Die Besorgniß aber, daß der ungehemmte Gebrauch seiner Glieder dem Kinde schaden könne, ist grundlos. Ueberhaupt, wie großer Vorsicht und Sorgfalt es auch bedarf, man hüte sich doch, sie zu übertreiben. Nicht ohne Ursache sind grade die ersten Lebensjahre voll von Gefahren; die Natur stellt gleich im Beginne seines Daseins die Kräfte des Menschen auf die Probe, damit er sich, wenn er sie besteht, ihres Gebrauches mit um so größerer Zuversicht erfreuen kann. Man würde ihrer Absicht zuwider handeln, wollte man aus Furcht vor möglichen schlimmen Folgen das freie Spiel der kindlichen Kräfte hindern. „Wird nur das richtige Maß nicht überschritten, so wagt man weniger dabei, sie in Bewegung zu setzen, als sie zu schonen“. Entspringen daraus kleine Beschwerden und Unbequemlichkeiten, so hat das nichts auf sich; im Gegentheil ist es sehr zweckmäßig, daß der Mensch möglichst früh in die doch unvermeidliche Schule des Leidens eingeführt wird. Schon das Kind muß dulden lernen, wenn es zunächst auch nur die minder erheblichen physischen Leiden zu tragen hat. Man halte diese daher nicht zu ängstlich von ihm ferne, gewöhne es vielmehr bei Zeiten, die nothwendigen Uebel des Lebens ruhig hinzunehmen. Sie werden ihm später um so weniger anhaben, je früher es angefangen hat, ihnen Widerstand zu leisten.

Die Abhärtung des Körpers kann nicht zeitig genug beginnen; er muß schon in den ersten Lebensjahren gegen äußere Einflüsse, namentlich gegen den Wechsel der Temperatur unempfindlich gemacht, auch in der Entbehrung von Speise und Schlaf geübt werden. Rousseau räumt indeß ein, daß es nicht wohl angehen würde, die Sprößlinge seiner Zeitgenossen zu Spartanern machen zu wollen. Er giebt auch zu, daß das Maß und die Weise der Abhärtung von der größeren Stärke oder Schwäche des Kindes abhängen müsse, wie er denn überhaupt seine Vorschriften, ohne daß sie deshalb ihre allgemeine Gültigkeit verlieren, immer nur mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse angewandt wissen will. Ueberzeugt, daß die Natur den Menschen mit allen Kräften ausgestattet hat, welche zu seiner Erhaltung nothwendig sind, dringt er darauf, daß dieselben nach der aktiven, wie nach der passiven Seite hin geübt werden. Und zwar hält er es für wesentlich, daß diese Uebung gleich im Beginne des Lebens ihren Anfang nehme. Natürlich können nur die Kräfte entwickelt werden, welche wirklich vorhanden sind, und die gewöhnliche Erziehung versieht es eben darin, daß sie beim Kinde theils Fähigkeiten voraussetzt, die es noch nicht hat, theils die, welche es besitzt, brach liegen läßt. Nun ist das Leben des Kindes zunächst ohne Zweifel ein vorwiegend physisches, und muß daher die körperliche Entwicklung der nächste Gegenstand der Aufmerksamkeit sein. Doch würde man irren, wollte man glauben, daß die geistigen oder seelischen Kräfte in dieser ersten Zeit gar nicht in Betracht kommen.

Rousseau hebt nachdrücklich hervor, daß auch das Leben des Geistes unmittelbar nach der Geburt erwacht. Das Kind fängt an sich zu unterrichten, noch bevor es spricht oder hört; die Erfahrung geht auch hier der Lehre voraus. „In dem Augenblicke, wo es seine Amme erkennt, hat es schon viel gewonnen". Diese ersten Wahrnehmungen der Außenwelt werden ihm indeß lediglich durch das Gefühl vermittelt; es lernt seine Umgebung zunächst nur durch die Empfindungen des Schmerzes und der Freude kennen, welche sie in ihm anregt. Nur sehr allmälig entstehen die bildlichen Vorstellungen, in welchen ihm die Dinge in ihrem selbständigen Dasein entgegentreten. Es bedarf einer geraumen Zeit, bevor sich die äußeren Objekte gleichsam von seinen Augen entfernen, um ihm in bestimmter Ausdehnung und Gestalt sichtbar zu werden. Inzwischen läuft es, da die in Rede stehenden Affektionen beständig wiederkehren, Gefahr, der Herrschaft der Gewohnheit zu verfallen. Die regelmäßige Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse hat leicht zur Folge, daß es dieselben nicht mehr oder doch nicht blos dann erstrebt, wenn die Nothwendigkeit sie fordert, sondern auch um ihrer selbst willen. Rousseau hält es für sehr wichtig, daß dem vorgebaut werde;

die einzige Gewohnheit, welche er dem Kinde gestatten will, ist die, keine zu haben. Er empfiehlt deshalb dringend, sich ihm gegenüber nicht zu strenge an Zeit und Regel zu binden, vielmehr mit Absicht hin und wieder Ausnahmen und Abweichungen eintreten zu lassen.

Ob er damit nicht das von ihm selbst aufgestellte Grundprinzip der Erziehung, wir meinen das ungehemmte Walten der Natur, in etwa antastet, steht dahin. Man darf indeß nicht übersehen, daß die Natur, welche er zur Geltung bringen will, die menschliche Natur ist, und diese für ihn wesentlich in der persönlichen Freiheit besteht. Er bekämpft die Gewohnheit nicht nur deshalb, weil sie zu den natürlichen Bedürfnissen andere hinzufügt, die es nicht sind, sondern vorzugsweise, weil sie der freien Selbstbestimmung mehr oder minder enge Fesseln anlegt. Diese fern zu halten, thut seiner Ansicht nach vor Allem noth. Zu dem Ende muß von früh an dahin gearbeitet werden, daß das Kind Herr seiner selbst bleibt, und im Stande ist, in allen Dingen seinem Willen zu folgen, sobald es einen solchen hat.

Freilich kommt es für's Erste noch nicht in den Fall, ihn gebrauchen zu müssen. Wohl aber beginnt es allmälig, die Gegenstände in seiner Umgebung zu unterscheiden. Und da kommt nun sehr viel darauf an, daß ihm die Dinge, welche man seiner Wahrnehmung nahe bringt, in richtiger Auswahl und in passender Ordnung vorgelegt werden. Von Natur interessirt sich der Mensch für jeden Gegenstand, welcher ihm neu ist. Er fühlt sich aber so schwach, daß er Alles fürchtet, was er nicht kennt. Es ist deshalb zweckmäßig, ihn schon in frühester Kindheit an den Anblick der verschiedenartigsten Dinge, auch solcher, welche Widerwillen oder Schrecken erregen, zu gewöhnen. Er wird dann vor den später oft so unbequemen Antipathien, vor mancher lästigen Scheu und Furcht bewahrt bleiben. — Da übrigens das Kind nür auf das achtet, was unmittelbar seine Sinne affizirt, so genügt es, ihm den Zusammenhang der sinnlichen Eindrücke mit den Gegenständen, welche sie veranlassen, merkbar zu machen. Man trete daher seinem unruhigen Drange, Alles sehen, berühren und anfassen zu wollen, nicht entgegen. Es gewinnt so eine gewisse Kenntniß von den sinnfälligen Eigenschaften der Körper, die, wie beschränkt sie auch sein mag, doch überaus wichtig ist, zumal sie sich in dem Maße erweitert, in welchem der Anfangs allein thätige Sinn des Gefühls durch die übrigen Sinne unterstützt wird. Werthvoller, als sie selbst, ist vielleicht noch die stärkende und bildende Uebung der Organe, durch welche sie vermittelt wird. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß die Ausbildung der Sinne zu sehr vernachlässigt werde; die Ueberzeugung, daß „sie es sind, welche dem Geiste den Stoff zu seiner Thätigkeit liefern“, stellt ihm die Not-

wendigkeit ihrer möglichst umfassenden Entwicklung außer Frage. Ebendarum wird er auch nicht müde, dieselbe dem Erzieher an's Herz zu legen, und ihm die Wege anzudeuten, auf welchen sie erreicht werden kann.

Wenn aber die Sorge für die Entwicklung des Körpers und seiner sinnlichen Organe nicht früh genug beginnen kann, so ist es dagegen, wie Rousseau glaubt, sehr überflüssig, schon beim Kinde auch die Bildung des moralischen Sinnes in Aussicht zu nehmen. So lange die sittliche Einsicht fehlt und der prüfende, wählende Verstand noch nicht erwacht ist, kann von Moralität nicht die Rede sein. Die Begriffe gut und böse finden auf die Handlungen des Kindes keine Anwendung, und beruht es auf einem Mißverständnisse, wenn man ihnen diese Epitheta beilegt. Allerdings ist das Kind zum Zorne geneigt, geräth es schnell und leicht in eine leidenschaftliche Aufregung, aber nur dann, wenn man ihm willkürlich in den Weg tritt, es auf die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse warten läßt. Es ist oder scheint böse in Folge seiner Schwäche, die ihm nicht gestattet, sich selbst zu verschaffen, was es grade nöthig hat. „Macht es stark und es wird gut sein, denn wer Alles kann, thut gewiß nichts Böses.“ Ein Ausspruch, der Manchem Anstoß gegeben, unseres Erachtens aber in dem Zusammenhange, in welchem er sich findet, vollkommen begründet ist. Rousseau denkt nicht daran, das Wesen des Guten in die Kraft zu setzen; er weiß sehr wohl, daß die Kraft auch zum Schlimmen verwandt werden kann, und behauptet nur, daß ohne sie auch das Gute unmöglich bleibt, wenigstens lediglich in einem unfruchtbaren Wollen bestehen wird.

Jede Kraft aber erwirbt und stärkt sich nur durch Uebung. Man gewöhne daher das Kind bei Zeiten, sich selbst zu vertrauen, indem man es anleitet, seine Bedürfnisse selbst zu befriedigen und auf die zu verzichten, welche fremden Beistand erfordern. Freilich kann es zunächst die Hülfe seiner Umgebung nicht entbehren, und es ist die Pflicht derselben, sie ihm rechtzeitig zu gewähren, wann und wo es sich um reelle natürliche Bedürfnisse handelt. Sie hüte sich aber, seinen willkürlichen Launen, Einfällen und Phantasien entgegen zu kommen. Es wird ohnehin durch die Gewohnheit, sie zu seinem Dienste geneigt zu finden, veranlaßt, sie beständig für sich in Anspruch zu nehmen. Aus der Schwäche entspringt die Herrschsucht; die launische Tyrannei der Kinder würde von selbst wegfallen, wenn sie nicht überall gehorsame Diener sähen, bereit, ihren Geboten Folge zu leisten. Wie in diesem, so sind auch in den meisten anderen

Fällen die schlimmen oder bösen Eigenschaften des Kindes die Folge einer verkehrten Erziehung. Zuweilen freilich haben sie einen ganz natürlichen, an sich unverfänglichen Ursprung. So geht die oft bemerkte Lust am Zerstören nicht aus einem bösen Triebe, sondern aus dem Drange nach Thätigkeit hervor, der stets auf Veränderung des Gegebenen abzielt und sich da, wo er größer ist, als das vorhandene Maß der Kraft, vorzugsweise in der Trennung und Auflösung, als der leichtesten Art der Umbildung, befriedigt. Es wäre ungerecht, das Kind für die Folgen seines deplacirten Eifers verantwortlich zu machen. Vielmehr ist es die Aufgabe des Erziehers, dieser natürlichen Neigung den geeigneten Stoff und Wirkungskreis zu bieten.

Ohne Zweifel hat Rousseau Recht: man wirkt dem Zerstörungstriebe, mag er nun in der menschlichen Natur begründet sein oder nicht, gewiß dadurch am besten entgegen, daß man dem Kinde Gelegenheit giebt, seine Neigung zur positiv schaffenden Thätigkeit zu entfalten. Ebenso richtig ist, was er über die Anleitung zum Sprechen bemerkt. „Das Kind, wenn es zu sprechen beginnt, darf nur solche Worte hören, die es verstehen und deutlich artikuliren kann.“ Eine Bedingung, welche nur selten erfüllt wird. In der Regel spricht man ihm ohne Wahl und Unterschied eine Menge von Ausdrücken vor, deren Inhalt ihm ferne liegt, und deren Laute es noch nicht nachzubilden vermag. Die Folge ist jene leidige allgemein verbreitete Gewohnheit, sich und Andere mit leeren, nichtssagenden Worten abzuspeisen. Dazu kommt, daß das Kind, unfähig, den wahren Sinn der Worte zu verstehen, ihnen eine falsche oder halbwahre Bedeutung unterlegt, die später nur selten berichtigt und so eine Quelle vielfacher Irrthümer wird. Der in frühester Jugend gesammelte Vorrath von Worten und Vorstellungen ist für die künftige Entwicklung des Gedankenlebens von der größten Wichtigkeit. Wer nicht von Hause aus gewöhnt worden, die sprachlichen Ausdrücke in ihrem wahren Inhalte scharf und genau aufzufassen, wird sich auch in der Folgezeit nur in unbestimmten Vorstellungen und unklaren Begriffen ergehen. Ebensowenig wird Jemand, den nicht schon die ersten Sprechübungen dazu befähigt haben, dahin gelangen, die sprachlichen Laute präzis und deutlich wiederzugeben. Es empfiehlt sich daher, Maß und Zahl der Worte, welche man dem Kinde zu Gehör bringt, möglichst zu beschränken, und sie so auszuwählen, daß ihr Inhalt seinem Verständnisse, ihre lautliche Beschaffenheit aber dem Grade der Entwicklung entspricht, zu welchem seine Sprachwerkzeuge gelangt sind. Man spreche weder zu viel mit ihm, noch dränge man es, selbst zu sprechen. Es bedarf einer geraumen Zeit, um sich das Gehörte wahrhaft, nicht blos scheinbar anzueignen.

Die Natur geht eben ihren eigenen langsamen Gang, den man

nicht durch Anwendung künstlicher Mittel darf beschleunigen wollen. Rousseau verwirft deshalb auch die Vorkehrungen, durch welche man dem Kinde vor der Zeit auf die Beine zu helfen bemüht ist. Sind sie nicht gradezu schädlich, so doch jedenfalls überflüssig; das Kind lernt schon von selbst gehen, wenn ihm der freie Gebrauch seiner Glieder gestattet wird. — Um dieselbe Zeit aber, wo sich Zunge und Beine in Bewegung setzen, brechen die Zähne hervor. Ihr Erscheinen bezeichnet den Augenblick, in welchem das Kind sich auch in Bezug auf die Nahrung zu emancipiren beginnt. Ueberhaupt eröffnet sich ihm mit der dreifachen Funktion des Sprechens, Gehens und Essens eine neue Periode des Lebens, welche, ungleich wichtiger und bedeutsamer als das erste einleitende Stadium, mit besonderer Sorgfalt behandelt werden muß (Emile, L. II).

- - - -

Bis dahin war das Kind nicht viel mehr, als es im Schoße der Mutter gewesen. Immer noch stand es in enger Verbindung mit dem fremden Leben, von welchem es sich ursprünglich abgelöst, und vor wie nach in jeder Beziehung abhängig blieb. Ohne eigene Empfindungen und Vorstellungen, nur erst vorübergehenden sinnlichen Affektionen zugänglich, fehlte ihm selbst noch das Gefühl des eigenen selbständigen Daseins. Jetzt aber erwacht mit der zunehmenden Kraft das Bewußtsein derselben, als eines eigenthümlichen Besitzes; das erstarkende Gedächtniß setzt das Ich in den Stand, sich in jedem Augenblicke in seiner Identität wiederzufinden. Das Kind fängt an, sich als ein bestimmtes Einzelwesen zu fühlen, dessen Existenz von allen anderen geschieden ist; es wird wahrhaft eines, dasselbe, und ebendarum auch fähig, Glück und Unglück an sich zu erfahren.

Es ist nicht zufällig, daß Rousseau grade an diesen Punkt seine weiteren Erörterungen anknüpft. Selbst des Glückes bedürftig, voll tiefer Sehnsucht nach einem in sich befriedigten Dasein, sieht er in ihm auch ein allgemeines Bedürfniß der Menschen, ja das wahre und einzige Ziel ihres Strebens. Freilich bekennt er sich nicht zu dem gewöhnlichen Eudämonismus, welcher nur auf Lust und Freude, auf ein vorwiegend sinnliches Behagen gerichtet ist. Das Glück, wie er es im Auge hat, schließt weder die schwere Last des Leids und der Trauer, noch die harte Arbeit des sittlichen Wirkens aus. Er fordert die volle Entfaltung aller menschlichen Kräfte und Anlagen, er will ihre allseitige Bethätigung in der Totalität des Lebens, aber er will sie doch zum Zwecke des Selbstgenusses. Ohne Frage giebt er dem Leben eine höhere und um-

fassendere Bedeutung, steckt er ihm reinere und edlere Ziele, als die meisten seiner Zeitgenossen. Aber er ist ebenso wie sie überzeugt, daß der Mensch lebt, um glücklich zu sein. Eben deshalb drängt sich ihm beständig die Frage auf, wie der Mensch selbst, und wie sein Leben beschaffen sein müsse, damit es ihm ein möglichst großes Maß von Glück darbieten könne.

Dieser eudämonistische Gesichtspunkt, welcher in allen Rousseau'schen Schriften hervortritt, beherrscht auch seine Pädagogik. Es ist seiner Ansicht nach die Aufgabe der Erziehung, den Menschen in den Stand zu setzen, sich in jedem Augenblicke seines Lebens zu freuen, zu dem wahren und vollen Genusse seines Daseins zu gelangen. Sie zu lösen, dünkt ihm nicht grade schwer, denn „das Leben ist, wenn es naturgemäß verläuft, in jeder Phase seiner Entwicklung ein Gut, welches man nur zu ergreifen braucht, um es zu besitzen und zu genießen". Es kommt nur darauf an, daß man es nimmt, wie es ist, und nicht von ihm verlangt, was es nicht zu bieten vermag. Gilt das immer und überall, so ganz besonders von den verschiedenen Lebensaltern, durch welche der Mensch hindurchgeht. Sie alle bieten ihm eine Fülle von Genüssen, wenn er sich innerhalb ihrer natürlichen Schranken hält, nicht mit seinen Wünschen und Hoffnungen über sie hinaus-, oder mit seinen Erinnerungen hinter sie zurückgeht.

Fragt man, wie das Kind, fähig, Glück und Unglück zu empfinden, vor dem einen zu bewahren, ihm das andere zu sichern ist, so antwortet Rousseau: dadurch, daß man ihm gestattet, das zu sein, was es ist. Von diesem kindlichen Dasein aber entwirft er ein so reizendes Gemälde, daß Niemand, der dasselbe näher betrachtet, umhin kann, es in seinem Kreise verwirklicht zu wünschen. Seine Deduktionen mögen nicht immer überzeugen, seine Schilderungen reißen jedes fühlende Herz mit sich fort. Selten hat die Welt der Kinder einen so beredten Anwalt gefunden; wenn sie sich heut zu Tage freier bewegen, wenn sie fröhlicher, glücklicher sein darf, als vordem, so verdankt sie das zumeist seiner warmen, ernst mahnenden Fürsprache. Freilich ist diese auch gegenwärtig noch nicht ganz überflüssig; immer noch trifft in etwa der herbe Vorwurf, „daß unsere pedantische Erziehung die Gegenwart der Kinder einer ungewissen Zukunft opfert, daß sie das Kind mit Fesseln jeder Art belastet, damit anfängt, es elend zu machen, um ihm in weiter Ferne man weiß nicht welches angebliche Glück zu bereiten, dessen es sich wahrscheinlich nie erfreuen wird". Immer noch „unterwirft man die armen Kleinen einem unerträglichen Joche, verurtheilt sie, wie Galeerensklaven, zu beständigen Arbeiten. Das Alter des Frohsinnes geht nicht selten unter Thränen, Drohungen und Züchtigungen vorüber. Man quält die

Unglücklichen zu ihrem eigenen Besten, und man sieht den Tod nicht, welchen man herbeiruft". Stirbt doch ohnehin die Hälfte der Kinder, bevor sie das Jugendalter erreichen. Warum ihnen denn den Genuß der kurzen Frist rauben, die so schnell dahin ist? Sorge man doch lieber dafür, daß sie sich des Lebens erfreuen können, sobald sie dazu im Stande sind. Zu dem Ende liebe man sie um ihrer selbst, nicht blos um deswillen, was dereinst aus ihnen werden mag. Man pflege ihre Spiele, ihre kleinen Freuden, ihre liebenswürdigen Neigungen. Die Freiheit, welche man ihnen gestattet, braucht deshalb nicht in Zügellosigkeit auszuarten; es ist nicht nöthig, sie zu verwöhnen, wenn man sie glücklich machen will.

Wer im Kinde nur den gereiften Menschen sieht, zu welchem es sich im Laufe der Zeit vielleicht entwickeln wird, opfert seine Gegenwart einer zweifelhaften Zukunft. Wer in ihm vor Allem das Kind sieht, giebt ihm den Genuß seines gegenwärtigen Daseins und sichert zugleich sein künftiges Glück, soweit das überhaupt möglich ist. Denn „Jedem den ihm angemessenen Platz anweisen, und ihn an der Stelle festhalten, welche ihm in der Ordnung der Dinge zukommt, ist Alles, was wir zur Begründung seiner Wohlfahrt thun können. Das Uebrige hängt von Ursachen, die uns fremd und unbekannt, von Kräften und Verhältnissen ab, über welche wir keine Gewalt haben". — Wir kennen, fährt Rousseau fort, kein absolutes Glück oder Unglück. Alles ist gemischt in diesem Leben; wir haben keine reinen Empfindungen und bleiben kaum einen Augenblick in demselben Zustande. Die Affektionen der Seele sind in einem beständigen Flusse begriffen, und wenn uns Glück und Unglück gemeinsam sind, so eignen sie uns doch in einem sehr verschiedenen Maße. Stets aber ist die Zahl der Leiden größer, als die der Freuden, und eben darum das irdische Glück des Menschen ein negativer Zustand; man muß es abmessen nach der geringeren Menge von Uebeln, welche es mit sich bringt.

Nun entspringt alles Leid aus dem Mißverhältnisse, in welchem unsere Kräfte zu unseren Begierden stehen. Wir fühlen uns unglücklich, wenn und weil wir entbehren müssen, was wir zu besitzen wünschen. Dieser Widerspruch zwischen Wollen und Können ist aber keineswegs von Hause aus vorhanden. Die Natur giebt dem Menschen ursprünglich nur die Begehrungen, welche zu seiner Selbsterhaltung nothwendig sind, und nur so viele Kräfte, als zu deren Befriedigung ausreichen. Alle übrigen legt sie in der Tiefe seiner Seele gleichsam in Reserve, damit sie sich hier entwickeln, wenn er ihrer bedarf. In diesem primitiven Zustande stehen somit Kraft und Streben im Gleichgewichte, und so lange das der Fall, ist der Mensch nicht unglücklich. Sobald aber die Reservekräfte anfangen,

wirksam zu werden, erwacht auch die Phantasie, die thätigste von allen, und eilt den übrigen voraus. Sie ist es, die den Umfang des Möglichen im Guten, wie im Schlimmen erweitert, die unausgesetzt neue Begierden erweckt und nährt, indem sie die Befriedigung derselben hoffen läßt. Diese Hoffnung aber erweist sich als eine Täuschung; die Gegenstände unserer Wünsche entfliehen schneller, als wir sie verfolgen können. Und glauben wir, sie zu erhaschen, so verwandeln sie sich, um uns in eine weitere Ferne zu locken. Was wir erreicht haben, wir sehen es kaum und achten es für nichts, während das Reich unserer Wünsche sich immer mehr ausdehnt. So erschöpfen wir uns, ohne an das Ziel gelangen zu können, und je mehr wir dem Genusse abgewinnen, um so weiter entfernt sich das Glück. Wollen wir es festhalten, so müssen wir die Macht der Phantasie beschränken, und die Welt der Einbildung in möglichst enge Grenzen einschließen. Befriedige sich ein Jeder in dem Kreise, in welchen er einmal gestellt ist, in der Beschränkung liegt seine Kraft; wünscht er nur, was er erreichen kann, so wird er nie den Schmerz der Entbehrung erfahren.

Die eigene Kraft ist das einzige Maß der Freiheit und darum auch des wahren Glücks. Wer der fremden Hülfe bedarf, wird abhängig von dem, welcher sie leistet; wahrhaft frei ist nur Derjenige, welcher will, was er kann, und thut, was ihm beliebt. Die Freiheit aber ist eine nothwendige Bedingung des menschlichen Glücks; ohne sie, die den Kern seines Wesens ausmacht, kann der Mensch sich nie und nirgends zufrieden fühlen. Doch darf sie nicht, wie es oft genug geschieht, mit dem persönlichen Belieben oder der subjektiven Willkür verwechselt werden. Sie gestattet so wenig eine Entbindung von den Gesetzen der natürlichen, wie von den Pflichtgeboten der sittlichen Weltordnung, daß sie vielmehr die unbedingte und bewußte Anerkennung der einen, wie der anderen voraussetzt. Ja sie besteht, von ihrer positiven Seite aufgefaßt, wesentlich in der Fähigkeit, jenen Gesetzen und Geboten selbstthätig Folge zu leisten. Diese Fähigkeit aber ist ihrerseits an die volle Selbständigkeit des persönlichen Willens geknüpft. Die Freiheit hat insofern auch den negativen Sinn der Freiheit von jedem Zwange, welchen ein fremder Wille der Selbstbestimmung des eigenen Willens auflegen könnte. Frei im Sinne Rousseau's ist daher nur, wer unabhängig von dem Meinen und Wollen Anderer, sich gemäß den Gesetzen seiner physischen und moralischen Natur immer und überall selbst bestimmt. Zu solcher Freiheit aber wird der Mensch selten oder nie gelangen, wenn er nicht in ihrem Geiste und für sie erzogen wird.

Die Abhängigkeit von Anderen wächst mit der Zahl und dem Umfange unserer Bedürfnisse; sie wird in demselben Maße geringer,

in welchem wir ihre Mitwirkung zur Erfüllung unserer Wünsche entrathen können. Will man also dem Kinde die unentbehrliche Freiheit sichern, so sorge man dafür, daß es möglichst wenige und nur solche Bedürfnisse hat, zu deren Befriedigung die eigene Kraft ausreicht. Dieselbe wird aber um so eher genügen, je weniger es veranlaßt wird, aus seinem eigenthümlichen Lebenskreise herauszutreten. Man gestatte ihm, sich innerhalb desselben mit voller Freiheit zu bewegen; dagegen versperre man möglichst die vielen Ausgänge, welche aus ihm herausführen. Bleibt es in den Grenzen der Kindheit, so genügt es sich selbst, ist es so frei und unabhängig, wie es überhaupt sein kann. Denn freilich, eine absolute Freiheit darf der Mensch in keiner Periode seines Lebens erwarten, und es ist deshalb heilsam, daß er schon als Kind auf sie verzichten lernt, schon in jungen Jahren seiner Schwäche und der auf ihr beruhenden Abhängigkeit inne wird. Doch kommt es darauf an, daß er sich nur von den Dingen und Verhältnissen, nicht von den Menschen abhängig fühlt. „Die Abhängigkeit von den Dingen, welche außerhalb der sittlichen Sphäre liegt, beeinträchtigt die Freiheit durchaus nicht, und erzeugt keine moralischen Gebrechen; die Abhängigkeit von den Menschen dagegen, weil sie der sittlichen Ordnung widerstrebt, ruft alle möglichen Laster hervor, denn sie hat stets zur Folge, daß sich Herr und Sclave gegenseitig corrumpiren".

Rousseau verlangt daher, daß man die Anweisungen, welche man dem Kinde für sein Thun und Lassen ertheilt, nicht als Ausflüsse eines fremden Willens, sondern als nothwendige Consequenzen der gegebenen Verhältnisse erscheinen lasse. „Stellt seinen unbescheidenen Wünschen immer nur physische Hindernisse, seinen Ausschreitungen immer nur Strafen entgegen, die aus den Handlungen selbst hervorgehen. Es ist gut, daß es das harte Joch der Nothwendigkeit, welche die Natur dem Menschen auflegt, empfindet. Doch darf ihm dasselbe nur in den Dingen, nicht in den menschlichen Launen entgegentreten. Nicht die Autorität, sondern die Gewalt muß den Zügel abgeben, welcher es in Schranken hält. Verbietet ihm auch nicht, das Böse zu thun; es genügt, wenn ihr es daran verhindert. Erfahrung und Ohnmacht müssen ihm die Stelle des Gesetzes vertreten. Bewilligt ihm nichts, weil es fordert, sondern nur, was es bedarf. Was ihr ihm aber zugesteht, gewährt es gleich Anfangs, ohne vorgängige Bitten, und vor Allem ohne Bedingungen. Es darf nicht wissen, was Gehorsam ist, wenn es selbstthätig auftritt; aber ebensowenig, was Herrschaft ist, wenn Andere sich in seinem Interesse bemühen. Die Freiheit, deren es im eigenen Thun inne wird, muß ihm zugleich in den Handlungen seiner Erzieher entgegentreten".

Die Erziehung Rousseau's schließt somit alle Ge- und Verbote aus; die Ausdrücke befehlen und gehorchen, Pflicht und andere der Art sind seiner Ansicht nach aus dem Wörterbuche des Kindes zu streichen. Um so öfter muß dagegen von Nothwendigkeit, Gewalt der Verhältnisse, von Zwang und Unvermögen die Rede sein. „Man darf sich nicht mit der Erziehung eines Kindes befassen wollen, wenn man es nicht einzig und allein vermittelst der Gesetze des Möglichen und Unmöglichen dahin zu lenken versteht, wohin man es eben lenken will". Da ihm diese Gesetze unbekannt sind, steht es dem Erzieher jederzeit frei, die Grenzen des Möglichen und Unmöglichen nach Belieben auszudehnen oder einzuengen. Er ist so stets in der Lage, das Kind durch das Band der Nothwendigkeit zu fesseln, es durch Berufung auf sie vorwärts zu treiben oder zurückzuhalten, ohne daß er deshalb ein unwilliges Widerstreben zu befürchten hätte. Denn „es liegt in der Natur des Menschen, daß er die von den Dingen ausgehende Nothwendigkeit ruhig erträgt, nicht aber den feindlichen Willen eines Andern". Freilich ist es ein gewöhnlicher Irrthum der Eltern und Erzieher, zu glauben, daß sie dem Kinde die höhere Berechtigung ihres Willens durch Hinweisung auf ihre bessere Einsicht plausibel machen, es von der Pflicht des Gehorsams durch Gründe und Beweise überzeugen könnten. Indeß, „der Gehorsam läßt sich nicht lehren", und die Motive verständiger Einsicht bleiben unverständlich, so lange diese Einsicht noch nicht erwacht ist. Sie ist aber unter allen Anlagen des Menschen die, welche sich am spätesten und nur nach den größten Anstrengungen entwickelt. Mittelst ihrer ein Kind erziehen wollen, heißt daher mit dem Ende anfangen, und den Zweck der ganzen Erziehung zu einem Mittel derselben verwenden. Schlimmer noch ist, daß die Kinder, weil man zu ihnen eine Sprache spricht, welche sie nicht verstehen, gewöhnt werden, sich mit leeren Worten zu begnügen, Alles, was ihnen gesagt wird, zu controliren, sich für eben so klug, wie ihre Lehrer zu halten, und so geschwätzige, widerspänstige Rechthaber werden. Auch täuscht man sich, wenn man durch vernünftige Vorstellungen etwas von ihnen zu erlangen meint; die Wirkung, welche sie etwa haben, geht nicht von ihnen aus, sondern ist die Folge der Versprechungen, Schmeicheleien oder Drohungen, welche man ihnen stets zugesellen muß.

„Es ist einmal nicht die Sache des Kindes, das Gute und das Böse zu erkennen, den Grund der menschlichen Pflichten einzusehen". Ohne diese Einsicht aber wird jede auferlegte Pflicht zu einer drückenden Last, die man nie um ihrer selbst willen, sondern nur aus einem egoistischen Interesse der Furcht oder der Hoffnung erträgt, und abschüttelt, sobald es ohne Einbuße und Gefahr geschehen kann. Das Kind gehorcht nicht, weil es sich dazu verpflichtet glaubt, sondern

lediglich, weil es weiß, daß der Gehorsam ihm Nutzen, der Widerstand Nachtheil bringt. Es fügt sich dem fremden Willen, so lange es eben nicht anders kann, ist aber, zumal er in der Regel den eigenen Wünschen widerspricht, beständig bereit, ihn zu umgehen, und heimlich zu thun, was offen nicht geschehen darf. Es wird falsch, heuchlerisch, lügenhaft, um der Strafe zu entgehen oder Belohnungen zu erpressen; es lernt die geheimen Motive des Eigennutzes, durch welche es im Grunde allein bestimmt wird, durch den Schein bereitwilliger Fügsamkeit verdecken. Zugleich flößt ihm die stete Mahnung an Pflichten, die es nicht als die seinigen erkennt, eine beständig wachsende Abneigung gegen die Tyrannei der Erzieher ein, welche so mit seiner liebevollen Anhänglichkeit auch das rückhaltlose Vertrauen einbüßen, ohne welches sie keine richtige Einsicht in den Charakter ihres Zöglings erlangen, also auch ihre Aufgabe nicht befriedigend lösen können.

Rousseau hat gewiß Recht, wenn er weder dem verständigen Raisonnement, noch der Moralpredigt unter den Erziehungsmitteln der Kindheit eine Stelle einräumen will. Man muß ihm ebenso zustimmen, wenn er es höchst auffallend findet, daß zur besseren Leitung der Kinder „Wetteifer, Eifersucht, Neid, Eitelkeit, Furcht, Begehrlichkeit, kurz alle die Neigungen und Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, welche vorzugsweise geeignet sind, die Seele zu verderben, noch bevor der Körper sich entwickelt hat". Es ist allerdings so, wie er behauptet: „mit jeder vorzeitigen Lehre, welche man dem Kopfe des Kindes einprägt, pflanzt man seinem Herzen ein Laster ein; man macht es böse, um ihm zu zeigen, was sittliche Güte ist". Kein Wunder, wenn die Frucht solcher Erziehung den Erwartungen nicht entspricht, und dann die N a t u r des Menschen für das verantwortlich gemacht wird, was die Thorheit seiner Leiter gesündigt hat. Rousseau ist überzeugt, daß es im menschlichen Herzen keine ursprüngliche Verkehrtheit giebt. Der Glaube an eine angeborne Neigung zum Bösen gilt ihm als ein leerer Wahn, der aber insofern höchst verderblich wirkt, als er Diejenigen, welche an ihm festhalten, veranlaßt, die Natur des Menschen zu bekämpfen, ihn so mit ihr und mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, und damit grade zu dem bösen Wesen zu m a c h e n, als welches sie ihn von vornherein auffassen. Nach seinem Dafürhalten hat der Mensch von Natur nur e i n e Leidenschaft, die Selbstliebe. Diese ist an sich oder für den Menschen selbst gut und nützlich, und „da sie in keiner nothwendigen Beziehung zu Anderen steht, in sittlicher Rücksicht indifferent". Sie w i r d gut oder böse lediglich durch die Richtung, welche man ihr giebt, durch die Beziehungen, in welche man sie eingehen läßt. Damit aber die unschuldige Eigenliebe sich nicht in eine schuldvolle

Selbstsucht verwandle, muß sie durch die Vernunft geleitet und geregelt werden, was natürlich erst möglich ist, wenn die letztere ihre Thätigkeit begonnen hat. Solange sie noch schlummert — und die Kindheit ist der Schlaf der Vernunft — darf das Thun und Lassen des Menschen, falls er seine primitive Güte bewahren soll, durch keine außerhalb seiner Natur liegende Rücksicht bestimmt, nicht von socialen Beziehungen und sittlichen Normen, wie die Gemeinschaft mit anderen Menschen sie herbeiführt, abhängig gemacht werden. Das Kind folge daher lediglich seinen natürlichen Antrieben; „es thue nichts, weil es gesehen oder gehört, gelobt oder getadelt wird, sondern immer nur das, was die Natur von ihm fordert; man darf dann sicher sein, daß es nichts Böses thun wird“.

Indeß weiß Rousseau sehr wohl, daß es unmöglich ist, das Kind von jeder Verbindung mit seinen Nebenmenschen fern zu halten. Wie enge der Kreis auch sein mag, in welchem es sich bewegt — und es ist nothwendig, ihn möglichst zu beschränken — es tritt doch zu Eltern, Nachbarn, Dienern in mannigfache Beziehungen. Es sieht und hört, was seine Umgebung sagt und thut, und wenn die moralische Lehre oder Vorschrift wirkungslos bleibt, Charakter und Haltung der Personen, in deren Mitte es lebt, üben einen großen und nachhaltigen Einfluß. Will man daher seine sittliche Bildung begründen oder fördern, so trage man Sorge, daß die Menschen, welche ihm nahe treten, und die Verhältnisse, in welche es eingeht, den sittlichen Anforderungen entsprechen. Dabei kommt es natürlich vor Allem auf den Erzieher selbst an. „Wer es wagt, einen Menschen bilden zu wollen, muß sich zuvor selbst zum Menschen gebildet haben; er muß in sich das Beispiel finden, dem er nachstreben soll“. Auch „wird er niemals Herr des Kindes sein, wenn er nicht seine ganze Umgebung beherrscht, und diese Autorität kann nur da ausreichen, wo sie auf der Achtung vor der Tugend, auf Wohlwollen und Zuneigung beruht“. Der Erzieher bestrebe sich deshalb, die Liebe und Werthschätzung der ihm nahe Stehenden durch ein tadelloses Leben und eine thätige Theilnahme an ihrem Wohl und Wehe zu erwerben. „Er sei gerecht, menschenfreundlich, zum Wohlthun geneigt und bereit; er versöhne die Entzweiten, tröste die Traurigen, unterstütze die Dürftigen; er erkläre sich laut zum Anwalte der Schwachen, die der Mächtige unterdrückt, und mache zu ihren Gunsten allen Einfluß geltend, welchen die Familie seines Zöglings etwa besitzt. Er wird dann erfahren, daß wer die Menschen liebt, auch von ihnen geliebt wird, daß sie dem dienen, welcher ihnen dient, und ihm kindlich ergeben sein werden, wenn er sie wie seine Brüder behandelt“.

Der Zögling, welcher das Leben eines solchen Mentors beständig vor Augen hat, kann der moralischen Unterweisung entbehren.

Das gute Beispiel wird seine heilsame Wirkung nicht verfehlen, vorausgesetzt, daß jedes schlechte fern gehalten wird. Freilich geht es nicht wohl an, das Kind vor der Wahrnehmung des Bösen ganz zu bewahren. Wohl aber kann der Eindruck desselben abgeschwächt und unschädlich gemacht werden, wenn man es unter einen einfachen, dem kindlichen Geiste angemessenen Gesichtspunkt stellt, von welchem aus es seine Anziehungskraft verliert. So wird, meint Rousseau, das Kind sich immer nur mit Widerstreben seinen leidenschaftlichen Aufwallungen überlassen, wenn man es gewöhnt hat, die heftigen Erregungen Anderer als Zeichen und Folgen krankhafter Zustände zu betrachten. Denn da ihm die unangenehmen Wirkungen der Krankheit aus eigener Erfahrung bekannt sind, wird es sich vor Allem hüten, was ihr seiner Ansicht nach ähnlich oder verwandt ist.

Kann sie ohne wesentliche Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen, so läßt sich gegen diese Zurückführung des moralisch Bösen, welches dem Kinde nach Ursprung und Bedeutung ferne liegt, auf ein ihm bekanntes physisches Uebel nichts einwenden. Uebrigens erkennt doch auch Rousseau an, daß es unter Umständen möglich und selbst nothwendig ist, den Zögling schon in frühen Jahren auf direktem Wege in die Sphäre der sittlichen Ideen und Verhältnisse einzuführen. So „muß man sich bei heftigen Naturen, deren angeborne Wildheit bei Zeiten hervortritt, beeilen, sie zu Männern zu machen, damit man nicht genöthigt ist, ihnen Fesseln anzulegen". Auch sind moralische Lehren da früher am Orte, wo das Kind inmitten eines complicirten gesellschaftlichen Lebens aufwächst, oder eine ungewöhnliche geistige Begabung verräth, was freilich weit seltener der Fall ist, als die Eltern glauben, und erst für ausgemacht gelten darf, wenn es zweifellos feststeht. Kann aber der Zögling der ethischen Begriffe nicht länger ohne Gefahr entrathen, so beschränke man ihre Kenntniß auf das augenblickliche Bedürfniß, und suche sie ihm nicht in einer unfruchtbaren Doktrin, sondern dadurch zu vermitteln, daß er ihre Wahrheit und praktische Geltung an sich selbst erfährt. Rousseau begnügt sich hier so wenig, wie anderswo, mit der bloßen Vorschrift, macht vielmehr zugleich an Beispielen deutlich, wie dieselbe ausgeführt werden kann. Er zeigt u. A. auf eine sehr sinnreiche Weise, wie das Kind mit dem Begriffe und der Heiligkeit des Eigenthums, wie mit dem Werthe und der Bedeutung der Verträge vertraut zu machen ist, ohne daß man deshalb aus dem kindlichen Vorstellungs- und Lebenskreise herauszutreten braucht.

Dieser Kreis wird aber ohne Zweifel überschritten, wenn man es zur Ausübung von Tugenden anleitet, die es nicht haben kann, weil sie ein reiferes Alter voraussetzen. Die Folge solcher Versuche

ist, daß es grade die Laster annimmt, vor welchen man es bewahren möchte, oder sich doch gewöhnt, den Schein der Tugend für ihr Wesen, und damit sie selbst für eine gleichgültige Uebung zu halten. So wird, wie Rousseau nachweist, die Neigung zur Lüge grade dadurch geweckt und verstärkt, daß man dem Kinde die ihm unverständliche Pflicht, die Wahrheit zu reden, beständig einschärft oder fühlbar macht. Die Lüge ist ihm durchaus nicht natürlich; es hat im Gegentheile ein großes Interesse daran, Diejenigen nicht zu täuschen, auf deren Beistand es angewiesen ist. Es lügt nur, wenn und weil es dazu durch das Gesetz des Gehorsams und seine lästigen Consequenzen gezwungen wird. — Auch irrt man sehr, wenn man glaubt, das Kind zur Frömmigkeit zu erziehen, wenn man es möglichst frühe in die Kirche führt oder Gebete murmeln läßt. Vielmehr wird auf diesem Wege nur religiöse Indifferenz, ja ein entschiedener Widerwille gegen Alles erzeugt, was die Gottheit und ihre Verehrung betrifft.

Ebenso bedenklich ist es, das Kind zu Handlungen der Wohlthätigkeit anzuleiten. Sie geziemen nur dem Manne, welcher den Werth dessen, was er giebt oder thut, kennt, und das Bedürfniß zu schätzen weiß, welchem er abhilft. Das Kind darf sie nicht nachäffen wollen; es muß im Gegentheile wissen, daß es noch nicht würdig ist, sie auszuüben. Man thue das Gute in seiner Gegenwart, aber man nehme ihm Mittel und Anlaß zur Nachahmung, denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß es die Ausübung der höchsten menschlichen Pflichten nicht als eine kindische Spielerei ansehen lernt. Die einzige moralische Vorschrift, welche seinem Alter geziemt, ist die, nie irgend wem etwas Böses zuzufügen. Gelingt es, ihre stete Beobachtung durchzusetzen, so darf man sich vollkommen beruhigen. Rousseau hält dafür, daß es überhaupt um die Menschen und ihr gesellschaftliches Zusammenleben besser stände, wenn sie sich auf die Befolgung dieser negativen Maxime beschränken wollten. Selbst die positive Vorschrift, das Gute zu thun, muß ihr seiner Ansicht nach untergeordnet bleiben, wenn sie nicht falsch und widersinnig werden soll. Denn „Gutes thut am Ende Jedermann, auch der Böse; nur macht er Einen glücklich auf Kosten von hundert Unglücklichen, und grade darin liegt die Quelle unserer socialen Leiden".

Man darf dem kindlichen Alter nicht aufdrängen, was ihm seiner Natur nach fremd ist. So lange es andauert, schlummert das sittliche Bewußtsein. Man gönne ihm diese Ruhe, damit es sich zu seiner Zeit um so kräftiger und wirksamer bethätige. Es giebt nun einmal keine wahre Sittlichkeit, weder in der Gesinnung, noch in

den Handlungen, ohne die freie Selbstbestimmung nach vernünftiger Einsicht. Von einer solchen aber kann beim Kinde nicht die Rede sein; man wird sich stets vergeblich bemühen, ihm den Verstand, die Ueberlegung, das besonnene, umsichtige Urtheil des Mannes anzueignen. Unfähig, allgemeine Begriffe aufzufassen, ist es noch weit weniger im Stande, ihre mannigfachen Beziehungen zu verstehen. Zwar scheint es zuweilen, als ob es Dinge und Verhältnisse, welche außerhalb seines Horizontes liegen, zu begreifen und sogar zu beurtheilen vermöge. Aber man läßt sich eben durch den Schein täuschen. Sein zartes, glattes Gehirn wirft, wie ein Spiegel, alle Gegenstände zurück, die ihm vorgeführt werden. Indeß nichts haftet, nichts bringt ein. Es behält die Worte, der Sinn bleibt ihm fremd, und während es selbst von Denjenigen, welche ihm zuhören, verstanden wird, versteht es sie durchaus nicht. Was für den Erwachsenen ein beziehungsvoller Begriff, ist ihm ein inhaltloses Zeichen, oder ein die sinnliche Erscheinung reflektirendes Bild. Es besitzt die Fähigkeit, Vorstellungen zu bilden, aber es kann weder denken, noch urtheilen. Eben deshalb hat es auch kein eigentliches Gedächtniß. Denn wie verschieden Gedächtniß und Urtheilskraft auch sind, das eine entwickelt sich wahrhaft doch nur in Gemeinschaft mit der anderen.

Rousseau hält daher die Uebungen, durch welche man das Gedächtniß der Kinder zu bereichern meint, für eine nutzlose Plage. Sie vermitteln ihm lediglich eine Menge von leeren Worten und Zeichen, welche die erst später möglich werdende Aneignung von gehaltreichen Begriffen verhindern. — Weniger noch kann er sich mit den Versuchen befreunden, die darauf abzielen, den Geist des Kindes durch Einführung in eine ihm völlig unangemessene Thätigkeit zu entwickeln. Er erklärt sich entschieden gegen den Unterricht, wie er gewöhnlich ertheilt wird, verwirft sowohl die Methode desselben, wie die Gegenstände, welche er zu umfassen pflegt. Das Kind ist nach seiner Meinung weder zu dem Studium fremder Sprachen, noch zu dem der Geschichte, Geographie oder Mathematik geeignet. Jede dieser Wissenschaften setzt, um mit Verständniß und Erfolg betrieben zu werden, die lebendige Wirksamkeit des Denkvermögens voraus. So lange diese fehlt, ist die Beschäftigung mit ihnen zwecklos, und nur eine Qual für den Lehrer, wie für den Lernenden. „Es giebt keine Wissenschaft, die dem Kinde zugänglich wäre, falls sie nicht lediglich in Worten besteht". Worte auch sind es nur, eine confuse Sammlung von Zeichen und Namen, die es als Frucht seiner vorzeitigen Studien davonträgt. Schlimmer noch ist, daß die Leiden, welche sie ihm bereiten, in der Regel eine tiefwurzelnde Abneigung zur Folge haben, die eine Rückkehr zu ihnen in späterer Zeit unmöglich macht.

Erinnern wir uns, daß Rousseau nicht einzelne hochbegabte und frühreife Individuen, sondern stets das normale Gros der Menschen vor Augen hat, und wir werden zugeben müssen, daß seine Ansicht durch die Erfahrung vielfach bestätigt wird. Auch giebt es heutzutage kaum Jemanden, der da glaubt, daß die Wissenschaft als solche dem Kinde gelehrt werden könne, oder bestreitet, daß eine Methode des Unterrichtes, die ihm ihren Gegenstand in seinem vollen und wahren Inhalte, durchaus sachgemäß vermitteln will, falsch ist. Wohl aber hält man daran fest, daß es thunlich und zweckmäßig sei, das Kind in einer seinem Alter entsprechenden Weise in die Wissenschaft einzuführen. Rousseau ist anderer Meinung, und wir zweifeln, daß er seine Ansicht aufgegeben hätte, wäre ihm auch die außerordentliche Vervollkommnung bekannt geworden, welche die Lehrmethode inzwischen, und zwar ganz besonders in Folge der von ihm gegebenen Anregung, erfahren hat. Er würde vielmehr vor wie nach behaupten, daß eine adäquate Erkenntniß wissenschaftlicher Objekte in der Periode der Kindheit nicht zu gewinnen, jede ohngefähre, halbwahre oder scheinbare Kenntniß aber nicht blos ohne Nutzen, sondern schädlicher sei, als gar keine. Steht es aber so, warum denn anstreben, was trotz allen Eifers und aller künstlichen Hülfsmittel vor der Zeit nicht erreicht werden kann, dagegen, wenn die Zeit gekommen, sich ohne Mühe auf die einfachste Weise von selbst ergiebt? „Es ist ein Unglück, daß die Menschen nicht warten können, daß sie stets in der Gegenwart die Zukunft vorwegnehmen, und die Frucht ernten wollen, bevor die Pflanze Zeit gehabt hat, Knospen und Blüthen zu treiben". Statt dem kindlichen Geiste die zu seiner Kräftigung nöthige Muße zu gönnen, zwingt man ihn, die etwa vorhandene Kraft in nutzlosen Anstrengungen zu verschwenden. Man reißt ihn mit Gewalt aus dem Mutterboden der Natur, aus welchem er allein die ihm angemessene Nahrung schöpfen kann, um ihn in das Treibhaus wissenschaftlicher Studien zu verpflanzen, wo er dann im besten Falle nach einer kurzlebigen Scheinblüthe einem unfruchtbaren Vegetiren anheimfällt.

Ist aber der Unterricht, wie er in der Regel betrieben wird, zweckwidrig und verderblich, so folgt daraus keineswegs, daß er überhaupt wegfallen müsse. Rousseau ist weit entfernt, dem kindlichen Geiste all und jede Thätigkeit absprechen zu wollen. Er glaubt vielmehr, daß das Kind Alles, was in den Bereich seiner Fassungskraft fällt, wovon es eine wahrhafte Kenntniß erwerben kann, vollkommen begreift und ganz richtig beurtheilt. Verständlich aber sind ihm nur die Dinge, welche seiner sinnlichen Wahrnehmung unmittelbar entgegen treten, und ein direktes persönliches Interesse in Anspruch nehmen.

Daß die Lehrstoffe, welche die Wissenschaften darbieten, nicht in diese Kategorie gehören, liegt auf der Hand. Ebenso gewiß ist, daß die Bücher, welche man den Kindern in die Hand zu geben pflegt, meist nichts enthalten, was sie zu ihrem wirklichen geistigen Eigenthum machen können. Die Lektüre ist, wie Rousseau glaubt, selbst für den Erwachsenen ein sehr zweifelhaftes und gefährliches Bildungsmittel, und die Verbreitung, welche das Interesse an ihr gefunden hat, nur zu bedauern. Für das kindliche Alter paßt sie schon deshalb nicht, weil sie seiner Natur widerspricht, und ihm nur in Folge künstlicher Gewöhnung Interesse abgewinnt. Das Kind mag gelegentlich lesen lernen, aber es darf nicht, wie ein gelehrter Pedant, über Büchern hocken. Das einzige Buch, aus welchem es gerne und mit Nutzen lernen wird, ist das Buch des Lebens, soweit es ihm in seiner Umgebung aufgeschlagen vorliegt. „Alles, was es sieht und hört, macht Eindruck und haftet in seiner Erinnerung; es führt in sich ein Register über alle Handlungen und Reden der Menschen; unausgesetzt bereichert es sein Gedächtniß, sammelt es den Stoff, an welchem sich später sein Urtheil bethätigen wird." Nichts kann wichtiger sein, als die Beschaffenheit dieses Stoffes, als die Wahl der Gegenstände, welche sich seiner Wahrnehmung darbieten. „Man sorge dafür, daß ihm nur solche begegnen, die es erkennen kann, und alle die verborgen bleiben, welche es nicht kennen darf. Darin besteht die wahre Kunst der ersten geistigen Bildung; so nur gewinnt das Kind einen Vorrath von Kenntnissen, welche in der Periode der Jugend für seine Erziehung, für sein Verhalten aber zu jeder Zeit von Nutzen sind."

Den gewöhnlichen Erziehern werden sie freilich nicht ausreichend erscheinen, zumal sie ihnen keine Gelegenheit bieten, mit ihren Zöglingen Parade zu machen. Rousseau weiß sehr wohl, daß „seine Methode keine Wunderkinder schafft"; doch ist er überzeugt, daß „sie verständige, urtheilsfähige Menschen bildet, die gesund an Körper und Geist, in ihrer Jugend zwar nicht die Blicke der staunenden Menge auf sich ziehen, erwachsen aber die allgemeine Achtung verdienen und erlangen." Auch hat es der Erzieher lediglich seiner eigenen Befangenheit in der hergebrachten Routine zuzuschreiben, wenn er innerhalb der Schranken, welche seiner Thätigkeit gezogen werden, keinen genügenden Spielraum für dieselbe findet. Er sieht eben nicht, daß das scheinbar rein negative Verhalten, welches ihm zugemuthet wird, in Wahrheit ein größeres Maß von thätiger und stets wachsamer Fürsorge einschließt, als das vielgeschäftige Wesen, dem er sich hinzugeben pflegt. — Er begreift noch weniger, daß die Mühe, welche er nutzloser Weise im Interesse einer unmöglichen Geistesbildung aufwendet, reiche Frucht tragen würde, wenn sie der körperlichen Entwicklung des Zöglings zu Gute käme. Man vergesse doch nicht,

daß das Kind zunächst ein vorzugsweise physisches Leben führt, und es eben darum die erste Aufgabe der Erziehung ist, sich die Ausbildung seiner leiblichen Kräfte und Organe angelegen sein zu lassen. Thut sie das in geeigneter Weise, so fördert sie zugleich die geistige Entwicklung wirksamer, als wenn sie direkt auf dieselbe hinarbeitet. Denn „es ist ein bedauerlicher Irrthum, zu meinen, daß die Uebung des Körpers den Operationen des Geistes schade". Als ob diese beiden Thätigkeiten nicht Hand in Hand gingen, die eine nicht beständig die andere leiten und unterstützen müßte. „In dem Maße, in welchem das Anfangs sich passiv verhaltende Kind aktiv auftritt, erlangt es ein seinen physischen Kräften entsprechendes Urtheil (discernement), und nur mit der überschüssigen Kraft, deren es zu seiner Selbsterhaltung nicht mehr bedarf, entwickelt sich die geistige Fähigkeit (faculté spéculative), dieselbe anderweitig zu verwenden". Will man also die Intelligenz ausbilden, so steigere und pflege man die körperlichen Kräfte, welche sie beherrschen soll. Man mache das Kind stark und gesund, und man wird es klug und vernünftig machen; man lasse es in seiner Weise thätig sein, sich abmühen, laufen und schreien; stets sei es in rastloser Bewegung. Erlangt es so die männliche Stärke, so wird ihm die männliche Einsicht nicht lange fehlen.

Vorausgesetzt freilich, daß sie Gelegenheit findet, sich zu entfalten. Rousseau giebt zu, daß die Uebungen, welche er empfiehlt, das Kind verdummen würden, wenn man es stets am Leitseile einer höheren Führung halten wollte. „Wenn der Kopf des Erziehers seine Arme lenkt, wird ihm der seinige allerdings nutzlos". Es muß ihn gebrauchen lernen, und deshalb genöthigt sein, ihn zu gebrauchen. Gewährt man ihm die dazu erforderliche Freiheit, so wird die ganze Um- und Einsicht, deren es fähig ist, bald genug zu Tage treten. „Wer seinen Zögling zu einem verständigen Manne heran bilden will, muß ihn zunächst die Bahn des Straßenjungen durchlaufen lassen". Natürlich soll ihm auf diesem Wege die leitende Hand nicht fehlen, aber sie darf ihm nicht sichtbar werden. Es muß dem Kinde gestattet sein, zu thun, was es will, aber es darf nur wollen, was der Erzieher beabsichtigt. Es gehe selbständig einher, doch thue es keinen Schritt, den er nicht vorhergesehen hat; es handle und spreche, wie es ihm beliebt, wenn er nur zu jeder Zeit im Voraus weiß, was es thun oder sagen wird. Ist der Erzieher wirklich Herr, so mag das Kind immerhin glauben, es zu sein; die scheinbare Freiheit, deren es sich so erfreut, gilt ihm als eine wirkliche, und hat eben deshalb auch die Wirkungen einer solchen.

Erlaubt man ihm, sich innerhalb seines Kreises selbständig zu bewegen, so wird es bald dahin gelangen, mit Ueberlegung zu

handeln. Indem es der guten oder schlimmen Folgen inne wird, welche sein Thun und Lassen für das eigene Wohlbefinden nach sich zieht, kann es nicht umhin, bei Allem, was es unternimmt, die Consequenzen in Erwägung zu ziehen. Indem es sich selbst seine Ziele steckt, ist es genöthigt, sich auch nach den Mitteln umzusehen, welche zu ihrer Erreichung führen können. Das Verhältniß seiner Kraft zu der beabsichtigten Leistung, die zweckmäßigste Art ihrer Verwendung, die Beseitigung entgegenstehender Hindernisse, die Auffindung und der Gebrauch geeigneter Werkzeuge — das Alles nimmt nothwendig seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und giebt ihm beständig Anlaß, zu vergleichen, abzuwägen, den Erfolg zu berechnen, die Beziehung der Ursachen zu ihren Wirkungen zu ermitteln. Der beschränkte Raum, auf welchem es spielend nur seine physischen Kräfte zu erproben scheint, wird so zugleich eine natürliche Bildungsstätte für seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Es gewöhnt sich zu reflektiren, zu urtheilen, sein Scharfsinn wird geweckt, besonnene Umsicht und kluge Vorsicht Bedürfniß. Stets in Bewegung, ist es genöthigt, viele Dinge zu bemerken, zahlreiche Wirkungen kennen zu lernen. Früh schon gewinnt es eine reiche Erfahrung, die um so werthvoller ist, da es sie der Natur und nicht dem Menschen, nicht den Büchern, sondern dem eigenen Leben verdankt. Die Hauptsache aber ist, daß „dieses Leben in einer gleichzeitigen Entwicklung des Geistes und des Körpers verläuft, und das verbunden in Aussicht stellt, was man meist für unvereinbar hält, und doch alle großen Männer besaßen: die Kraft des Körpers und die der Seele, die Vernunft eines Weisen und die Stärke des Athleten".

Die abstrakten oder spekulativen Wissenschaften sind dem kindlichen Alter fremd, und können ihm nur im Widerspruch mit seiner Natur aufgedrängt werden. Darf es der eigenen Neigung folgen, so wird es sich stets einer Art von Experimentalphysik zuwenden, welche, ausgehend und geleitet von dem Interesse der Selbsterhaltung, darauf abzielt, das Verhältniß der umgebenden Körper zu dem eigenen festzustellen, und zu dem Ende die Dinge nicht an sich und nach ihrem inneren Gehalte, sondern ihre äußere Erscheinung, die sinnlichen Eigenschaften, vermöge welcher sie ebenso sinnfällige Wirkungen ausüben, kennen zu lernen. In solchen praktischen Studien gefällt sich das Kind, weil die Natur selbst es zu ihnen hintreibt. Auch können sie nur in der Periode des Lebens mit Erfolg gepflegt werden, in welcher die Organe, noch zart und biegsam, sich den äußeren Objekten leicht anschmiegen, und die Sinne, noch frei von Täuschungen, die Eindrücke der Umgebung rein und treu aufnehmen. Erinnern wir uns, daß der menschliche Geist seinen Inhalt nur durch die sinnlichen Organe gewinnt, daß „unsere ersten Lehrer in der Philosophie

Hände, Füße und Augen sind". Die Vernunft (raison) ist eben in der ersten Phase ihrer Entwicklung an die Sinnlichkeit gebunden, und hat deshalb selbst einen sinnlichen Charakter. Dieser sinnliche Verstand aber ist die nothwendige Grundlage der Intelligenz; eine möglichst umfassende Ausbildung desselben in der dazu geeigneten Zeit entspricht daher einem wesentlichen Bedürfnisse des späteren geistigen Lebens.

Man sieht, Rousseau empfiehlt die körperlichen Uebungen nicht blos um ihrer selbst willen, sondern auch und selbst vorzugsweise im Interesse einer gesunden, tüchtigen Geistesbildung. Er ist überzeugt, „daß die Vernunft des Menschen sich nicht unabhängig vom Körper entwickelt, vielmehr erst die gute Verfassung des letzteren die Operationen der ersteren leicht und sicher macht. Wer denken lernen will, muß die Werkzeuge des Denkens, seine Glieder, Sinne, Organe, durch stete Uebung ausbilden. Um aber aus diesen Werkzeugen einen möglichst großen Nutzen zu ziehen, muß der Körper, welcher sie darbietet, sich einer kräftigen Gesundheit erfreuen".

Wir übergehen die meist vortrefflichen Anweisungen, welche Rousseau mit steter Rücksicht auf die naturgemäße Kräftigung des Körpers, in Betreff der äußeren Lebensweise, über die Wahl der Kleidung und Nahrung, über Art und Einrichtung der kindlichen Spiele u. s. w. ertheilt. Er dringt vor Allem darauf, daß das Kind gewöhnt werde, Mühen und Anstrengungen zu ertragen, Schmerzen und Leiden ruhig hinzunehmen, Gefahren und bösen Zufällen entschlossen zu begegnen. Zu dem Ende räth er, es in Lagen und Verhältnisse zu bringen, in welchen es sich genöthigt sieht, Muth und Ausdauer zu zeigen, und einen festen, entschlossenen Sinn zu bewähren. Solche Situationen unbemerkt herbeizuführen, wird nicht grade schwer sein. Der dem Kinde eigene Nachahmungstrieb verleitet es von selbst zu Unternehmungen, die ein größeres Maß von Kraft und Kühnheit erfordern. Sein von Natur lebhaftes, munteres Wesen kommt jeder Aufforderung zu neuen Wagnissen auf halbem Wege entgegen, hilft auch über etwaige Bedenken, Beschwerden und unangenehme Folgen leicht hinaus. Rousseau bemerkt sehr richtig, daß der Genuß der Freiheit für die Mühen und Leiden, welche sie mit sich bringt, reichlich entschädigt. Wird sie dem Kinde gewährt, so darf man ihm schon Manches zumuthen, was es ohne sie nicht versuchen oder ertragen würde. Es ist dann überflüssig, jede Gefahr mit ängstlicher Scheu von ihm abzuwehren, und ohne weitere Bedeutung, ja selbst rathsam und von Nutzen, wenn es hin und wieder von den kleinen Beschwerden des Lebens, von körperlichen Schmerzen und leichten Krankheiten heimgesucht wird.

Die Kraft des Körpers, wie wichtig auch immer, hat doch nur

da ihren vollen Werth, wo die der Seele ihr ebenbürtig zur Seite steht. Die eine muß daher gleichzeitig und gemeinsam mit der anderen geübt und entwickelt werden. Leider nimmt man in der Regel auf beide gleich wenig Rücksicht; die exclusive Geltung, deren sich in unseren Tagen die geistige Bildung erfreut, nimmt für sie alle Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist es auch, welche die dem kindlichen Alter so angemessene, und für das ganze Leben so wichtige Cultur der Sinne verhindert. „Die Sinne sind die Vermögen, welche sich zuerst bilden und vervollkommnen. Ihnen sollte daher auch zuerst eine sorgsame Pflege zugewandt werden. Die Erfahrung lehrt indeß, daß man grade sie vergißt oder doch am meisten vernachlässigt.“ Sie lehrt das, meinen wir, auch noch jetzt. Wir haben ohne Zweifel seit Rousseau eine weit richtigere Einsicht in das Wesen und die Natur des Kindes gewonnen, auch in der Kunst, ihm die Gegenstände der Erkenntniß und die Weise ihrer Mittheilung anzupassen, große Fortschritte gemacht. Vielleicht aber hat sich grade deshalb das vorwiegende Interesse an der einseitigen Entwicklung der geistigen Kräfte nur noch mehr gesteigert; die relativ größeren Erfolge lohnen die aufgewandte Mühe, und scheinen sie zu rechtfertigen. Jedenfalls ist man vor wie nach eifrig bestrebt, die Factoren des geistigen Lebens in Bewegung zu setzen, während für die Pflege der sinnlichen Funktionen wenig oder nichts geschieht. Kommen sie dennoch mehr oder weniger zu ihrem Rechte, so ist es nicht das Verdienst unserer Erziehung, sondern das Werk der Natur, welche sich trotz unseres kunstgerechten Unterrichtes als Lehrerin des Kindes geltend zu machen weiß. Möglich, daß man ihre spontane Wirksamkeit für ausreichend hält, und meint, das Kind bedürfe keiner besondern Anleitung, um sehen, hören oder empfinden zu lernen. Man vergißt dabei nur, daß es am Ende auch ohne fremdes Zuthun denken lernt, und übersieht, wie der gewöhnliche Schulunterricht den Unterweisungen der Natur einen nur geringen Spielraum übrig läßt, auch ihre Wirkungen beständig abschwächt oder in Frage stellt. Ueberdies hat die Natur in dieser Sphäre ihrer Thätigkeit auf menschliche Nachhülfe und Förderung mindestens eben so vielen Anspruch, wie in jeder anderen. Rousseau hebt mit Recht hervor, daß der Besitz der Sinne noch keineswegs die Fähigkeit zu einem entsprechenden Gebrauche derselben einschließt, daß „die Sinne üben, nicht blos heißt, sie anwenden, sondern auch mittelst ihrer richtig urtheilen lernen“, und daß wir jedenfalls immer nur so hören, sehen oder empfinden, wie wir es gelernt haben.

Die Anerkennung und Verbreitung, welche das Turnen in neuerer Zeit gefunden hat, bezeichnet ohne Frage einen erfreulichen Fortschritt in unserer Erziehung. Es ist gewiß sehr heilsam, daß die

Muskelkraft systematisch ausgebildet und gestärkt wird. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die körperliche Entwicklung unvollkommen bleibt, so lange der Gymnastik der Arme und Beine nicht die der Sinne gleichberechtigt zur Seite tritt. Allerdings sind bei den hier in Rede stehenden Uebungen die Sinne stets mitbetheiligt. Aber diese zufällige Mitwirkung genügt nicht; sie bedürfen einer besonderen Ausbildung, die es sich zur Aufgabe stellt, sowohl jeden einzelnen Sinn in seiner eigenthümlichen Sphäre, als auch ihre gemeinsame, sich ergänzende Thätigkeit zu einem möglichst hohen Grade von Kraft und Sicherheit zu bringen. Der Weg, auf welchem dieses Ziel zu erreichen sein möchte, kann sich natürlich nur aus einer genauen Einsicht in die Natur und den Wirkungskreis der verschiedenen Sinnorgane ergeben. Auch Rousseau schickt daher den speziellen Regeln und Rathschlägen, welche er an die Hand giebt, eine Reihe von geist- und gehaltvollen Bemerkungen über die Organe voraus, auf welche sie sich beziehen. Wir empfehlen, ohne näher auf sie einzugehen, die einen, wie die anderen einer sorgfältigen Beachtung; sie können, tiefer begründet und weiter entwickelt, auch heutzutage noch von wesentlichem Nutzen sein.

Uebrigens ist das Resultat der beste Prüfstein der Methode; es giebt zugleich über das angestrebte Ziel die sicherste Auskunft. Sehen wir näher zu, wie Rousseau sich seinen Zögling am Schlusse der ersten Lebensperiode, d. h. im Alter von 10—12 Jahren, vorstellt. Wir wissen dann, was er erreicht hat oder doch erreichen wollte. (Em. L. II. a. Schl.)

„Gestalt und Haltung verrathen Zuversicht und Befriedigung; Gesundheit strahlt auf seinem Antlitze; sein fester, sicherer Schritt giebt ihm ein kräftiges Aussehen. Der Teint, noch zart, ohne matt zu sein, hat nichts von weibischer Schwäche; Luft und Sonne haben ihm bereits den ehrenvollen Stempel seines Geschlechtes aufgedrückt. Die Muskeln, noch gerundet, beginnen einige Züge der werdenden Physiognomie zu marquiren; seine Augen, noch nicht belebt von der Wärme der Empfindung, haben doch ihren natürlichen heiteren Glanz. In seinen raschen, aber sicheren Bewegungen erkennt man die Lebhaftigkeit seines Alters und die Festigkeit eines unabhängigen Sinnes. Offen und frei ist der Blick, doch weder frech, noch stolz; das Gesicht, das nie über Büchern gehockt, fällt nicht auf die Brust herab; man braucht ihm nicht zu sagen: Kopf in die Höhe, denn Furcht und Scham haben ihn niemals veranlaßt, ihn zu senken".

„Befindet er sich in Gesellschaft, so mögen die Anwesenden ihn

nur zutraulich prüfen und befragen; sie haben weder Zudringlichkeiten, noch ein kindisches Geplauder oder unbescheidene Fragen zu befürchten. Er macht keinen Anspruch darauf, daß man sich mit ihm allein beschäftige, und wird sich nie so fest anklammern, daß man sich nicht in jedem Augenblicke von ihm losmachen könnte. Freilich darf man auch keine süßen Worte oder schöne Reden erwarten; er sagt nicht, was ihm vorgesagt worden, sondern immer nur die einfache Wahrheit, ohne künstlichen Schmuck und selbstgefällige Eitelkeit. Er wird von dem Schlimmen, was er gethan hat oder denkt, ebenso freimüthig sprechen, wie von dem Guten, ohne sich irgendwie um den Eindruck zu kümmern, welchen seine Geständnisse etwa machen könnten. Nie gebraucht er ein nutzloses Wort; er verschwendet seine Mühe nicht an ein Gerede, von welchem er weiß, daß man es nicht beachtet. Seine Begriffe sind beschränkt, aber klar und bestimmt, und wenn er nicht viel auswendig weiß, so weiß er um so mehr aus Erfahrung. Liest er in gedruckten Büchern weniger gut, als andere Kinder seines Alters, so liest er in dem Buche der Natur besser, als sie; sein Geist wohnt nicht in der Zunge, sondern im Kopfe; er hat weniger Gedächtniß, als Urtheil. Auch spricht er nur eine Sprache, aber er versteht, was er sagt, und wenn er nicht so gut spricht, wie Andere, so ist er ihnen doch im Handeln entschieden überlegen".

„Was Sitte, Gewohnheit, Routine ist, weiß er nicht; was er gestern that, hat auf sein heutiges Thun durchaus keinen Einfluß. Er folgt nie einer Formel, fügt sich weder der Autorität, noch dem Beispiele; er handelt und spricht immer nur, wie es ihm passend scheint. Seine Rede ist stets der treue Spiegel seiner Gedanken, und sein Benehmen der unmittelbare Ausdruck seiner Neigungen".

„Nicht unbekannt mit einigen wenigen moralischen Begriffen, die sich auf seinen gegenwärtigen Zustand beziehen, sind ihm dagegen die durchaus fremd, welche den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zu Grunde liegen. Von Freiheit, Eigenthum, Uebereinkunft hat er eine gewisse Vorstellung; darüber hinaus begreift er nichts mehr. Spricht man ihm von Pflicht und Gehorsam, so weiß er nicht, was man damit sagen will. Wollte ihm Jemand etwas befehlen, er würde ihn nicht verstehen. Sagt man ihm aber, thue mir den Gefallen, ich werde ihn gelegentlich vergelten, so wird er sich beeilen, den Wunsch zu erfüllen, denn es liegt ihm sehr viel daran, das Gebiet seines Einflusses zu erweitern, und Rechte zu erlangen, die er für unverletzlich hält. Seinerseits wird er, falls er des Beistandes bedarf, ohne Unterschied der Person den Ersten Besten darum ersuchen. Man sieht aber an der Miene, mit welcher er bittet, wie er fühlt, daß man ihm nichts schuldet. Er weiß, daß, was er verlangt, eine Gunst ist, und daß die Humanität geneigt macht, solche

zu gewähren. Die Ausdrücke, deren er sich bedient, sind einfach und lakonisch; Stimme, Blick und Bewegung verrathen, daß er an Zustimmung, wie an Ablehnung gleich sehr gewöhnt ist. Erfüllt man seine Bitte, so wird er nicht danken, wohl aber empfinden, daß er eine Schuld übernommen hat. Erfüllt man sie nicht, so wird er sich weder beklagen, noch drängen; er sagt sich nicht: man hat es mir verweigert, sondern: es war unmöglich, und er wird sich bei dieser Erklärung schnell und leicht beruhigen".

„Ist er allein, sich selbst überlassen, und beobachtet man, was er da thut, und wie er sich dabei benimmt, so wird man nie bemerken, daß er irgend etwas ohne Ueberlegung, nur zur Bewährung des eigenen Willens und der eigenen Kraft unternimmt. Er hat eben nicht nöthig, sich zu beweisen, daß er frei und sein eigener Herr ist. Gewandt und leicht, verrathen alle seine Bewegungen die seinem Alter eigene Lebhaftigkeit, aber jede hat ihren bestimmten Zweck. Was er auch thun möchte, er wird nichts versuchen, was über das Maß seiner Kräfte, die er erprobt hat und kennt, hinausgeht; seine Mittel sind stets den Zwecken angepaßt; nur selten wird er handeln, ohne des Erfolges sicher zu sein. Tritt ihm ein neuer unbekannter Gegenstand vor die Augen, so wird er nicht Andere mit seinen Fragen behelligen, sondern mit aufmerksamem Blicke selbst zusehen, und sich ernstlich bemühen, zu finden, was er kennen lernen will, bevor er sich erkundigt. Geräth er in eine unerwartete Verlegenheit, so wird er sich nicht sonderlich beunruhigen; begegnet ihm eine Gefahr, so erschrickt er weniger als Andere. Da seine Phantasie noch unthätig, und nichts geschehen ist, um sie in Bewegung zu setzen, sieht er nur, was wirklich vorhanden, schätzt er die Gefahren lediglich nach ihrem reellen Werthe, bewahrt er stets die gewohnte Kaltblütigkeit. Zu oft hat sich die Last der Nothwendigkeit auf ihn herabgesenkt, als daß er sich gegen sie auflehnen möchte; er trägt ihr Joch seit dem Tage seiner Geburt; vollkommen an sie gewöhnt, ist er beständig zu Allem bereit und auf Alles gefaßt".

„Ernste Arbeit und heiteres Spiel sind für ihn Ein und Dasselbe: seine Spiele sind zugleich seine Beschäftigungen, er merkt zwischen ihnen keinen Unterschied. Allem, was er thut, wendet er ein so lebhaftes Interesse zu, daß man zuweilen lachen möchte; Alles behandelt er mit einer Ungezwungenheit, welche unwillkürlich gefällt. Es ist ein lieblicher, reizender Anblick, sieht man so, wie das hübsche Kind mit seinem lebhaften Auge und seiner zufriedenen, heiteren Miene die geringfügigsten Spiele mit tiefem Ernste, und die ernstesten Dinge spielend betreibt".

Gewiß hat Rousseau Recht; Niemand wird seinem Zöglinge, wenn er diesem idealen Bilde entspricht, „ohne Rührung und Freude zusehen können". Auch muß man einräumen, daß die Parallele,

welche er zwischen ihm und anderen, nach der hergebrachten Weise erzogenen Kindern zieht, im Wesentlichen zutrifft. — „Unter den städtischen Knaben ist keiner gewandter, als er; er aber ist stärker, als irgend einer von ihnen. Den jungen Burschen vom Lande ist er an Stärke gleich, während er sie an Gewandtheit übertrifft. In Allem aber, was in das Bereich des kindlichen Alters fällt, denkt und urtheilt er richtiger, sieht er die Folgen und Wirkungen besser voraus, als sie Alle. Gilt es zu handeln, zu laufen, zu springen, feste Gegenstände zu erschüttern, Lasten fortzuschaffen, Entfernungen abzumessen, Spiele zu erfinden, Preise davon zu tragen, man sollte glauben, die Natur stehe zu seinem Befehle, so leicht weiß er Alles seinem Willen dienstbar zu machen. Er ist geschaffen, seines Gleichen zu führen, zu regieren; Talent und Erfahrung ersetzen das Recht der Autorität. Welches Gewand und welchen Namen er auch trägt, er wird überall der Erste, das Haupt der Anderen sein; sie werden stets seine Ueberlegenheit empfinden. Ohne gebieten zu wollen, wird er herrschen; sie werden ihm gehorchen, ohne daß sie ihm zu gehorchen glauben".

„Ueberdies, und das ist nicht der geringste Vorzug, er hat das Leben eines Kindes durchlebt, und ist zur Reife der Kindheit gelangt, ohne daß seine Entwicklung auf Kosten seines Glückes erkauft wurde. Während er die ganze, in seinem Alter mögliche Einsicht gewann, ist er so frei und glücklich gewesen, wie die Lage, in welcher er sich befand, es ihm zu sein gestattete. Sollte die Todessichel in ihm die Blüthe unserer Hoffnungen wegmähen, so würden wir in seinem Tode nicht auch sein Leben zu beweinen haben. Wir würden uns vielmehr sagen dürfen: er hat doch wenigstens seine Kindheit genossen, und nichts von dem verloren, was die Natur ihm gegeben".

Ist dem wirklich so? Vielleicht behauptet Rousseau doch zuviel. Zwar der Grundsatz, daß die Erziehung nicht blos das künftige, sondern zunächst und vor Allem das gegenwärtige Leben des Menschen in's Auge zu fassen habe, daß sie sich gewisser Maßen zu einer Lebenskunst entwickeln müsse, welche für jede Altersstufe nach Maßgabe ihrer Anlagen und Fähigkeiten den Kreis des Wirkens und Genießens feststellt, er hat seine volle Berechtigung. Auch geben wir gerne zu, daß Rousseau ihm in Rücksicht auf die Kindheit in hohem Grade gerecht geworden ist. Er nimmt dem Kinde manche Last, die für seine Schultern noch zu schwer, befreit es von mancher Fessel, welche die hergebrachte Erziehung ihm anlegt, bietet ihm auch mannigfache Gelegenheit, sich in schuldloser Freiheit seines Lebens zu erfreuen. Doch

aber ist er, scheint uns, der eigenen Maxime in wesentlichen Punkten untreu geworden. Freilich war das nicht zu vermeiden; er konnte und durfte nicht übersehen, daß die Erziehung, wenn sie auch von der Gegenwart ausgeht, doch für die Zukunft erzieht, daß sie nicht blos, was ist, herauszustellen, sondern zugleich, was werden soll und muß, vorzubereiten hat. Wird doch ihre Aufgabe grade deshalb so schwer, weil sie, um ihr zu genügen, verbinden muß, was stets von einander verschieden, und sich nicht selten gradezu entgegengesetzt ist.

Rousseau ist sich dieses doppelten Zieles wohl bewußt geblieben, und ihm in mancher Beziehung recht nahe gekommen. Wenn er vorzugsweise die eine Seite, die Rücksicht auf die Gegenwart betont, so berechtigt ihn dazu die gewöhnliche Erziehung, welche mit oder ohne Bewußtsein die andere Seite, die Bildung für die Zukunft, entschieden in den Vordergrund stellt. Man kann aber nicht sagen, daß er darum die letztere außer Acht gelassen habe. Auch er sieht im Kinde zugleich den künftigen Mann, und dringt auf die Ausbildung der Kräfte und Anlagen, welche ihm im späteren Leben unentbehrlich oder von Nutzen sein werden. Vielleicht, wir sagten das schon, geht er in dieser Beziehung hin und wieder sogar zu weit, so daß ihn in etwa derselbe Vorwurf trifft, welchen er der üblichen Methode macht. Man darf z. B. wohl fragen, ob es für das Kind als solches nothwendig ist, daß ihm die Leiden und Schmerzen des Lebens so früh und planmäßig, wie er das will, fühlbar werden. Ohne Zweifel muß es sie in einem gewissen Maße kennen und ertragen lernen, aber dieses Maß läßt sich durch freundliche Abwehr doch sehr beschränken, falls man ihm nicht mit Rücksicht darauf, daß später die fremde Fürsorge wegfallen muß, absichtlich eine größere Ausdehnung zu geben für gut hält. — Ebensowenig bedarf das Kind, so lange es eben nichts weiter ist, jener freien, unabhängigen Haltung, welche Rousseau ihm sichern möchte. Im Gegentheile dürfte es seines Lebens nur wahrhaft froh werden, wenn es sich unter einer höheren Leitung, zu welcher es in jedem Augenblicke seine Zuflucht nehmen kann, vollkommen sicher weiß. Wer ihm zumuthet, sich selbst zu bestimmen, lediglich dem Gesetze zu folgen und zu weichen, hat eben nicht das kindliche, sondern das Wesen des Mannes im Auge. Wir meinen nicht grade, daß ein solches Verfahren ungehörig sei, sondern wollten nur andeuten, wie Rousseau innerhalb der Sphäre der Kindheit doch weiter über sie hinausgreift, als er es Wort haben will.

In Wahrheit ist es ihm vor Allem darum zu thun, seinen Zögling zu jener selbstbewußten Freiheit zu erziehen, welche er für das wesentlichste Requisit des Mannes hält. Läßt man das Ziel gelten, so muß man anerkennen, daß der Weg, welchen er einschlägt,

bequem und sicher zu ihm hinführt. Das Resultat seiner Methode, wie Rousseau es in der obigen Schilderung hinstellt, entspricht unseres Erachtens durchaus den Mitteln und Voraussetzungen, mit und unter welchen es erreicht worden. Namentlich hat der hohe Grad von Selbständigkeit, zu welcher Emil bereits gelangt ist, nichts Auffallendes. Wir fügen hinzu, daß er uns auch keineswegs anstößig erscheint. Besteht das Wesen, die Ehre und die Würde des Mannes wirklich darin, daß er auf sich selber ruht, daß er, ohne fremden Antrieben zu folgen, ausschließlich nach persönlicher Einsicht, frei und selbständig handelt, daß er und er allein der Mittelpunkt ist, aus welchem sein ganzes Leben hervor- und in den es zurückgeht, so muß diese Autonomie der Persönlichkeit allerdings schon in den frühesten Lebensjahren begründet und entwickelt werden. Rousseau ist dann ohne Frage im Rechte und seine Methode die beste, die man befolgen kann.

Natürlich nur, sofern es sich von der Erziehung zum Manne, also von der des Knaben, handelt. Auch denkt Rousseau nicht daran, sie auf das weibliche Geschlecht anwenden zu wollen. Es wird sich weiterhin zeigen, daß er die Erziehung der Mädchen auf andere, ja gradezu entgegengesetzte Prinzipien basirt. Man darf das nicht vergessen, wenn man die bisher gegebenen und zunächst folgenden Anweisungen gerecht beurtheilen will. Sie gelten durchgängig nur für die männliche Jugend, und können daher nur insofern mit Recht verworfen oder für unzureichend erklärt werden, als sie der männlichen Natur widersprechen, oder dieselbe nicht ihrem ganzen Inhalte nach zur Geltung kommen lassen. Wir glauben kaum, daß eine dieser Voraussetzungen zutrifft; unseres Erachtens hat Rousseau das Wesen des Mannes in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit richtig erfaßt. Fraglich aber ist, ob er dasselbe nicht zu einseitig betont, ob er nicht über dem *Manne* den *Menschen* mehr als billig aus den Augen verliert.

Eine wie anziehende Erscheinung der junge Emil auch ist, sie läßt doch manche Züge vermissen, welche man nur ungern entbehrt. Zwar in den Vorwurf der Unwissenheit, den man ihm nicht selten gemacht hat, möchten wir nicht einstimmen. Wir halten mit Rousseau dafür, daß er im Grunde alle die Kenntnisse besitzt, welche er vermöge seines Alters haben kann, und daß es eben kein Unglück ist, wenn ihm diejenigen fehlen, welche wir zwar bei einem zwölfjährigen Knaben zu suchen gewohnt sind, die er aber nur scheinbar oder doch in einer völlig unangemessenen Form besitzen könnte. Wären wir im Stande, den Werth des positiven Wissens, zu welchem die betreffenden Schüler unserer Lehranstalten in den verschiedenen Disciplinen des Unterrichtes gelangt sind, unbefangen zu würdigen, so dürfte sich, abge-

sehen von wenigen begabteren Köpfen, ergeben, daß sich dasselbe nach Umfang und Inhalt auf ein verschwindendes Minimum reducirt, und zu der von Seiten der Lehrer, wie der Lernenden aufgewandten Mühe in keinem Verhältnisse steht. Rousseau hat wohl Recht, wenn er den Unterricht in den Wissenschaften, das Lernen und Studieren im gewöhnlichen Sinne, auf die späteren Lebensjahre verschiebt. Der Verlust an Zeit, welchen Mancher vielleicht beklagen möchte, wird sich in diesem Falle als Gewinn erweisen, vorausgesetzt natürlich, daß die Organe des Körpers, wie die des Geistes inzwischen die erforderliche Ausbildung erhalten. Wir bedauern es also nicht, wenn Emil nichts von dem weiß, was andere Knaben von gleichem Alter zu wissen *scheinen*, wenn ihm die Regeln der Grammatik ebenso unbekannt sind, wie die Lehren des Katechismus. Bei der angemessenen Entwicklung, welche seine Denk- und Urtheilskraft bereits gefunden hat, steht zu erwarten, daß er sich die einen, wie die anderen zu seiner Zeit schnell und sicher aneignen wird.

Bedenklicher finden wir es, daß mit der Bildung des Verstandes die der Phantasie und des Gefühls nicht gleichen Schritt gehalten hat. Rousseau freilich findet das ganz in der Ordnung; er ist überzeugt, daß das Leben des Herzens erst in einer späteren Periode erwacht, und vor Eintritt derselben nicht geweckt werden darf. Er hält ferner dafür, daß die Phantasie für den Menschen eine Quelle der schlimmsten Leiden und deshalb eine Kraft ist, deren Wirksamkeit, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch möglichst gehemmt werden muß. Erinnern wir uns, wie oft er die troſtreiche Macht der Phantasie an sich selbst erfahren hat, wie er sie anderswo so beredt zu preisen weiß, so erscheint diese ihre Verleugnung um so auffallender. Allerdings würde er zu ihrer Erklärung darauf hinweisen können, daß das Bessere stets der Feind des Guten, und das wirkliche Leben um so befriedigender sei, je weniger es der eingebildeten Tröstungen bedürfe. Er könnte hinzufügen, daß grade die Gewohnheit, sich vermittelst der Phantasie über die schlechte Wirklichkeit zu erheben, die Menschen vielfach abhält, ihr eine bessere Gestaltung zu geben. Wer das Paradies in den Lüften zu suchen pflegt, wird sich nicht sonderlich bemühen, es auf der Erde zu begründen. Andrerseits wird die Flucht in eine ideale Welt überflüssig, wenn man sich in der wirklichen wohl und glücklich fühlt. Rousseau glaubt, daß das möglich sei, daß es in der Hand des Menschen liege, sich ein in sich befriedigtes Dasein zu schaffen. Es komme eben nur darauf an, daß er der Macht der Einbildungskraft, welche seinen Blick beständig von der unmittelbaren Gegenwart in die Ferne ablenke, und damit die zweckvolle Sorge für das Mögliche durch ein ruheloses Streben nach dem Unerreichbaren ersetze, Schranken stelle.

Vielleicht entspringt diese seine Zuversicht aus derselben Quelle, die er zu verschließen bemüht ist. Dennoch läßt sich die relative Berechtigung seiner Ansicht nicht in Abrede stellen. Handelt es sich hier doch weniger um die wahrhaft schöpferische Phantasie, welche neue und fruchtbare Ideen aus sich erzeugt, und als das Eigenthum einzelner privilegirter Naturen auch von Rousseau in Ehren gehalten wird, als von jener allgemein verbreiteten Vorstellungskraft, die durch ihre wechselnden Bilder beständig lockt oder schreckt. Ihr zweck- und zielloses Spiel erleichtert wohl die Mühen, welche der ernste Kampf des Lebens mit sich bringt, aber es verbraucht auch die Kräfte, die zu einem befriedigenden Abschlusse desselben verwandt werden könnten. Man muß mit Rousseau wünschen, daß ihm wenn auch kein Ziel, so doch möglichst enge Schranken gesetzt werden. — Dagegen können wir uns mit der absoluten Ruhe, welche er für das innere Gefühlsleben fordert, nicht einverstanden erklären. Wahr ist freilich, daß jene stärkeren und tieferen Erregungen des Gemüthes, die wir Leidenschaften zu nennen pflegen, einer späteren Zeit angehören und deshalb möglichst zurückzuhalten sind. Auch hat Rousseau, wenn er das Kind vor der Macht des Gefühls bewahrt wissen will, zunächst diese Explosionen desselben im Auge. Indeß greift seine Antipathie doch weiter; sie hat sogar eine prinzipielle Bedeutung.

Die Rousseau'sche Pädagogik leidet an einem Gebrechen, welches ihre großen Vorzüge zwar nicht aufhebt, wohl aber einen ebenso bedeutenden Mangel zur Folge hat. Dasselbe liegt nicht da, wo man es häufig hat finden wollen, in dem Glauben an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Vielmehr will uns bedünken, daß dieser Glaube, welcher übrigens, aller Doktrin zum Trotz, die Voraussetzung jeder positiven Erziehung ist, bei Rousseau auf ziemlich schwachen Füßen steht. Es hilft wenig, das Wesen des Menschen für gut zu erklären, wenn man ihm einen Inhalt giebt, der auf dieses Prädikat nur einen sehr zweifelhaften Anspruch hat. Die Selbstliebe aber, in welcher Rousseau das natürliche Prinzip des persönlichen Lebens erblickt, ist im Grunde ein Ausfluß oder eine Modifikation desselben Egoismus, welchen er als die wahre Quelle alles Bösen bezeichnet. Wir wollen damit ihre, und zwar berechtigte Existenz nicht leugnen, geben auch zu, daß die feine Unterscheidung, durch welche Rousseau sie von der Selbstsucht sondert und so vor jeder Anfechtung zu sichern sucht, wohl begründet ist. In der Praxis aber dürfte diese haarscharfe Grenzlinie kaum einzuhalten sein, so lange der Mensch in Beziehungen zu seines Gleichen steht. Nur eine absolute Isolirung könnte ihn befähigen, sich selbst zu lieben, ohne mit den Ansprüchen Anderer in Conflikt zu gerathen. Doch

davon abgesehen, würde die vollständige Enthaltung vom Bösen noch nicht die Eigenschaft der Güte sein, wenn auch für den gewöhnlichen Weltlauf ohne Zweifel mit der allgemeinen Verbreitung jener negativen Tugend sehr viel gewonnen wäre. Ein Egoist, der es nicht auf Kosten seiner Mitmenschen ist, würde immerhin eine erfreuliche Erscheinung sein. Er bliebe aber darum doch, was er ist; könnte man ihn nicht böse nennen, so würde die Bezeichnung gut doch ebenso wenig auf ihn anwendbar sein.

Rousseau hat daher, streng genommen, kein Recht, gegen das Dogma von der Erbsünde zu protestiren; indem er die Corruption der menschlichen Natur leugnet, läßt er den Grund und die Wurzel derselben fortbestehen. Er sieht eben nicht, wie das Prinzip des Bösen nur da wahrhaft aufgehoben wird, wo das Gute an seine Stelle tritt. Freilich würde er mit sich selbst in Widerspruch gerathen sein, hätte er das Wesen des Menschen als wahrhaft gut, d. h. erfüllt von hingebender Liebe, auffassen wollen. Diese Hingebung verträgt sich einmal nicht mit der Ansicht, daß der Mensch zuerst und vor Allem eine individuelle Einheit ist, welche sich als den Mittelpunkt ihrer Sonderexistenz zu erhalten hat, und darum zu ihrer Umgebung nur in mehr oder minder nahe Beziehungen treten, sich aber nicht mit ihr identifiziren kann. Die Liebe setzt immer und überall in der Besonderung der Einzelnen die Einheit des Wesens voraus; sie ist eben nur die Offenbarung dieser Einheit und fällt daher selbstverständlich weg, wenn, wie dies bei Rousseau der Fall ist, die Einheit der menschlichen Gattung in der unbedingten Geltung des Individuums, wir wollen nicht sagen verloren geht, aber doch verschwindet.

Rousseau kennt kein anderes Band, welches die Menschen zusammenhält, als das freigeschaffene, den gemeinsamen Willen aussprechende Gesetz. Jener geheimnißvolle Zug des Herzens, welcher sie ohne und nicht selten wider ihren Willen zu einander hinführt, weil sie gleichsam Glieder *eines* Leibes sind, ist ihm fremd. Kein Wunder, daß er ihn außer Acht läßt und selbst so viel wie möglich zu hemmen sucht. Auf der Liebe beruht am Ende all' und jede sociale Gemeinschaft; Rousseau aber sieht das Heil der Menschen in ihrer Vereinzelung. Die Liebe macht abhängig von ihrem Gegenstande; Rousseau aber ist nicht gewillt, irgend eine Schranke der persönlichen Freiheit gelten zu lassen. Die eifersüchtige Sorge, welche er um ihre Sicherstellung trägt, erfüllt ihn in dem Maße, daß sein sonst so helles und scharfes Auge nicht sieht, was doch auf der Hand liegt. Man begreift es kaum, wie es ihm bei seiner sorgfältigen Beobachtung der kindlichen Art und Natur entgehen konnte, daß die Liebe mit dem Menschen geboren wird, und schon in den ersten Lebens-

jahren ihre Macht zu entfalten beginnt. Es ist doch ein arger Irrthum, zu meinen, daß nur die Schwäche und die Bedürftigkeit das Kind zum Anschlusse an seine Umgebung bestimmt. Wie stark dieses Motiv auch sein mag, es wirkt nicht immer und ist nicht einmal das wirksamste; das Kind sinkt grade dann in seliger Lust an die Brust der Mutter, wenn seine persönlichen Bedürfnisse befriedigt sind. Rousseau, scheint es, hat das nie bemerkt, oder wenn so, der Beachtung nicht werth gehalten. Ihm fehlte das Herz der Mutter, an welchem allein das Herz des Kindes zu eigenem Leben erwacht. Nur innerhalb der Familie entzündet sich die Flamme der Liebe; findet sie hier die erforderliche Nahrung, so gewinnt sie allmälig die Kraft, auch über weitere Kreise Licht und Wärme zu verbreiten.

Auch Emil hat keine Mutter, oder falls er eine solche hat, ist sie nur seine Amme, die ihm die leibliche Nahrung spendet. Es ist nicht zu verwundern, daß sein Herz kalt geblieben, daß er Niemandem mit warmer, inniger Liebe zugethan, und eben darum das nicht ist, was ein Kind in seinem Alter vor Allem sein soll, liebenswürdig. Der gesunde, frische Sinn, der starke Wille, der klare Blick und das richtige Urtheil sind gewiß höchst werthvolle Eigenschaften, sie können aber den Mangel an herzlicher Theilnahme für seines Gleichen nicht ersetzen. Ebensowenig reicht dazu das Wohlwollen aus, von welchem er sich beseelt zeigt, denn es entspringt aus einer trüben Quelle. Wenn er Niemandem etwas zu Leide thut, vielmehr stets gefällig und dienstbereit ist, wo er es ohne Aufopferung des eigenen Interesses sein kann, so verdient das alle Anerkennung. Nur ist schade, daß das Motiv dieser Handlungsweise nie in der Person dessen liegt, welchem sie zu Gute kommt, sondern stets, wenn auch unbewußt, aus dem eigenen Ich entnommen wird. Wir haben wenig Aussicht, daß uns dieser kleine Egoist jemals als ein liebevoller Mensch entgegentreten wird. Wohl aber mag er sich zu einem trefflichen Manne entwickeln, wenn er auf dem bisherigen Wege consequent weiter geführt wird. Und an Consequenz läßt es Rousseau nicht fehlen; das wird sich zeigen, wenn wir nun den Faden seiner Erörterungen da wieder aufnehmen, wo wir ihn fallen ließen.

VII.

„Im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren entwickeln sich die Kräfte des Kindes weit schneller, als seine Bedürfnisse; sie reichen deshalb nicht nur zu deren Befriedigung aus, sondern ergeben sogar einen Ueberschuß. Der Mensch vermag in dieser schönsten Periode seines Lebens mehr, als er erstrebt oder begehrt; sie ist die Zeit

seiner größten, zwar nicht absoluten, aber doch relativen Stärke" (Emile L. III). Leider geht sie sehr schnell vorüber, und die inzwischen erwachenden neuen Bedürfnisse nehmen bald ein größeres Maß von Kraft in Anspruch, als zu Gebote steht. Man muß daher das gegenwärtige Zuviel in einer Weise benutzen, daß es zur Beseitigung des künftigen Mangels dienen kann. „Das starke Kind muß Vorräthe sammeln für den schwachen Mann." Es wird sie aber „weder in Koffern, noch in Scheunen niederlegen, sondern, um sich sein Besitzthum wahrhaft anzueignen, es seinen Armen, seinem Kopfe, kurz sich selbst anvertrauen". Es wird „arbeiten, lernen, studieren". Dazu ist jetzt die Zeit gekommen; „nicht menschliche Willkür, die Natur selbst hat sie bestimmt".

Ob dem wirklich so sei, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist es sonderbar und mit der allgemeinen Voraussetzung Rousseau's, daß die Natur ihre Kräfte weder zu kärglich verleihe, noch auch verschwende, nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen, wenn er sie in diesem Falle eine Ausnahme machen läßt. In Wahrheit dürfte eine solche auch gar nicht vorliegen. Ist in dem in Rede stehenden Alter ein Ueberschuß an physischer Kraft vorhanden — und das wird sich kaum bestreiten lassen, wenn, wie Rousseau es will, die bisherige Erziehung sich wesentlich auf die Entwicklung des Körpers beschränkte — so entspricht derselbe dem Bedürfnisse der geistigen Ausbildung, welches eben dann hervortritt, wenn die des Leibes zu einem gewissen Abschlusse gelangt ist. Rousseau verkennt dies nur darum, weil er das Recht des Geistes, sich um seiner selbst willen zu entfalten, nicht zugiebt. Es bedarf für ihn eines fremden, in der Zukunft liegenden Zweckes, um die Rücksicht zu rechtfertigen, welche er auf seine Entwicklung nehmen zu müssen glaubt. Indeß genügt die Motivirung auch nicht, die Ansicht selbst, daß der Unterricht im eigentlichen Sinne erst jetzt, d. h. nachdem der Körper die nöthige Stärke erlangt hat, beginnen darf, ist deshalb nicht weniger begründet.

Es fragt sich aber, was zunächst gelehrt werden soll? Rousseau bemerkt sehr richtig, daß sowohl die Gegenstände des Unterrichtes, wie die Zeit, welche sich zu ihrer Erlernung eigne, einer sorgfältigen Prüfung und Auswahl bedürfen. Er weist dann ferner nach, daß manche Kenntnisse falsch, andere nutzlos sind, wieder andere nur dem menschlichen Stolze oder der Eitelkeit dienen, und gelangt zu dem Schlusse, daß nur die der Aneignung werth sind, welche zur Beförderung unseres wahren Wohles beitragen. „Es kommt gar nicht darauf an zu wissen, was ist, sondern lediglich, was von Nutzen ist". Ein bedenklicher Grundsatz, der aber doch gegenüber der immer noch beliebten Weise, das Wissen nur um des Wissens willen zu pflegen, durchaus berechtigt ist. Die Schärfe freilich, in

welcher Rousseau ihn hinstellt, fließt aus seiner Ueberzeugung, daß die Erkenntniß der absoluten oder objektiven Wahrheit dem Menschen verschlossen, es also nutzlos ist, sich um sie zu bemühen. Auch hält er das ihr zugewandte Streben für ebenso naturwidrig, wie die verschiedenen Wissenschaften, welche aus ihm hervorgehen und ihm dienen. Diese sind daher unbedingt auszuschließen, überhaupt aber alle Kenntnisse zurückzuweisen, für welche der Mensch von Natur keinen Sinn hat. Man muß sich auf diejenigen beschränken, zu deren Erwerbung ihn innerer Drang unmittelbar hintreibt. Dieser „instinktive Wissenstrieb" offenbart sich in der natürlichen Neugierde, welche jedem Menschen, besonders in dem hier in Rede stehenden Alter, eigen ist. Sie hat ihre Quelle in dem Wunsche, das eigene Wohlbefinden zu sichern, und richtet sich deshalb nur auf Dinge, an welchen der Einzelne irgendwie ein persönliches Interesse hat. Wird sie in dieser Richtung naturgemäß geleitet, so bietet sie den passendsten und wirksamsten Hebel dar, dessen man sich zur Erweiterung des kindlichen Wissens bedienen kann. Doch darf man nicht vergessen, daß das Kind sich zunächst nur für die Gegenstände wirklich interessirt, welche direkt auf seine Sinne einwirken. Die intellektuelle Welt ist ihm noch unzugänglich; sein Geist reicht nicht weiter als seine Augen, und sein Verständniß dehnt sich nur mit dem Raume aus, welchen es beherrscht. „Springen wir also nicht ohne Weiteres von den sinnlichen Dingen zu den geistigen über; nur durch jene können wir zu diesen gelangen. Bei den ersten Operationen des Geistes müssen die Sinne stets seine Führer sein. Darum kein anderes Buch, als das der Welt, kein Unterricht, außer in und durch Thatsachen".

Das innere Wesen der Dinge, ihr begrifflicher Inhalt liegt ebenso jenseits der kindlichen Fassungskraft, wie der geistige Zusammenhang, welcher die einzelnen sinnlichen Erscheinungen mit einander verknüpft. Der Unterricht muß daher sorgfältig alle Abstraktionen vermeiden; nichts ist unpassender, als die systematische Form, welche man ihm zu geben pflegt. Gilt es doch keineswegs, dem Kinde die Wissenschaft als solche zu lehren. Vielmehr kommt es nur darauf an, ihm Geschmack für dieselbe einzuflößen, und passende Methoden an die Hand zu geben, mittelst deren es sie später betreiben kann, wenn dieser Sinn sich weiter entwickelt hat". Zu dem Ende gebe man ihm Anleitung, sich die Kenntnisse, welche innerhalb seiner Sphäre liegen, selbstthätig zu erwerben. „Es darf nichts wissen, weil man es ihm gesagt, sondern nur, was es selbst begriffen hat; es darf die Wissenschaft nicht erlernen, es muß sie erfinden". Nur die Dinge aber lernt es wahrhaft kennen, welche ihm unmittelbar in ihrer natürlichen Gestalt und Beschaffenheit vorgeführt werden. „Man setze daher nie das Zeichen an die Stelle

der Sache, wenn diese selbst zu Gebote steht. Man spreche möglichst durch Handlungen, und sage nur das, was man zu thun außer Stande ist". Nichts ist weniger am Orte, als die breiten Erörterungen, in welchen die gewöhnlichen Lehrer sich zu ergehen lieben. Es genügt, die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Dinge hinzulenken, mit welchen man es bekannt machen will. Werden sie ihm zur rechten Zeit und im richtigen Lichte vorgeführt, so wird es sich durch die erwachende Neugierde von selbst zu einer näheren Bekanntschaft gedrängt fühlen. Es kommt dann nur darauf an, daß man diesen Drang nicht durch eine vorschnelle Befriedigung erstickt oder abschwächt, sondern ihm Zeit läßt, sich in seiner ganzen Stärke zu entfalten. Erst wenn es dahin gekommen, wenn die Neugierde durch ihren Gegenstand hinlänglich gefesselt wird, werfe man dem Kinde irgend eine kurze Frage hin, die es bei einigem Nachdenken selbst zu beantworten vermag. Die so erworbene Kenntniß wird um so fester haften, da sie eine Frucht der eigenen Thätigkeit ist, oder doch zu sein scheint.

Ebenso wichtig, wie die Behandlung der einzelnen Objekte des Wissens, ist die Folge und Ordnung, in welcher sie auftreten. „Es giebt eine geschlossene Kette von allgemeinen Wahrheiten, in welcher alle Wissenschaften auf ein gemeinsames Prinzip zurückgehen und sich der Reihe nach entwickeln. Auf dieser Verkettung beruht die Methode der Philosophen". Sie kann natürlich beim Unterrichte der Jugend keine Anwendung finden. Hier muß ein ganz verschiedener Zusammenhang festgehalten werden, dem auch, weil er der naturgemäßere ist, die Mehrzahl der Menschen zu folgen pflegt. „Jeder einzelne Gegenstand zieht von selbst einen anderen nach sich, weist immer auf den zunächst folgenden hin. Es entsteht so eine ununterbrochene Verknüpfung der Dinge, welche dadurch, daß sie der Neugierde fortwährend frische Nahrung giebt, die Aufmerksamkeit beständig rege hält. Sie bietet daher einen natürlichen Leitfaden dar, mit dessen Hülfe das Kind leicht und sicher in das Labyrinth des Wissens eingeführt werden kann".

Die Grundsätze und Regeln, welche Rousseau für die Methode des ersten Unterrichtes aufstellt, sind so einleuchtend und, mit mehr oder minder erheblichen Modifikationen, so zum Gemeingute der neueren Pädagogik geworden, daß es überflüssig ist, näher auf sie einzugehen. Was aber die Lehrobjekte betrifft, so deuteten wir schon an, welche von ihnen er für unpassend hält. Es sind so ziemlich alle, die auf den Lehrplänen unserer Schulen zu figuriren pflegen.

Uebrig bleibt nur eine gewisse praktische Naturkunde, welche sich mit den Erscheinungen auf der Erde und am Himmel beschäftigt. Denn auf diese richtet sich, wie Rousseau meint, die Aufmerksamkeit des Kindes zuerst. Freilich scheint das der früheren Behauptung zu widersprechen, nach welcher es nur an den Dingen Interesse nimmt, die zu seinem persönlichen Wohlbefinden in direkter Beziehung stehen. Doch es scheint eben nur so. „Im Zustande der Schwäche werden wir durch die Fürsorge für unsere Erhaltung genöthigt, uns auf uns selbst zu concentriren; im Zustande der Stärke treibt uns der Wunsch, unser Wesen zu erweitern, in die Ferne hinaus". Auch hat sich von je her die Beobachtung und das Nachdenken fast aller uncivilisirten Völker ausschließlich auf die Gestalt und Eintheilung der Erdoberfläche, wie auf die Erscheinung und die Wirkungen der Gestirne beschränkt.

Neben der Erd- und Himmelskunde bieten dann auch Physik und Chemie eine Fülle geeigneten Lehrstoffes dar. Es kommt nur darauf an, daß man ihn mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse richtig auszuwählen und passend zu verwerthen weiß. Rousseau sucht hier, wie überall, den Geist seiner Methode durch Anwendung derselben auf einzelne concrete Fälle zu verdeutlichen. Er bringt vor Allem darauf, daß das Kind selbst sehe und urtheile, und verlangt deshalb, daß man ihm Anleitung und Gelegenheit gebe, selbst die erforderlichen Versuche und Experimente anzustellen, die dazu nöthigen Werkzeuge nachzuerfinden u. s. w. Es schadet nichts, wenn darüber geraume Zeit verloren geht und scheinbar viele nutzlose Mühe aufgewandt wird. Abgesehen von der Förderung, welche die Bildung des Verstandes und Urtheiles durch sie erfährt, „haben diese fortgesetzten Uebungen noch den wesentlichen Vortheil, daß sie inmitten der theoretischen Studien den Körper in Thätigkeit, die Glieder geschmeidig erhalten und die Hände zur Arbeit geschickt machen". Die Zahl der positiven Kenntnisse, welche sie vermitteln, mag gering sein; ihre Menge ist eben durchaus gleichgültig. Einige wenige Vorstellungen und Begriffe, wenn sie nur klar und präcis aufgefaßt werden, genügen vollkommen.

Auch lasse man es bei dieser einfach verständigen Auffassung der Naturerscheinungen bewenden. Rousseau hält es für ungehörig und nutzlos, dem kindlichen Sinne auch die Eindrücke nahe zu bringen, welche sie auf Herz und Gemüth zu machen geeignet sind. „Das Kind bemerkt zwar die einzelnen Dinge, welche seinem Blick in der umgebenden Außenwelt entgegentreten. Es ist aber außer Stande, ihre inneren Beziehungen zu erfassen und ihre durchgreifende Harmonie zu verstehen. Dazu gehört eine Erfahrung, die es noch nicht erworben hat, und bedarf es einer Menge von Empfindungen, welche

ihm noch unbekannt sind". Man halte ihm daher keine begeisterten, gefühlvollen Vorträge, und lasse alle poetischen Bilder und beredten Schilderungen bei Seite. Es handelt sich in dieser Periode des Lebens noch nicht von Gefühl und Geschmack. Die Zeit, wo sie in Frage kommen, wird bald genug eintreten. Vorläufig ist es rathsam, „klar, einfach und kalt" zu bleiben. Eine Mahnung, welche dem Gros der Menschen gegenüber gewiß am Orte ist, wenn auch der Sinn für die Schönheit der Natur selbst in diesen jungen Jahren nicht so ganz fehlt, wie Rousseau voraussetzt, also auch in ihnen eine angemessene Pflege desselben möglich ist.

Einer ähnlichen Einschränkung scheint uns ein weiterer Grundsatz zu bedürfen, welchen Rousseau beim Unterrichte stets befolgt sehen möchte. „Wozu ist das gut?" soll die immer wiederkehrende Frage lauten, mit welcher der Lehrer auf die Fragen des Schülers zu antworten hat. „Wer gelernt hat, nur das Nützliche wissen zu wollen, wird keine Frage stellen, ohne sich zuvor genügende Rechenschaft über sie gegeben zu haben". Er wird sich eben deshalb jener albernen und lästigen Fragen enthalten, mit welchen die Kinder ihre Umgebung zu behelligen pflegen. Wichtiger ist, daß er sich allmälig gewöhnt, seine Aufmerksamkeit nur auf die Dinge zu richten, welche von reellem Nutzen sind oder einem bestimmten Zwecke dienen. Freilich wird dieser Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit dem Kinde nur da geläufig, wo es sie an sich selbst, in seinem eigenen Lebenskreise erfährt. Es nützt nichts, ihm von Vortheilen zu sprechen, die sich erst in späterer Zeit, wenn es zum Manne herangewachsen, ergeben werden. Es begreift nur den Vortheil, welcher ihm unmittelbar in die Augen springt. Ist aber ein solcher vorhanden, so wird es dem Gegenstande, mit welchem er sich verknüpft zeigt, von selbst eine aufmerksame Beachtung schenken und beharrlichen Fleiß zuwenden. Hat es sich bisher nur spielend, zu seinem Vergnügen beschäftigt, so beginnt es jetzt, mit Ernst und Ausdauer zu a r b e i t e n. Der fühlbare Nutzen ist eben das natürliche Motiv, welches den Menschen unmerklich vom zwecklosen Spiel zur planmäßigen Arbeit forttreibt.

Der Zwang ist der Vater des Wissens; immer und überall entspringt der Fortschritt der geistigen Entwicklung aus dem Bedürfnisse. Diese allgemeine Wahrheit wird von Rousseau mit Recht auch im Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung zur Geltung gebracht. Vielleicht irrt er nur darin, daß er in dem Mittel zugleich den Zweck, in dem treibenden Sporn auch den letzten bestimmenden Grund erblickt. Daraus, daß vor Allem das Bedürfniß den Menschen nöthigt, die Kräfte seines Geistes zur Erweiterung seiner Kenntnisse in Bewegung zu setzen, folgt noch nicht, daß Wissen und geistige Bildung lediglich insofern berechtigt und von Werth sind, als sie

diesem Bedürfnisse dienen. Gewiß aber ist, daß im praktischen Unterrichte der Stimulus des unmittelbaren Nutzens sich höchst wirksam erweist, und grade der Mangel desselben die geringen Erfolge der üblichen Lehrweise verschuldet. Die große Mehrzahl der Schüler lernt deshalb wenig oder nichts, weil sie an den Gegenständen des Unterrichtes kein direktes Interesse haben. Die recht löblichen Versuche, sie ihnen interessant zu machen, werden dieses Ergebniß nicht wesentlich ändern können. Sie würden noch weniger Erfolg haben, wenn nicht andere fremdartige Motive, Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn, Wetteifer und Eitelkeit, zuweilen auch Liebe zu den Eltern und Lehrern, mitwirkten. Die Methode mag noch so vortrefflich sein, sie kann dem kindlichen Sinne die Dinge nicht nahe bringen, welche ihm ihrer Natur nach ferne liegen. Was ihm zusagt und eine wirkliche Theilnahme abgewinnen kann, findet sich weder im Schulzimmer, noch in den Büchern, die dort im Gebrauche sind.

Die Bücher! Wir sagten es schon, Rousseau mag nichts von ihnen wissen. Er „haßt" sie, denn sie „lehren nur, über das zu sprechen, was man nicht kennt". — Indeß giebt es doch ein Schriftwerk, welches er nicht nur von dem allgemeinen Anathem ausnimmt, sondern selbst als eine höchst passende Ergänzung des mündlichen Unterrichtes dringend empfiehlt. Der vor Kurzem erschienene Roman Robinson Crusoe würde sich nach seinem Dafürhalten mit geringer Mühe so bearbeiten lassen, daß er für das in Rede stehende Alter eine reiche Quelle der Belehrung und Unterhaltung abgäbe. Er bietet grade das, was dem kindlichen Sinne und Interesse entspricht, die naive, lebendige Schilderung einer Situation, in welcher sich die natürlichen Bedürfnisse und zugleich die Mittel, deren es zu ihrer Befriedigung bedarf, der Reihe nach auf eine einfache, dem Kinde verständliche Weise entwickeln. Allerdings ist die Lage Robinson's nicht die des socialen Menschen, und das Kind, welchem sie vorgeführt wird, kommt schwerlich in den Fall, allein auf einer Insel, des Beistandes seiner Mitmenschen und aller künstlichen Werkzeuge beraubt, für seine Erhaltung sorgen zu müssen. Dennoch wird es gut thun, sich möglichst lebhaft in sie hinein zu versetzen. „Das sicherste Mittel, sich über die herrschenden Vorurtheile zu erheben und das Urtheil über die wahren Beziehungen der Dinge zu regeln, ist, sich an die Stelle eines isolirten Menschen zu denken, und über Alles so zu urtheilen, wie dieser Mensch mit Rücksicht auf seinen persönlichen Vortheil würde urtheilen müssen".

Bekanntlich ist die Ansicht Rousseau's durch die Erfahrung in vollstem Maße bestätigt worden. Robinson Crusoe hat sich geraume Zeit als eine allgemein verbreitete und beliebte Jugendschrift zu be-

haupten gewußt. Wenn er in unseren Tagen mehr und mehr verschwindet, so ist das zwar erklärlich, aber vielleicht zu bedauern. Jedenfalls hat aus der beständig anwachsenden Menge von Schriften, welche gegenwärtig für die Lektüre der Jugend verfaßt werden, bisher noch keine auch nur annäherungsweise eine gleiche Bedeutung und Wirksamkeit erlangt. Rousseau ging somit nicht irre, als er zu Gunsten des Robinson eine Ausnahme von der Regel machte, nach welcher die Bücher aus dem Unterrichte zu verbannen sind. Auch ist er sich durch dieselbe nicht, wie es wohl scheinen könnte, untreu geworden. Das Leben des Menschen ist für ihn die einzige wahre Bildungsschule; er muß an sich oder an seines Gleichen erfahren, was er wissen soll, und wie er zu handeln hat. Nun geht aber der socialen Gemeinschaft, welche die Menschen zusammenschließt, wie Rousseau glaubt, ein anderer Zustand voraus, in welchem sie vereinzelt, jeder für sich ihr Dasein zu sichern und ihr Leben zu ordnen haben. Diese primitive Form des Lebens liegt weit hinter uns; nur was sie erzeugt und geschaffen hat, ist in die historische Periode der socialen Gemeinschaft mit übergegangen. Wollen wir uns in sie zurückversetzen, so bedürfen wir dazu einer durch die Phantasie vermittelten Nachbildung. Freilich wird es auch mit ihrer Hülfe dem Erwachsenen kaum gelingen, von den gesellschaftlichen Verhältnissen, in die er sich eingelebt hat, zu abstrahiren. Dem Kinde aber, welches, noch nicht ergriffen von dem socialen Getriebe, den ursprünglichen Menschen gewissermaßen reproduzirt, ist das weit eher möglich. Es wird selbst durch Natur und Neigung dahin gedrängt, die Bahn, welche die Menschheit in den Anfängen ihrer Kulturentwicklung zurückgelegt hat, auch seinerseits zu durchlaufen.

Ohne Zweifel ist es gut und nothwendig, dieser seiner natürlichen Disposition Folge zu geben. Daß es deshalb zum gesellschaftlichen Leben untauglich werde, ist nicht zu besorgen; es gewinnt eben nur die feste Basis, von welcher aus es ohne Gefahr in dasselbe eingeführt werden kann. „Die praktische Uebung der natürlichen Künste, für welche die Kräfte eines einzelnen Menschen genügen, führt zur Bekanntschaft mit den Künsten der Industrie, welche des Zusammenwirkens mehrerer Hände bedürfen, und deshalb nur im gesellschaftlichen Verbande entstehen können“. Sie, oder vielmehr die ihnen zu Grunde liegenden Bedürfnisse sind es eben, welche den Menschen nöthigen, aus seiner Vereinzelung heraus- und in die sociale Gemeinschaft mit seines Gleichen einzutreten. Es liegt nahe, das Kind, wenn die Zeit dazu gekommen, auf demselben Wege in das gesellschaftliche Leben einzuführen, auf welchem dasselbe sich gebildet hat. Auch können ihm die socialen Beziehungen nur von dieser Seite her Verständniß und Interesse abgewinnen; ihr tieferer Grund, ihre

sittliche Bedeutung, die Gesetze der Moral und Politik, welche in ihnen zur Geltung kommen, das Alles ist ihm vor der Hand ebenso unverständlich, wie gleichgültig. Man hüte sich daher, schon jetzt von diesen Dingen zu sprechen. Rousseau hält es für sehr wichtig, daß man grade in diesem Punkte die größte Vorsicht beobachte. Zwingt der Zusammenhang der Kenntnisse dazu, dem Zöglinge die gegenseitige Abhängigkeit der Menschen deutlich zu machen, so richte man zunächst seine ganze Aufmerksamkeit auf die mechanischen Künste oder Handwerke, welche den Nutzen zeigen, den die Menschen in ihrer Verbindung einander gewähren. Zu dem Ende führe man ihn von einer Werkstatt zur andern, achte aber darauf, daß er keine Arbeit sieht, ohne selbst Hand anzulegen, und sich nicht eher entfernt, bis er den Grund von Allem, was er zu beobachten Gelegenheit hatte, genau kennt. Ein oberflächliches Zusehen nützt nichts, und die Erklärungen fruchten wenig, wenn ihnen die praktische Uebung nicht voraus und zur Seite geht.

Doch genügt es keineswegs, daß der Zögling die verschiedenen Gewerbe und Handwerke kennen lernt; er muß sie auch nach ihrem wahren Werthe zu würdigen wissen. Dieser Werth aber hängt von der Größe und Allgemeinheit ihres reellen Nutzens ab. Eben darum darf auch das Kind die Arbeiten der Menschen nur nach der fühlbaren Beziehung schätzen, in welcher sie zu seiner persönlichen Erhaltung und Wohlfahrt stehen. „Eisen und Glas müssen in seinen Augen einen weit höheren Werth haben, als Gold oder Diamant; es achtet einen Schuster oder Maurer mehr, als alle Juweliere der Welt; ein Pastetenbäcker besonders ist ihm eine sehr wichtige Person. Goldschmiede dagegen, Graveure, Tapezierer u. s. w. gelten ihm als Tagediebe, die sich mit nutzlosen Spielereien die Zeit vertreiben. Selbst der Kunst des Uhrmachers legt es keine große Bedeutung bei; glücklich, wie es ist, genießt es die Zeit, ohne ihr Sklave zu sein". — Ebenso naturgemäß ist ein anderer Maßstab, den die bestehenden Vorurtheile freilich nicht weniger verwerfen, als den vorhin erwähnten, das Kind aber, falls man ihm gestattet, dem eigenen Urtheile zu folgen, ohne Zweifel anlegen wird. „Je weniger ein Handwerk oder Gewerbe der übrigen zu seinem Betriebe bedarf, je freier und unabhängiger es also dasteht, um so größere Achtung verdient es. Demnach würde dem Ackerbau die erste Stelle in der Rangordnung gebühren, die zweite der Schmiedekunst, die dritte dem Zimmermann u. s. w."

Natürlich können auch dem begabtesten Kinde in einem Zeitraume von wenigen Jahren nicht alle mechanischen Künste so bekannt werden, daß es sie später ohne weitere Anleitung zu erlernen vermag. Doch ist das auch nicht nöthig; es genügt, wenn ihm durch

die gewonnene Kenntniß die Möglichkeit geboten wird, sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen, und jeder von ihnen in seiner Achtung die gebührende Stelle anzuweisen. Die Beschränkung ist hier um so mehr am Orte, da sie gestattet, den Zusammenhang der einzelnen Thätigkeiten, ihre gegenseitige Bedingtheit mit dem erforderlichen Nachdrucke hervorzuheben, und so dem Zöglinge einen freien Ueberblick über das in Rede stehende Gebiet zu vermitteln, der ihn vor jener einseitigen Werthschätzung eines bestimmten Gewerbes oder Kunstzweiges bewahren wird, in welcher die meisten Menschen befangen sind. Sie achten in der Regel nur das, was sie selbst treiben, während sie das fremde Wirken und Schaffen gering schätzen. „Wer aber die Ordnung des Ganzen durchschaut, sieht auch die Stelle, welche jeder seiner Theile einnimmt, und ist ebenso geneigt, wie im Stande, ihm dieselbe neid- und vorurtheilslos einzuräumen. Die einseitige Kenntniß des Theils mag, wenn sie zugleich eine gründliche ist, den, welcher sie besitzt, zum Gelehrten stempeln. Zu einem urtheilsfähigen Manne macht ihn nur ein klares und umfassendes Verständniß des Ganzen".

Vergessen wir indeß nicht, daß, welcher Art auch die Gegenstände des Unterrichtes sind, es weniger auf die Erwerbung von Kenntnissen, als auf die Bildung des Urtheils, überhaupt auf die Entwicklung der kindlichen Kräfte und Anlagen ankommt. Ohne Zweifel ist die Erweiterung des Wissens, welche die Beschäftigung mit den Künsten und Gewerben zur nächsten Folge hat, von nicht geringem Werthe. Doch aber besteht ein größerer Nutzen derselben darin, daß sie theils den Körper stärkt und gewandt macht, theils die geistigen Kräfte weckt und nährt. Indem der Zögling sich ihr hingiebt, ist er genöthigt, scharf aufzumerken und verständig zu überlegen, gewöhnt er sich, den Grund und Zweck von Allem, was er sieht und thut, im Auge zu behalten. Zugleich findet der ihm einwohnende Erfindungsgeist Sporn und Anlaß, sich zu entfalten, hat er Gelegenheit, seine besondere Begabung, seine eigenthümlichen Neigungen und Talente zu offenbaren, und damit seinem Erzieher die Richtung anzudeuten, in welcher er ihn seiner Bestimmung zuzuführen hat.

An die Kenntniß der einzelnen Gewerbe und ihres Zusammenhanges schließt sich die Einsicht in den gegenseitigen Austausch der Produkte, auf welchem die ganze Bewegung des gewerblichen und industriellen Lebens beruht. Es versteht sich von selbst, daß Rousseau seinem Zöglinge keine nationalökonomischen Vorträge gehalten wissen will. Wohl aber glaubt er, daß derselbe schon jetzt befähigt ist, sich von dem eigenthümlichen Spiele der Verkehrs- und Handelsthätigkeit eine deutliche Vorstellung zu bilden. Auch dürfte ihm,

meint er, die Entstehung und Anwendung des Geldes um so leichter verständlich werden, da ein etwas erweiterter Austausch von Produkten von selbst zu dem Gebrauche eines gemeinsamen Werthmessers hinführt. Mehr freilich darf man ihm nicht zumuthen; es würde ebenso thöricht, wie nachtheilig sein, wollte man ihm etwa die Wirkungen erklären, welche Geld, Handel, Industrie u. s. w. auf Moral und Politik auszuüben pflegen. Nur die realen und materiellen Beziehungen liegen innerhalb seines Horizontes; auf sie muß daher seine Aufmerksamkeit ausschließlich gelenkt werden. Dabei hüte man sich indeß vor einem zu genauen Eingehen auf das Detail der Erscheinungen. „Die Kunst des Lehrers besteht grade darin, den Blick des Zöglings nie an Kleinigkeiten, die ohne weitere Bedeutung sind, haften zu lassen, sondern ihn mehr und mehr durch die großen Verhältnisse zu fesseln, welche der Mann einst kennen muß, um über die gute oder schlechte Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft richtig urtheilen zu können“.

Die Beobachtungen aber, welche der Zögling bisher gemacht, die Kenntnisse, die er erworben hat, würden ihm wenig nützen, wenn er nicht zugleich lernte, sie zu seinem persönlichen Vortheile zu verwenden. Das Wissen hat nur insoweit Werth, als es zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, im Interesse der eigenen Wohlfahrt benutzt werden kann. Nun ist die nächste und dringendste Sorge, welche jedem Menschen obliegt, die für seine Selbsterhaltung. Wer er auch ist, welche Stelle er einnehmen mag, was er im Uebrigen auch wünscht und erstrebt, er muß vor Allem leben, und sich deshalb in den Besitz der dazu nöthigen Mittel setzen. Wie aber sichert er sich diese? Rousseau antwortet: durch eine aktive Betheiligung an dem gegenseitigen Austausche von Leistungen, auf welchem innerhalb der Gesellschaft die Möglichkeit der Existenz beruht. Einmal in die sociale Verbindung eingetreten, kann der Einzelne sich nicht mehr selbst genügen; er bedarf fortwährend der Dienste Anderer, die dafür ihrerseits die seinigen in Anspruch nehmen. Schlimm für ihn, wenn er nichts zu bieten hat, wo er beständig fordern muß. Rousseau bemerkt mit Recht, daß die Erziehung diese Lage der Dinge dem Zöglinge bei Zeiten zum Bewußtsein bringen, und ihn in den Stand setzen müsse, den Anforderungen zu genügen, welche sie später an ihn stellen werde. Zu dem Ende habe sie dahin zu wirken, daß er sich einer praktischen Thätigkeit widme, welche, fruchtbar und werthvoll für Andere, ihn berechtigt, von ihnen entsprechende Gegenleistungen zu verlangen.

Man hat in neuerer Zeit, im Interesse der niederen Volksklassen, nicht selten das Recht zur Arbeit betont; Rousseau, welcher, in seiner Pädagogik wenigstens, vorzugsweise die höheren Stände im Auge hat, betont die Pflicht zur Arbeit. „Außerhalb der Gesellschaft ist der isolirt lebende Mensch, weil er Niemandem etwas verdankt, befugt, zu leben, wie es ihm beliebt; innerhalb derselben aber, wo er nothwendig auf Kosten seiner Mitmenschen lebt, ist er verpflichtet, den Preis seines Unterhaltes durch Arbeit zu entrichten". Von dieser Verbindlichkeit kann ihn Niemand befreien, auch nicht seine Vorfahren oder der Zufall, wenn er ihn etwa schon bei der Geburt zum reichen Manne gemacht hat. Denn „es ist keineswegs gerecht, daß, was der Eine für die Gesellschaft gethan hat, den Andern von den Leistungen entbindet, welche er ihr schuldet. Da Jeder ganz und persönlich verpflichtet ist, so kann er nur für sich selbst zahlen, und deshalb kein Vater dem Sohne das Recht vererben, seinen Mitmenschen nutzlos zu sein". Im Gegentheile „wer im Müßiggange verzehrt, was er nicht selbst erworben hat, stiehlt seinen Unterhalt, und ein Rentier, welchen der Staat bezahlt, um nichts zu thun, unterscheidet sich kaum von einem Räuber, der auf Kosten der Passanten lebt".

Kein Zweifel daher, daß das Kind zur Arbeit erzogen werden muß, auch wenn es ihrer voraussichtlich zu seiner Erhaltung nicht bedarf. Diese Nothwendigkeit erscheint um so dringender, da die Annahme, welche sie aufheben könnte, stets eine sehr bedenkliche bleibt. Stand und Rang sind mannigfachen Wechselfällen unterworfen, und selbst der anscheinend sicherste Besitz giebt keine Bürgschaft für seine Dauer. Diese äußeren Stützen können in jedem Augenblicke zerbrechen, und der Mensch, welcher sich lediglich auf sie verläßt, schwebt beständig in Gefahr, rettungslos dem Untergange anheim zu fallen. Nur wer gelernt hat, seine Existenz auf die eigene Thatkraft und Arbeit zu gründen, darf hoffen, sich dieselbe unter allen Umständen zu erhalten. Die Schwankungen des Schicksals, die Launen des Glücks werden gleichgültig, wenn man zu jeder Zeit im Stande ist, sich zu erwerben, was man zum Leben nöthig hat. Nothwendig aber ist nur, was das Leben überall auf gleiche Weise als Bedingung seines Bestehens fordert. Auch sind es lediglich diese natürlichen und darum allen Menschen gemeinsamen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die Erziehung befähigen soll. Wollte sie auf alle die besonderen und willkürlichen Anforderungen Rücksicht nehmen, welche Stand, Bildung oder Reichthum an das Leben zu stellen pflegen, sie würde nicht nur einer Chimäre nachjagen, sondern auch das wahre Wohl des Zöglings gefährden. „Sieht man denn nicht, daß ihn die ausschließliche Erziehung für einen bestimmten Stand zu jedem an-

deren unfähig macht, und man so, wenn es dem Schicksale gefällt, nur an seinem künftigen Unglücke arbeitet?" Man vergesse doch nicht, daß „die bestehende gesellschaftliche Ordnung unvermeidlichen Revolutionen ausgesetzt ist, und Niemand die Umwälzung voraussehen oder abwenden kann, welche vielleicht schon seine eigenen Kinder treffen wird. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Fürst zum Unterthan; sind die Schläge des Schicksals so selten, daß Jemand darauf rechnen könnte, von ihnen verschont zu bleiben? — Wir gehen einem Zustande der Krise und dem Jahrhundert der Revolutionen entgegen. Wer kann wissen, was aus ihm werden wird? Was die Menschen geschaffen haben, die Menschen können es zerstören; unaustilgbar sind nur die Charaktere, welchen die Natur ihren Stempel aufgedrückt hat, und die Natur schafft weder Fürsten, noch Reiche, noch vornehme Herren".

Man passe also die Erziehung „dem Menschen an, nicht einer besonderen Lebenslage desselben", und sorge dafür, daß der Zögling, „falls ihm Alles genommen wird, was nicht er selber, ihm nur durch Glück oder Zufall eigen ist, sich wenigstens als Mensch zu erhalten vermag". Rousseau glaubt, daß in dieser Beziehung die Erlernung eines Handwerks die größte Sicherheit gewähre. „Von allen Beschäftigungen, welche dem Menschen die Mittel zu seiner Existenz darbieten können, steht die Arbeit der Hände dem Naturzustande am nächsten. Auch giebt es keinen Stand, der vom Schicksale und von den Menschen unabhängiger wäre, als der des Handwerkers. Ein solcher hängt eben nur von seiner Arbeit ab; er ist ebenso frei, wie der Landmann ein Sklave ist; ihn fesselt kein Acker, ihn drückt nicht die Sorge um einen prekären Besitz; will man ihm etwas anhaben, so ist sein Bündel bald geschnürt, er nimmt seine Arme mit und geht davon". Denn er darf sicher sein, daß an Stelle der Werkstätte, die er verläßt, sich ihm bald eine andere öffnen wird. Ist er nur mäßig und fleißig, so findet er überall leicht und mühelos den nöthigen Unterhalt. „Für ihn bedarf es der Ränke und Umtriebe nicht, zu welchen die Künstler, die Gelehrten, die Stellenjäger in der Regel ihre Zuflucht nehmen müssen. Er braucht Niemandem den Hof zu machen, keinem Dummkopf zu schmeicheln, keiner Courtisane Weihrauch zu streuen. Er ist in der glücklichen Lage, leben zu können, ohne Ehre, Wahrheit, Rechtschaffenheit Preis geben zu müssen".

Die Erlernung eines Handwerks aber sichert dem Menschen nicht blos eine stets offene Subsistenzquelle; sie hebt ihn auch über die Vorurtheile hinaus, welche die Arbeit geringschätzen. Und das ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil. „Wer sich das Schicksal und die Dinge unterwerfen will, beginne damit, sich von

ihnen unabhängig zu machen; wer durch die öffentliche Meinung herrschen will, lerne zuerst, über sie zu herrschen". Wohl möglich, daß man nie in den Fall kommt, arbeiten zu müssen, um leben zu können. Ist dem so, nun wohl, so arbeite man nicht aus Zwang, sondern der Ehre wegen, welche die Arbeit mit sich bringt. „Sie verleiht dem Menschen einen Rang, den er nie verlieren kann, und welcher ihm zu jeder Zeit Ehre macht. Wer sich zum Stande eines Handwerkers herabläßt, erhebt sich damit über den eigenen Rang, zu dem des Menschen. Und was man auch sagen mag, unter diesem Titel wird er weniger seines Gleichen haben, als unter jedem anderen".

Uebrigens meint Rousseau nicht, daß alle Handwerke gleich sehr zu empfehlen seien. Manche von ihnen dienen nur dem Luxus und der Eitelkeit; ohne wahren Nutzen können sie schon deshalb nicht für achtbar gelten. Ebensowenig kann von denjenigen die Rede sein, welche Eigenschaften erfordern, die verächtlich oder mit der Humanität unvereinbar sind. Daß auch jedes der Gesundheit nachtheilige Gewerbe auszuschließen ist, versteht sich von selbst. Man vergißt aber leicht, daß in diese Kategorie alle die Beschäftigungen fallen, welche eine sitzende Lebensweise in geschlossenen Räumen nöthig machen. Sie müssen um so mehr verworfen werden, da sie sich weder für das Geschlecht, noch für das Alter des Zöglings eignen. „Noch nie hat ein Knabe aus eigenem Antriebe darnach getrachtet, etwa Schneider zu werden". Er wird vielmehr solchem weibischen Geschäfte jedes andere vorziehen, selbst wenn es mit Mühen und Gefahren verbunden ist. Liegt kein besonderer Grund vor, sich anders zu entscheiden, so sehe man auch von den Handwerken ab, welche der Sauberkeit widerstreben, oder den Menschen zu einer bloßen Maschine degradiren. Ueberhaupt steht, wenn man die Wahl hat, nichts im Wege, neben dem Nutzen auch das Angenehme in Betracht zu ziehen. Vor Allem aber kommt es auf die Befähigung des Zöglings an. Diese zu erkennen ist nicht so leicht, wie man gewöhnlich glaubt. Meist wird dem Talente zugeschrieben, was nur die Wirkung der Gelegenheit ist, und da eine entschiedene Neigung vorausgesetzt, wo sich nur der Nachahmungstrieb geltend macht, welcher, dem Menschen und dem Affen in gleichem Grade eigen, beide antreibt, das thun zu wollen, was sie grade thun sehen. Es bedarf einer fortgesetzten scharfen Beobachtung, um hier den Schein von der Wahrheit zu sondern. Giebt man indeß dem Kinde Gelegenheit, sich mit den verschiedenen mechanischen Künsten in der früher angegebenen Weise auch praktisch vertraut zu machen, so wird seine eigenthümliche Anlage und Neigung einem aufmerksamen Blicke nicht lange verborgen bleiben.

Alles wohl erwogen, würde Rousseau, falls sein Zögling damit einverstanden wäre, dem Tischlergewerbe den Vorzug geben. Doch für welches Geschäft man sich auch entscheiden mag, wesentlich ist, daß es in vollem Ernste erlernt werde. Zu dem Ende muß der Erzieher mit dem Zöglinge zugleich in die Lehre treten, denn dieser lernt nur das gut, was er in Gemeinschaft mit seinem Mentor lernt. Beide aber müssen in ihre Stellung ganz und rückhaltlos eingehen; sie dürfen sich nicht etwa als vornehme Herren geriren, die nur aus Laune oder zum Scherze für eine Weile den Salon mit der Werkstatt vertauschen, sondern sie müssen wie echte und rechte Lehrlinge betrachtet und behandelt werden. Freilich dürfen sie auch nicht vergessen, daß die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, keineswegs die einzige ist, die ihnen obliegt. Ist es von Wichtigkeit, daß der Zögling ein tüchtiger Handwerker werde, so liegt doch noch weit mehr daran, daß er sich zu einem tüchtigen Menschen bilde. Es ist daher angemessen, den Aufenthalt in der Werkstätte auf einige Tage in der Woche zu beschränken, damit die übrige Zeit zur weiteren Förderung der allgemeinen Geistesbildung verwandt werden kann. Die Uebung des Körpers und seiner Organe hält so mit der des Geistes gleichen Schritt. Beide ergänzen sich gegenseitig, und da sie beständig abwechseln, dient die eine der anderen zur Erholung.

Man sieht, Rousseau will die Erlernung eines Handwerks nicht blos um seiner selbst willen, sondern auch, weil sie seiner Ansicht nach einer bestimmten Entwicklungsstufe des Menschen entspricht. Wir wollen damit nicht sagen, daß er das von dem praktischen Bedürfnisse hergenommene Motiv nur zum Scheine geltend mache. Im Gegentheile ist es ihm mit demselben voller Ernst. Auch wird man bei unbefangener Erwägung zugeben müssen, daß es in der That schwer in's Gewicht fällt. Wenn es in Folge der Rousseau'schen Mahnung in der vornehmen Welt Frankreich's vielfach Mode wurde, sich in den Mußestunden irgend einer mechanischen Beschäftigung hinzugeben, so hat die so erworbene Kenntniß Manchen aus diesem Kreise später vor Noth und Mangel, ja nicht selten vor dem Untergange bewahrt. — Doch war, wie gesagt, für seine Empfehlung dieser praktische Gesichtspunkt nicht allein maßgebend. Sie ging vielmehr zunächst aus der Ansicht hervor, daß das Kind, wenn seine Entwicklung naturgemäß verlaufen soll, bei seinem Eintritte in die Welt des Handelns mit derjenigen Thätigkeit zu beginnen hat, welche auch für die Menschheit überhaupt den Anfang ihres socialen Wirkens bezeichnet. Dazu kam dann noch die weitere Erwägung, daß grade diese Thätigkeit geeignet ist, die bis dahin entwickelten Kräfte angemessen zu beschäftigen und ihre fernere Ausbildung zu fördern. In der Betreibung eines Handwerkes findet die Stärke und Ge-

wandtheit, welche der Körper durch die spielenden Uebungen der früheren Jahre erlangt hat, Gelegenheit, sich zu bethätigen. Zugleich bewährt und entwickelt sich in ihr die Denk- und Urtheilskraft, welche dem Zöglinge auf seinem gegenwärtigen Standpunkte eigen ist. Wird daher diese praktische Thätigkeit richtig geleitet, und der anderweitige Unterricht nicht vernachlässigt, so darf man hoffen, aus ihm das zu machen, was er für's Erste sein kann: ein Wesen, welches denkt und handelt.

Ist dies erreicht, so hat sich die Erziehung ohne Zweifel ihrem Ziele sehr genähert. Vollendet ist sie darum aber noch nicht; um den ganzen und vollen Menschen zu bilden, muß sie auf die Entwicklung des Körpers und Geistes die des Herzens folgen lassen. Und dazu ist eben jetzt der Augenblick gekommen.

„Wir werden, so zu sagen, zweimal geboren, zuerst als Glieder der menschlichen Gattung, sodann als Angehörige eines bestimmten Geschlechtes" (Emile L. IV.). Erst durch diese zweite Geburt tritt der Mensch wahrhaft in das Leben ein; bis dahin hat er nur existirt, nicht eigentlich gelebt. Das Kind, wenn es anders den Anforderungen seines Alters gemäß erzogen wird, führt ein durchaus isolirtes Dasein; ohne innere Beziehung zu seines Gleichen, lebt es lediglich für sich, „die Menschen flößen ihm keine wahre Theilnahme ein, es interessirt sich nur für die Dinge, wenn und sofern sie ihm nützen oder schaden." Erst mit dem Eintritt in das Alter der Mannbarkeit nimmt diese Abgeschlossenheit ein Ende. Sobald in dem Menschen das Bewußtsein seines Geschlechtes erwacht, das Bedürfniß und die Sehnsucht nach einer Gefährtin sich regt, ist er kein vereinzeltes Wesen mehr, ist sein Herz nicht mehr allein. Fortan bleibt ihm nichts Menschliches mehr fremd; diese eine Beziehung zu seiner Gattung ruft alle anderen hervor.

Die Liebe ist nach der Ansicht Rousseau's der Grund und der Anfang des socialen Lebens. Gilt das, wie er schon früher nachzuweisen versuchte in der Abhandlung über die Ursachen der Ungleichheit, von der Menschheit im Ganzen, so gilt es nicht minder für jeden einzelnen Menschen. Zugleich aber ist sie der Hebel, welcher die bis dahin ruhenden Kräfte des Herzens und der Seele in Bewegung setzt. In und mit ihr erschließt sich die Quelle des Gefühls, bricht ein mächtiger Strom warmer und tiefer Empfindungen hervor. Dieser einen Leidenschaft folgen alle übrigen auf dem Fuße nach — ein gewaltiger Sturm und Drang, der den Menschen, welchen er

unvorbereitet erfaßt, ernsten Gefahren aussetzt. Diese abzuwenden oder doch unschädlich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben, welche die Erziehung zu lösen hat, in der Regel aber ganz und gar vernachlässigt. Rousseau findet es, und nicht mit Unrecht, auffallend, daß dieselbe meist grade da aufhört, wo sie erst recht beginnen sollte, und den angehenden jungen Mann eben in der Periode sich selbst überläßt, in welcher er ganz besonders einer sorgfältigen Leitung bedarf.

Zwar sind Manche der Meinung, daß die Gefahren, welche die Leidenschaften im Gefolge haben, durch die Unterdrückung derselben beseitigt werden müssen. Doch ist diese Ansicht ebenso irrig, wie die andere, welche es für nothwendig oder zweckmäßig hält, sie ungehemmt walten, und so sich austoben zu lassen. Rousseau protestirt entschieden gegen jeden Versuch, die natürlichen Regungen und Affekte des Herzens unterdrücken oder, wenn sie hervorgetreten, vernichten zu wollen. Ihm erscheint ein solches Unterfangen nicht nur vergeblich, sondern auch als eine lächerliche Anmaßung, da es auf eine Controle der Natur, auf eine Correktur dessen hinausläuft, was die Gottheit selbst geschaffen hat. „Die Leidenschaften sind die vornehmsten Werkzeuge unserer Selbsterhaltung". Sie entspringen alle aus jener, dem Menschen eingebornen Selbstliebe, welche das bewegende Princip, der natürliche und nothwendige Motor seines Lebens ist. Ja, sie sind gewissermaßen nur die verschiedenen Formen, in welchen diese eine primitive Leidenschaft sich offenbart, und insofern sämmtlich ebenso naturgemäß, wie diese selbst.

Freilich sind deshalb noch nicht alle Affekte, welchen wir bei uns oder Anderen begegnen, für berechtigt zu halten. Vielmehr können nur die Neigungen als zulässig anerkannt werden, welche die Natur selbst dem Herzen des Menschen eingepflanzt hat. Diese zu erkennen, ist, wie Rousseau glaubt, nicht eben schwer; ihre Wirkungen geben über ihren Ursprung unzweideutigen Aufschluß. „Die natürlichen Affekte stehen im Dienste der menschlichen Freiheit und Wohlfahrt, sie sichern die eine und fördern die andere". Wo diese heilsamen Früchte fehlen, oder gar in ihr Gegentheil verkehrt werden, „wo die Leidenschaft den Menschen unterjocht, ihn seiner Freiheit beraubt und seine Kraft zerstört, beweist sie eben damit, daß sie nicht in der Natur, sondern anderswo ihre Quelle hat". — Die Erziehung muß diesen Unterschied wohl im Auge behalten. Liegt es ihr einerseits ob, die natürlich guten Regungen des Herzens nicht nur zu dulden, sondern in angemessener Weise zu pflegen, so muß sie doch andrerseits allen schlimmen Affekten mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegentreten. Freilich werden sich diese, wenn sie einmal Wurzel

gefaßt haben, schwerlich ausrotten lassen. Es kommt daher darauf an, ihre Entstehung zu verhindern.

Rousseau ist überzeugt, daß alle Neigungen des Menschen bei einer verständigen Leitung zum Guten gewandt werden können. Um ihnen aber diese Richtung zu geben, ist es nothwendig, daß man ihre Entwicklung so lange wie möglich verzögere, und ist sie nicht länger aufzuhalten, sie möglichst langsam verlaufen lasse. Die Gefahren, welche die Leidenschaften mit sich bringen, entspringen vorzugsweise aus der naturwidrigen Beschleunigung, welche sie inmitten des gesellschaftlichen Lebens erfahren. Sie würden von selbst wegfallen, wollten die Menschen der Natur gestatten, die keimenden Gefühle in ihrer Weise langsam und allmälig zur Reife zu bringen. Leider sind sie unausgesetzt bestrebt, ihr ruhig gesetzmäßiges Wirken durch ein unzeitiges Drängen und Treiben zu stören. Wer in ihrer Mitte lebt, ist außer Stande, sich dem verderblichen Einflusse seiner Umgebung zu entziehen. Der Strom der herrschenden Meinungen und Vorurtheile reißt ihn mit sich fort; Alles, was er sieht und hört, reizt und entzündet seine Phantasie. Die erhitzte Einbildungskraft aber regt die Sinne auf, weckt vor der Zeit die schlummernden Triebe, und erfüllt sie mit einer verzehrenden Gluth, die nur zu bald alle physische und moralische Kraft zerstört. Rousseau bemerkt mit Recht, daß man den angehenden Jüngling diesen inneren und äußeren Reizungen nicht schutzlos preisgeben dürfe, ihn vielmehr in den Stand setzen müsse, „durch das entwickelte Gefühl der Phantasie Fesseln anzulegen, und vermittelst seiner gesunden Vernunft das Gerede der Menschen zum Schweigen zu bringen“. So nur gewinnen seine Triebe und Neigungen die nöthige Ruhe und Zeit, um sich einzurichten und ihren wahren Zielen zuzuwenden. Daran aber liegt ungemein viel; die Affektionen des Herzens sind nur dann berechtigt und gefahrlos, wenn sie wirklichen, nicht blos eingebildeten Bedürfnissen entsprechen, und mit den nothwendigen Beziehungen der menschlichen Natur sich in Uebereinstimmung befinden. Man muß sie daher so lange zurückzuhalten suchen, bis diese Beziehungen dem jungen Manne zum Bewußtsein gekommen sind, bis er gelernt hat, mit klarem Verständniß und lebendiger Theilnahme in sie einzugehen.

Was von den Leidenschaften überhaupt, gilt ganz besonders von derjenigen, welche von allen zuerst den Menschen zu ergreifen und meist mit unwiderstehlicher Gewalt zu beherrschen pflegt, von der geschlechtlichen Liebe. Man kann nicht leugnen, daß dieselbe in der Regel zu früh

hervortritt, und diese ihre vorschnelle Entwicklung für Körper und Seele gleichsehr verderblich ist. Ebensowenig läßt sich bestreiten, daß dafür keineswegs die Natur, sondern lediglich die Denk- und Lebensweise der Menschen verantwortlich gemacht werden muß. Rousseau hat auch in Bezug auf die Liebe vollkommen Recht: „die Lehren und Mahnungen der Natur erfolgen spät und langsam, die der Menschen fast immer vor der Zeit". Sie drängen und treiben selbst da, wo sie die Absicht haben, zu hemmen und aufzuhalten. Nichts ist mehr geeignet, dem Kinde seine Unschuld zu rauben, als die Weise, in welcher man sie ihm zu bewahren sucht. „Die künstliche, gereinigte Sprache, welche man ihm aufzwingt, die steten Hinweisungen auf Scham und Ehrbarkeit, die Anstandsregeln, welche es befolgen soll, der Schleier des Geheimnisses, den man vor seinen Augen ausbreitet, das Alles dient nur dazu, seine Neugierde grade auf die Dinge hinzuwenden, von welchen man sie ablenken möchte". Ist sie aber einmal rege geworden, so fehlt es nicht an Gelegenheit, sie zu befriedigen. „Die Kinder besitzen einen ungewöhnlichen Scharfsinn, wenn es gilt, unter der Hülle der Sittsamkeit die schlechten Sitten wahrzunehmen, welche sie verdeckt". Ihre Umgebung sagt ihnen durch Worte und Handlungen bald genug, was sie zu wissen wünschen, während die Lektüre, welcher sie obzuliegen pflegen, die etwaigen Lücken ihrer Kenntniß ergänzt. So geschieht es, daß sie Ziel und Gegenstand ihrer Begierden schon weit früher kennen lernen, als sie diese selbst an sich erfahren. Noch schlummern die Sinne, aber die aufgeregte Phantasie ruht nicht, bis sie das Blut in eine vorzeitige Gährung versetzt hat. Sie kann den Augenblick nicht erwarten, wo die Natur sich aus eigenem Antriebe geltend macht, und thut ihr Gewalt an, um ihre Wirksamkeit zu beschleunigen. Die Folge ist, daß der Jüngling, wenn er in das mannbare Alter eintritt, dasselbe schon hinter sich hat; er war eben in der Vorstellung schon längst, was er in Wirklichkeit noch nicht sein konnte.

Wie ganz anders verläuft diese kritische Periode da, wo die Natur ihren langsamen, stetig fortschreitenden Gang einhalten darf. „Nur allmälig erwärmt sich das Blut, entwickeln sich die Lebensgeister, bildet sich das Temperament aus. Den ersten Begierden geht eine langdauernde Unruhe vorher. Unkenntniß leitet sie geraume Zeit von ihrem eigentlichen Gegenstande ab. Man sehnt sich, ohne zu wissen, wonach; ein Ueberfluß an Lebenskraft möchte in die umgebende Welt ausströmen. Das Auge belebt sich und überfliegt die anderen Wesen; man beginnt an Denjenigen Interesse zu nehmen, von welchen man sich umgeben sieht, und fängt an, zu fühlen, daß man nicht geschaffen ist, allein zu leben. So öffnet sich das Herz den menschlichen Empfindungen, so wird es der persönlichen Zunei-

gung fähig". Es ist die Aufgabe der Erziehung, dem erwachenden Gefühlsleben die entsprechende Nahrung zu bieten; sie muß es benutzen, um in die Seele des Jünglings die ersten Keime der Humanität zu pflanzen. Kein Zweifel, daß dieselben bereitwillige Aufnahme finden werden. „Ist der junge Mann in glücklicher Einfachheit aufgewachsen, so wird er durch die ersten Regungen der Natur zu zarten und liebreichen Empfindungen hingedrängt. Sein gefühlvolles Herz wird bei dem Anblicke fremder Leiden bewegt; er zittert vor Freude, wenn er den Gefährten seiner Jugend wieder sieht; seine Arme öffnen sich, ihn liebend zu umfangen. Seine Augen vergießen Thränen der Rührung; er ist empfänglich für die Scham, wenn er Mißfallen erregt, für den Schmerz, wenn er verletzt hat. Wohl mag ihn das heiße Blut momentan zu einer heftigen Aufwallung fortreißen, aber schon im nächsten Augenblicke zeigt sich die Güte seines Herzens in dem rückhaltlosen Ausdruck der Reue. Wird er selbst beleidigt, ein Wort der Entschuldigung entwaffnet ihn, wie empört er auch sein mag; er verzeiht das fremde Unrecht ebenso gerne, wie er das eigene wieder gut macht. Die Jugend ist eben nicht das Alter der Rache und des Hasses, sondern das des Mitgefühls, der Milde, der Großmuth. Wer nicht von Hause aus korrumpirt, bis zu zwanzig Jahren seine Unschuld bewahrt hat, ist in diesem Alter der beste, liebevollste und liebenswürdigste der Menschen".

Wir unterschreiben gerne das ehrenvolle Zeugniß, welches Rousseau in diesen Worten der Jugend ausstellt. Die Erfahrung sagt uns, daß sie es verdient, wenn und soweit die Voraussetzungen zutreffen, an welche es geknüpft ist. Sie ist in der That die Zeit, in welcher die beste und schönste Seite des menschlichen Wesens, die liebevolle, uneigennützige Hingebung, am Reinsten hervortritt. Selbst da, wo Erziehung und Leben diesen edlen Regungen hemmend und ablenkend entgegenwirken, machen sie sich mehr oder weniger geltend; die Einflüsterungen menschlicher Klugheit und Selbstsucht können sie eben nicht ganz unterdrücken. Freilich hängt der Grad ihrer Stärke und Reinheit nicht blos von dem Einflusse der Umgebung, sondern auch von dem angebornen Charakter des einzelnen Menschen ab. Die Schilderung Rousseau's gilt unbedingt nur von weichen, gefühlvollen, sympathischen, kurz von Naturen, welche ebenso angelegt sind, wie die seinige. Doch hindert das nicht, daß sie in der Hauptsache auch allgemein richtig ist; das Herz des Jünglings ist immer und überall fähig und bereit, an fremdem Leben und Geschick aufrichtigen Antheil zu nehmen. Es kommt nur darauf an, daß man ihm die Menschen von der Seite nahe bringt, von welcher sie am meisten geeignet sind, seine Theilnahme zu fesseln.

„Es ist aber die Schwäche des Menschen, die ihn gesellig macht; es sind unsere gemeinsamen Leiden, die unsere Herzen der Humanität öffnen. Jede nähere Verbindung mit Anderen ist eine Folge der eigenen Unzulänglichkeit; hätten wir unsere Mitmenschen nicht nöthig, genügten wir uns selbst, so würden wir kaum daran denken, uns an sie anzuschließen. Aus dem Bedürfniß geht die Liebe hervor; das Gefühl unserer Ohnmacht, das stets lebendige Bewußtsein unserer Mängel macht uns die Zuneigung Anderer unentbehrlich. Zugleich aber macht es uns geneigt, Allen, die sich in gleicher Lage befinden, auch die unsrige zu schenken".

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Menschen weit mehr durch ihre Leiden, als durch ihre Freuden zu einander hingezogen werden. „Der Anblick eines Glücklichen flößt mehr Neid, als Liebe ein. Man hat nicht übel Lust, ihn anzuklagen, weil er unbefugter Weise das Recht usurpirt, sich ein exclusives Glück zu schaffen. Auch fühlt sich unsere Eigenliebe verletzt, wenn wir wahrnehmen, daß er unserer nicht bedarf. Wer aber beklagt nicht den Unglücklichen, welchen er dulden sieht? Wer möchte ihn nicht von seinen Leiden befreien, wenn es dazu nur eines Wunsches bedürfte?" Die Phantasie versetzt uns leichter in *seine* Lage, als in die eines Glücklichen, denn wir fühlen, daß die eine uns weit näher liegt, als die andere. Somit ist das *Mitleid* naturgemäß die erste Empfindung, welche in dem Herzen des Menschen durch die Beziehung zu seines Gleichen angeregt wird. Eben darum muß sie zunächst geweckt und genährt werden, wenn die Entwicklung des Gefühlslebens den von der Natur vorgezeichneten Gang einhalten soll.

Bis dahin wäre es nutzlos gewesen, auf ihre Erregung hinzuwirken. „Zwar weiß auch das Kind, was leiden heißt, denn es hat selbst gelitten. Es weiß aber kaum, daß auch die übrigen Wesen leiden. Es sieht vielleicht den fremden Schmerz, aber es fühlt ihn nicht; es kann sich nicht vorstellen, was Andere empfinden, kennt wahrhaft nur die Uebel, von welchen es selbst betroffen wird". Sobald aber die erwachende Sinnlichkeit das Feuer der Einbildungskraft entzündet, fängt der Mensch an, die Leiden des Nächsten als die seinigen zu empfinden, von seinen Klagen gerührt, von seinen Schmerzen mit ergriffen zu werden. Will man diese natürliche Sympathie wachhalten und steigern, so muß man ihm solche Gegenstände vorführen, auf welche die Expansivkraft seines Herzens einwirken kann, die geeignet sind, dasselbe zu erweitern, es gleichsam über alle anderen Wesen auszubreiten, und sich in allen wiederfinden zu lassen. Dagegen sind diejenigen sorgfältig fern zu halten, welche es einengen, auf sich concentriren, und damit der Selbstsucht größeren Spielraum geben. Geschieht das, so wird man in dem

jungen Manne die Güte, die Menschenliebe, das Erbarmen, die Bereitwilligkeit zum Wohlthun, kurz alle die anziehenden und sanften Neigungen wecken, welche dem Menschen von Natur eigen und seine Freude sind. Man wird zugleich verhindern, daß Neid, Begehrlichkeit, Haß, kurz alle die widerwärtigen Leidenschaften Wurzel fassen, welche nicht nur das natürliche Mitgefühl in sein Gegentheil verkehren, sondern auch dem zur Qual gereichen, der sie in sich trägt.

Der herzlose Egoismus kann da keine Stelle finden, wo dieselbe von der herzlichen Theilnahme für Andere bereits vorweggenommen ist. Rousseau will daher, daß sobald der Sinn des Zöglings die nöthige Empfänglichkeit zeigt, „das düstere Gemälde der leidenden Menschheit“ vor seinen Augen aufgerollt werde. Doch sei dabei nicht zu vergessen, daß er nur an den Leiden wirklichen Antheil nehmen könne, welchen er selbst unterworfen war, oder sich doch unterworfen glaubt. Man gewöhne ihn also nicht, Unglück und Elend aus der sicheren Höhe seiner bevorzugten Stellung zu betrachten; er wird es nie beklagen lernen, wenn er meint, daß es ihm persönlich fremd ist. Man mache ihm vielmehr begreiflich, daß das Schicksal der Unglücklichen auch das seinige werden kann, daß alle ihre Leiden auch ihn bedrohen, daß tausend unvorhergesehene und unvermeidliche Zufälle sie jeden Augenblick auch über sein Haupt herauf beschwören mögen. Natürlich genügt es nicht, ihm das mit kalten und trockenen Worten zu sagen; er muß die Noth der Menschen, die schweren Schicksalsschläge, von welchen sie heimgesucht werden, sehen und fühlen. „Erschüttert, erschreckt seine Phantasie mit den Gefahren, die ihn beständig umgeben; zeigt ihm die Abgründe, die sich rings um ihn öffnen, schildert sie so lebendig, so eindringlich, daß er aus Furcht, in sie hinabzustürzen, sich schutzsuchend an euch drängt“.

Uebrigens wird das Maß des Mitleids nicht durch die Größe des Leidens an sich, sondern durch den Grad der Empfindung bestimmt, welche man bei dem Leidenden voraussetzt. Man beklagt einen Unglücklichen nur insoweit, als man glaubt, daß er sich selbst beklagenswerth erscheint. Rousseau sieht in dieser Thatsache einen der Gründe, aus welchen wir uns gegen die Leiden der Thiere leichter verhärten, als gegen die der Menschen. „Auch“, fügt er hinzu, „trösten sich die Reichen über das Böse, welches sie den Armen zufügen, mit dem Glauben, daß diese zu stumpfsinnig sind, um es zu empfinden. Es ist eben natürlich, daß man das Wohl derer, die man verachtet, als etwas Gleichgültiges ansieht“. Soll daher der Zögling an dem traurigen Loose seiner Mitmenschen aufrichtigen Antheil nehmen, so muß er sie vor Allem achten lernen. Namentlich ist dahin zu wirken, daß er sich, frei von der allgemein verbreite-

ten Geringschätzung, mit welcher die höheren Stände auf das sogenannte Volk herabzusehen pflegen, zu einer gerechteren Würdigung desselben erhebe, und ihm die ehrenvolle Anerkennung zolle, auf welche es Anspruch hat. Denn „im Grunde besteht das menschliche Geschlecht nur aus dem Volke; was nicht zu ihm gehört, bedeutet so wenig, daß es kaum in Betracht kommt. Auch ist dasselbe keineswegs so stupide, wie seine Verächter glauben machen wollen. Lernt nur die Leute aus dem Volke kennen, und ihr werdet finden, daß sie ebensoviel Geist, und mehr gesunden Verstand besitzen, als ihr".

Jedenfalls bilden sie den vorzugsweise, fast könnte man sagen, den ausschließlich leidenden Theil der Menschheit. „Zwar behaupten die Weisen unserer Tage, daß es in allen Ständen ein gleiches Maß von Glück und Unglück gebe, eine Ansicht, die sie dadurch zu begründen meinen, daß sie die Leiden der Reichen aufzählen, und die Nichtigkeit seiner Vergnügungen nachweisen". Doch ist das nur ein plumper Sophismus. „Die Leiden des Reichen sind nicht die Folge seiner Stellung, sondern lediglich des schlechten Gebrauchs, welchen er von ihr macht. Wie groß sie auch sein mögen, er ist nicht zu beklagen, denn er selbst verschuldet sie; es hängt nur von ihm ab, glücklich zu sein". Anders verhält es sich mit der Noth des Armen. Diese „entspringt aus den gegebenen Verhältnissen, aus der Härte des Schicksals, welches schwer auf ihm lastet. Es giebt keine Stimmung, keine Gewohnheit, die ihm das physische Gefühl der Ermattung, des Hungers nehmen könnte; weder Geist, noch Klugheit ist im Stande, ihn von den Leiden zu befreien, die mit seiner Lebenslage nun einmal untrennbar verbunden sind". Kein Zweifel daher, daß grade das Volk auf die Theilnahme und Fürsorge Anderer den nächsten und dringendsten Anspruch hat. Indeß wie warm sich Rousseau seiner auch annimmt, er vergißt doch nicht, wie manche seiner späteren Vertreter und Lobredner, daß sein Recht kein exclusives Vorrecht ist. Das Mitgefühl, welches er dem Herzen seines Zöglings einpflanzen möchte, soll sich auf alle Menschen erstrecken, „selbst auf die, welche ihren Nächsten gering schätzen". Eben darum ist es wesentlich, daß er sich nicht zu irgend einer einzelnen Rang- oder Standesklasse zähle, sondern in allen auf gleiche Weise wiederfinde.

Die Leiden aber, von welchen die Menschheit heimgesucht wird, sind von sehr mannigfacher Art. Man darf nicht erwarten, daß der angehende Jüngling für alle und in gleichem Grade empfänglich sei. Zunächst werden nur diejenigen Eindruck machen, welche unmittelbar in die Sinne fallen. Die inneren Schmerzen, die Leiden der Seele werden erst später verständlich. Wenn die Jugend sich ihnen gegenüber gleichgültig verhält, so ist das in der Ordnung; sie kann nicht beklagen, was sie nicht aus eigener Erfahrung kennt, und eine gute

Erziehung wird dafür sorgen, daß ihr diese Erfahrung möglichst lange erspart bleibe. Doch meint Rousseau nicht, daß ihre nur scheinbare Unempfindlichkeit in eine wirkliche Kälte übergehen dürfe. Er hält wenig „von den Menschen, die nur von klaffenden Wunden oder heftigen Thränenströmen bewegt werden, welchen aber das dumpfe Stöhnen eines von Kummer gepreßten Herzens nie einen Seufzer, der Anblick eines bleichen Gesichtes, eines erloschenen Auges nie eine Thräne entlockt hat. Für sie haben die Leiden der Seele keine Bedeutung; sie sind gerichtet, denn ihre eigene empfindet nichts; man darf von ihnen nur unerbittliche Strenge, Härte und Grausamkeit erwarten“. Glücklicher Weise ist nicht zu befürchten, daß der Jüngling, welcher sich bis dahin naturgemäß entwickelt hat, diesen „civilisirten Barbaren“ jemals gleichen werde. Wer sich in jüngeren Jahren einfachen Sinn und gesunden Verstand bewahrt, dem wird die empfängliche Seele nicht fehlen. Seine anscheinende Gleichgültigkeit verwandelt sich von selbst in eine sanfte Rührung, sobald er anfängt, wahrzunehmen, daß es im menschlichen Leben zahllose Leiden giebt, die er noch nicht kannte.

Wie aber, wird man fragen, ist denn diese Wahrnehmung nothwendig? Ist es überhaupt zu rechtfertigen, daß dem jungen Manne zu einer Zeit, wo sein Herz sich eben dem heiteren Genusse des Lebens öffnet, grade die Nachtseite desselben vorgeführt wird? Die triste Anschauung der menschlichen Leiden und Schmerzen scheint doch wenig mit dem Glücke vereinbar, welches die Erziehung ihm in Aussicht stellte. Indeß, sie kann ihm nicht erspart werden, denn sie allein begründet jenes wahre und aufrichtige Mitgefühl, welches ihn im späteren Leben zu herzlicher Theilnahme und thätiger Fürsorge für seine Mitmenschen befähigt und antreibt. Rousseau bemerkt mit Recht, daß da, wo sie von ihm fern gehalten wird, wo man ihm nur die Lichtseite des Daseins zeigt, ihn frühzeitig gewöhnt, lediglich auf die Freuden und Genüsse des Lebens Blick und Streben zu richten, an die Stelle des Mitleids gefühllose Kälte, und an die der hülfbereiten Liebe rücksichtslose Selbstsucht zu treten pflegt. Auch wäre es ein großer Irrthum, zu glauben, daß eine solche Lebensrichtung ihn zufrieden und glücklich machen werde. Es kann zwar so scheinen, wenn man sieht, wie er sich den dargebotenen Vergnügungen mit freudigem Eifer hingiebt, und an den mannigfaltigen Dingen, welche geeignet sind, ihn zu unterhalten, ein lebhaftes Interesse nimmt. Aber dieser Schein trügt; läßt man sich durch die äußere Erregung nicht täuschen, dringt man tiefer in den Zustand seiner Seele ein, so wird man bald finden, daß er mehr leidet, als genießt. Die Gewohnheit, die Gegenstände seiner Wünsche leicht zu erlangen, hat zur Folge, daß „er Vieles wünscht, und deßhalb beständig ent-

kehrt. Alles, was ihn angenehm berührt, reizt ihn; was Andere haben, möchte auch er besitzen; er begehrt Alles und beneidet Jeden. Die Eitelkeit verzehrt ihn, die Gluth zügelloser Begierden erfüllt sein junges Herz. Mit ihnen dringen Eifersucht und Haß ein; alle aufreibenden Leidenschaften erheben sich zu gleicher Zeit. Ihre stürmische Unruhe begleitet ihn in den Lärm des Tages, und verläßt ihn nicht, wenn er am Abende, unzufrieden mit sich und Anderen, heimkehrt. Er schläft ein, den Kopf voll eitler Pläne und luftiger Phantasien; selbst im Traume noch malt ihm sein Stolz die eingebildeten Güter aus, welche er mit krankhafter Sehnsucht erstrebt und doch nie besitzen wird".

Wir glauben nicht, daß Rousseau in dieser Schilderung die Farben zu stark aufgetragen hat. Gilt sie zunächst von den jungen Leuten der vornehmen Stände, die ja in der Regel nicht früh genug in das glanz- und genußreiche Leben der großen Welt eingeführt werden können, so mögen sich doch auch Andere in ihr wiederkennen, die, den mittleren Schichten der Gesellschaft angehörig, durch den Unverstand ihrer Erzieher in eine wesentlich gleiche Bahn geleitet worden sind. Mehr und mehr macht sich auch in diesen Kreisen die Ansicht geltend, daß die Jugend sobald wie möglich an der nutzbringenden Thätigkeit, aber auch an den Freuden und Vergnügungen des Lebens Theil nehmen müsse. Man übersieht dabei, daß der zweifelhafte Gewinn, welchen die Arbeit ihr etwa einträgt, durch die frühe Gewöhnung an den Genuß mehr als aufgewogen wird. Jedenfalls hat sie, natürlich in größerem oder geringerem Maße, die schlimmen Folgen, welche Rousseau so nachdrücklich hervorhebt. — Ebenso unbestreitbar sind die beglückenden Wirkungen, welche er dem lebendigen Mitgefühle zuschreibt. „Wer an den Leiden seines Nächsten Antheil nimmt, hat den zwiefachen Genuß des süßen Mitleids, das sie ihm einflößen, und des Glückes, welches sie von ihm selbst fernhält. Indem er sieht, von wie vielen Uebeln er verschont bleibt, fühlt er sich glücklicher, als er zu sein glaubte. Zugleich weiß er sich im Besitze einer Kraft, welche ihn über sich selbst hinaushebt und drängt, seine Thätigkeit, da sie von der Sorge für die eigene Wohlfahrt nicht in Anspruch genommen wird, anderen Zwecken zuzuwenden". Zwar wird er, vertraut mit fremder Noth und der Wechselfälle eingedenk, die auch ihn jeden Augenblick treffen können, meist in ernster, von stiller Wehmuth angehauchter Stimmung, die es nur selten zu lauten Ausbrüchen der Freude kommen läßt, durch das Leben schreiten. Doch würde man irren, wollte man ihn deshalb für weniger glücklich halten. „Die Melancholie ist die Gefährtin der höchsten Lust; Rührung und Thränen begleiten die süßesten Genüsse, und das Uebermaß der Freude reizt mehr zum Weinen, als zum

Lachen". Freilich scheint das den meisten Menschen unbekannt zu sein; sie glauben nur da an innere Zufriedenheit, wo ihnen ein munteres, zu heiteren Scherzen aufgelegtes Wesen entgegentritt. Sie wissen eben nicht, daß „wer sich solcher Heiterkeit überläßt, in der Regel nur Andere zu täuschen und sich selbst zu betäuben sucht, daß der wahrhaft Glückliche weder lustig, noch zu Späßen geneigt ist, wenig spricht und selten lacht, und das Gefühl der Befriedigung, welche er empfindet, möglichst in das eigene Herz verschließt, damit es sich nicht zu schnell verflüchtige, und er es um so reiner und vollständiger auskosten möge".

Es ist also nicht zu besorgen, daß dem jungen Manne das eigene Glück geraubt werde, wenn er das Unglück seiner Mitmenschen kennen und empfinden lernt. Indeß darf er mit demselben doch nicht gar zu vertraut werden. „Es handelt sich nicht darum, einen Krankenwärter oder barmherzigen Bruder aus ihm zu machen, ihn von einem Schmerzenslager zum anderen und vom Gefängniß zum Richtplatz zu führen". Er soll durch den Anblick des menschlichen Elends gerührt, nicht aber dagegen abgestumpft werden. Man gewöhnt sich eben an Alles, und was man zu oft und genau sieht, macht schließlich keinen Eindruck mehr. Die beständige Wahrnehmung hebt die Thätigkeit der Einbildungskraft auf, und doch ist es grade diese, welche die Leiden Anderer der eigenen Empfindung nahe bringt. Man hüte sich daher, die Blicke des Jünglings zu oft und zu lange auf Bildern des Schmerzes und der Trauer ruhen zu lassen. Ein einziger Gegenstand, wenn er zweckmäßig ausgewählt und in ein passendes Licht gestellt wird, genügt, um seinem Gefühle, wie seinem Nachdenken, für geraume Zeit Nahrung zu geben. Es ist aber sehr wesentlich, daß er Muße hat, sich mit dem, was er gesehen, innerlich zu beschäftigen. Sein Urtheil wird weniger durch die Anschauung, als durch die Weise bestimmt, in welcher er auf ihren Inhalt zurückkommt, und der dauernde Eindruck eines Gegenstandes hängt nicht sowohl von diesem selbst, wie von dem Gesichtspunkte ab, aus welchem er angeleitet worden, sich ihn in's Gedächtniß zurückzurufen.

Rousseau ist überzeugt, daß, wenn man so in Beispielen, Lehren und Schilderungen das richtige Maß beobachtet, es gelingen wird, „den Stachel der Sinne recht lange abzustumpfen", und dem Drange des Gefühls einen nicht nur unschädlichen, sondern selbst wohlthätigen Ausweg zu öffnen. Und grade darauf kommt es vor Allem an. Das Mitgefühl, welches in dem Herzen des Jünglings geweckt werden soll, ist nicht nur an sich, sondern mehr noch deshalb von so hohem Werthe, weil es ihm die Fortdauer seiner Unschuld, und damit auch den ungestörten Fortschritt seiner persönlichen Entwicklung sichert. Indem er sich gewöhnt, in und mit Anderen zu empfinden,

entzieht er sich den Neigungen und Trieben, welche aus dem eigenen Innern auftauchen und ihn zu beherrschen drohen. Diese werden aber um so weniger Gewalt über ihn gewinnen können, wenn mit dem Herzen zugleich auch der denkende Geist auf die umgebende Menschenwelt hingelenkt wird. An einem passenden Anlasse dazu fehlt es nicht; der natürliche Fortgang der Dinge giebt ihn von selbst an die Hand.

„Der erste Blick, welchen der Jüngling auf seine Mitmenschen wirft, veranlaßt ihn, sich mit ihnen zu vergleichen; das erste Gefühl, welches diese Vergleichung in ihm erregt, ist der Wunsch, die erste Stelle unter ihnen einzunehmen“. Vielleicht wird damit doch etwas zu viel behauptet; das Streben nach dem Vorrange dürfte nur da entschieden hervortreten, wo sich mit ungewöhnlicher Begabung ein starkes Selbstgefühl verbindet. Immer aber wird die Gemeinschaft mit Anderen zu dem Verlangen führen, in ihrem Kreise eine gewisse Geltung zu gewinnen, die nicht zu erreichen ist, ohne daß die eigene Person mehr oder weniger in den Vordergrund gerückt wird. Rousseau hat insofern ganz Recht, wenn er den in Rede stehenden Zeitpunkt als denjenigen bezeichnet, „in welchem die natürliche Selbstliebe sich in egoistische Eigenliebe verwandelt, und alle die Leidenschaften sich zu regen beginnen, welche aus dieser zu entspringen pflegen“. Ebenso wahr ist, daß der spätere Charakter dieser Neigungen, ihre Richtung zum Guten oder zum Schlimmen, vorzugsweise von der Stelle abhängt, welche der junge Mann innerhalb der Gesellschaft als die seinige erkennt und darum auch einzunehmen trachtet. Noch ist sie ihm freilich unbekannt, und wird er geraume Zeit zu suchen haben, bevor er sie findet. Der Erziehung aber liegt es ob, ihn auf den Weg zu leiten, der zu ihrer Ermittlung führen kann. Zu dem Ende muß sie, nachdem sie ihn mit dem gemeinsamen Loose der Menschheit vertraut gemacht hat, seine Aufmerksamkeit jetzt auf die Unterschiede lenken, welche die Menschen von einander trennen. Sie hat ihm mit anderen Worten ein Bild der natürlichen und bürgerlichen Ungleichheit, ein anschauliches Gemälde der gesammten socialen Ordnung vorzuführen.

Wir wissen, wie Rousseau über diese gesellschaftliche Ordnung denkt; sie ist in seinen Augen nichts als eine schlecht verhüllte Unordnung. Die Gleichheit der Rechte, welche ihre Grundlage bildet, gilt ihm als eine leere Täuschung, weil die Mittel, welche dazu bestimmt sind, sie aufrecht zu erhalten, nur zu ihrer Vernichtung dienen. „Stets gesellt sich die öffentliche Gewalt zu der Kraft des Stärkeren,

um den Schwachen zu unterdrücken; beständig hebt sie das Gleichgewicht auf, welches die Natur zwischen Beiden geschaffen hatte". Aus diesem ersten Widerspruche entspringen alle anderen, welchen wir auf dem Gebiete des socialen Lebens begegnen. „Stets wird die große Masse einer kleinen Minderheit, das Interesse des Gemeinwesens dem Vortheile Einzelner zum Opfer gebracht. Stets sind die schönklingenden Worte Gerechtigkeit und Unterordnung Werkzeuge und Waffen in der Hand der Willkür". Zwar ist dem Anscheine nach Alles in der besten Ordnung; die Wirklichkeit aber straft diesen Schein überall Lügen. Daß auch die einzelnen Menschen, welche unter der Herrschaft dieses Scheines leben, zu lug- und trugvollen Scheinwesen werden, ist natürlich. In der That „tragen sie sämmtlich, sobald sie als Glieder des socialen Verbandes auftreten, eine Maske, welche ihre wahre Physiognomie verhüllt und mehr oder weniger entstellt".

Ohne Kenntniß des Menschen aber ist es unmöglich, eine richtige Einsicht in das Wesen der socialen Institutionen zu gewinnen. Rousseau behauptet mit Recht, daß die eine die andere voraussetze, und wer Politik und Moral getrennt behandle, weder diese, noch jene verstehen werde. Er verlangt daher, daß der angehende junge Mann, wenn er in die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingeführt werden soll, zunächst die Menschen kennen lerne, und zwar nicht, wie sie zu sein scheinen, denn so werden sie ihm ohnehin bald genug entgegentreten, sondern wie sie wirklich sind. Es liegt viel daran, daß ihn der glänzende Firniß, welcher ihre innere Leere und Fäulniß überdeckt, nicht blende. Er muß sie in ihrer wahren Gestalt, in ihrer ganzen, wenn auch abschreckenden Blöße sehen, nicht, um sie zu verachten oder zu hassen, sondern um sie zu beklagen, und damit er nicht wünsche, ihnen ähnlich zu werden. Um dieses Ziel zu erreichen, hält Rousseau es für rathsam, ihn mehr durch fremdes Beispiel, als durch eigene Erfahrung zu belehren. „Wenn die Menschen ihn selbst täuschen, so wird er sich zu ihnen feindlich verhalten; sieht er aber, wie sie sich gegenseitig betrügen, so wird er sie bemitleiden". Auch ist es von Wichtigkeit, daß er den socialen Menschen von dem natürlichen wohl unterscheiden lernt. Er muß wissen, „daß der Mensch von Natur gut ist; er fühle das und beurtheile seinen Nächsten nach sich selbst; aber er sehe auch, wie ihn die Gesellschaft depravirt und verdirbt. Er sei geneigt, den Einzelnen zu achten; die Menge aber schätze er gering. Es muß ihm deutlich werden, daß Alle so ziemlich dieselbe Maske tragen, doch muß er zugleich erfahren, daß es Gesichter giebt, die schöner sind, als die Maske, welche sie verdeckt".

Der nächste Weg, ihm diese Kenntniß zu vermitteln, würde

durch das Leben selbst, durch die eigene unmittelbare Wahrnehmung führen. Es ist indeß sehr bedenklich, ihn einzuschlagen. Wird der junge Mann zu früh angeleitet, den Beobachter zu spielen, das Thun und Treiben Anderer genau zu erforschen, so muß man befürchten, daß er sich gewöhnt, vorschnell abzusprechen, Allem die schlimmste Deutung zu geben, und das Gute selbst da zu verkennen, wo es wirklich vorhanden ist. Auch wird der unmittelbare Anblick des Schlechten ihn wenigstens insoweit mit demselben befreunden, daß er es ohne Abscheu ausüben sieht. Es kommt dann leicht dahin, daß die allgemeine Verderbniß ihm nicht zur Lehre, sondern als Beispiel dient, indem er sich sagt; wenn die Menschen einmal so sind, so ist es ungehörig oder nutzlos, anders sein zu wollen. Rousseau hält es deshalb für besser, ihm die Menschen „in der Ferne, in anderen Zeiten und an anderen Orten zu zeigen, so daß er den Vorgängen auf der Bühne des Lebens zuschaut, ohne selbst an ihnen irgendwie betheiligt zu sein". Das geeignete Mittel dazu bietet die Geschichte; sie macht es ihm möglich, in den Herzen der Menschen zu lesen, ihre Gedanken und Handlungen mit unbefangenem Blicke, als Richter, nicht als Mitschuldiger zu beobachten.

Rousseau übersieht freilich nicht, daß die Geschichte im Allgemeinen noch weit davon entfernt ist, das Leben des Menschen in einem treuen und umfassenden Bilde abzuspiegeln. Die Ausstellungen, welche er in dieser Rücksicht an ihr macht, sind wohlbegründet und treffen, wiewohl in geringerem Grade, auch heute noch zu. — „Einer ihrer größten Mängel besteht darin, daß sie die Menschen weit mehr von ihrer schlechten, als von ihrer guten Seite schildert. Da sie nur durch die gewaltsamen Umwälzungen und Katastrophen interessant wird, sagt sie von den Völkern wenig oder nichts, so lange sie unter dem Schutze eines friedlichen Regimentes wachsen und blühen. Erst wenn sie sich selbst nicht mehr genügen, wenn sie an den Angelegenheiten der Nachbarn theilnehmen oder diese auf sich influiren lassen, d. h. wenn sie dem Verfalle schon nahe sind, beginnt sie, von ihnen zu sprechen". Wir kennen die Geschichte der Völker, welche sich gegenseitig vernichten, recht genau; die der Nationen, bei welchen Volksmenge, Macht und Wohlfahrt sich vermehren, ist uns ziemlich unbekannt. „Nur das Schlechte drängt sich unserem Blicke auf, das Gute bleibt unbemerkt im Hintergrunde. Die großen Bösewichter werden berühmt, die schlichten, redlichen Leute, welche, still und bescheiden, zu ihrem und ihrer Mitbürger Wohle thätig sind, werden vergessen". — Ueberdies fehlt viel daran, daß die geschichtlichen Thatsachen so dargestellt werden, wie sie sich wirklich begeben haben. Sie nehmen im Kopfe des Geschichtschreibers eine andere Gestalt an, sie modeln sich nach seinen Interessen und

Vorurtheilen. Ebenso unzuverlässig sind die Schilderungen der Sitten und Charaktere; sie werden meist nicht nach der Natur, sondern von der Phantasie des Schriftstellers entworfen. Schlimmer noch ist, daß manche Historiker die Erzählung mit ihrem eigenen Urtheile zu begleiten pflegen. Der junge Mann, beständig durch fremde Ansichten geleitet, sieht nur mit dem Auge eines Anderen, und gar nichts mehr, wenn dieses Auge ihm fehlt. Soll er die Menschen wahrhaft kennen lernen, so dürfen ihm nur die nackten Thatsachen mitgetheilt werden, während die Beurtheilung derselben ihm selbst überlassen bleiben muß.

Eben darum ist das Studium der neueren Geschichte für ihn nicht geeignet. Sie entbehrt der charakteristischen Physiognomie; die Menschen unserer Tage sehen sich alle ähnlich. Unsere Geschichtschreiber aber, vor Allem bestrebt, zu glänzen, denken nur daran, grell gefärbte Portraits zu liefern, welchen es nicht selten an jeder realen Grundlage fehlt. Den Alten ist diese Sucht, zu schildern, im Allgemeinen weniger eigen; auch verrathen ihre Urtheile zwar weniger Geist, aber desto mehr gesunden Verstand. Dennoch bedarf es auch bei ihnen einer sorgfältigen Auswahl. Rousseau läßt zu dem Ende die namhaftesten Historiker der Griechen und Römer eine kurze Revue passiren, welche ihm zu manchen treffenden und geistvollen Bemerkungen, aber auch zu einigen wunderlichen Urtheilen Anlaß giebt, und zu dem Resultate führt, daß sie fast alle sich für den hier in Rede stehenden Gebrauch wenig empfehlen. Nur Plutarch, der Freund und Liebling der eigenen Jugend, findet Gnade vor seinen Augen. Ohne Zweifel verdankt er diese Bevorzugung zum Theil der persönlichen Sympathie, der Erinnerung an die tiefen und nachhaltigen Eindrücke, welche die Lektüre seiner Werke zurückließ. Entscheidend aber war die allgemeine Erwägung, daß für den Anfang wenigstens die Biographie ein passenderes Hülfsmittel zum Studium des menschlichen Herzens darbietet, als die eigentliche Geschichte.

Die geschichtliche Darstellung ist in der Regel deshalb so mangelhaft, weil sie nur die auffälligen, marquirten Thatsachen, welche sich durch Namen, nach Ort und Zeit fixiren lassen, verzeichnet, während die langsam fortwirkenden Ursachen, welche nicht ebenso scharf und genau bestimmt werden können, unbeachtet bleiben. „Zwar hat," fügt Rousseau hinzu, „der philosophische Geist des Jahrhunderts die Gedanken mancher Schriftsteller nach dieser Seite hingelenkt; ob aber die Wahrheit von ihren Arbeiten Gewinn haben wird, ist sehr fraglich. Da die herrschende Systemwuth sich Aller bemächtigt hat, so ist eben Niemand bestrebt, die Dinge zu sehen, wie sie sind, sondern nur, wie sie sich mit seinem System am Besten

vertragen." — Es kommt hinzu, daß die Geschichte weit mehr die Handlungen, als die Menschen kennen lehrt, weil sie diese lediglich in einzelnen bedeutenden Augenblicken, gewisser Maßen im Paradeanzuge vorführt. „Sie stellt immer nur den Mann der Oeffentlichkeit dar, der Toilette macht, um gesehen zu werden; sie folgt ihm nicht in Haus und Cabinet, nicht in den Kreis seiner Familie; sie schildert ihn nur, wenn er repräsentirt, und darum weit mehr seinen Rock, als seine Person".

Anders die Biographie, welche den Menschen überallhin begleitet, und ihm keinen Winkel übrig läßt, in welchem er sich den Blicken des Beobachters entziehen könnte. Was er auch thun mag, um sein Incognito zu bewahren, je besser er sich zu verbergen glaubt, um so genauer lernt man ihn kennen. Namentlich treten die Vorgänge des inneren Lebens, seine Gedanken und Neigungen, seine Motive und Zwecke heraus, und der Einblick in diese ist weit wichtiger, als die Kenntniß der äußeren Begebenheiten, zu welchen sie bestimmt oder mitgewirkt haben. Nun weiß Rousseau freilich sehr wohl, daß der Geist des Volkes sehr verschieden ist von dem des Individuums, und man deshalb das menschliche Herz nur unvollständig begreifen würde, wenn man es nicht auch in der Menge studiren wollte. Doch ist es darum nicht weniger wahr, daß man, um die Menschen beurtheilen zu können, zunächst den Menschen kennen muß, und daß, wer mit den Neigungen jedes Einzelnen völlig vertraut wäre, im Stande sein würde, alle Wirkungen vorauszusehen, welche sie vereint in der Gesammtheit des Volkes hervorbringen.

Bekanntlich ist die Ansicht, daß die biographische Darstellung vorzugsweise geeignet sei, die Jugend in das Studium der Geschichte einzuführen, in unseren Tagen von manchen namhaften Pädagogen aufgenommen und zu einer gewissen Geltung gebracht worden. Die Gründe freilich, von welchen sie sich leiten lassen, sind von den Motiven Rousseau's wesentlich verschieden. Nicht weniger weichen die Zwecke, welche sie zu erreichen hoffen, von den Resultaten ab, die er erwarten zu dürfen glaubt. Ihm ist es nicht zweifelhaft, daß die vorgeschlagene Lektüre, zweckmäßig ausgewählt und richtig geleitet, auf den Geist seines Zöglings eine große und nachhaltige Wirkung ausüben werde. Allerdings scheint dem die Erfahrung zu widersprechen; der Eindruck, welchen die Bücher bei den jungen Leuten hinterlassen, geht in der Regel weder sonderlich tief, noch pflegt er lange zu haften. Doch das ist lediglich die Folge der hergebrachten Erziehung und des Mißbrauchs, welcher mit der Lektüre getrieben wird. „Von Kindheit an über Büchern hockend, gewöhnen wir uns, zu lesen, ohne über den Inhalt weiter nachzudenken. Zudem frappirt uns, was wir lesen, um so weniger, da wir die Leidenschaften und

Vorurtheile, welche die Geschichte und das Leben der Menschen erfüllen, schon in uns tragen, und Alles, was sie thun, für natürlich halten, weil wir selbst außerhalb der Natur stehen, und die übrigen Menschen nach uns beurtheilen". Ganz anders verhält es sich mit einem jungen Manne, der natur- und vernunftgemäß erzogen, sich ein reines Herz und ein gesundes Urtheil bewahrt hat, wenn nun der Vorhang fällt, und er zum ersten Male den Blick auf die Weltbühne wirft. Kein Zweifel, „dem Erstaunen, dessen er sich Anfangs nicht erwehren kann, wird bald ein Gefühl der Scham und der Verachtung folgen". Es wird ihn mit Unwillen erfüllen, wenn er sieht, „wie die Menschheit sich selbst zum Besten hält, und sich zu wahren Kinderspielen erniedrigt;" es wird ihn mit Trauer erfüllen, wenn er wahrnimmt, „wie seine Brüder sich gegenseitig, Träumen und Einbildungen zu Liebe, zerfleischen, und sich in wilde Thiere verwandeln, weil sie sich nicht damit begnügen können, Menschen zu sein". Während er aber das unheilvolle Spiel der Leidenschaften verfolgt, und die Blendwerke durchschaut, mittelst welcher sie den Menschen verlocken, „den leeren Schattenbildern von Macht, Ehre, Glück, ohne eigene Befriedigung, zum Verderben ihres Nächsten nachzujagen", lernt er zugleich die Weise kennen, in welcher sie ihn selbst irre führen können, lernt er nicht minder, noch vor ihrer Entstehung die Illusionen von sich fern zu halten, durch welche sie über den Menschen Macht gewinnen. Die Lektüre wird so für ihn „ein Cursus der praktischen Moralphilosophie, der sicherlich besser und mehr an seiner Stelle ist, als die abstrakten Erörterungen, mit welchen man in den Schulen den Geist der Jugend zu verwirren pflegt".

Man sieht, Rousseau will nicht, daß die historischen Persönlichkeiten den jungen Leuten als ideale Vorbilder gelten, welchen sie nachzueifern haben; sie sollen ihnen im Gegentheile zeigen, was und wie sie nicht werden dürfen. Sofern es sich von ländergierigen Eroberern, kampflustigen Feldherrn und ränkespinnenden Diplomaten handelt, mag diese Ansicht Manches für sich haben. Sie tritt indeß bei Rousseau keineswegs in dieser Beschränkung auf. Er billigt es überhaupt nicht, daß der junge Mann angeleitet werde, sich gleichsam in die Personen zu verwandeln, welche er kennen lernt, daß man sich bemüht, ihn bald zu einem Cicero, bald Trajan oder Alexander werden zu lassen. Ohne die Vortheile zu verkennen, welche diese Methode haben kann, hält er es doch für verderblich, wenn der Zögling „auch nur ein einziges Mal ein Anderer sein wolle, als er selbst, und wäre dieser Andere auch ein Cato oder Sokrates". Denn „wer anfängt, sich selbst fremd zu werden, wird bald dahin kommen, sich ganz und gar zu vergessen".

Ist es aber gut und nothwendig, daß der junge Mann die eigene

Person zu hoch achte, um sie mit einer fremden vertauschen zu wollen, so darf er sich deshalb doch nicht für besser halten, als seine Nebenmenschen. Die Gefahr einer solchen Ueberhebung liegt allerdings nahe. Indem er die Menschen beklagt, wird er sie verachten; indem er sich glücklicher fühlt, als sie, wird er sich dieses Glückes auch würdiger glauben. Er wird sich sagen, ich bin klug, und die Menschen sind Narren, und so seinem Verdienste und der eigenen Einsicht zuschreiben, was nur die Folge einer bevorzugten Stellung und Erziehung ist. Um ihn vor dieser Selbsttäuschung zu bewahren, muß man ihr zuvorkommen; hat sie einmal Wurzel gefaßt, so dürfte sie schwerlich auszurotten sein. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß es keine Thorheit giebt, von welcher man den Menschen nicht heilen könnte, die Eitelkeit ausgenommen. Diese lasse sich, wenn überhaupt, nur durch die eigene Erfahrung wirksam bekämpfen. Er hält es daher für nutzlos, dem Jünglinge durch lange und langweilige Reden *beweisen* zu wollen, daß er ein Mensch, wie die anderen, und denselben Schwächen unterworfen ist. Soll er das glauben, so muß er es *fühlen*, und zu dem Ende in Lagen und Verhältnisse gebracht werden, die ihm Gelegenheit bieten, sich seiner Beschränktheit bewußt zu werden. Dabei darf indeß der Erzieher nicht versäumen, ihn auf die Gefahren, welchen er sich aussetzt, im Voraus nachdrücklich, aber ohne alle Pedanterie und Gereiztheit, aufmerksam zu machen. Schrecken sie ihn nicht zurück, so theile er sie mit ihm, theile auch die Täuschungen und Kränkungen, welche er in Folge seiner Thorheit etwa erfährt.

Freilich werden die gewöhnlichen Pädagogen dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben glauben. Pflegen sie doch, um sich selbst auf ihrer Höhe zu halten, ihre Zöglinge beständig herabzudrücken, sie stets von oben her als Kinder zu behandeln, und sich bei Allem, was sie dieselben thun sehen, in gemessener Entfernung zu halten. Sie wissen eben nicht, daß man sie zu seines Gleichen *machen* muß, damit sie es *werden*, daß man sich ohne Scham und Scrupel zu ihnen *herablassen* soll, so lange sie noch nicht im Stande sind, sich selbst zu *erheben*. Natürlich darf der Zögling die Einsicht seines Leiters nicht für ebenso beschränkt halten, wie die eigene, darf nicht glauben, daß derselbe der Verführung eben so leicht zugänglich sei, wie er selbst. Doch ist das in dem vorliegenden Falle auch nicht zu befürchten. Vielmehr wird die Voraussicht der schlimmen Folgen, welche sein thörichtes Beginnen nach sich zieht, für ihn ein neuer Beweis der geistigen Ueberlegenheit seines Mentors sein. Zugleich kann die freundliche, fügsame Weise, in welcher dieser auf seine Irrungen eingeht, und ihre Consequenzen geduldig mitträgt, nicht verfehlen, ihn zu rühren und die schon vorhandene Zuneigung zu steigern. Vorausgesetzt freilich, daß ihm seine Thorheit nicht nachträglich

zum Vorwurfe gemacht wird. Geschieht das, so wird die ohnehin verletzte Eigenliebe noch tiefer verwundet und zu trotzigem Widerstande aufgestachelt werden. Es giebt nichts Abgeschmackteres, als das oft gehörte: ich hatte es Dir ja gesagt. Will man, daß der Zögling sich der ertheilten Lehren und Warnungen recht lebhaft erinnere, so gebe man sich den Anschein, als habe man sie vergessen. Auch wird er künftig den Rathschlägen seines Erziehers um so bereitwilliger folgen, je mehr es sich derselbe angelegen sein läßt, das Gefühl der Scham, welches ihre Nichtbeachtung hervorruft, durch freundlichen Zuspruch unvermerkt zu entfernen.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Schade, durch welchen der junge Mann klug und bescheiden werden soll, nicht zu erheblich sein darf. Die größte Kunst des Erziehers besteht darin, die Gelegenheiten so herbeizuführen und zu beherrschen, daß sie dem Zöglinge ein möglichst reiches Maß von Belehrung vermitteln, ohne ihn gar zu ernsten Gefahren auszusetzen. Gewiß ist die eigene Erfahrung die wirksamste Lehrerin; wo sie aber voraussichtlich bedenkliche Folgen nach sich ziehen würde, muß sie durch das fremde Beispiel ersetzt werden. Wir sahen schon, wie in dieser Beziehung die Geschichte dem Leben ergänzend zur Seite treten kann. Von einer anderen Seite kommt ihm die Lektüre der Fabeln zu Hülfe. Ungeeignet für das kindliche Alter, sind sie nach der Ansicht Rousseau's grade in der Periode der jugendlichen Verirrungen an ihrer Stelle. Indem sie den Schuldigen unter einer fremden Maske blosstellen, unterrichten sie ihn, ohne ihn zu verletzen. Die Wahrheit, welche sie enthalten, leuchtet ihm ein, da er sie an sich selbst erprobt hat, und die vereinzelte Erfahrung, die er als solche bald vergessen hätte, wird, zu einer allgemeinen Maxime erhoben, ein bleibendes Eigenthum seines Geistes. Die Lehre aber, welche der Fabel zu Grunde liegt, frappirt um so mehr, je weniger sie sich aufdrängt. Rousseau bemerkt sehr richtig, daß die Moral, welche man den Fabeln anzuhängen pflegt, ebenso nutzlos wie zweckwidrig ist. Er hat nicht minder Recht, wenn er verlangt, daß sie dem Leser aus der Fabel selbst deutlich werden, und er das Vergnügen haben müsse, sie ohne fremde Nachhülfe aufzufinden.

Auf dem angedeuteten Wege wird sich der junge Mann die zunächst erforderliche Kenntniß der Menschen und seiner selbst um einen nicht zu hohen Preis erwerben können. Er wird, indem er ihn verfolgt, dem launenhaften Spiele des Glücks zusehen lernen, ohne das Loos seiner Günstlinge zu beneiden, wird mit sich selbst

zufrieden sein, ohne sich für klüger zu halten, als seine Nebenmenschen. Indeß hat er bis dahin das Thun und Treiben derselben doch nur aus der Ferne, und ist er auch hin und wieder schon aktiv aufgetreten, vorzugsweise als passiver Zuschauer beobachtet. Soll ihm dasselbe nicht blos, wie es von Weitem erscheint, sondern wie es wirklich ist, in seinen einzelnen Vorgängen, wie in ihrem Zusammenhange bekannt werden, so muß er näher herantreten, sich gleichsam aus dem Parterre auf die Bühne begeben, um an der Aufführung des Schauspiels selbständigen Antheil zu nehmen. Ist es doch auch für ihn von der größten Wichtigkeit, auf dem Boden heimisch zu werden, auf welchem er sich später selbstthätig zu bewegen hat. Rousseau findet es mit Recht auffallend, daß „man die jungen Leute so viele nutzlose Dinge lehrt, während die Kunst zu handeln für nichts geachtet wird", daß „man sie in einem Alter, wo der Drang nach Thätigkeit am größten zu sein pflegt, lediglich zu theoretischen Studien anhält, und sie dann, ohne die mindeste Vorbereitung und Erfahrung, in das Getriebe der Welt hinauswirft". Kein Wunder, wenn es nur Wenigen gelingt, festen Fuß zu fassen, und sich angemessen zu benehmen. „Um in der Welt leben zu können, genügt es nicht, sich gewisse Verdrehungen des Körpers angewöhnt und einige sinnlose Redensarten eingeprägt zu haben. Man muß mit den Menschen umzugehen wissen, die Mittel kennen, durch welche Einfluß auf sie zu gewinnen ist, die Wirkung und Gegenwirkung der Privatinteressen berechnen, und die Ereignisse so richtig voraussehen, daß man in seinen Unternehmungen möglichst selten getäuscht wird". Diese Fertigkeit aber wird, wie jede andere, nur durch praktische Uebung gewonnen. Soll sie der junge Mann sich aneignen, so muß ihm Raum und Gelegenheit zu einem selbständigen Auftreten geboten werden.

Freilich in dem Alter, in welchem er eben jetzt steht, erlauben ihm Brauch und Gesetze noch nicht, über sein Vermögen zu verfügen, und auf eigene Hand irgend eine geschäftliche Unternehmung zu versuchen. Auch ist es in der Ordnung, daß man ihn verhindert, sich selbst, durch Unwissenheit irre geführt oder von Leidenschaft verblendet, zu schaden. Doch was könnte ihm diese Vorsicht nützen, wenn sie ihm die Möglichkeit raubte, die Erfahrungen zu sammeln, deren er demnächst bedürfen wird? Zum Glück giebt es einen Ausweg, auf welchem das Ziel, wenigstens annäherungsweise, gefahrlos erreicht werden kann. Ist die selbständige Betreibung eines Geschäftes vor Ablauf der gesetzlichen Frist nicht zulässig, so „ist es doch in jedem Alter gestattet, wohlthätig zu sein, und unter der Leitung eines verständigen Mannes den Unglücklichen beizustehen, welche des Schutzes bedürfen". Diese Art der Thätigkeit ist um so mehr zu empfehlen,

da sie nicht nur dem nächsten Zwecke dient, sondern auch in anderer Beziehung die schönsten Früchte tragen wird. Die Uebung der socialen Tugenden pflanzt dem Herzen die Liebe zur Menschheit ein, und wer das Gute thut, wird selbst gut. Man beschäftige daher den jungen Mann „mit allen guten Handlungen, welche in seinem Bereiche liegen, leite ihn an, das Interesse der Armen und Hülflosen als das seinige zu betrachten, sie nicht blos mit seinem Beutel, sondern vor Allem durch liebevolle Fürsorge zu unterstützen. Er beschütze sie, diene ihnen, widme ihnen seine Person und seine Zeit. Er mache sich zu ihrem Geschäftsmanne; nie in seinem Leben wird er ein edleres Amt bekleiden".

Der obige Gedanke ist ohne Zweifel gut und schön, und thut es seinem Werthe keinen Eintrag, daß die Ausführung unter Umständen bedenklich oder lächerlich werden kann. Rousseau selbst ist weit davon entfernt, seinen Zögling zu einem irrenden Ritter machen zu wollen, der in thörichter Anmaßung die Welt durchzieht, um allerwärts das gekränkte Recht herzustellen. Er setzt vielmehr voraus, daß derselbe „nur thut, was er als gut und nützlich erkennt, und ihm als solches nur gilt, was seinem Alter angemessen ist". Die Fähigkeit aber, innerhalb dieser Grenzen das Gute zu sehen, und die Neigung, es nach dem Maße seiner Kraft zu verwirklichen, sind die Frucht seiner natürlichen Anlage, wie seiner bisherigen Erziehung. „Sie hat seiner Eigenliebe nicht geschmeichelt, sondern ihn vor einem zu starken Selbstgefühle, und damit auch vor dem Hange bewahrt, in der Beherrschung und dem Unglücke Anderer seine Befriedigung zu suchen. Allem Hader und Zwiespalt abgeneigt, liebt er den Frieden, die Eintracht, und bemüht sich, sie herzustellen, wo immer er sie gestört sieht. Der Anblick des Glücks macht ihm Freude, und wenn er zu seiner Begründung beitragen kann, so ist das für ihn ein Mittel mehr, an ihm theilzunehmen. Er leidet, wenn er leiden sieht; der eitle Wahn, von dem gemeinsamen Loose der Menschheit eximirt zu sein, hat sein Herz nicht verhärtet. Auch hat er für das Unglück nicht blos jenes unfruchtbare Mitleid, welches sich damit begnügt, die Leiden zu beklagen, die es heben könnte. Er ist sofort bemüht, wirksame Hülfe zu leisten, und sein warmes Herz, seine thatkräftige Theilnahme sichern ihm bald die dazu erforderliche Einsicht".

Bei dieser günstigen Disposition kann es dem Erzieher allerdings nicht schwer werden, ihn auf dem bereits gebahnten Wege weiterzuführen. Es kommt nur darauf an, daß er seine Bemühungen zu regeln, die gewonnene Erkenntniß zu ordnen, und das eifrige Streben nach ihrer Vermehrung zu benutzen weiß. Versteht er das, so darf er des besten Erfolges sicher sein; mit der sittlichen Vervollkommnung seines Zöglings wird sich auch seine geistige Bil-

dung gleichmäßig erweitern und vertiefen. Mit Recht hebt Rousseau hier, wie anderswo, nachdrücklich den fördernden Einfluß hervor, welchen das Handeln auf das Wissen, die Uebung des Guten auf die Erkenntniß der Wahrheit zu üben pflegt. „Wer sich immer nur mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, ereifert sich zu sehr, als daß er die Menschen und Dinge richtig beurtheilen könnte. Indem er Alles nur auf sich bezieht, und die Begriffe von dem, was gut oder schlecht, lediglich nach seinem Interesse bestimmt, nimmt er zahllose lächerliche Vorurtheile in sich auf, wird er geneigt, in der geringsten Beeinträchtigung seines Vortheils einen allgemeinen Umsturz zu erblicken. Wer aber seinen Mitmenschen eine werkthätige Theilnahme zuwendet, gewinnt bald eine klare Einsicht in ihr Wollen und Streben, in ihre Handlungen und Neigungen, und lernt bei Zeiten, Alles, was der menschlichen Wohlfahrt dienen oder schaden kann, nach seinem wahren Werthe zu würdigen". Die bornirte Selbstsucht ist der schlimmste Feind der Wahrheit. Je weniger der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit uns unmittelbar berührt, um so freier bleiben wir von den Illusionen des persönlichen Interesses; je mehr sich dieses Interesse verallgemeinert, um so gerechter wird das Urtheil, welches wir fällen. Will man, daß der junge Mann die Wahrheit liebe und erkenne, so sorge man dafür, daß er selbst bei dem, was er thut, möglichst aus dem Spiele bleibt. Jemehr seine Thätigkeit Anderen gewidmet ist, um so weiser und aufgeklärter wird sie sein, um so weniger wird er sich in der Unterscheidung des Guten und Bösen täuschen.

Doch gestatte man nicht, daß er irgend einer unberechtigten, aus persönlicher Sympathie entspringenden Bevorzugung Raum gebe. „Warum sollte er auch dem Einen schaden, um dem Anderen zu nützen? Es kann ihm ziemlich gleichgültig sein, wem ein größeres Glück zu Theil wird, wenn dasselbe nur der Wohlfahrt Aller dient". Dies ist nach dem eigenen das nächste Interesse des vernünftigen Menschen, denn „Jeder ist ein Glied der Gattung, nicht aber Theil eines anderen Individuums. Soll das Mitgefühl nicht in Schwäche ausarten, so muß es verallgemeinert, über die ganze Menschheit ausgedehnt werden". Man giebt sich ihm dann nur insoweit hin, als es mit der Gerechtigkeit übereinstimmt, und diese ist von allen Tugenden diejenige, welche am meisten zur Wohlfahrt der Menschheit beiträgt. „Vernunft und Selbstliebe fordern, daß wir mit unserer Gattung noch mehr Mitleid haben, als mit unserem Nächsten. Jedenfalls ist die Theilnahme, welche wir dem Bösen schenken, eine große Härte gegen die Menschen überhaupt".

Wir glauben nicht, daß die Erwartungen, welche Rousseau an die umsichtige Befolgung dieser Grundsätze knüpft, zu hoch gespannt sind. Kein Zweifel, daß der junge Mann, in ihrem Geiste geleitet,

28*

nach und nach ein reiches Maß von weiten Anschauungen gewinnen, daß sich ihm für seine praktischen Bestrebungen eine Fülle von hohen und edlen Zielen darbieten wird. „Die hohen und edlen Empfindungen, welche sein Herz ausfüllen, gestatten den kleinlichen Regungen der Selbstsucht nicht, hervorzutreten, und ersticken im Keime jede böse Leidenschaft. Die wahren Prinzipien der Gerechtigkeit, die echten Vorbilder des Schönen, alle moralischen Beziehungen der Wesen, die Ideen der Ordnung und Harmonie prägen sich seinem Geiste ein. Er sieht die Stelle, welche Jedem gebührt, und den Grund, aus welchem er sich von ihr entfernt; er sieht, wodurch das Gute geschaffen, wodurch es verhindert wird. Er kennt das Spiel und die Illusionen der Leidenschaften, ohne sie selbst an sich erfahren zu haben. Ein klares und sicheres Urtheil, eine richtige, gesunde Einsicht ist ihm eigen, die Frucht seiner entwickelten Neigungen und der Erfahrung, welche die Wünsche einer großen Seele in die engen Schranken des Möglichen einschließt".

Eines aber fehlt ihm noch, und dieser Mangel wird in den Augen Vieler alle seine bisherigen Errungenschaften aufwiegen. Er hat die Welt, die Menschen, sich selbst kennen gelernt. Doch die religiösen Wahrheiten sind ihm fremd geblieben. Noch weiß er nichts von Gott und göttlichen Dingen; kaum ist der Name seines Schöpfers bis dahin an sein Ohr gedrungen. Diese Vernachlässigung kann Erstaunen, ja Zorn und Unwillen erregen. Indeß darf das nicht hindern, die Gründe zu hören, welche Rousseau für sie geltend macht. Wir zweifeln, daß sie einer erweiterten religiösen Anschauung ausreichend erscheinen werden. Wie man aber auch über ihren Werth urtheilen mag, man muß zugeben, daß nicht die Geringschätzung, sondern im Gegentheil eine tiefe und aufrichtige Verehrung der Religion sie eingegeben hat.

Rousseau geht hier, wie überall, von dem Grundsatze aus, daß nur die Erkenntniß wünschenswerth ist, welche dem wahren Wesen der Dinge entspricht. So lange die Fähigkeit fehlt, dasselbe genau und richtig zu erfassen, bleibt es besser verborgen. Eine falsche oder halbwahre Vorstellung ist nicht nur an sich vom Uebel, sie macht es auch in der Regel unmöglich, daß sich später bei einer mehr fortgeschrittenen Entwicklung reinere und angemessenere Begriffe bilden. Nun giebt es aber Nichts, was zu seinem Verständniß einen höheren Grad geistiger Reife voraussetzt, als die Natur und das Walten der Gottheit. „Dieses unbegreifliche Wesen, welches Alles umfaßt, der Welt ihre Bewegung giebt und das ganze System der Dinge schafft,

ist weder unserem Auge sicht-, noch unseren Händen fühlbar. Es entzieht sich unseren Sinnen. Wir nehmen nur seine Werke wahr; der Werkmeister selbst hält sich verborgen. Selbst nach großen und lange fortgesetzten Anstrengungen gelingt es uns kaum, sein Dasein zu erkennen. Fragen wir dann aber, wer und wo er ist, so geräth unser Geist in Verwirrung, und wir wissen nicht mehr, was wir denken sollen".

Dennoch glaubt man, was selbst dem gereiften Geiste unfaßbar bleibt, einem unmündigen Kinde, welches noch mit den ersten Operationen der Sinne beschäftigt ist, nahe bringen zu können. Man sieht eben nicht, daß man es nur gewöhnt, Worte nachzusprechen, die es nicht versteht, und ihnen einen Sinn unterzulegen, welcher ihrer wahren Bedeutung gradezu widerspricht. „Gott ist ein geistiges Wesen, sagt ihm der Katechismus. Als ob für das Kind, wie für das Volk, ein Geist etwas Anderes sein könnte, als ein Körper. Auch haben sich eben deshalb alle Völker der Erde, die Juden nicht ausgenommen, leibliche Götter gebildet". Wie aber mit diesem Begriffe des Geistes, so ist es mit allen anderen, welche auf dem Gebiete der Religion umlaufen. Man wird sich stets vergeblich bemühen, Ideen, wie die der Schöpfung und Vernichtung, der Ewigkeit und Allgegenwart, der Allmacht u. s. w., dem kindlichen Verständnisse irgendwie zugänglich zu machen. Sie gehen entweder ohne allen Eindruck an ihm vorüber, oder sie lassen niedrige und phantastische Vorstellungen zurück, welche das erhabene Bild der Gottheit zu einer widerwärtigen Carikatur entstellen.

Es ist nicht anders: „das Kind, welches an Gott glaubt, verfällt nothwendig in Abgötterei, oder doch in einen, ihr sehr nahe verwandten Anthropomorphismus". Auch darf man nicht meinen, daß es sich später zu einer reineren Vorstellung erheben werde. „Wenn die Phantasie Gott einmal gesehen hat, so gelingt es dem Verstande kaum jemals, ihn zu begreifen". Besser also, man wartet den Zeitpunkt ab, wo Geist und Herz stark und weit genug geworden sind, um den religiösen Inhalt in seiner ganzen Fülle und Tiefe in sich aufzunehmen. Freilich werden die Theologen einwenden, daß, weil die meisten religiösen Dogmen unbegreifliche Geheimnisse sind, es nutzlos sein würde, ihre Mittheilung bis zum Eintritte der geistigen Reife zu verschieben. Und allerdings giebt es manche Mysterien, „die der Mensch nicht nur nicht zu begreifen, sondern ebensowenig zu glauben vermag". Warum diese aber den Kindern gelehrt werden sollen, ist nicht einzusehen, „es sei denn, daß man die Absicht hat, sie bei Zeiten zur Lüge anzuleiten". Ueberdies ist es doch, um diese Mysterien gelten zu lassen, nöthig, zu begreifen, daß sie unbegreiflich sind. Die Kinder aber sind auch zu dieser Einsicht unfähig;

in einem Alter, wo eben Alles noch Geheimniß ist, kann von Geheimnissen im engeren Sinne nicht die Rede sein.

Aber, wird man sagen, man muß an Gott glauben, um selig zu werden. Ohne Frage ist, wenn es gilt, das ewige Heil zu gewinnen, kein Augenblick zu verlieren. Genügt es aber dazu, gewisse leere, unverstandene Worte nachzusprechen, so ist klar, daß „man den Himmel ebenso gut mit Raben und Papageien, wie mit Kindern, bevölkern könnte“. Die Verpflichtung zum Glauben setzt die Möglichkeit desselben voraus. „Der Philosoph, welcher nicht glaubt, hat Unrecht, weil er von seiner Vernunft einen schlechten Gebrauch macht, und im Stande ist, die Wahrheit zu verstehen, die er verwirft. Das Kind aber, welches irgend ein religiöses Bekenntniß ablegt, versteht so wenig, was man es sagen läßt, daß es ganz ebenso gerne das grade Gegentheil nachsprechen würde“. Darf man es deshalb zur Hölle schicken? Rousseau glaubt, daß ihm die Pforten des Himmels ebenso offen stehen werden, wie wenn es todt geboren oder gleich nach der Taufe gestorben wäre, daß es sich in demselben Falle befindet, wie der Wahnsinnige, dem eine Krankheit die zur Erkenntniß Gottes nöthige Geisteskraft geraubt, oder der Wilde, welcher sie nie besessen hat. Es ist also keine Gefahr im Verzuge, während jede Uebereilung die schlimmsten Folgen nach sich zieht. „Hüten wir uns wohl, denen die Wahrheit zu verkünden, welche nicht im Stande sind, sie zu begreifen, denn das heißt den Irrthum an ihre Stelle setzen“.

Wir sagten schon, daß diese Beweisführung nicht Jedem einleuchten werde. In der That kann sie nur da Zustimmung finden, wo die religiöse Denkweise getheilt wird, deren nothwendiger Ausfluß sie ist. Der Deismus, zu welchem sich Rousseau bekennt, ist wesentlich die Religion des denkenden Geistes oder, wenn man will, des Verstandes. Er setzt, um begriffen und anerkannt zu werden, eine entwickelte Denkkraft voraus, wie sie dem Menschen allerdings vor dem achtzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre nur ausnahmsweise zu Gebote steht. Rousseau ist also vollkommen in seinem Rechte, wenn er das Alter der Kindheit und ersten Jugend vor jeder Berührung mit der Religion bewahrt wissen will. Aber er ist es nur auf *seinem* religiösen Standpunkte. Mit der Einsicht, daß es neben dem reflektirenden Geiste noch andere Organe giebt, mittelst deren der Mensch sich den religiösen Inhalt aneignen kann und muß, verliert seine pädagogische Maxime nothwendig ihre *unbedingte* Geltung. Nicht aber, fügen wir hinzu, ihre Geltung überhaupt. Vielmehr bleibt sie unter allen Umständen insoweit richtig, als die Religion eben Sache des *denkenden* Geistes ist. Auch möchte unseres Erachtens ihre Beherzigung heutzutage noch ebenso an der

Zeit sein, wie vor hundert Jahren. Eine unbefangene Prüfung der Resultate, welche der religiöse Unterricht in Schule und Kirche zu haben pflegt, dürfte ergeben, daß derselbe meist nicht nur seinen Zweck verfehlt, sondern, wie das schon Rousseau andeutet, vielfach selbst dem Indifferentismus und einer materialistischen Denkweise in die Hände arbeitet.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß die religiösen Ueberzeugungen, welche Rousseau, wenn er die Zeit zu ihrer Offenbarung gekommen glaubt, seinem Zöglinge zu vermitteln sucht, eben die seinigen sind. Sie sind es darum nicht weniger, weil er sie durch den Mund eines Anderen vortragen läßt. Das „Glaubensbekenntniß eines savoischen Vikars" ist zwar in seinen Grundzügen nicht so ganz apokryph (S. Band I p. 94, vgl. mit p. 82), enthält aber Nichts, was der Herausgeber nicht auch im eigenen Namen hätte sagen können. Natürlich schließt es alle Lehrmeinungen von sich aus, die in das Gebiet der positiven oder geoffenbarten Religion gehören; es verleugnet jede Gemeinschaft mit dem Katechismus irgend einer besonderen Kirche oder Sekte. Diese verschiedenen Kulte und Religionsgenossenschaften haben, wie Rousseau meint, im Grunde nur eine „geographische Bedeutung"; der Werth und die Berechtigung aber, welche sie in Anspruch nehmen, beruhen lediglich auf menschlicher Autorität und Meinung. Die Erziehung, welche es sich bis dahin zur Aufgabe stellte, das Joch der einen, wie der anderen abzuschütteln, würde mit sich selbst in Widerspruch treten, wenn sie es in diesem Falle dem Zöglinge auflegen wollte. Sie darf ihn auch in religiösen Dingen nichts lehren, was er nicht, wo und in welchen Verhältnissen er auch leben mag, durch seine vernünftige Einsicht selbst zu finden vermag. Sie muß sich daher in ihren Mittheilungen auf den Inhalt der natürlichen Religion beschränken. „Die bloße Vernunft, für welche weder die Aussprüche irgend einer Autorität, noch die hergebrachten Vorurtheile von Land und Leuten maßgebend sind, führt einmal nicht weiter."

Auch kann sich der Mensch bei den Ergebnissen, zu welchen er unter ihrer Leitung gelangt, vollkommen beruhigen. Sie wird ihn, wenn er anders mit unbefangenem Blicke und reinem Sinne sich selbst, das eigene Herz und Wesen, und die umgebende Welt zu betrachten weiß, in den Besitz aller Wahrheiten setzen, welche für ihn nothwendig und wünschenswerth sind. Er wird erkennen, daß es einen Gott giebt, einen mächtigen, weisen und gütigen Willen, der, auf sich selber ruhend, die Welt nach festbestimmten Gesetzen lenkt, und alles Sein und Leben zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Er wird ferner einsehen, daß der Mensch, ausgerüstet mit der Fähigkeit, die existirenden Dinge und ihre Beziehungen zu erfassen, zu

empfinden, was Schönheit, Ordnung, Tugend ist, das Gute zu lieben und zu üben, und sich zur Betrachtung des Weltalls und seines Schöpfers zu erheben, in der Reihe der geschaffenen Wesen den ersten Rang einnimmt, und der wohlthätigen Gottheit, welche ihn an diesen Platz, sich zunächst gestellt hat, zu dankbarer Verehrung in freudiger Demuth verpflichtet ist.

Freilich wird es ihm auch nicht entgehen, daß in der menschlichen Natur zwei verschiedene, ja einander entgegengesetzte Prinzipien thätig sind, von welchen das eine ihn zur Erforschung der ewigen Wahrheit, zur Liebe der Gerechtigkeit und sittlichen Schönheit, in die hehre Region der intellektuellen Welt erhebt, während das andere ihn zu dem eigenen Selbst herabzieht, ihn zum Sklaven der Sinne und der ihnen dienenden Leidenschaften degradirt. Er wird sich aber zugleich überzeugen, daß es in des Menschen Hand gegeben, welchem dieser widersprechenden Antriebe er folgen will, daß er, frei in seinen Entschlüssen und Handlungen, berufen und im Stande ist, sich aus eigener Wahl für das Gute zu entscheiden. Es wird ihm nicht minder klar werden, daß dieser freie Wille, welcher, unabhängig von allen äußeren, sinnlichen oder materiellen Einflüssen, sich, lediglich erleuchtet vom Lichte der Vernunft, aus und durch sich selbst bestimmt, eine immaterielle Seele voraussetzt, die als solche den Körper überlebt und, von ihm getrennt, in dem fortdauernden Bewußtsein des Guten oder Bösen, welches sie in Verbindung mit ihm geübt hat, den Lohn oder die Strafe ihres irdischen Wirkens finden wird. Was aber die Grundsätze und Regeln betrifft, nach welchen der Mensch sein Verhalten einzurichten hat, damit er seine Bestimmung auf Erden dem göttlichen Willen gemäß erfülle, so wird er einsehen, daß dieselben aus der Tiefe des eigenen Herzens, in welches die Natur oder die Gottheit sie mit unauslöschlichen Zügen eingeschrieben hat, zu schöpfen sind, daß er, um zu erfahren, was er thun oder lassen soll, nur sich selbst zu befragen, nur auf die Stimme des Gewissens, dieses jedem Menschen eingebornen Prinzips der Gerechtigkeit und Tugend, zu lauschen hat.

Dies sind im Wesentlichen die Artikel des Glaubens, welchen Rousseau seinem Zöglinge predigen möchte. Wir untersuchen hier nicht, in wie weit sie auf Wahrheit Anspruch haben, noch auch, ob sie den Inhalt des religiösen Bewußtseins vollständig ausdrücken, verweilen dagegen einen Augenblick bei der Frage, ob die Form, in welcher sie vorgetragen, bewiesen und entwickelt werden, die richtige ist. Es scheint uns, daß dieselbe nicht unbedingt bejaht werden darf. Zwar ist Rousseau weit entfernt, das Bekenntniß seines Vikars als die einzig mögliche oder angemessene Richtschnur der religiösen Unterweisung hinstellen zu wollen. Er meint nur, daß dasselbe ein geeig-

netes Beispiel von der Art und Weise biete, in welcher man, ohne sich von dem Geiste der bisher befolgten Methode zu entfernen, mit jungen Leuten über religiöse Dinge verhandeln könne. Doch eben dies will uns nicht einleuchten. Wenn der Vikar, irre geworden an seinem positiven Glauben, vom Zweifel ausgeht, prüfend und tastend seinen Weg zur Erkenntniß der Wahrheit weiter verfolgt, und bei jedem Schritte, welchen er vorwärts thut, das gewonnene Terrain durch Polemik zu sichern sucht, so ist das ganz in der Ordnung. Warum aber ein junger Mann, der nicht zu suchen braucht, was er noch nicht verloren hat, denselben oder auch einen ähnlichen Gang einhalten sollte, sehen wir nicht ab. Unseres Erachtens ist es angemessener, seinem unbefangenen Geiste die Wahrheit einfach als solche, gestützt auf die positiven Beweise, deren sie fähig ist, aber ohne alle negative oder polemische Beimischung, vorzuführen. Er wird sie dann, hat er sie anders wirklich in sich aufgenommen, dem Irrthume oder etwaigen Angriffen gegenüber schon selbst zu vertheidigen wissen. Man muß es auffallend finden, daß Rousseau diesen natürlichen Weg, den er überall anderswo so consequent festhält, in diesem Falle verläßt. Er hat, scheint es, einen Augenblick vergessen, daß sein Emil nicht ist, wie andere junge Leute seines Alters und seiner Zeit, auch nicht wie er selbst, als er vor Jahren rath- und hülflos dem Turiner Abbé oder seinem geistlichen Lehrer von Chamberi gegenüberstand.

Billigen wir die analytische Methode nicht, welche in den Erörterungen des Vikars vorherrscht, so können wir dagegen der *sprachlichen* Seite seines Vortrages unsere Anerkennung nicht versagen. Gewiß ist der pedantische, trocken verständige Ton nirgends weniger am Orte, als grade im religiösen Unterrichte. Er langweilt nicht nur, sondern er tödtet gradezu den Sinn und das Interesse für die höheren Wahrheiten, welche die Religion dem Menschen aufschließt. Glücklicher Weise wird das religiöse Bewußtsein durch das spätere Leben, durch mannigfache äußere und innere Anregungen geweckt und wach erhalten. Wäre dem nicht so, es würde wahrscheinlich bei den meisten Menschen mit dem Katechismus, welcher ihm seinen bestimmten Inhalt geben sollte, verschwinden. Mit nassem Reisig entzündet man eben keine Flamme und der bloße Rauch erregt keine Wärme. Nichts ist ungereimter und zweckwidriger, als die triviale Weise, in welcher nicht selten die Artikel des Glaubens der Jugend, wie eine Reihe von grammatischen Regeln, docirt, eingetrichtert, zuweilen selbst eingebläut werden. Sind doch die religiösen Wahrheiten solche, die nicht nur mit dem Kopfe, sondern vor Allem mit dem Herzen ergriffen werden müssen. Es liegt wenig daran, von Gott und göttlichen Dingen zu wissen, wenn dieses

Wissen sich nicht in die Tiefe des Gemüthes senkt, um von hier aus die Gesinnung, das gesammte Denken und Handeln läuternd und erhebend zu durchdringen. Zum Herzen aber dringt nur, was aus ihm selber stammt, darum auch nur die Rede, welche durch die Wärme und Innigkeit des Ausdrucks von dem lebendigen Antheile des Sprechenden Zeugniß giebt. Eben dies gilt von dem Vortrage des Vikars, und grade darauf beruht der tiefe und nachhaltige Eindruck, den er zu machen geeignet ist.

VIII.

Doch es ist Zeit, daß wir zu dem Punkte zurückkehren, von welchem wir ausgingen (Emile, L. V). Erinnern wir uns des Zweckes, dem die bisherigen Bemühungen dienen sollten. Es galt, die volle Entwicklung der beginnenden Geschlechtsreife aufzuhalten, oder vielmehr zu verhindern, daß sie durch die Macht der Phantasie beschleunigt werde, zugleich aber, die neuen Kräfte und Antriebe, welche in dieser Periode bei dem Menschen hervortreten, im Interesse seiner Herzens- und Geistesbildung zweckmäßig zu verwenden. Geschieht das in der angegebenen Weise, so, glaubt Rousseau, und wir sehen keinen Grund, ihm zu widersprechen, werde „die Reinheit der Sinne, die Unkenntniß der sexuellen Begierden“ wenigstens bis zu dem Alter von zwanzig Jahren fortdauern können. Indeß, wie lange auch der Drang der Natur gehemmt oder abgeleitet werden mag, endlich kommt doch der Augenblick, wo er seine berechtigten Ansprüche geltend macht und es ebenso nutzlos, wie verderblich sein würde, ihm die Anerkennung noch ferner zu versagen. Sobald aber der Eintritt des kritischen Momentes in sicherer Aussicht steht, wird es für die Erziehung nothwendig, dem Zöglinge gegenüber Ton und Haltung völlig zu ändern. Sie darf ihn fortan nicht mehr als ein unmündiges Kind betrachten, das zu seinem Erzieher, wie zu einem Wesen höherer Art, hinaufblickt. Sie muß ihn vielmehr als das, was er jetzt ist, als einen M a n n behandeln, der in seinem bisherigen Leiter nur noch den einsichtsvollen F r e u n d achten und ehren kann. Allerdings auch ehren wird, wenn derselbe es versteht, sich die mannigfachen Zugänge offen zu halten, welche er sich im Laufe der Zeit zum Herzen, wie zur Vernunft seines Zöglings erschlossen hat.

Wollte er freilich seinem natürlichen Verlangen schroff entgegentreten, die neuen Bedürfnisse, die er empfindet, wie ein Verbrechen ansehen, so würde er nicht lange Gehör finden. Er muß sich erinnern, daß er der D i e n e r der Natur ist, und eben darum nie ihr F e i n d sein darf. Wenn es aber bedenklich erscheint, die Neigungen des

jungen Mannes zu bekämpfen, so ist es doch nicht minder gefährlich, sie zu begünstigen. Um diesem fatalen Dilemma auszuweichen, wäre es ohne Frage am einfachsten, ihnen durch eine möglichst schnelle Heirath eine legitime Befriedigung zu gewähren. Rousseau bezweifelt indeß, daß dieses „natürlichste und sicherste Auskunftsmittel auch das beste und nützlichste“ sein würde. Käme es nur darauf an, dem natürlichen Triebe in der Richtung zu folgen, auf welche er hinweist, so ließe sich die Sache bald erledigen. Aber „zwischen den Rechten der Natur und unseren socialen Gesetzen bestehen so viele Widersprüche, daß man, um sie auszugleichen, beständig von der graden Bahn abbiegen und mehr oder minder weite Umwege einschlagen muß“. Auch in dem vorliegenden Falle bleibt nichts Anderes übrig, falls man nicht etwa den jungen Mann ganz sich selbst überlassen will. Das aber hieße ihn der Gefahr eines sicheren Unterganges preisgeben. Umgeben, wie er es ist, von zahllosen Lockungen und stets wachsenden Reizen, würde ihn der blinde Instinkt der Sinne bald mit sich auf einen Abweg fortreißen, von welchem eine Umkehr kaum noch möglich ist.

Gewiß hat Rousseau vollkommen Recht, wenn er den entscheidenden Einfluß hervorhebt, welchen der in Rede stehende Zeitpunkt auf die ganze Zukunft des Menschen ausübt. Ebenso richtig ist, daß derselbe, um unverletzt an Körper und Seele durch diese Sturm- und Drangperiode hindurchzugehen, der sichern Leitung eines kundigen Führers bedarf. Was aber soll man thun, da man die drohenden Gefahren weder abwehren kann, noch auch ihrem Herannahen unthätig zusehen darf? Rousseau antwortet: sie Dem, welcher sie zu bestehen hat, ohne Rückhalt enthüllen, damit er so wenigstens vor jeder schlimmen Ueberraschung bewahrt bleibe. Die Zeit ist vorüber, wo man den Zögling vermittelst seiner Unwissenheit lenken konnte; fortan muß an seine Einsicht appellirt, er selbst für seine Handlungen verantwortlich gemacht werden. Man zögere also nicht, ihm die kritische Lage, in welcher er sich befindet, zum Bewußtsein zu bringen, weise ihn hin auf die Schwierigkeiten, welche sie bietet, sowie auf die Mittel, die er hat, um ihnen wirksam zu begegnen. Man trage kein Bedenken, ihn mit den gefährlichen Geheimnissen bekannt zu machen, welche ihm bis dahin so sorgfältig verborgen wurden. Da er sie doch einmal erfahren wird und muß, so ist es von großer Wichtigkeit, daß er nicht von Anderen oder durch sich selbst, sondern von seinem Erzieher in sie eingeweiht werde. „Nie noch sind die jungen Leute, welche sie, ohne recht zu wissen wie, kennen lernten, ungestraft mit ihnen vertraut geworden. Denn da die indiscreten Mittheilungen, auf welchen solche Kenntniß beruht, keinen ehrbaren Zweck haben, so beflecken sie die Phantasie des Hörers und

erregen in ihm zu den Lastern Derer wenigstens die Neigung, von welchen sie ausgehen".

Nichts ist in dieser Periode seines Lebens für den jungen Mann gefährlicher, als der mehr oder minder heimliche Umgang mit besonderen Vertrauten, die er in seiner Umgebung stets leicht findet und bald auch aufsuchen wird, wenn der Erzieher sie nicht überflüssig zu machen weiß. Er vermag dies aber nur dadurch, daß er dem Bedürfnisse, welches zum Anschlusse an sie hintreibt, rechtzeitig entgegenkommt. So lange freilich sein Zögling fortfährt, ihm wie bisher die Bewegungen seiner Seele rückhaltlos zu offenbaren, ihm offen und gerne zu sagen, was er empfindet, hat er Nichts zu befürchten. Sobald sich aber in seinem Benehmen eine gewisse Scheu und Zurückhaltung, in seiner Rede die erste Verwirrung der Scham zu erkennen giebt, ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Man darf überzeugt sein, daß er sich nach den Aufklärungen, die er nicht länger entbehren kann, anderswo umsehen und damit sein Vertrauen Fremden zuwenden wird, wenn man sich nicht beeilt, sich dasselbe zu sichern. Indeß falle man deshalb nicht mit der Thüre in's Haus. Es wäre ein großer Irrthum, zu meinen, daß die Sache etwa in einer zufälligen Unterredung abgethan werden könne. So leicht läßt sich das menschliche Herz eben nicht regieren. „Was man sagt, bedeutet wenig, wenn man nicht den Augenblick, in welchem man es sagt, vorbereitet hat". Zu einer Zeit, wo die erregten Sinne den Verstand verwirren und den Willen beherrschen, haben die ernsten Lehren der Weisheit nur geringe Aussicht, beachtet zu werden. Man hüte sich daher, den jungen Leuten Vernunft zu predigen, bevor man sie in den Stand gesetzt hat, dieselbe zu hören. „Der Pedant und der umsichtige Erzieher sagen so ziemlich dasselbe, aber Jener sagt es bei jeder beliebigen Gelegenheit, Dieser nur, wenn er der Wirkung sicher ist".

Diese Sicherheit darf indeß in dem vorliegenden Falle nicht erwartet werden, so lange der junge Mann inmitten der Gefahren weilt, welche ihn bedrohen. Noch entgeht er ihnen, weil er sie nicht kennt; wollte man ihn plötzlich auf sie aufmerksam machen, er wäre verloren. Besser doch, man entfernt ihn zunächst von dem Abgrunde, an welchem er hinwandelt, und weckt ihn dann auf, um ihm denselben von Weitem zu zeigen. Mit Recht bezeichnet Rousseau „die Einsamkeit, die Lektüre, den Müßiggang, die weichliche, sitzende Lebensweise, den Umgang mit Frauen und jungen Leuten" als die Klippen, an welchen in der Regel die Unschuld der Jugend scheitert. Wie sorgsam sie auch geleitet wird, sie muß der beständigen Versuchung allmälig unterliegen; die Sinnlichkeit kann den mannigfachen Reizen, die von allen Seiten auf sie einwirken, auf die Dauer nicht

widerstehen. Es bleibt nur übrig, sie dieser Einwirkung zu entziehen, und zu dem Ende den jungen Mann aus seiner städtischen Umgebung in die Abgeschiedenheit des Landlebens zu versetzen. Freilich kann die räumliche Trennung von den gefährlichen Dingen und Menschen wenig helfen, wenn sie ihn in der Vorstellung begleiten. Gelingt es nicht, auch die Erinnerung an sie aus seinem Bewußtsein zu tilgen, ihn von Allem, sogar von sich selbst, abzulösen, so hätte er ebensogut bleiben können, wo er war.

Das beste Mittel aber, um ihn seinem bisherigen Lebens- und Vorstellungskreise zu entfremden, ist eine Beschäftigung, welche ihn durch ihre Neuheit interessirt und in Athem hält, die seine Kraft herausfordert und übt, der er sich ganz und mit leidenschaftlichem Eifer hingeben kann. Rousseau empfiehlt in dieser Beziehung die Jagd. Sie scheint ihm alle die ebengenannten Bedingungen zu erfüllen, und „wenn sie überhaupt jemals dem Menschen als ein erlaubtes Vergnügen gelten darf", grade jetzt am Orte zu sein. Kein Zweifel, daß der junge Mann, kräftig und ausdauernd wie er es ist, die noble Passion gern und mit Erfolg pflegen, und so wenigstens eine Zeit lang die gefährlichen Neigungen verlieren wird, welche aus einem weichlichen Leben entspringen. „Nicht mit Unrecht wird Diana als eine Feindin der Liebe dargestellt; die ungewöhnliche Anstrengung, welche sie von ihren Verehrern fordert, ertödtet die zärtlichen Gefühle". Freilich härtet die Jagd nicht nur den Körper ab, sondern sie verhärtet auch die Seele; sie gewöhnt an den Anblick des Blutes, weckt und nährt den Hang zur Grausamkeit. Es versteht sich daher von selbst, daß der Jüngling sich nicht zu lange mit ihr beschäftigen darf. Die Leidenschaft, welche sie ihm einflößt, soll nur die andere, die für den Augenblick weit gefährlicher wäre, zurückhalten, damit der Erzieher Zeit gewinne, sie zu schildern, ohne sie zu erregen, und Aussicht habe, ruhig und mit kaltem Blute angehört zu werden.

Denn es liegt ungemein viel daran, daß die Erklärungen, welche er seinem Zöglinge zu geben, die Mahnungen, die er an ihn zu richten hat, sich seinem Gedächtnisse fest einprägen. Das Maß der Aufmerksamkeit aber, die er ihnen zuwendet, wie das des Eindruckes, welchen sie hinterlassen, hängt in hohem Grade von der Form, der Ausdrucksweise ab, in welcher sie vorgetragen werden. Nicht ohne Grund hält es Rousseau für einen wesentlichen Mangel seiner, wie der neueren Zeit überhaupt, daß sie, als wenn die Menschen lediglich aus Geist beständen, in der schriftlichen, wie in der mündlichen Rede, die verständigen Gedanken zu nackt hervortreten läßt. „Indem man die Sprache der Zeichen, welche auf die Phantasie einwirken, vernachlässigt, verliert man die, welche unter allen die größte Energie besitzt. Der Eindruck des Wortes ist stets schwach;

man spricht zum Herzen weit vernehmlicher durch die Augen, als durch die Ohren". Ist das für alle Menschen wahr, so gilt es um so mehr von jungen Leuten, die, noch ganz in sinnlichen Vorstellungen befangen, nicht weiter denken, als ihre Einbildungskraft reicht. Ihnen ist die Vernunft nur zugänglich, wenn sie mit einem anschaulichen Körper bekleidet wird; die Sprache des Geistes muß ihren Weg durch das Herz nehmen, wenn sie von ihnen verstanden werden soll.

Weit entfernt also, dem Zöglinge über die Gegenstände, mit welchen er ihn bekannt machen will, eine lange Rede voll trockenen Raisonnements und kalter Beweisgründe zu halten, wird der einsichtige Erzieher damit beginnen, seine Phantasie in Bewegung zu setzen. Er wird die Umgebung so wählen, daß sie den Eindruck, welchen er hervorzubringen wünscht, möglichst verstärkt. Er wird gleichsam die ganze Natur an der Unterhaltung Theil nehmen lassen, und das höchste Wesen zum Zeugen für die Wahrheit dessen aufrufen, was er zu sagen hat. Er wird den Ort, an welchem man sich befindet, die Felsen, die Berge, die Wälder als Erinnerungszeichen an die Gelöbnisse dieser Stunde markiren. Er wird in Blick, Stimme, Bewegungen den ganzen Eifer und die volle Begeisterung legen, mit welcher er seinen Zuhörer zu erfüllen gedenkt. Beginnt er dann zu sprechen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß ihn derselbe hören und verstehen wird. Die tiefe Bewegung, von welcher er den treuen, liebevollen Führer auf seinem bisherigen Lebenswege ergriffen sieht, wird auch ihn zur Rührung stimmen. Er wird, wenn er wahrnimmt, wie durchdrungen der Freund und Lehrer von der Heiligkeit seiner Pflichten ist, auch die eigenen höher achten. Ueberzeugt und hingerissen von der ernsten, gedankenvollen und zugleich herzlichen Ansprache, die, stark an schlagenden Beweisgründen, belebt durch wirksame Bilder und Gleichnisse, frei von kalten Maximen, aber reich an warmer Empfindung, Gemüth und Verstand gleichsehr in Anspruch nimmt, wird er sich gedrängt fühlen, den Warnungen zu folgen, die sie einschließt, und die Entschlüsse zu fassen, welche sie ihm nahe legt.

Vorausgesetzt natürlich, daß der Inhalt der Rede dem eindringlichen Ausdrucke entspricht. Hören wir daher, was Rousseau dem jungen Manne gesagt haben will. „Man führe ihm die Gesetze der Natur in ihrer ganzen Wahrheit vor, und zeige ihm die Sanktion dieser Gesetze in den physischen und moralischen Leiden, welche eine Verletzung derselben für den Schuldigen zur Folge hat. Spricht man dann von dem unbegreiflichen Geheimnisse der Zeugung, so verbinde man mit der Vorstellung des Reizes, welchen die Natur diesem

Akte giebt, die der ausschließlichen Zuneigung, die ihn zu einem köstlichen Genusse macht, nicht minder die der Treue, der Scham und aller übrigen Tugenden, die ihn schützend umgeben. Man schildere ihm die Ehe, nicht blos als die süßeste aller socialen Gemeinschaften, sondern auch als den heiligsten und unverletzlichsten aller Verträge. Man mache nachdrücklich alle Gründe geltend, welche die Menschen bestimmen müssen, dieses geheiligte Band mit achtungsvoller Scheu zu betrachten, und Jeden mit Haß und Verwünschungen zu verfolgen, der die Reinheit desselben zu beflecken wagt. Man entwerfe ihm ferner ein wahres und ergreifendes Gemälde der sinnlichen Ausschweifungen und ihrer furchtbaren Wirkungen; man schildere ihm die thierische Verdummung, die geist- und herzlose Selbstsucht, welche sie zur Folge haben, zeige ihm auch, wie eine erste Verirrung unmerklich die weiteren nach sich zieht, und den, welcher sie begeht, rettungslos in sein Verderben fortreißt. Weist man ihm dann andrerseits evident nach, wie von einem reinen, keuschen Sinne die Gesundheit, die Kraft, der Muth, die Tugenden, selbst die Liebe und alle wahren Güter des Menschen abhängig sind, so darf man nicht zweifeln, daß ihm eben diese Reinheit als ein theurer und wünschenswerther Besitz erscheinen, und er bereitwillig jeder Anweisung, welche auf ihre Bewahrung abzielt, lauschen und nachkommen werde".

Ebenso gewiß ist, daß, wenn der Erzieher so seinem Zöglinge gegenübertritt, dieser, gerührt von der Zuneigung und dem Vertrauen, welche ihm bewiesen werden, und erschreckt von den Gefahren, von welchen er sich umgeben sieht, nicht säumen wird, sich unter seinen Schutz zu stellen und fortan freiwillig der Autorität zu folgen, der er sich bis dahin bewußt- und willenlos fügte. Freilich darf man nicht hoffen, sie lange zu behaupten, wenn man die Nothwendigkeit, sie geltend zu machen, nicht fern zu halten versteht. Man bemühe sich daher, mehr und mehr das Vertrauen des jungen Mannes zu gewinnen, gehe, statt sie zu bekämpfen, auf die Neigungen seines Alters, auf seine Anschauungen und Strebungen ein; es wird dann nicht schwer werden, sie zu leiten und zu beherrschen. Nichts ist thörichter und vergeblicher, als die Jugend dadurch vor den Fallstricken der Sinne schützen zu wollen, daß man ihr Abscheu vor der Liebe einzuflößen, den Gedanken an sie gewissermaßen als ein Verbrechen darzustellen sucht. Der entgegengesetzte Weg führt weit sicherer zum Ziele. Man scheue sich nur nicht, dem süßen Gefühle, nach welchem sie sich sehnt, zu schmeicheln; man schildere es ihr vielmehr als das höchste Glück des Lebens, weil es dies in der That ist. Indem man sie empfinden läßt, „welches Entzücken der Bund der Herzen dem Reize der Sinne hinzufügt", wird man sie mit Widerwillen gegen

jede zügellose Ausschweifung erfüllen. „Man mache sie verliebt, und sie wird sittsam und züchtig sein".

Rousseau begnügt sich indeß nicht damit, in dem Herzen des jungen Mannes die zarten Empfindungen der Liebe zu pflegen; er giebt ihnen auch einen Gegenstand, an welchem sie haften können. Eine ideale Geliebte ist ohne Zweifel der beste Schutz für ein von Liebe und Sehnsucht erfülltes Gemüth; sie stillt vorläufig das unruhige Verlangen, und hindert damit, daß es draußen seine Befriedigung suche. Die Reize, welche sie entfaltet, machen alle anderen stumpf und unwirksam; ihre lichte Erscheinung stellt die verführerischen Gestalten der Wirklichkeit in den Schatten. Natürlich muß ihr Bild alle die reinen und edlen Züge tragen, welche das Herz des Jünglings in seinem Idol vereinigt zu sehen wünscht." Auch darf ihr keine der Eigenschaften fehlen, die er an der späteren Gefährtin seines Lebens achten und lieben soll. Rousseau will deßhalb nicht, daß man sie ihm „als ein Muster der Vollkommenheit schildere, wie es nie und nirgend existiren kann". Man wähle ihre Mängel aber so, daß sie seinem persönlichen Wesen entsprechen und gefallen, auch zur Beseitigung der eigenen Fehler dienen können. — Andrerseits ist es ebenso unzulässig, im Widerspruch mit der Wahrheit ihr wirkliches Dasein zu behaupten. Man kann solcher Täuschung sehr wohl entrathen. Gefällt dem jungen Manne das Bild, so wird er ihm schon bald ein Original wünschen. Vom Wunsche aber zur wirklichen Annahme ist der Uebergang leicht; es kommt nur auf einige gewandte Schilderungen an, welche dem eingebildeten Wesen ausdrucksvollere Züge, und damit einen größeren Schein von Wahrheit geben. Nicht lange, und der verliebte Zuhörer wird glauben, daß es sich um die für ihn bestimmte Gattin handle, und mit froher Zuversicht den Augenblick erwarten, wo ihm der Gegenstand seiner Sehnsucht leibhaftig entgegentreten wird. Ist es aber dahin gekommen, so darf man ihn unbedenklich eine Strecke weiter führen auf der Bahn, welche er, um seine Bildung zu vollenden, noch zurückzulegen hat.

Berufen zur socialen Gemeinschaft mit seines Gleichen, muß der junge Mann das Terrain genauer kennen lernen, auf welchem er sich demnächst bewegen wird. Zwar „mit dem Menschen im Allgemeinen ist er schon in etwa vertraut geworden, die Individuen aber sind ihm noch ziemlich fremd geblieben. Er weiß bereits, was man in der Welt thut, aber nicht ebenso, wie man in ihr lebt". Diese Lücke auszufüllen, ist es grade jetzt an der Zeit. Nicht jedes Lebensalter ist befähigt, sich Ton und Sitte der großen Welt in der richti-

gen Weise anzueignen. Wer zu früh in sie eingeweiht wird, folgt ihr das ganze Leben hindurch ohne Ueberlegung und Auswahl, und wenn auch mit einer gewissen Selbstgefälligkeit, doch ohne jemals recht zu wissen, was er thut. Wer dagegen zu spät mit ihr bekannt wird, bemüht sich vergeblich, frei und ungezwungen aufzutreten; er wird seine steife, verlegene Haltung nie verlieren, und sich durch jeden Versuch, sein scheues und ungeschicktes Benehmen zu ändern, stets von Neuem lächerlich machen. Rousseau wußte das aus eigener Erfahrung; um so mehr liegt es ihm am Herzen, seinen Zögling rechtzeitig da einzuführen, wo er später vielfach zu verkehren hat. Darf er doch erwarten, daß derselbe die Weltbühne und was auf ihr vorgeht, nicht mit der stupiden Bewunderung eines jungen Leichtfangs anstaunen, sondern mit der scharf unterscheidenden Urtheilskraft eines gereiften Geistes betrachten wird. Eben diese fortgeschrittene Geistesbildung wird ihn auch in den Stand setzen, sich die noch fehlende gesellschaftliche Bildung leicht und wahrhaft zu eigen zu machen. Indem sie ihn befähigt, die Motive der einzelnen Verhaltungsregeln zu begreifen, welche im Leben der großen Welt dem Alter, Stande und Geschlechte gegenüber beobachtet werden, und in ihrer Gesammtheit den allgemein gültigen Codex des gesitteten Benehmens bilden, wird es ihm möglich, sie auf bestimmte Grundsätze zurückzuführen und, was der bloßen Routine nur selten gelingt, sie auch in unvorhergesehenen Fällen richtig anzuwenden.

Freilich ist der Eintritt in die Welt für ihn mit mannigfachen ernsten Gefahren verbunden. Um sie abzuwehren, ist vor Allem erforderlich, daß derselbe zu einem bestimmten Zwecke erfolge, dessen Erreichung im unmittelbaren persönlichen Interesse liegt. Die bloße Absicht, zu belehren, genügt nicht; wo sie allein waltet, steht zu befürchten, daß der Schüler sich nur zu bald und genauer, als wünschenswerth ist, unterrichten wird. Noch weniger empfiehlt es sich, lediglich sein Vergnügen im Auge zu haben; er würde verweichlichen, ohne etwas zu lernen. Ein passendes und unverfängliches Ziel bietet seine gegenwärtige Stimmung, die Liebe dar, welche grade jetzt sein ganzes Wesen ausfüllt. Man sage ihm, daß es gelte, die künftige Gefährtin seines Lebens, das Original zu dem Bilde zu suchen, welches in leuchtenden Zügen lockend vor seiner Seele steht. Kein Zweifel, daß dieser Talisman, in Verbindung mit der Kraft und Einsicht, die ihm in Folge seiner bisherigen Erziehung eigen sind, vor jeder Anfechtung schützen wird. Zieht ihn die Sehnsucht des Herzens zum weiblichen Geschlechte hin, er findet nicht, was er sucht. Drängen die aufgeregten Sinne, es fehlt an Gelegenheit, sie zu befriedigen. Der Abscheu vor Ehebruch und Ausschweifung hält ihn gleich ferne von den öffentlichen Mädchen, wie von den verheiratheten

Frauen. Zudem ist die Gefahr, welche von dieser Seite her droht, nicht so groß, wie man gewöhnlich glaubt. Die Verirrungen der Jugend gehen in der Regel weder vom Temperamente, noch von den Sinnen, sondern von den Meinungen und Grundsätzen aus, welche ihr beim Eintritte in die Welt begegnen, und so stark imponiren, daß sie sich ihnen selbst wider Neigung und Willen, aus falscher Scham und Eitelkeit anbequemt. Solche Einflüsse sind da natürlich wenig zu fürchten, wo der Mensch von früh an gewöhnt worden, immer nur dem eigenen begründeten Urtheile zu folgen, sich nicht durch fremde Ansichten in seinem Denken und Handeln bestimmen zu lassen.

Rousseau ist daher überzeugt, daß sein Zögling der Verführung, sofern sie von Außen an ihn herantritt, unzugänglich bleiben wird. Weit mehr fürchtet er den inneren Feind, welcher vorzugsweise in der Einsamkeit thätig, und um so gefährlicher ist, da man ihn nicht leicht entfernen kann. Man vergesse nicht, daß es stets die Einbildungskraft ist, welche die Sinne in Bewegung setzt. „Das sinnliche Bedürfniß an sich ist kein physisches, kein wahres Bedürfniß. Zöge nie ein lasciver Gegenstand unsere Blicke auf sich, träte nie eine unreine Vorstellung in unser Bewußtsein, es würde uns wahrscheinlich nie fühlbar werden". Vielleicht sagt Rousseau damit etwas zu viel. Wahr aber ist, daß „die dumpfe Gährung, welche gewisse Situationen und Anschauungen in dem Blute der Jugend erregen, ohne daß sie selbst zunächst den Grund ihrer inneren Unruhe zu entdecken vermag", nicht genug beachtet wird; wahr auch, daß man meist übersieht, wie „die Erinnerung an das, was sie wahrgenommen, die Vorstellungen, welche sich ihr aufgedrängt haben, sie in die Einsamkeit begleiten, und diese mit Bildern erfüllen, die weit verführerischer sind, als die Wirklichkeit selbst". Da dem aber so ist, muß Sorge getragen werden, daß der junge Mann möglichst wenig mit sich und seiner Phantasie allein sei. Rousseau fordert daher, daß der Erzieher ihn keinen Augenblick sich selbst überlasse, sondern ihm stets, bei Nacht, wie bei Tage, zur Seite bleibe, daß er ihn beständig in Thätigkeit erhalte, ihm nicht gestatte, sich zur Ruhe zu legen, bevor ihn der Schlaf überwältigt, noch auch länger der Ruhe zu pflegen, als es das unabweisbare Bedürfniß erfordert. Zwar sind diese Vorkehrungen recht mühsam und unbequem, aber einmal nicht zu umgehen. Es ist eben die Nachlässigkeit in diesem Punkte, welche heutzutage die Jugend zu Grunde richtet. In Folge ihrer jugendlichen Verirrungen aber entarten die Menschen, werden sie das, was sie gegenwärtig in der Regel sind. „Gemein und feige, selbst in ihren Lastern, haben sie nur kleine Seelen, weil ihr erschöpfter Körper schon in frühen Jahren corrumpirt wurde; kaum bleibt ihnen Kraft genug, um sich bewegen zu können. Ihre subtilen Gedanken verrathen, daß

es ihrem Geiste an allem gediegenen Inhalte fehlt; des einfachen, starken Sinnes entbehrend, sind sie unfähig zu irgend welchen hohen und edlen Empfindungen. Verworfen in jeder Beziehung, kleinlich, boshaft, eitel, falsch, elende, jämmerliche Schelme, gebricht es ihnen selbst an Muth, die Rolle hervorragender Bösewichter zu spielen*. Gewiß, fände sich Einer unter ihnen, „der, mäßig und enthaltsam, Herz, Blut und Sitten vor dem Gifte der Ansteckung zu bewahren wüßte, er würde mit dreißig Jahren alle diese Insekten zerdrücken, und die Herrschaft über sie mit geringerer Mühe gewinnen, als er bedarf, um Herr seiner selbst zu bleiben".

Rousseau vermuthet indeß, daß ein Solcher seine Umgebung zu sehr verachten würde, um sich zu ihrer Unterwerfung herbeizulassen. Auch liegt es ihm ferne, bei seinem Zöglinge, der übrigens, falls ihn Geburt und Vermögen in etwa unterstützten, seiner Ansicht nach zu einer dominirenden Stellung wohl befähigt wäre, Bestrebungen dieser Art vorauszusetzen, oder gar anzuregen. Wenn er in die Welt eintritt, so geschieht es nicht, um in ihr der Erste zu sein oder zu werden, sondern lediglich, damit er sie kennen lerne. Sehen wir denn, wie er sich zu dem Ende benimmt; wir erfahren so wenigstens, wie Rousseau will, daß er sich benehmen soll. — „Vor Allem, er denkt nicht daran, gleich Anfangs glänzen, durch sein Erscheinen irgendwie Aufsehen machen zu wollen. Die Eigenschaften, welche auf den ersten Blick frappiren, sind nicht die seinigen; er hat sie weder, noch will er sie haben. Auch legt er den Vorurtheilen der Menschen zu wenig Werth bei, als daß er wünschen sollte, von ihnen geachtet zu werden, bevor sie ihn kennen. Die Weise aber, in welcher er ihnen entgegentritt, ist weder bescheiden, noch eitel, sondern eben nur natürlich und wahr. Er kennt weder Gene, noch Verstellung, und ist inmitten eines gesellschaftlichen Kreises kein Anderer, als er allein und ohne Zeugen sein würde. Doch erscheint er deshalb keineswegs grob oder rücksichtslos. Zwar räumt er Anderen nicht den Vorrang ein; er achtet sie eben nicht höher, als sich selbst. Ebensowenig aber legt er gegen sie eine Gleichgültigkeit an den Tag, von welcher er weit entfernt ist. Sind ihm die leeren Formen der Höflichkeit fremd, so liegen ihm die aufmerksamen Bemühungen einer rücksichtsvollen Humanität um so näher. Wie wenig er auch die Menschen im Allgemeinen achtet, er zeigt ihnen doch keine Geringschätzung, weil er sie beklagt und ihr Schicksal ihn rührt. Da er ihnen den Sinn für die wahren Güter des Lebens nicht einflößen kann, so läßt er sie, aus Besorgniß, sie noch unglücklicher zu machen, als sie es ohnehin schon sind, im ruhigen Genusse der scheinbaren Güter, in welchem sie sich zu befriedigen pflegen. Er liebt es daher nicht, zu widersprechen, und weicht dem Wortkampfe so viel wie möglich aus, obgleich er keineswegs,

etwa aus Schmeichelei oder unzeitiger Nachgiebigkeit mit seiner abweichenden Ueberzeugung zurückhält. Er sagt eben seine Meinung, ohne die der Anderen zu bestreiten, weil er die Freiheit über Alles liebt, und der Freimuth eines ihrer schönsten Vorrechte ist".

„Im Ganzen aber spricht er wenig und nur über Dinge, die von Nutzen sind. Er ist zu unterrichtet, um schwatzhaft zu sein, denkt auch nicht daran, durch ein geistreiches Gerede über Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenken zu wollen. Daß ein Ignorant Alles für wichtig hält, was er weiß, und es Jedem mittheilt, ist natürlich; ein kenntnißreicher Mann öffnet den Schatz seines Wissens nicht so leicht; er hätte zuviel zu sagen, und sieht ein, daß er noch mehr zu sagen übrig lassen würde. Er schweigt daher, zumal er die Anderen um so besser beobachten kann, je weniger er selbst von ihnen beachtet wird. Eben dies ist auch der Grund, aus welchem er sich gern und willig in Ton und Sitte seiner Umgebung fügt, und sorgfältig jeden Anstoß meidet, der Aufsehen erregen könnte. Wer ihn deshalb für scheu oder furchtsam halten wollte, würde sich irren. Es kümmert ihn wenig, was man von ihm denkt; die Besorgniß, lächerlich zu erscheinen, ist ihm fremd, und keine falsche Scham stört seinen ruhigen Gleichmuth. Doch wie fest und selbstgewiß seine Haltung erscheint, selbstgefällig ist sie nicht. Insolenz und Anmaßung sind nur dem Sklaven eigen; einem wahrhaft unabhängigen Sinne widerstrebt jede Affektation, und der Stolz der Seele schließt den Hochmuth im Benehmen aus".

„Ueberdies, wer die Menschen liebt, wünscht von ihnen wiedergeliebt zu werden, und bemüht sich daher, ihnen zu gefallen. Auch unserem jugendlichen Freunde liegt solcher Wunsch und solches Bestreben nahe. Namentlich wird er, und nicht ohne Erfolg, darauf bedacht sein, sich den Frauen zu empfehlen. Alter, Neigung, das Ziel, welches er im Auge hat, drängen ihn dazu, mehr noch sein reiner Sinn und seine unverdorbenen Sitten. Denn nur die Männer, welche sich ihre sittliche Integrität bewahrt haben, sind zu einer aufrichtigen Verehrung der Frauen fähig und geneigt. Der leichtfertige, moquante Jargon, in welchem die gewöhnliche Galanterie sich zu ergehen pflegt, ist ihnen zwar fremd; dagegen tritt in ihrem Benehmen eine wahre Theilnahme, eine zarte Aufmerksamkeit hervor, die aus dem Herzen stammt, und darum auch die Herzen gewinnt. Möglich allerdings, daß der junge Mann den Frauen gegenüber zuweilen schüchtern und verlegen erscheint. Doch wird ihnen diese Verwirrung gewiß nicht mißfallen; man darf im Gegentheil erwarten, daß manche sich ihrer freuen, und versucht sein werden, sie noch zu steigern. Uebrigens wird er nicht gegen alle ein und dasselbe Benehmen beobachten; bescheiden und achtungsvoller gegen ältere Frauen

wird er bei den jungen Mädchen lebhafter und zärtlicher sein. Vergißt er doch keinen Augenblick, wen er sucht, und die, welche ihn am meisten an sie erinnert, zieht natürlich die größte Aufmerksamkeit auf sich. Indeß genügt er nicht blos den Rücksichten, welche dem schönen Geschlechte gebühren; er beobachtet nicht minder sorgfältig alle anderen, die von der Natur oder auch durch die gesellschaftliche Ordnung geboten werden. Nur wird er die ersteren den letzteren stets vorangehen lassen, einen bejahrten Particulier höher achten, als den Mann von Stand und Rang, welcher mit ihm in gleichem Alter steht. Im Allgemeinen aber wird er, da er in den Gesellschaften, in welchen er verkehrt, in der Regel einer der Jüngsten ist, auch einer der Bescheidensten sein".

Wir lassen es dahingestellt, ob Rousseau seiner Schilderung nicht einige Züge beigemischt hat, die ein höheres Alter und eine reifere Bildung voraussetzen, als sein Zögling für jetzt noch besitzt. Jedenfalls hat er Recht, wenn er es lächerlich findet, daß das Leben in der großen Welt als ein Mysterium dargestellt wird, zu welchem es einer besondern Einweihung bedürfe. „Als ob man sich nicht von selbst in ihm zurecht fände, wenn man anders, natur- und vernunftgemäß erzogen, zur rechten Zeit in dasselbe eingeführt wird. Sind doch die Gesetze, auf welchen es beruht, dem redlichen Herzen von der Natur eingeschrieben. Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen zu beweisen, daß man ihnen wohl will; sie tritt ohne alle Mühe zu Tage, wenn man sie eben hat; nur für den, welchem sie fehlt, muß sie, oder vielmehr ihr inhaltloser Anschein, in die leere Form einer Kunst gebracht werden". Freilich weiß Rousseau sehr wohl, daß, was die Ausnahme sein sollte, eben die Regel ist, sein Zögling daher nicht Manchem begegnen wird, der seine Maximen theilt und befolgt. Er meint indeß, daß, wie sehr er sich auch von Anderen unterscheide, er darum doch nicht unbequem oder lächerlich erscheinen werde. Vielmehr werde man anfangs dem Neulinge sein seltsames Auftreten zu Gute halten, sich dann später allmählig an dasselbe gewöhnen, und ihn schließlich, etwa wie einen liebenswürdigen Fremden, betrachten und gelten lassen. Gebe er auch keinen Anlaß zu besonderen Huldigungen, so werde man ihn doch lieb haben, ohne recht zu wissen warum, und rühme auch Niemand seinen Geist, so würden doch geistvolle Leute ihn gerne zum Schiedsrichter wählen.

Denn „er hat einen graden Sinn und ein gesundes Urtheil, und wenn seine Einsicht nur einen beschränkten Kreis umfaßt, so ist sie dafür innerhalb ihrer Grenzen klar und genau. Es fällt ihm nicht ein, neuen Ideen nachzujagen; er weiß, daß die wirklich heilsamen und nützlichen Gedanken, welche zu allen Zeiten die einzigen wahren

Bindemittel der socialen Gemeinschaft gewesen sind, zuerst bekannt waren, und die transcendenten Geister späterer Tage sich nur noch durch Einfälle auszeichnen können, welche dem menschlichen Geschlechte Verderben bringen. Er ist weit entfernt, aus dieser Quelle des Ruhmes schöpfen zu wollen; ihm genügt es, zu wissen, wo er das wahre Glück seines Lebens zu suchen hat, und worin er zum Glücke Anderer beitragen kann. Er fühlt sich nicht versucht, aus seiner engen, aber scharf bestimmten Bahn herauszutreten; er will weder glänzen, noch auf Irrwege gerathen, sondern eben nur das sein, was er ist. Gestattet ihm auch der Wunsch, zu gefallen, nicht mehr, sich gegen das Urtheil seiner Umgebung durchaus gleichgültig zu verhalten, so interessirt ihn dasselbe doch nur insofern, als es unmittelbar seine Person betrifft. Jene willkürlichen Werthschätzungen, welche lediglich von der Mode oder von Vorurtheilen abhängen, kümmern ihn wenig. Er setzt seinen Stolz darin, was er thut, gut zu thun, und wenn möglich, es selbst besser zu machen, als Andere. Er wünscht beim Laufe der Schnellste, im Kampfe der Stärkste, bei der Arbeit der Geschickteste zu sein. Aber er sucht die Vorzüge nicht, welche, wie Geist, Gelehrsamkeit, Gewandtheit der Rede, nicht von selbst einleuchten, sondern der äußeren Bestätigung bedürfen, und weniger noch diejenigen, welche, wie Reichthum, hohe Geburt, Rang und Ansehen, durchaus keine persönliche Bedeutung haben. Dagegen freut es ihn, wenn er in Allem, worin sich die Güte des Charakters offenbart, Anerkennung findet, nicht, weil diese Zustimmung seiner Eigenliebe schmeichelt oder für ihn Bedürfniß ist, sondern weil sie ihm beweist, daß die Menschen, von welchen sie ausgeht, ebenso denken, wie er selbst, und darum seiner Achtung und Liebe würdig sind".

Ob es ihm gelingen wird, sich in dieser festen, unabhängigen Haltung auf dem schlüpfrigen Boden des Salons ohne Fall und Anstoß zu bewegen? Wir fürchten, daß man sich den wunderlichen Fremdling, wie liebenswürdig er auch sein mag, nicht gar zu lange gefallen lassen wird. Doch ist das auch nicht grade nöthig; es genügt, wenn er Zeit findet, sich in den in Rede stehenden Kreisen hinlänglich zu orientiren, und sie zugleich für weitere Studien zu benutzen, die er nach der Ansicht Rousseau's in dieser Umgebung mit Aussicht auf Erfolg betreiben kann.

„Während der junge Mann im Leben der großen Welt die Menschen aus ihren Sitten kennen lernt, wie er sie vordem in der Geschichte aus ihren Leidenschaften erkannte, hat er oft Gelegenheit, über das nachzudenken, was dem menschlichen Herzen schmeichelt oder

widerwärtig ist", und damit unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf die Principien des guten Geschmacks zu richten. Der Geschmack ist eben nichts weiter, als „die Fähigkeit, über das zu urtheilen, was der Mehrzahl gefällt oder mißfällt". Daraus aber folgt keineswegs, daß es mehr Leute von Geschmack giebt, als andere. Im Gegentheile finden sich, obgleich die meisten Menschen über jeden einzelnen Gegenstand ein richtiges Urtheil haben, doch nur wenige, die sich dessen in Bezug auf alle rühmen dürfen. Uebrigens handelt es sich hier nicht um Dinge, die man liebt oder haßt, weil sie nützen oder schaden. Der Geschmack äußert sich nur an gleichgültigen Gegenständen, welche lediglich dem Interesse der Unterhaltung oder der Zerstreuung dienen. Eben dies macht seine Entscheidungen so difficil und anscheinend so willkürlich, denn außer dem unmittelbaren Instinkte, welcher sie einzugeben pflegt, sieht man für sie keinen weiteren Grund. Dazu kommt, daß der Geschmack in der physischen Welt anderen Gesetzen folgt, wie in der moralischen, daß er vielfach von lokalen Verhältnissen, vom Klima, den Sitten, den öffentlichen Institutionen abhängig ist, daß er nicht minder durch die Unterschiede des Alters, Geschlechtes und Charakters bedingt wird.

Er ist daher, wiewohl allen Menschen von Natur eigen, bei den einzelnen Individuen sehr verschieden. Auch entwickelt er sich nicht überall in demselben Grade, während er allerwärts aus mannigfachen Ursachen der Corruption unterworfen ist. Im Allgemeinen aber hängt das Maß des Geschmackes von der angeborenen Empfänglichkeit (sensibilité), seine Form und Bildung aber von den Gesellschaften ab, in welchen man gelebt hat. Diese dürfen, wenn er zu einer angemessenen Entwicklung gelangen soll, keinen zu beschränkten Umfang haben; nur im Verkehre mit einer größeren Zahl von Menschen findet sich Raum und Gelegenheit zu den nöthigen Vergleichungen. Sie müssen ferner ausschließlich der müßigen Unterhaltung gewidmet sein; wo man sich mit Geschäften befaßt, herrscht nicht das Vergnügen, sondern das Interesse. Auch darf in ihnen die Ungleichheit nicht zu groß werden, die Tyrannei der Meinung eine gewisse Gränze nicht überschreiten, und die Eitelkeit nicht mehr Nahrung finden, als Freude und Genuß. Sonst erstickt die Mode den Geschmack, und man sucht nicht mehr, was gefällt, sondern was unterscheidet und auszeichnet. In diesem Falle aber fällt der gute Geschmack nicht mehr mit dem der Mehrheit zusammen. Denn die Menge, nun ohne selbständiges Urtheil, schließt sich der Meinung Derer an, welche sie für aufgeklärter hält, und billigt nicht, was gut ist, sondern was ihre Autoritäten gebilligt haben. Man sorge dafür, daß Jeder seinem eigenen Gefühle folge; dann wird auch, was an sich angenehm, die Mehrheit der Stimmen für sich haben.

Das Schöne aber, welchem wir in den Werken der Menschen begegnen, stammt aus der Nachahmung der Natur, in welcher allein die wahren Urbilder des guten Geschmacks zu suchen sind. Je weiter man sich von dieser Lehrerin entfernt, um so mehr fällt man der subjektiven Vorliebe und Willkür anheim. Das Schöne, welches seinen Ursprung lediglich der Phantasie verdankt, ist stets der Caprice und Autorität unterworfen, und entspricht immer nur dem Geschmacke Derer, welche in diesen Dingen den Ton angeben. Das aber sind die Künstler, die Vornehmen und Reichen, die, ihrerseits von Interesse und Eitelkeit geleitet, um die Wette nach Gelegenheiten zu neuem Aufwande suchen, und so die Herrschaft des Luxus begründen. Man liebt dann nur noch, was mit Schwierigkeiten und Kosten verbunden ist, und das Schöne, weit entfernt, ein Abbild der Natur zu sein, gilt als solches nur in dem Maße, in welchem es ihr widerspricht. Luxus und schlechter Geschmack sind daher unzertrennlich; überall, wo der Geschmack kostspielig wird, ist er falsch. Mag er aber gut oder schlecht sein, seine Form erhält er vorzugsweise von dem Verkehre der beiden Geschlechter. Seine Ausbildung ist sogar eine nothwendige Wirkung dieser Gemeinschaft, in welcher es vor Allem darauf ankommt, zu gefallen. Eben deshalb muß er entarten, wenn dieses Bestreben durch die Leichtigkeit des Genusses geschwächt wird, ein Umstand, der deutlicher, als irgend ein anderer beweist, wie sehr der gute Geschmack von der Reinheit der Sitten abhängig ist. Was übrigens die Pflege betrifft, welche ihm von Seiten der Frauen zu Theil werden kann und soll, so ist sie nur dann erwünscht und heilsam, wenn dieselben die Grenzen des in ihre Kompetenz fallenden Gebietes nicht überschreiten. In physischen Dingen, bei welchen das Urtheil der Sinne maßgebend ist, darf man ihrem Geschmacke trauen, nicht aber da, wo die richtige Würdigung der Verhältnisse eine größere Thätigkeit des Verstandes voraussetzt. Die Schriftsteller, welche einen Blaustrumpf über ihre Werke zu Rathe ziehen, können sicher sein, daß sie schlecht berathen werden, und die Stutzer, die sich in Schmuck und Kleidung nach den Anweisungen ihrer Schönen richten, erscheinen stets in einem lächerlichen Aufzuge.

Dies sind die allerdings sehr „elementaren Begriffe", welche Rousseau der Erörterung eines Gegenstandes zu Grunde legt, welcher dem jungen Manne in seiner gegenwärtigen Lage keineswegs gleichgültig sein kann, und überhaupt für Jeden von großer Wichtigkeit ist. „Nicht nur, wer der Menschen bedarf, sondern ebenso Derjenige, welcher ihnen nützen will, muß wissen, was ihnen angenehm oder unangenehm sein kann. Niemand darf hoffen, ihnen erhebliche Dienste zu leisten, wenn er ihnen nicht zu gefallen versteht". Um aber den Geschmack seines Zöglings praktisch auszubilden, würde Rousseau,

wenn er die Wahl hätte, ihn zunächst nicht in Gegenden bringen, wo diese Bildung noch im Werden begriffen, sondern dahin, wo sie bereits entartet ist. Denn die Corruption des Geschmacks ist die Folge einer übertriebenen Zartheit der Empfindungen, die für Dinge empfänglich macht, welche das Gros der Menschen niemals wahrnimmt, und zu Erörterungen anregt, die durch eine scharfe Zergliederung des gegebenen Stoffes den Takt vor Einförmigkeit bewahren, und ihm eine größere Feinheit sichern. Es treten dann ebensoviele Richtungen und Formen des Geschmackes hervor, als es Köpfe giebt. Indem man aber beständig um den Vorrang streitet, gewinnt man eine umfassendere Einsicht, lernt man denken. Vielleicht, fügt Rousseau hinzu, ist gegenwärtig an keinem anderen Orte der Erde der allgemeine Geschmack schlechter, als in Paris. Und doch ist es grade hier, wo der gute Geschmack sich bildet. Der Grund liegt darin, daß der Geist, welcher die gesellschaftlichen Kreise dieser Hauptstadt belebt, jeden denkenden Kopf zur Entwicklung bringt, und sein Gesichtsfeld so weit ausdehnt, wie es überhaupt möglich ist.

Indeß, wenn man an Orten, wo der schlechte Geschmack vorherrscht, denken lernt, so darf man deßhalb doch nicht denken, wie Die, welchen er eigen ist. Das aber geschieht leicht, wenn man zu lange unter ihnen verweilt. Hat daher der Takt des jungen Mannes den Grad der Feinheit erlangt, welcher erforderlich ist, um die mannigfachen Unterschiede im Geschmacke der Menschen empfinden und würdigen zu können, so beeile man sich, seinen Blick auf Dinge von einfacherer Art zurückzulenken. Damit aber bis dahin der eigene Sinn möglichst rein und gesund erhalten werde, ist es zweckmäßig, ihm die stets reiche und frische Nahrung zu bieten, welche er aus den lauteren Quellen der Literatur und Poesie schöpfen kann. Natürlich hat Rousseau, wenn er, nicht mit Unrecht, die Zeit für geeignet hält, seinen Zögling in das Studium der Sprachen und ihrer Schriftwerke einzuführen, zunächst die der Alten im Auge. Sie verdienen schon deshalb den Vorzug, weil sie „der Natur am nächsten stehen, und der ihnen einwohnende Geist ein eigenthümliches, selbständiges Gepräge trägt". Nur in ihnen begegnet man „jener einfachen Größe, die zum Herzen dringt, und dem Geiste imponirt". Mäßig im eigenen Urtheile, sind sie um so reicher an objectiven und naturwahren Schilderungen der Menschen und Dinge. — Hat sich der junge Mann mit dem antiken Geiste und Charakter hinlänglich vertraut gemacht, so mag er auch ohne Gefahr der modernen Literatur näher treten. Man gebe ihm Gelegenheit, wenigstens im Vorübergehen einen Blick zu werfen auf die Journale, Uebersetzungen, die Wörterbücher und andere Compilationen dieser Art. Er weiß dann später, daß dieser „literarische Kleinkram" keine weitere Beachtung verdient. — Sodann

führe man ihn in's Theater, nicht um die Sitten, sondern um den Geschmack zu studiren, welcher grade hier für Jeden, der zu denken versteht, besonders deutlich zu Tage tritt. „Wer auf der Bühne Wahrheit oder sittliche Grundsätze sucht, wird sich getäuscht sehen; gilt es dagegen die Erlernung der Kunst, den Menschen zu gefallen und Theilnahme abzugewinnen, so dürfte sich keine bessere Schule finden lassen". — Das Studium des Theaters aber führt zu dem der Poesie; beide haben denselben Inhalt und verfolgen das gleiche Ziel. Rousseau zweifelt nicht, daß sein Zögling an den Werken der Dichter lebhaften Antheil nehmen, und sie sich mit freudigem Eifer aneignen wird, zumal er sich in dem Alter und der Stimmung befindet, in welchen das Herz jedem Eindrucke des Schönen offen steht. Möglich selbst, daß er zu sehr ergriffen, seine innere Bewegung zu heftig, und es deshalb nothwendig wird, die Lektüre zu unterbrechen, oder ihr eine andere Richtung zu geben. „Die Sprache der Liebe mag ihm gefallen, aber sie darf ihn nicht irre führen. Er soll zwar ein gefühlvoller Mensch, aber auch ein verständiger Mann sein, denn ist er nur eines von beiden, so ist er eben gar nichts". — Um ihn vor solcher Einseitigkeit zu bewahren, richte man seine Aufmerksamkeit nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Form des Gelesenen. Es ist wesentlich, daß er sich in der genauen Analyse des Vortrags übe, und die Schönheiten des sprachlichen Ausdrucks schätzen lerne. Auch muß er die Einsicht gewinnen, daß das Studium der Sprachen nicht deshalb so großen Werth hat, weil es lehrt, sie zu gebrauchen, sondern weil es zu dem der allgemeinen Grammatik hinüberleitet. „Um die Gesetze der menschlichen Rede zu verstehen, muß man eben im Stande sein, verschiedene Sprachen mit einander zu vergleichen".

Uebrigens läßt sich erwarten, daß Rousseau seinem Zöglinge mit diesen Studien keine ernste und strenge Arbeit zumuthet. Dieselben sollen ihm lediglich „eine zwanglose Unterhaltung darbieten, die aber vielleicht reichere Frucht trägt, als von einem regelrechten Unterrichte zu hoffen ist". Doch wäre dem auch nicht so, es liegt im Grunde wenig daran, wie weit er es in Sprachen und schönen Wissenschaften bringt. „Weiß er auch von alledem nichts, er ist deshalb nicht weniger werth". Indem er angeleitet wird, das Schöne in jeder Form zu empfinden und zu lieben, ist es vorzugsweise darum zu thun, seinen Sinn für die wahren Freuden und Genüsse des Lebens offen zu erhalten. Die Gefahr liegt nahe, daß seine natürlichen Neigungen unter dem Einflusse seiner Umgebung von ihrer ursprünglichen Richtung abirren, daß er im Reichthume die Mittel zu einem Glücke sucht, das er stets auch ohne ihn muß finden können. Es ist nicht so schwer, wie Manche glauben, sich das

Leben angenehm und genußreich zu machen; seine wirklich werthvollen Güter stehen Jedem zu Gebote, der sie zu ergreifen und zu benutzen weiß. „Man hat Vergnügen, wenn man es haben will; nur die herrschenden Vorurtheile scheuchen das stets bereite Glück immer wieder hinweg. Es ist hundert Mal leichter, glücklich zu sein, als zu scheinen". Wer frei und unabhängig, wer gesund und in der Lage ist, seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, hat Alles, was dazu nöthig ist. Vorausgesetzt freilich, daß er sich auf „die zahlreichen Kleinigkeiten versteht, die, an sich geringfügig, in ihrer Gesammtheit den Reiz und die Annehmlichkeit des Lebens bedingen". Sie werden in der Regel zu wenig beachtet; es fehlt meist an dem einfachen Sinne und dem gesunden Geschmacke, die erforderlich sind, um ihnen die durchgreifende Aufmerksamkeit zu schenken, auf welche sie im Interesse eines behaglichen Daseins Anspruch haben.

Man sieht, die ästhetische Bildung, welche Rousseau seinem Zöglinge zu vermitteln sucht, läuft in eine Anleitung zum Lebensgenusse aus. An sich dürfte sich gegen diese praktische Wendung nicht viel erinnern lassen. Der ästhetische Sinn ist ziemlich werthlos, wenn er nur in Galerien, im Theater oder hinter dem Theetische zur Geltung kommt, und die Kenntniß des Schönen nützt wenig, wenn sie lediglich in feinen Analysen und geistreichen Bemerkungen zu Tage tritt. Einen wirklichen Gewinn bringt sie nur da, wo sie den Menschen befähigt, das eigene Leben in das Gewand der Schönheit zu kleiden, und damit sich und Anderen eine unversiegliche Quelle frohen Genusses zu eröffnen. Natürlich wird die nähere Bestimmung dessen, was als schön und genußbringend zu gelten habe, stets von dem Umfange und der Tiefe der Einsicht abhängen, welche man vom Wesen des Schönen gewonnen hat. Rousseau faßt dasselbe ohne Zweifel zu äußerlich; eben darum ist auch das Gebiet, auf welchem, und die Weise, in welcher er es zu verwirklichen sucht, eine beschränkte. Schön ist seiner Ansicht nach, was allgemein, oder doch der überwiegenden Mehrheit der Menschen gefällt, ein Criterium, welches zwar nicht so unrichtig ist, wie es manchem geschulten Aesthetiker erscheinen mag, wenn es aber materielle Bedeutung erhält, kaum einen anderen Maßstab zuläßt, als den des sinnlichen Wohlgefallens. Allerdings giebt es eine Sphäre des Lebens, in welcher diese Norm berechtigt und am Orte ist, und wer sich in ihr bequem und angenehm einzurichten wünscht, dem sind die Anweisungen Rousseau's um so mehr zu empfehlen, da sie sehr in's Einzelne gehen. Sie machen recht deutlich, wie man in beschränktem Kreise, ohne Mühe und erheblichen Aufwand die Tage des Lebens in einer ununterbrochenen Reihe von zwar einfachen, aber darum nicht weniger

reizenden Genüssen hinbringen kann, wenn man, unbekümmert um die willkürlichen Anforderungen des Luxus und der Mode, in Wohnung und Nahrung, im geselligen Verkehre, wie in häuslicher oder ländlicher Zurückgezogenheit, in seinen Beschäftigungen und in seinen Erholungen sich lediglich durch die Antriebe der eigenen Neigung leiten läßt, und in dem zu befriedigen weiß, was die Natur der Verhältnisse bietet oder gestattet.

Vergessen wir indeß nicht, daß dem jungen Manne zunächst weniger die künftige Gestaltung, als die Gefährtin seines Lebens am Herzen liegt. Noch sucht er sie, und es war von Wichtigkeit, daß sie sich nicht so schnell finden ließ. Er mußte die Frauen überhaupt kennen lernen, um die, welche für ihn bestimmt ist, nach ihrem ganzen Werthe schätzen zu können. Nun aber darf sie ihm nicht länger ferne bleiben; er möchte sonst eine Andere für sie nehmen und dann zu spät seines Irrthums inne werden. Bringen wir ihn also in ihre Nähe; schon wartet sie seiner; der Erzieher hat dafür gesorgt, daß sie zur Hand ist, wenn sie nicht mehr entbehrt werden kann. Vielleicht hätte er sich diese Mühe ersparen dürfen; unserem Gefühle wenigstens sagt es nicht zu, daß er seinem Zöglinge die Wahl der Gattin vorweg nimmt. Rousseau aber scheint das für selbstverständlich zu halten; er zweifelt durchaus nicht, daß es auch in diesem Falle seine Pflicht ist, die Rolle der Vorsehung zu spielen. Er theilt insofern die Ansicht und Sitte seiner Zeit, welche namentlich in den höheren Ständen, wenn es sich um die Ehe der Kinder handelt, allgemein den Eltern die Initiative, vielfach auch die definitive Entscheidung zuweist. Doch würde man irren, wollte man annehmen, daß die herrschende Denkweise für ihn maßgebend gewesen. Ohne ihren Einfluß ganz in Abrede zu stellen, glauben wir doch, daß seine Ansicht vorzugsweise durch seine Auffassung der Liebe und Ehe bedingt wird. Wer gleich ihm die Sehnsucht des Herzens in dem Drange der Sinne zwar nicht erschöpft, wohl aber vor Allem wirksam sieht, wer die Liebe in der Leidenschaft wenn nicht aufgehen, so doch zunächst zur Erscheinung kommen läßt, der hat allen Grund, ihr die besonnene Einsicht abzusprechen, deren es zur Begründung einer auf gegenseitiger Hochachtung und durchgreifender Harmonie der Charaktere beruhenden Lebensgemeinschaft, wie die Ehe es sein soll, bedarf. Rousseau befestigt zwischen der Liebe, deren sinnliche Motive er zu einseitig betont, und der Ehe, deren sittliche Bedeutung er zu ausschließlich hervorhebt, eine so weite Kluft, daß der Uebergang von der einen zur anderen für einen jungen Mann ohne fremde Leitung

fast unmöglich wird. Er hat daher auf seinem Standpunkte vollkommen Recht, wenn er seinem Zöglinge auch da die leitende Hand reicht, wo dieser unseres Erachtens seinen Weg selbständig verfolgen muß. Ohne Zweifel tritt er damit dem Rechte der freien Selbstbestimmung zu nahe. Ob auch dem Anspruche auf eine befriedigte, glückliche Zukunft, ist eine andere Frage, die wir im Hinblicke auf die Beschaffenheit der meisten Ehen, welche im Sturme und Drange der Jugend geschlossen werden, nicht grade bejahen möchten.

Wenn aber die Vermittlung eines Eheprokurators einmal nothwendig oder rathsam erscheint, so mag er immerhin den Grundsätzen folgen, welche Rousseau für seine Thätigkeit aufstellt. Sie laufen im Wesentlichen darauf hinaus, daß nur die Wahl zu treffen ist, welche der junge Mann, wäre er über sich selbst im Klaren und seiner vollkommen Herr, selbst treffen würde. Weit entfernt, ihm eine beliebige Frau aus willkürlichen Rücksichten octroyiren zu wollen, fordert Rousseau vor Allem, daß die Erwählte ihm in Natur und Charakter entspreche. Diese Uebereinstimmung entscheidet allein über das Schicksal des künftigen Lebens. Wo sie fehlt, wird die Ehe für die Betheiligten eine Quelle steten Mißbehagens, vielleicht selbst des Verderbens. Wo sie vorhanden ist, darf keine anderweitige Rücksicht abhalten, den Bund zu bestätigen, welchen Natur und Herz bereits geschlossen haben. Rousseau findet es daher abgeschmackt, wenn man, wie das in manchen Kreisen nicht selten geschieht, junge Leute schon in einem Alter verbindet oder doch verlobt, in welchem ihre Charaktere sich noch nicht entwickeln konnten. Es erscheint ihm ebenso widersinnig, daß die innere Harmonie der Naturen gar oft weniger berücksichtigt wird, als die äußere Convenienz des Standes, Ranges oder Vermögens. Nicht als ob die letztere völlig gleichgültig wäre; sie giebt im Gegentheile der ersteren einen neuen und höheren Werth. Kann sie dieselbe auch nicht aufwiegen, so bringt sie doch, wenn alles Uebrige gleich ist, die Wagschale zum Sinken.

Uebrigens steht es auch Niemandem, falls er nicht etwa absoluter Monarch ist, frei, seine Gattin in jedem beliebigen Stande zu wählen. Die Vorurtheile, welche er selbst vielleicht nicht hat, er wird sie in der Regel bei Denjenigen finden, von welchen die Entscheidung abhängt. Es giebt daher gewisse Regeln der Klugheit, die von Eltern oder Erziehern, wenn sie sich für ihren Pflegling nach einer passenden Partie umsehen, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Vor Allem mögen sie dem vielfach gehegten Wunsche entsagen, ihm durch eine vornehme Frau zu einem höheren Range zu verhelfen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist immer sehr zweifelhaft, und wäre sie auch möglich, nicht einmal rathsam. Sie würde

den jungen Mann für ein eingebildetes Gut, welches für ihn werthlos ist oder doch sein soll, zahllosen wirklichen Leiden aussetzen, die er durch das ganze Leben zu ertragen hätte. Ebensowenig darf man Vorzüge von ganz verschiedener Natur, wie etwa Geld und adlige Geburt, durch die Ehe ausgleichen wollen. Die Geltung des einen steigert die des anderen nie in dem Grade, in welchem sie selbst durch diesen vermindert wird, während der größere Werth, welchen jeder der Betheiligten seiner Mitgift beilegt, Zwietracht in den beiderseitigen Familien und nicht selten unter den Gatten selbst veranlaßt. Ohne Zweifel wird der friedliche, geordnete Verlauf der Ehe da am Besten gesichert, wo sich in ihr Gleiches mit Gleichem verbindet. Geht das aber nicht an, so ist es für den Mann jedenfalls rathsamer, unter, als über seinem Stande zu heirathen. Da er als Haupt der Familie sie allein nach Außen zu vertreten hat, so wird auch ihr Rang in der Gesellschaft lediglich durch den bestimmt, welchen er selbst persönlich einnimmt. Wählt er daher seine Frau aus einem niedrigeren Stande, so hebt er sie zu sich hinauf, ohne daß er selbst irgendwie herabsteigt. Gehört sie dagegen einem höheren Stande an, so zieht er sie herab, ohne sich doch selbst zu erheben. Ueberdies setzt er sich in diesem Falle der Alternative aus, entweder dem eigenen Rechte oder fremdem Anspruche zu nahe zu treten, und so entweder verächtlich oder undankbar zu erscheinen. Was aber die Frau angeht, so wird ihre höhere sociale Stellung für sie stets ein mehr oder minder wirksamer Antrieb sein, nach der Herrschaft zu streben, welche die Natur dem Manne zuspricht. Steht sie dagegen dem Manne im Range nach, so stimmt die bürgerliche Ordnung mit der natürlichen überein, eine Harmonie, die für den glücklichen Verlauf der Ehe zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Freilich ist es schwer, in den unteren Schichten des Volkes eine Frau zu finden, die fähig wäre, das Glück eines gebildeten Mannes zu sichern. Nicht als ob man in den niederen Volksklassen schlechter oder lasterhafter wäre, als in den höheren, sondern weil man in ihnen von dem, was schön und anständig ist, nur wenige und schwache Begriffe hat. Die Menschen, welche beständig arbeiten, um zu leben, denken nicht, haben wenigstens keine anderen Gedanken, als die, welche sich auf ihre Arbeit oder auf ihr Interesse beziehen; ihr Geist reicht in der Regel nicht weiter, als ihre Arme. Nun thut zwar dieser Mangel weder der Rechtschaffenheit, noch den guten Sitten Eintrag; im Gegentheile dient er dazu, jene, wie diese zu bewahren. Doch bleibt es darum nicht weniger wahr, daß nur ein gebildeter Geist den Umgang angenehm macht, und ein Mann, der zu denken gewohnt ist, den größten Reiz des intimen häuslichen Verkehres entbehrt, wenn er sich gezwungen sieht, allein zu denken.

Rousseau wußte das aus eigener Erfahrung; um so stärker betont er die Nothwendigkeit der geistigen Bildung, deren die Frau allerdings auch deshalb bedarf, weil ihr ohne dieselbe die zur Erziehung der Kinder erforderliche Einsicht und Ueberlegung fehlen würde. Wie wünschenswerth sie aber auch ist, ihr Mangel erscheint doch weniger bedenklich, als ihr Uebermaß. Kein Zweifel, daß ein einfaches, rohes Naturkind vor einem gelehrten Blaustrumpfe den Vorzug verdient. Denn die Frau, welche den Schöngeist zu spielen und in ihrem Hause einem literarischen Gerichtshofe zu präsidiren liebt, ist eine wahre Plage für ihren Mann, ihre Kinder, ihre Freunde, kurz für Jeden, der mit ihr zu verkehren hat. Sie blickt von ihrem erhabenen Standpunkte mit Verachtung auf die Pflichten herab, welche dem Weibe obliegen, und macht sich lächerlich, weil sie aus ihrer natürlichen Stellung heraustritt, ohne doch die, nach welcher sie strebt, einnehmen zu können.

Neben dem Bildungsstande der künftigen Gattin kommt dann auch ihre äußere Erscheinung in Betracht, freilich zuletzt, obgleich sie zuerst in die Augen fällt. Große Schönheit dürfte eher zu fliehen, als zu suchen sein; sie verliert in den Augen des Besitzers sehr bald ihren Reiz, die Gefahren aber, welche sie mit sich bringt, dauern fort, so lange sie besteht. Besser noch ein gleich hoher Grad von Häßlichkeit, nur daß diese, wo sie ein gewisses Maß überschreitet, Widerwillen erregt, ein Gefühl, das, weit entfernt, sich im Laufe der Zeit zu verlieren, im Gegentheile immer stärker wird und schließlich die Ehe zu einer wahren Hölle macht. So empfiehlt es sich auch hier, an dem oft empfohlenen Grundsatze der goldenen Mitte festzuhalten. Eine hübsche, einnehmende Figur, die nicht Leidenschaft, sondern Wohlwollen einflößt, bringt dem Gatten keine Gefahr, während die Anerkennung, welche sie findet, zum gemeinsamen Behagen beiträgt. Dazu kommt, daß die Grazien nicht, wie die Schönheit, den Zahn der Zeit zu fürchten haben; sie altern nicht, sondern verjüngen sich stets von Neuem. Eine rechtschaffene Frau, die sich ihre Anmuth bewahrt, gefällt dem Manne nach dreißig Jahren noch ebenso, wie am ersten Tage.

Wer diese allgemeinen Gesichtspunkte im Auge behält, darf hoffen, daß er sich bei der Wahl seiner Lebensgefährtin nicht täuschen wird. Auch Rousseau hat sich durch sie leiten lassen, als er für seinen Zögling auf die Brautschau ging, und es versteht sich von selbst, daß die Erwählte allen Anforderungen entspricht, die sich aus ihnen ergeben. Ihm ebenbürtig in Rang und Herkunft, wie an persönlichem Werth und Verdienst, steht sie dem jungen Manne auch in Rücksicht auf Besitz und Vermögen nahe. Sie bezaubert nicht auf den ersten Blick, aber sie gefällt täglich mehr. Ihre größten

Reize wirken langsam und allmälig, und entfalten sich ganz nur im intimen Verkehre. Eben deshalb wird ihr Gatte sie mehr empfinden, als irgend ein Anderer. Ihre Erziehung war weder glänzend, noch ist sie vernachlässigt worden. Sie hat Geschmack, aber keine gelehrte Bildung, sehr mäßige Kenntnisse, aber ein gesundes Urtheil, auch mannigfache Talente, ohne daß sie deshalb auf den Namen einer Künstlerin Anspruch machen könnte. Sie weiß wenig oder nichts, aber begabt mit einem empfänglichen Sinne und einem feinen, lebhaften Geiste, ist sie ebenso fähig, wie geneigt, zu lernen. Und glücklich Der, welcher bestimmt ist, sie zu unterrichten. Sie wird nicht der Lehrer, sondern die Schülerin ihres Gatten sein, wird, weit entfernt, ihm ihren Geschmack und ihre Neigungen aufdrängen zu wollen, gerne und leicht die seinigen annehmen. Kein Zweifel, daß, während er so das Vergnügen hat, sie mit den Schätzen seines Wissens zu bereichern, sie bei ihrer Unwissenheit liebenswürdiger erscheinen wird, als wenn sie ein Ausbund von Gelehrsamkeit wäre.

Indeß, erfüllt sie auch die Bedingungen, die im Allgemeinen an eine Frau zu stellen sind, es fragt sich doch, ob sie auch die besonderen Eigenschaften besitzt, welche sie zur Frau eines bestimmten Mannes geeignet machen. Nicht als ob es jener geheimnißvollen Verwandtschaft bedürfte, vermöge welcher Personen verschiedenen Geschlechtes ihrer Zusammengehörigkeit unmittelbar inne werden. Diese mystische Sympathie der Seelen, diese ureigene Offenbarung des persönlichen Geistes, welche ihn im Anderen sich selbst wiederfinden, das ergänzende Ebenbild des eigenen Wesens erkennen läßt, ist Rousseau fremd. Er verlangt daher auch nicht, daß Mann und Weib sich im innersten Lebenspunkte ihrer Persönlichkeit berühren, wohl aber, daß sie die Elemente des persönlichen Lebens, natürlich in der durch das Geschlecht bedingten Verschiedenheit ihrer Form und Wirkungsweise, mit einander gemein haben. Natur, Temperament, Art und Richtung des Denkens und Empfindens, Charakter und Neigungen müssen übereinstimmen, eine Forderung, welche zwar eine durchgreifende innere Harmonie, doch keineswegs die volle und wahre Einheit der betreffenden Individuen einschließt. Ihre Erfüllung ist deshalb auch nicht an ganz bestimmte Personen gebunden; die Eigenschaften, welche sie voraussetzt, sind im Grunde doch nur allgemeine Bestimmungen, welche einer Mehrheit von persönlichen Trägern angehören können. Unter diesen steht natürlich die Wahl frei, und insofern ist Rousseau vollkommen befugt, in dem vorliegenden Falle eine solche zu treffen. Freilich hat die, welche er trifft, doch einen exclusiven Charakter. Die Frau, die er seinem jungen Freunde bestimmt, ist eine Erscheinung einzig in ihrer Art. Wie ihm sein Zögling als entwickelter Typus des *männlichen* Wesens gilt, so sieht

er in ihr den allgemein gültigen idealen Ausdruck der weiblichen Natur. Sie repräsentirt ihm das Weib, wie es bei normaler natürlicher Anlage und sachgemäßer Ausbildung derselben überhaupt sein und werden kann, und entspricht somit jedem, aber auch nur dem Manne, der in Wahrheit ein solcher ist. Ob und in wie weit sie auf diese typische Bedeutung Anspruch hat, wird sich zeigen, wenn wir später den Gang ihrer Entwicklung an der Hand Rousseau's genauer verfolgen. Nehmen wir hier vorläufig an, daß sie wirklich sein kann, was sie sein soll, „die Frau des Mannes", und begeben wir uns in ihre Nähe.

Daß wir nicht erwarten dürfen, ihr in den Straßen oder Salons von Paris zu begegnen, begreift sich. In der That wohnt sie, weit ab von der Hauptstadt, auf dem Lande, die Tochter eines Edelmannes, der aus dem Schiffbruche seines öffentlichen Lebens so viel gesunden Sinn und Vermögen gerettet hat, um, fern von dem geräuschvollen Treiben der Welt, den Rest seiner Tage in herzlicher Gemeinschaft mit seiner verständigen Gattin, dem stillen Genusse ländlicher Einsamkeit, und der Erziehung seines einzigen Kindes zu widmen. Gut, daß ihre friedliche Wohnstätte nicht so schnell zu erreichen ist; der junge Mann erhält so Gelegenheit, den Reiz und die Vorzüge einer längeren, sorglos heiteren Fußtour aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn er sie ebenso lebhaft zu empfinden weiß, wie Rousseau sie zu schildern versteht, er sich später selten oder nie versucht fühlen wird, „in dem engen Käfige eines Wagens an Land und Leuten vorüber zu fliegen". Freilich könnte man meinen, daß er grade in diesem Augenblicke, wo ihm ein lang ersehntes Ziel aus der Ferne entgegen winkt, sich statt der behaglich dahin schlendernden Beine die Flügel des Windes wünschen müsse. Doch er ist nicht erzogen, um zu wünschen oder zu erwarten, sondern um zu genießen, und wenn sein Verlangen ihn über die Gegenwart hinaus treibt, ist es doch nicht so ungestüm, daß der langsame Fortgang der Zeit ihn ungeduldig machte. Er hat so nicht blos das Vergnügen, welches die Sehnsucht selbst mit sich bringt, sondern zugleich den Genuß der Freude, die in der allmäligen Annäherung an den Gegenstand derselben gelegen ist.

Aber auch der weiteste Umweg führt endlich zum Ziele. Eine zufällige Verirrung giebt Anlaß, die gastliche Schwelle des Hauses zu überschreiten, in welchem man längst erwartet wurde, und nun als „bekannte Fremde" eine freundliche Aufnahme findet. Nicht lange, und die jungen Leute sehen, lieben und verstehen sich. Man kann sich darüber nach den Vorkehrungen, welche bis dahin von ihren Erziehern getroffen wurden, nicht grade wundern. Auch ist die Weise, in welcher das persönliche Verhältniß der Beiden sich allmälig ent-

wickelt, ebenso schön, wie naturgemäß. Rousseau sorgt durch seine sichere, zwar im Verborgenen wirkende, aber stets rechtzeitig eingreifende Leitung dafür, daß sich dasselbe in seiner vollen reizenden Wahrheit entfalten darf. Er hält diese Leitung für nöthig, nicht weil die jungen Leute sich nicht auch ohne sie lieben könnten, sondern damit sie in den Stand gesetzt werden, den Freudenbecher der reinen und unschuldigen Liebe in langsamen Zügen bis zum letzten Tropfen auszukosten. Sich selbst überlassen, würden sie ihn wahrscheinlich zu hastig leeren, und die Frucht genießen, bevor sie noch recht reif geworden. Auch in diesem Falle gilt es, der unmittelbaren Gegenwart abzugewinnen, was sie dem Menschen zu bieten vermag. Allerdings kommt es zugleich darauf an, ihrem Einflusse auf die Zukunft eine möglichst fördernde Richtung zu geben. „Vielleicht ist keine Periode des Lebens für die künftige Gestaltung desselben wichtiger, als die Zeit der ersten Liebe. Der Eindruck, welchen dieses mächtigste aller Gefühle auf einen unverdorbenen jugendlichen Sinn zu machen pflegt, dringt in die Tiefe, und hat nachhaltige Wirkungen, deren Verkettung sich zwar im Fortgange der Jahre dem Blicke entzieht, die aber bis zum letzten Tage des Lebens andauern". Dazu kommt, daß die Liebe die erste, und vielleicht die einzige Leidenschaft ist, von welcher der junge Mann wahrhaft ergriffen wird, und sie eben darum seinem Charakter die letzte Form geben, seiner Denk- und Empfindungsweise ein festes, unzerstörbares Gepräge aufdrücken muß.

Läßt man diese Ansicht gelten, und wir glauben nicht, daß sie in ihrem Kerne mit Fug bestritten werden kann, so wird man zugestehen müssen, daß der kleine Roman, welchen Rousseau seiner Pädagogik eingeflochten hat, berechtigt und am Orte ist. Hat das Spiel der Liebe so ernste Folgen, so liegt ohne Zweifel ungemein viel daran, wie es betrieben wird, und die Erziehung darf sich der Aufgabe nicht entziehen, dasselbe sorgsam zu überwachen. Sie erfüllt damit eine höchst wichtige, aber auch eine sehr angenehme Pflicht. Denn „Nichts in der Welt gewährt dem theilnehmenden Beobachter ein anziehenderes Schauspiel, als das Glück zweier jungen Herzen, die sich unter den Augen ihrer Erzieher sorglos dem süßen Drange ihrer Gefühle überlassen, und das Band, welches sie bis zum Tode verbinden soll, mit Blumen und Kränzen umflechten". Wer das nicht glauben will, der lese die Schilderung, welche Rousseau von ihrem trauten und innigen Verkehre entwirft. Sie giebt in der That ein liebliches Bild, ebenso anziehend durch die Schärfe und Feinheit der Zeichnung, wie durch die sanfte Wärme des milden Colorits. Statt der düsteren Gluth, welche wir in dem Romane der Leidenschaft auflodern sahen, sendet in dieser Idylle der Liebe ein reines Licht seine heiteren Strahlen aus. Die Empfindung, welche dort in stürmischem

Drange über alle Dämme hinwegfluthet, bewegt sich hier in einem ruhig und gleichmäßig dahinfließenden Strome. Nicht heiß und heftig, sondern zart und innig ist der Ausdruck des Gefühls, dessen Weichheit indeß nirgend in eine schwächliche Sentimentalität ausartet. Davor bewahrt die gesunde, frische Natur, die als solche freilich ein etwas zu anspruchvolles sinnliches Element nicht hervorkehrt, aber in sich birgt. Dasselbe tritt indeß nicht sowohl in unmittelbaren Aeußerungen, wie in den ernsten Mahnungen und umsichtigen Vorsichtsmaßregeln zu Tage, welche seiner Wirksamkeit vorbeugen sollen.

Ebendarum ist die Gefahr, welche es später bringen kann, zunächst weniger zu fürchten, als eine andere, die namentlich dem jungen Manne droht, wenn sie nicht rechtzeitig abgewandt wird. „Wer eine Frau innig und aufrichtig liebt, wird leicht selbst zum Weibe. In ihre Nähe gebannt, gewöhnt er sich an ihre müßige und weichliche Lebensweise; was sie unterhält und zerstreut, beschäftigt auch ihn; ihre Wünsche sind für ihn Befehle. Nicht lange, und ein junges Mädchen ist der Herr seines Schicksals; er kriecht und beugt sich vor ihr; der ernste, stolze, selbstbewußte Mann wird zum Spielball eines Kindes". Diese Umwandlung läßt sich allerdings nicht ganz abwehren; es liegt in der Natur der Sache, daß der Mensch von dem Gegenstande seiner Neigungen und Wünsche abhängig, in seinem inneren und äußeren Leben mehr oder weniger durch ihn bestimmt wird. Wohl aber ist es möglich, zu verhindern, daß die unvermeidliche Aenderung zu plötzlich erfolgt, und zu durchgreifend einwirkt. Man arbeite dahin, daß der Mensch „möglichst bleibt, was er war, und er wird ohne wesentliche Einbuße das werden, was er augenblicklich zu sein hat". Je fester er auf dem Boden seiner Vergangenheit steht, um so sicherer und gefahrloser sind die Schritte, welche ihn in die Zukunft hinüberführen. „Nur die Macht der Gewohnheit mildert die nothwendigen, aber oft raschen Wechsel der Neigungen", ein Grundsatz, welchen die Erfahrung überall bestätigt, und die Erziehung stets im Auge behalten muß, falls sie nicht die Frucht ihrer Bemühungen jeden Augenblick auf das Spiel setzen will. Sie hat beständig dahin zu wirken, daß dem Alten seine volle Kraft erhalten bleibt, daß das Neue nur langsam und allmälig Zugang findet, und der Uebergang vom Einen zum Anderen unmerklich vor sich geht. Gilt das überhaupt, so ganz besonders in der hier in Rede stehenden Zeit und Lebenslage. Denn „keine Umwälzung tritt schneller und gewaltsamer auf, als die, welche die Liebe in dem gesammten Sein und Denken des Jünglings hervorzubringen pflegt".

Rousseau hütet sich daher wohl, seinen Zögling, so oft und so

lange er es wünscht, in der unmittelbaren Nähe seiner Geliebten verweilen zu lassen. Ohne daß es deshalb ausdrücklicher Verbote und Vorschriften bedarf, die natürlich nur erbittern würden, trifft er in Gemeinschaft mit den Eltern des Mädchens seine Anordnungen so, daß der junge Mann seine Besuche nicht häufiger wiederholen, noch auch länger ausdehnen kann, als rathsam ist. Er wohnt weit genug ab, um den Gegenstand seiner Sehnsucht nicht grade im Fluge erreichen zu können. Eine Tour von einigen Meilen ist immer schon eine kleine Reise, zumal sie im Interesse des körperlichen Wohlbefindens zu Fuß zurück gelegt wird. Sie nimmt so viele Zeit in Anspruch, daß der Aufenthalt am Ziele selbst nur von sehr beschränkter Dauer sein kann. Dennoch muß es genügen, wenn derselbe im Laufe der Woche ein oder zwei Mal möglich wird. An den übrigen Tagen mag die Hoffnung, die Geliebte demnächst zu sehen, und das Vergnügen, sie gesehen zu haben, den wirklichen Anblick ersetzen. Es schadet nicht, daß der junge Mann so vorzugsweise in der Einbildung genießt; seine Freuden sind darum nur um so reiner, und nicht weniger groß und wahr. Sie geben zudem seiner Liebe stets neue Nahrung, ohne doch Herz und Sinn zu verweichlichen.

Uebrigens ist dafür gesorgt, daß seine Gedanken nicht immer dieselbe Richtung nehmen. Fehlt es doch keineswegs an mannigfachen Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit fesseln, und seine Thätigkeit anregen können. Da er auf dem Lande wohnt, so hat und nimmt er beständig Gelegenheit, seine naturhistorischen Kenntnisse zu erweitern, und die Erfahrungen, welche er auf dem Gebiete der Agrikultur bereits gewonnen hat, zu vervollständigen. Er wandert durch die umliegenden Fluren, bemerkt und fixirt die Unterschiede des Bodens, beachtet nicht minder die Produkte, die er hervorbringt, und die Art des Anbaues, durch welchen sie erzielt werden. Er vergleicht die Arbeiten, welche er sieht, mit denjenigen, die er schon früher kennen lernte. Fällt ihm eine Verschiedenheit auf, so forscht er nach dem Grunde derselben; glaubt er eine bessere Culturmethode, zweckmäßigere Werkzeuge zu kennen, als sie hier üblich sind, so sucht er den Landleuten ihre Vorzüge, nicht in schönen Worten, sondern dadurch zu beweisen, daß er sie praktisch zur Geltung bringt. Er braucht nicht zu besorgen, daß sie sich über ihn lustig machen, wenn sie sehen, daß er ebenso gut oder noch besser zu arbeiten versteht, als sie selbst. Auch werden sie dazu um so weniger geneigt sein, da er sich ohne Zwang und Affektation bemüht, ihnen persönlich näher zu treten. Er sucht sie in ihren Wohnungen auf, erkundigt sich nach ihrer Lage und Familie, nach dem Umfange und Ertrage ihrer Felder, nach ihren Abgaben und Lasten, ihren Einkünften und Schulden. Kann er ihnen irgend wie nützlich werden, einen Vortheil zuwenden,

einem Mangel abhelfen, so ist er dazu stets bereit. Nicht als ob es ihm in den Sinn käme, mit dem Gelde, welches ihm etwa zur Verfügung steht, um sich zu werfen. Er weiß, daß dasselbe in der Regel schlecht angewandt wird, und zieht es daher, wenn zuweilen eine Unterstützung am Orte ist, vor, sie ohne Rücksicht auf die Wünsche und Gelüste des Empfängers, in der für ihn nützlichsten Weise zu gewähren. Im Ganzen aber hilft er weniger mit seiner Börse, als durch thätige persönliche Theilnahme. Er versöhnt die Streitenden, pflegt die Kranken, schützt die Bedrängten; er meidet die Wohnungen der Armen nicht, und hat keine Eile, sie zu verlassen, wenn er in sie eingetreten. Er ißt und trinkt mit den Leuten, welchen er zu Hülfe kommt, aber auch mit solchen, die seiner nicht bedürfen. Und indem er so der Wohlthäter der Einen und der Freund der Anderen wird, hört er keineswegs auf, sich als ihres Gleichen zu betrachten.

Man sieht, Rousseau weiß seinen jungen Freund, der überdies fortfährt, an bestimmten Tagen das erlernte Handwerk zu üben, so angemessen zu beschäftigen, daß ihm die Zeit, in welcher er der Geliebten fern bleiben muß, rasch genug verlaufen wird. Auf die Dauer freilich dürfte sie ihm doch zu lang werden. Wie selten sich die Beiden auch sehen, je öfter sie zusammentreffen, um so weniger können sie einander entbehren. Mit ihrer Intimität wächst natürlich zugleich das Verlangen, sich dauernd anzugehören. Auch steht, sollte man denken, ihrer Verbindung, da alle Bedingungen einer solchen erfüllt scheinen, Nichts mehr im Wege. Indeß Rousseau ist anderer Meinung; weit entfernt, dieselbe schon jetzt zu gestatten, fordert er vielmehr eine mehrjährige Trennung. Wir glauben mit Recht, obgleich wir das vornehmste Motiv seiner Ansicht nicht grade für das zutreffendste halten können.

Wahr ist freilich, daß die Erziehung den wichtigsten Theil ihrer Aufgabe unerfüllt läßt, wenn sie den Menschen nicht auch zur T u g e n d anleitet. Auch kann man nicht leugnen, daß es ziemlich überflüssig ist, die Tugend zu kennen, so lange die Uebung derselben nichts kostet. Fraglich aber scheint uns, ob der junge Mann nicht doch schon früher in die Lage hätte gebracht werden können, ihren Werth praktisch zu erfahren, und mehr noch, ob die, in welcher er sich grade jetzt befindet, geeignet ist, ihm diese Erfahrung zu vermitteln. Rousseau allerdings leugnet das Eine, und zweifelt nicht an dem Anderen, eine Folge der einseitigen Auffassung, die er vom Wesen der Tugend hat. Dieselbe beruht seiner Ansicht nach auf der Kraft, auf der K r a f t d e s s t a r k e n W i l l e n s, welcher die

Schwäche der Natur zu besiegen weiß. Als tugendhaft gilt ihm daher der Mensch, welcher zu jeder Zeit im Stande ist, seine Neigungen und Leidenschaften zu beherrschen. Von welcher Art diese Affekte sind, ist gleichgültig. „Man ist im Irrthum, wenn man sie in gute und schlechte sondert, um sich dann jenen hinzugeben und diesen zu entziehen. Sie sind eben alle gut, so lange man die Herrschaft über sie behauptet, und alle schlecht, sobald man sich von ihnen unterjochen läßt". Die Tugend besteht somit wesentlich in der Freiheit des Menschen von sich selbst, in der Unabhängigkeit, die er gegenüber den Regungen, Trieben und Wünschen des eigenen Herzens sich bewahrt. Sie bewährt sich im Kampfe gegen die inneren Gewalten, welche den freien Geist zu knechten streben; ihr Verdienst ist der Sieg, welchen sie über dieselben davon trägt. Freilich fügt Rousseau hinzu, daß „nur Derjenige, welcher stets Herr seiner selbst ist, der Stimme der Vernunft und des Gewissens folgt, seine Pflicht erfüllt und sich innerhalb der Schranken hält, welche das Gebiet der sittlichen Ordnung umgrenzen". Man sieht indeß leicht, daß er damit das sittliche Verhalten nicht als die Wirkung, sondern lediglich als eine Folge der Tugend auffaßt, daß ihm diese nicht die positive Ursache, sondern nur die negative Voraussetzung desselben ist.

Wird aber der Begriff der Tugend in so beschränktem Sinne genommen, so konnte er dem jungen Manne bis dahin nicht füglich näher treten. Hat ihn doch Rousseau so erzogen, daß er sorg- und müheloş durch das Leben gehen durfte, daß er nie in den Fall kam, den schweren Kampf zwischen Pflicht und Neigung kämpfen zu müssen. „Als er in das Alter der Vernunft trat, wurde er vor den gefährlichen Irrthümern fremder Meinungen bewahrt; als sein Herz für tiefere Eindrücke empfänglich wurde, ist es gegen den Andrang der Leidenschaft geschützt worden. Weil ihm das Böse fremd blieb, that er nur das Gute; mit dem Laster unbekannt, konnte er der Tugend entbehren". Er lebte bis dahin immer noch das schuldlose Leben des Kindes; indem er stets nur den unmittelbaren Antrieben der Natur folgte, gingen ihm die Tage in heiterer Ruhe und ungestörtem inneren Frieden vorüber. Gewiß ein großer Gewinn für den Menschen, wenn er so die Periode der kindlichen Unschuld bis zur Grenze des Mannesalters hin ausdehnen kann. Ist es aber möglich, sie so weit zu verlängern, warum denn nicht weiter? Rousseau antwortet: „weil die natürliche Güte dem Sturme der Leidenschaften nicht zu widerstehen vermag". Er würde richtiger sagen: weil sie der Macht *einer* Leidenschaft nicht gewachsen ist. Denn alle übrigen lassen sich, wie er das selbst praktisch zu erweisen sucht, fern halten; nur die *Liebe* kann nicht abgewehrt, sie muß durch die Energie des persönlichen Willens *überwunden* werden. Freilich

erscheint es auf den ersten Blick seltsam, daß sie nicht ungestört soll walten dürfen. Ist sie doch ohne Zweifel auch eine natürliche Regung, die, gut an sich, die natürliche Güte unmöglich gefährden kann, falls sie nur einen ihrer Natur entsprechenden Verlauf nimmt. Erinnert man sich indeß, daß für Rousseau das eigentliche Prinzip dieser Güte in der unbedingten persönlichen Freiheit gelegen ist, so begreift man, wie er nicht umhin kann, einem Affekte entgegen zu treten, welcher immer und überall die Selbstentäußerung der Persönlichkeit voraussetzt oder zur Folge hat.

Allerdings verlangt er nicht, daß der junge Mann seiner Liebe oder ihrem Gegenstande für immer entsage, wohl aber, daß er sich von beiden innerlich frei mache. Er soll „die Tyrannei, welche im eigenen Herzen ihren Sitz aufgeschlagen, stürzen, soll das Joch der Knechtschaft, in das er sich freiwillig begeben, abschütteln“. Wie berechtigt die Gefühle auch sind, welche ihn beherrschen, er darf ihre Obmacht nicht dulden, darf nicht zugeben, daß sie größere Gewalt über ihn ausüben, als er ihnen freiwillig einräumt. Er muß sich frei erhalten, obgleich die Nothwendigkeit ihre dringendsten Ansprüche erhebt; er muß seine Unabhängigkeit bewahren, auch den Bedürfnissen gegenüber, welche aus seinem innersten Wesen entspringen. Er muß das um so mehr, da er sich nur so nicht blos den Preis der Tugend, sondern auch das Glück des Lebens sichern kann. „Liebe ist Leid; unsere Zuneigungen sind die vornehmste Quelle unserer Sorgen und Schmerzen. Wer sich nicht selbst genügt, verlebt seine Tage in steter Unruhe; er entbehrt, was er wünscht, und was er besitzt, er fürchtet beständig, es zu verlieren. Mit Recht, denn Nichts auf Erden hat bleibenden Bestand; Alles geht nur an uns vorüber, und was wir lieben, es wird uns später entrissen werden“. Wie erschrak doch der junge Mann, als er in drastischer Weise an den Tod seiner Geliebten erinnert wurde. Schon die bloße Vermuthung, daß derselbe erfolgt sein könne, raubte ihm alle Fassung. Was wird aus ihm werden, wenn er, vielleicht schon im nächsten Augenblicke, wirklich eintritt? Und doch ist das nicht der einzige Weg, auf welchem sie ihm genommen werden kann. Wer weiß, ob nicht ein Anderer sie für sich gewinnen, ob sie selbst sich seiner nicht unwürdig machen, ob man ihm ihre Hand nicht schließlich doch verweigern wird? Gewiß ist es rathsam für ihn, einer Neigung zu gebieten, die jeden Augenblick auf den Verlust ihres Gegenstandes gefaßt sein muß, und wie schuldlos sie heute noch ist, vielleicht schon morgen strafbar wird. Auch darf er den Kampf gegen sie nicht bis dahin verschieben, wo er unvermeidlich geworden; die Rüstung muß dem Kriege vorausgehen, wenn er zu einem glücklichen Ausgange führen soll. Grade jetzt ist es an der Zeit, die zu Gebote stehende Kraft zu erproben, sich zu einer entschei-

benden Anstrengung aufzuraffen, welche alle weiteren Mühen überflüssig macht. Gelingt es ihm, diese Leidenschaft zu beherrschen, so wird er auch alle anderen unterjochen, die sich später etwa erheben mögen. Er wird dann auch stets in der glücklichen Lage sein, sich der vergänglichen Güter dieser Erde zu erfreuen, soweit das überhaupt möglich ist. „Indem er sie besitzt, ohne daß sie ihn in ihrer Gewalt haben, schöpft er aus ihnen eine Lust, die Nichts zu trüben vermag. Wer hat, als hätte er nicht, der allein ist im Besitze; man genießt wahrhaft nur das, was man zu verlieren weiß“.

Wohl mag dem Allem so sein; es gehört aber ein langes, oder doch an Erfahrungen reiches Leben dazu, um es zu glauben. Einem jungen Manne von kaum zwanzig Jahren, der überdies verliebt ist, wird diese Lehre schwerlich einleuchten, selbst wenn er bei Zeiten an eine verständige Betrachtung der Lebensverhältnisse gewöhnt worden. Auch ist Rousseau nicht so naiv, zu erwarten, daß die ernste und warme Rede, in welcher er sie seinem Zöglinge vorträgt, diesen bestimmen werde, sich die ihm zugemuthete Trennung ohne Weiteres gefallen zu lassen. Er hofft ebensowenig, ihn durch die verständlicheren Gründe zu überzeugen, welche sich aus der gegenwärtigen Lage der Dinge ergeben. Er weiß sehr wohl, daß er dem Nachweise der Unmöglichkeit, so fortzuleben, wie bisher, mit dem Vorschlage begegnen wird, die Hindernisse durch eine definitive Verbindung zu beseitigen. Zwar fehlt es nicht an gewichtigen Motiven, dieses naheliegende und erwünschte Auskunftsmittel als unstatthaft abzulehnen. Wie sollte eine Bekanntschaft von wenigen Monaten eine sichere Grundlage für die Ehe bilden können? Nicht, weil sie für ihn paßt, sondern weil sie ihm gefällt, wünscht der junge Mann die Geliebte schon jetzt heimzuführen. Er übersieht, daß die Liebe sich gar oft in der Wahl ihres Gegenstandes täuscht, und wenn sie ihres Irrthums inne geworden, nicht selten in Haß umschlägt. Ohne Zweifel hat sie sich in dem vorliegenden Falle einer Persönlichkeit zugewandt, welche in sittlicher Beziehung nichts zu wünschen übrig läßt. Aber die Rechtschaffenheit einer Frau giebt noch keine Gewähr dafür, daß sie sich zu einem beständigen intimen Umgange eignet. Es kommt auf den Charakter, die Sinnesweise an, und diese offenbart sich nicht in kurzer Zeit; es bedarf einer langen Reihe von mannigfachen Beobachtungen, um sie gründlich kennen zu lernen. Wer kann wissen, ob und in welchem Grade sie dem Wechsel unterworfen ist, ob nicht schon einige Monate der Trennung genügen, damit an die Stelle der gegenwärtigen Zuneigung eine vollständige Gleich-

gültigkeit trete? Jedenfalls ist es gewagt, an eine unerschütterliche Treue zu glauben, bevor man sie auf die Probe gestellt hat, und sehr thöricht, wenn man sich der Gefahr aussetzt, diese Probe noch zu einer Zeit machen zu müssen, wo sie nutzlos geworden.

Ueberdies ist man mit einigen zwanzig Jahren zwar alt genug zum Lieben, nicht aber zum Heirathen. Wer Kinder gebären und erziehen will, darf selber kein Kind mehr sein. Oft genug erkaufen die Frauen, welche vor der Zeit in die Ehe treten, das Vergnügen, Mutter zu werden, mit dem Verluste ihrer Gesundheit, nicht selten selbst mit dem Leben. Die Kinder aber, welche in einem nicht hinlänglich ausgebildeten Körper herangereift sind, bleiben in der Regel das ganze Leben hindurch schwach und hinfällig. Auch darf Niemand die Stellung des Gatten und Vaters beanspruchen, bevor er die mit ihr verbundenen Pflichten erkannt und reiflich erwogen hat. Wer Haupt einer Familie wird, wird damit zugleich Glied des Staatskörpers, und als solches ohne Zweifel eine sehr traurige Rolle spielen, wenn er sich nicht mit den Gesetzen und Bedingungen des staatlichen Lebens hinlänglich vertraut gemacht hat. Dazu ist aber unser junger Ehecandidat bisher nicht in der Lage gewesen; noch weiß er ebensowenig von seinen ehelichen Pflichten, wie von den bürgerlichen Verhältnissen. Er hat also allen Grund, dem Rathe seines Mentors zu folgen. Indeß, wo das Herz die entscheidende Stimme hat, schweigt die Vernunft und erlahmt der Wille. Nur das Eingreifen einer anerkannten höheren Autorität kann in diesem Falle vor unbesonnenen Schritten bewahren. Und Rousseau hat rechtzeitig Sorge getragen, daß er befehlen kann, wenn Gründe wirkungslos bleiben müssen. Indem er von der Befugniß Gebrauch macht, welche ihm sein Zögling freiwillig eingeräumt hat, nöthigt er ihn, auch wider Wunsch und Neigung dem richtigen Wege zu folgen.

Wohin aber führt dieser Weg? Es versteht sich von selbst, daß die Erziehung ein wichtiges Ziel im Auge haben muß, wenn sie, um dasselbe zu erreichen, einen Zeitraum von zwei Jahren in Anspruch nimmt. Es gilt, die vorhin erwähnte große Lücke in der Bildung des jungen Mannes auszufüllen, die Kenntniß von Welt und Menschen, welche er sich bis dahin erworben hat, in einem wesentlichen Punkte zu vervollständigen. „Nachdem er in die physischen Beziehungen, die ihn mit den übrigen Wesen verknüpfen, später auch in die sittlichen Verhältnisse, welche ihn mit den übrigen Menschen verbinden, Einsicht gewonnen, liegt es ihm nun mehr ob, auch die politische Rechtsgemeinschaft, in wel-

cher er mit seinen Mitbürgern zu leben hat, kennen zu lernen. Er weiß in etwa, wie die Menschen als Individuen im privaten Verkehre beschaffen und zu behandeln sind, aber Geist und Charakter der Nationen, das bürgerliche Gesammtleben der Völker ist ihm noch fremd". Will er auf diesem Gebiete heimisch werden, so muß er die Grenzen der Heimath überschreiten, um sich eine Zeit lang auf einem größeren und weiteren Terrain zu bewegen. „Wer nur ein Volk gesehen, kennt nicht die Menschen, sondern im Grunde nur die Leute, mit welchen er gelebt hat". Auch wird man das Wesen der politischen Institutionen nur dann richtig verstehen und würdigen, wenn man in der Lage gewesen, die verschiedenen Formen, in welchen sie bei den einzelnen Völkern auftreten, zu beobachten, und nach ihrem Charakter, wie in ihren Wirkungen, mit einander zu vergleichen. Dazu aber bedarf es der eigenen Anschauung, die keineswegs, wie Manche glauben, durch die Lektüre ersetzt werden kann. Rousseau ist überzeugt, daß man überall da, wo es auf die Erkenntniß realer Verhältnisse ankommt, selbst sehen, nicht lesen muß. Die Berichte der Reisenden stimmen selten oder nie überein, geben kaum jemals von demselben Gegenstande die gleiche Vorstellung. Selbst wenn sie sich bemühen, wahr und aufrichtig zu sein, entstellen sie die Wahrheit durch die falschen Farben, in welchen sie ihrem Auge erscheint. Um so weniger ist es möglich, sie aus den absichtlichen Täuschungen zu ermitteln, welche sie zu verdecken pflegen.

Will man daher die fremden Zustände und Völker kennen lernen, wie sie wirklich sind, so muß man sich an Ort und Stelle begeben, und persönlich in ihrer Mitte verweilen. Doch ist es deshalb nicht grade nöthig, die ganze Erde zu durchwandern. „Wer zehn Franzosen kennt, kennt sie alle, und läßt sich auch von manchem anderen Volke nicht ganz Dasselbe sagen, so kann doch der eigenthümliche Charakter jeder Nation durch die genaue Beobachtung einer beschränkten Zahl ihrer Angehörigen erkannt werden". Ebenso „mag, wer einige wenige Völker gesehen und verglichen hat, sich dabei beruhigen; eine weitere Ausdehnung seiner Forschungen würde seinen Kenntnissen keinen erheblichen Zuwachs bringen". Wichtiger als der Umfang der Reisen, ist die Art, wie sie gemacht werden. Rousseau bemerkt sehr mit Recht, daß viele Menschen sich durch sie noch weniger, als durch Bücher unterrichten. Gewohnt, fremder Meinung und Autorität zu folgen, sind sie unfähig, irgend Etwas von selbst und mit eigenen Augen zu sehen. Er fügt nicht minder richtig hinzu, daß Andere deshalb draußen nichts lernen, weil es ihnen nicht darum zu thun ist. Wer eine Reise unternimmt, hat in der Regel einen beschränkten Zweck, auf welchen er Alles bezieht, oder er verfolgt irgend ein persönliches Interesse, das seine ganze Aufmerksamkeit in

Anspruch nimmt. Dies gilt selbst von den Gelehrten. Auch sie „reisen nicht, wie vor Zeiten Plato oder Pythagoras, um sich zu unterrichten, sondern lediglich, um diesen oder jenen Gegenstand, vielleicht in höherem Auftrage, genauer zu erforschen". Die Schaar der Touristen aber, die auf eigene Hand und Rechnung in der Fremde umherzieht, pflegt sich nach Art neugieriger Kinder nur das Land und seine etwaigen Merkwürdigkeiten zu besehen; die Menschen und Völker zu studiren, kommt ihnen entweder gar nicht, oder nur ganz beiläufig in den Sinn. Und doch ist das die Hauptsache, und die einzige Aufgabe, welche sich ein vernünftiger Mensch, wenn er zum Wanderstabe greift, überhaupt stellen kann.

Sie ist auch diejenige, welcher der junge Mann in der hier in Rede stehenden Periode sich widmen soll. Damit er sich ihr aber gerne und mit Eifer unterziehe, ist es nothwendig, an ihre Lösung ein persönliches Interesse zu knüpfen. Wie die Dinge liegen, ist das eben nicht schwer. Die Absicht, einen eigenen Heerd zu gründen, führt von selbst zu der Frage, wo und wie sie sich am besten ausführen lasse. Wer heirathen will, muß zunächst wissen, welche Stellung er im Leben einnehmen, womit er sich beschäftigen, wie er sich und seiner Familie den erforderlichen Unterhalt sichern wird. Und darüber in's Reine zu kommen, ist auch, wenn Rang und Vermögen zu Gebote stehen, nicht so leicht, wie es einem heißblütigen Liebhaber scheinen mag. Gilt es doch vor Allem, sich seine Unabhängigkeit zu bewahren. Sieht man sich aber in der Welt um, so wird man kaum eine Stellung finden, die denjenigen, welcher sie einnimmt, nicht von seiner näheren und weiteren Umgebung mehr oder weniger abhängig macht. Ob man nun sein Geld in kaufmännischen Geschäften anlegt, oder seine Person irgend einer amtlichen Thätigkeit widmet, stets wird man sich in Haltung und Benehmen, in seiner Denk- und Lebensweise dem Beispiele und den Vorurtheilen Anderer anbequemen müssen. Zwar giebt es „ein Metier, das bei den Menschen in großer Achtung steht, und gegen hohen Sold die Verpflichtung auflegt, Leute zu tödten, die uns nie etwas Böses zugefügt haben". Indeß zweifelt Rousseau nicht, daß sein Zögling ihm schon dieses Zweckes wegen keinen Geschmack abgewinnen wird. Eher möchte derselbe geneigt sein, in der friedlichen Ruhe eines ländlichen Stilllebens seinen Acker zu bauen. Doch wie löblich solches Vorhaben auch ist, die Ausführung stößt doch auf manche Schwierigkeiten. Der Acker dürfte sich allerdings schon finden lassen, der ruhige Besitz und Genuß aber ist nicht so leicht zu erlangen. Will man ihn sicher stellen, so muß man sich vorsehen, daß er nicht durch eine gewaltthätige Regierung, eine verfolgungssüchtige Religion, oder durch eine sittlich verdorbene Umgebung beständig gestört werde. Auch geschieht es nicht selten,

daß maßlose Abgaben den Ertrag der Arbeit wegnehmen, oder endlose Prozesse mit streitsüchtigen Nachbarn nicht blos den friedlichen Verlauf des Lebens, sondern auch den Bestand des Vermögens gefährden.

Ohne Frage wird der junge Mann, wenn ihm alle diese Bedenken und Hindernisse nahe treten, begreifen, wie wichtig es für ihn ist, sich bei Zeiten nach einem Zufluchtsorte umzusehen, an welchem er künftig mit seiner Familie zufrieden und glücklich leben kann. Der Vorschlag, zu dem Ende eine längere Reise in die umliegenden Länder zu unternehmen, darf einer bereitwilligen Annahme gewiß sein. Ebenso sicher läßt sich erwarten, daß er vollkommen bewandert in Allem, was der Sphäre des öffentlichen Volks- und Staatslebens angehört, von diesem Ausfluge zurückkehren wird. Die Intelligenz seines Führers und die eigene Urtheilsfähigkeit bürgen dafür. Freilich gilt auch hier der Grundsatz: um das, was ist, richtig zu würdigen, muß man wissen, was sein soll. Wer den Werth oder Unwerth der bestehenden Regierungs- und Verfassungsformen feststellen will, bedarf eines zuverlässigen Maßstabes, an welchem er ihn messen kann. Diese Norm der Beurtheilung aber ist nur aus den allgemeinen Prinzipien des öffentlichen oder Staatsrechtes zu entnehmen, die Kenntniß derselben also das, was unserem angehenden Touristen zunächst Noth thut. Auch glaubt Rousseau, daß es ihm weder an der Neigung, noch an der Fähigkeit fehlen wird, sich dieselbe anzueignen. Wie geringe Theilnahme der schwierige, weil wesentlich abstrakte Gegenstand in der Regel auch findet, ihn drängt ein naheliegendes Interesse, sich mit ihm vertraut zu machen. Das Verständniß aber wird ihm um so leichter werden, da er nicht schon zu wissen glaubt, was ihm noch unbekannt ist. Er bringt aus den Jahren der Kindheit keine vorgefaßten Meinungen, keine falschen oder halbwahren Maximen mit, wie sie Leben und Erziehung dem jugendlichen Geiste vor der Zeit einzupflanzen pflegen. Noch weiß er kaum, was Staat oder Regierung ist, und es fällt ihm nicht ein, über politische Fragen und Verhältnisse mitsprechen zu wollen. Vielleicht gebricht es ihm sogar an der hohen geistigen Begabung, deren es bedarf, um auf diesem Gebiete ein competentes, maßgebendes Urtheil beanspruchen zu können. Doch reicht seine Einsicht jedenfalls zu einer genügenden Orientirung aus; seine aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit, und die Verehrung, welche er der Wahrheit zollt, wird den etwaigen Mangel an Talent mehr als ersetzen.

Natürlich kommt dabei sehr viel auf die Form an, in welcher der neue Inhalt ihm vorgeführt wird. Wir können von dem letzteren hier füglich absehen, da er nur die wesentlichen Grundzüge des spä-

ter zu besprechenden Contrat social wiederholt. Was aber die erstere betrifft, so fordert Rousseau, daß man von klaren und einfachen Bestimmungen, wie sie die Natur der Dinge unmittelbar an die Hand giebt, ausgehe, an diese dann Fragen anknüpfe, die in lebendiger Rede und Gegenrede zu erörtern sind, endlich die Ergebnisse dieser Erörterungen als Grundsätze fixire. Gewiß ist diese sokratische Methode, und nicht blos in dem vorliegenden Falle, zweckmäßiger, als der geschlossene, zusammenhängende Vortrag. Auch zweifeln wir nicht, daß, wenn sie in der von Rousseau skizzirten Weise fortschreitet, durch ihre Anwendung das angestrebte Ziel leicht und sicher erreicht werden kann. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß der Werth der Lehrmethode nicht über den der Lehre selbst entscheidet. Auch mag dahingestellt bleiben, ob es für das Verständniß der realen politischen Bildungen förderlich ist, ihm ein ideales Staatsgebilde zu Grunde zu legen. Freilich müssen hier, wie überall, gewisse allgemeine Begriffe geläufig sein, bevor man zu der Betrachtung concreter Verhältnisse mit Erfolg übergehen kann. Doch davon handelt es sich bei Rousseau nicht. Er giebt seinem Zöglinge eine im Wesentlichen vollkommen aus- und durchgeführte Theorie des Staatswesens mit auf den Weg. Von seinem Standpunkte aus und für seinen Zweck allerdings mit Recht. Wer sich ein bestimmtes politisches Ideal gebildet hat, kann den vorhandenen staatlichen Formen nur insoweit Werth und Bedeutung beilegen, als sie mit demselben übereinstimmen, und wird folgerecht da, wo er die politische Ueberzeugung eines Anderen begründen will, ihn zunächst in den Besitz der allein gültigen Regel setzen, welcher die Auffassung und Beurtheilung der wirklichen Erscheinungen zu folgen hat.

Sind die sicheren Grundlagen gelegt, so mag sich der junge Mann „die wunderlichen Gebäude näher ansehen, welche die Menschen auf ihnen errichtet haben“. Zu dem Ende wird er aber nicht so reisen dürfen, wie die meisten seiner Alters- und Standesgenossen zu reisen pflegen. „Von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von einem Cirkel zum anderen, oder falls ihre Führer dem Gelehrtenstande angehören, durch Bibliotheken und Sammlungen, zu alten Monumenten oder historischen Curiositäten geführt, kehren sie von ihrer großen europäischen Tour eben so gelangweilt und unwissend zurück, wie sie dieselbe angetreten haben“. Namentlich wird er den Hauptstädten möglichst aus dem Wege gehen. Wer nationale Charaktere und Eigenthümlichkeiten kennen lernen will, darf sie nicht aufsuchen; er findet in ihnen nur ein buntes und doch farbloses Gemisch von Völkern und Sitten. Auch sind sie, abgesehen von einigen geringfügigen Unterschieden, einander so ähnlich, daß man sich nur die Physiognomie einer einzigen zu merken braucht, um ein zutreffendes Bild aller

übrigen zu haben. „Will man den ureigenen Geist, die charakteristischen Sitten eines Volkes studiren, so begebe man sich in die entfernteren, abgelegenen Provinzen, wo die Bewegung des öffentlichen Verkehres mäßiger, der Zufluß von Fremden geringer ist, und die Einwohner Stand, Vermögen und Wohnort weniger oft wechseln". Auch treten nicht in der unmittelbaren Nähe, sondern in einer gewissen Entfernung vom Centrum des Staates, die guten oder schlechten Wirkungen seiner Regierung am Deutlichsten hervor. Sie zu erkennen, ist freilich nicht Jedermann's Sache. Indeß giebt es doch, wie Rousseau glaubt, zwei einfache und leichtfaßliche Normen, nach welchen die relative Güte einer Regierung im Allgemeinen richtig geschätzt werden kann.

„Je mehr in einem Lande die Bevölkerung zunimmt, um so besser wird es verwaltet, vorausgesetzt, daß diese Vermehrung eine natürliche Folge aus den gegebenen Zuständen, nicht durch Colonien oder andere zufällige Umstände veranlaßt ist". Neben der Anzahl der Bewohner aber kommt auch ihre Vertheilung in Betracht. „Zwei Staaten von gleicher Größe und Volksmenge können an Macht und Stärke doch sehr verschieden sein; der mächtigere von ihnen ist dann stets derjenige, dessen Bevölkerung über sein Gebiet am gleichmäßigsten vertheilt ist". Die großen volkreichen Städte erschöpfen das Land; weit entfernt, seine Kraft zu beweisen, zeugen sie vielmehr für seine Schwäche. Auch würde man irren, wollte man glauben, daß sie, als die gewöhnlichen Sitze der höheren Behörden, einen genaueren Einblick in die Natur und Wirksamkeit derselben ermöglichen. „Die in die Augen fallende Form einer Regierung, bestechend durch den äußeren Glanz, und gehoben durch den officiellen Jargon ihrer höchsten Spitzen, ist für die Beurtheilung ihres wirklichen Gehaltes ziemlich gleichgültig". Um den wahren Werth einer Staatsverwaltung zu ermitteln, muß man sie in ihren sämmtlichen Zweigen und in jedem derselben durch alle einzelnen Stufen, besonders aber den Einfluß verfolgen, welchen sie in jedem ihrer Wirkungskreise auf Land und Leute ausübt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Geist der Regierung in den Städten stets ein anderer ist, wie auf dem flachen Lande, es aber vorzugsweise darauf ankommt, wie er sich in diesem Theile des Staatsgebietes äußert. Denn „er ist so groß, daß er dem Ganzen nahezu gleichkommt. Das flache Land macht eben das Land, und seine Bevölkerung die Nation aus".

In ihrer Mitte wird denn auch der junge Mann seine politischen Studien zu machen haben, wenn er anders die Verhältnisse des staatlichen Lebens in ihrer vollen Wahrheit kennen lernen soll. Zugleich aber gewährt ihm der Aufenthalt auf dem Lande noch einen anderen Vortheil, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. „Je ent-

legener die Provinzen, um so besser sind die Menschen, welche sie bewohnen. Weil sie der Natur noch nahe stehen, bildet die natürliche Güte den herrschenden Grundzug ihres Charakters. Erst wenn sie sich in Städte einschließen, und hier den Einwirkungen einer rasch fortschreitenden Cultur aussetzen, verfallen sie der Corruption, verwandeln sich ihre wenigen Fehler, die übrigens mehr Anstoß erregen, als Schaden stiften, in gefällige und verderbliche Laster". Eben deshalb ist es nothwendig, die jungen Leute dem Einflusse des städtischen Lebens möglichst zu entziehen; je länger sie ihn an sich erfahren, um so größer wird die Gefahr, daß sie ihm unterliegen. Verweilen sie dagegen unter einfachen Landleuten, bewegen sie sich in weniger zahlreichen Gesellschaften, so werden sie sich nicht nur reinere Sitten, sondern auch ein richtigeres Urtheil und einen gesunderen Geschmack bewahren. — Von seinem Zöglinge glaubt das Rousseau um so eher erwarten zu dürfen, da er im Besitze eines Talismans ist, welcher ihn gegen jede böse Anfechtung schützen wird. Kein Zweifel, die tiefe und innige Liebe, welche ihn auf seinen Wanderungen begleitet, wird ihn durch alle Gefahren unverletzt hindurchführen. Er wird der Geliebten ein ebenso warmes und zärtliches Herz zurückbringen, als er mit hinweggenommen. Zugleich wird sie Gelegenheit haben, sich der Ausbildung zu erfreuen, welche sein Geist inzwischen erfahren hat. Hat er doch einige der großen Staaten Europa's, und eine weit größere Anzahl der kleineren besucht, sich mit den Sprachen und Sitten der wichtigsten Culturvölker vertraut gemacht, und Alles gesehen, was in Natur und Verfassung der fremden Länder, was an ihren Bewohnern und in den verschiedenen Zweigen ihrer Thätigkeit von wirklichem Werth und Interesse ist.

Daß auch der nächste persönliche Zweck seiner Reise erreicht worden, ließ sich erwarten. Er weiß nun, was er zu sein und wie er zu leben hat, um so zufrieden und glücklich durch das Leben zu gehen, wie es dem Menschen überhaupt gestattet ist. Er hat eingesehen, daß ihm die Welt nichts bieten kann, was er nicht schon hätte, daß es für ihn das Beste ist, so zu bleiben, wie er unter der weisen Leitung seines Erziehers geworden. Je aufmerksamer er die Werke der Menschen, die Formen und Einrichtungen ihres Lebens beobachtete, um so klarer wurde es ihm, daß sie sich durch ihr rastloses Bemühen, unabhängig zu werden, immer mehr zu Sklaven machen, und selbst die Freiheit, welche ihnen wirklich eigen ist, in ihren nutzlosen Versuchen, dieselbe zu sichern, allmälig verlieren. Diese Wahrnehmung hat ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß man, um sich frei zu machen, nichts zu thun hat, daß es vielmehr genügt, wenn man nur nicht aufhören will, es zu sein. Frei aber ist seiner Ansicht nach, wer sich willig in die Gebote der Nothwendig-

keit fügt, nicht ankämpft gegen das Unvermeidliche, sondern ruhig hinnimmt, was nicht zu ändern ist. Und dazu wird er um so leichter im Stande sein, je weniger er sich durch die irdischen Dinge fesseln läßt, und je loser die Bande sind, welche ihn an sie knüpfen. Wie thöricht erscheint ihm doch jetzt der frühere Wunsch, eine Stelle auf der Erde zu finden, wo es ihm gestattet wäre, unbedingt sein eigener Herr zu sein. Als ob man nicht überall, wo immer man sich unter den Menschen niederläßt, von ihren Interessen und Leidenschaften mehr oder weniger abhängig würde. Doch auch davon abgesehen, schon der Boden, welchen man in Besitz genommen, fesselt Person und Leben. Freiheit und Herrschaft sind eben unvereinbar; wer auch nur über eine Hütte zu verfügen hat, verfügt schon nicht mehr frei über sich selbst.

Doch ist es deshalb weder nöthig, noch rathsam, sich jeglichen Besitzes zu entschlagen. Wie unabhängig der Mensch von seines Gleichen sein mag, der Abhängigkeit von der Natur kann er sich nicht entziehen; wie frei er auch dasteht, bedürfnißlos ist er nicht. Kann er diesen nothwendigen Bedürfnissen ohne Sorgen und Mühen gerecht werden, so ist das ein Vorzug, den er zwar nicht suchen soll, aber auch nicht von der Hand weisen darf, wenn der Zufall ihn darbietet. Der junge Mann wird daher das Vermögen, welches die Eltern ihm etwa hinterlassen, als das seinige betrachten und benutzen. Aber er wird zugleich dafür sorgen, daß dasselbe keine Macht über ihn gewinne, ihn in keiner Beziehung irgendwie binde. Läßt man es ihm, so wird es ihm verbleiben; wird es ihm genommen, so wird es ihn selbst nicht mit sich fortnehmen. Arm oder reich, er wird seine Freiheit zu behaupten wissen, und zwar nicht nur in diesem oder jenem Lande, sondern überall auf der ganzen Erde. So lange er wohlhabend und unabhängig ist, wird es ihm an dem, was er zum Leben bedarf, nicht fehlen. Ist er es nicht mehr, so hat er Arme, um sich das Nöthige zu erwerben. Erlahmen auch diese, so wird er weiter leben, falls man ihn ernährt. Geschieht das nicht, so wird er den Tod, welcher ohnehin früher oder später eintritt, ruhig erwarten. Wie sollte es ihn bei dieser Denkweise kümmern, welche Stellung er im Leben einnimmt, oder wo er sich in der Welt befindet? Ueberall, wo es Menschen giebt, ist er unter seinen Brüdern; wo sie fehlen, wird er bei sich selber zu Hause sein.

In der That, wer so sich selbst genügt, „immer nur wünscht und will, was ist", hat nie mit dem Schicksale zu kämpfen; er würde als Mensch unabhängig, wie Gott selber, sein, wenn er sich von jeder Leidenschaft frei zu erhalten wüßte. Das hat nun freilich unser junger Freund nicht vermocht; er trägt wenigstens *eine* Fessel, die ihm aber zur Ehre gereicht. Auch wird er sich nie eine zweite anlegen

lassen, obgleich zu erwarten steht, daß er sich später der Welt und den Menschen gegenüber nicht so ganz frei und genügsam verhalten wird, wie er dies jetzt in jugendlichem Selbstvertrauen annimmt. Gewiß hat sein Mentor Recht, wenn er glaubt, daß „mit den Kindern sich ein größeres Interesse an den irdischen Gütern einstellen werde“. Ebenso begründet ist seine Ansicht, daß „die persönliche Erhebung über das Leben die thätige Theilnahme an demselben keineswegs ausschließt“, daß „auch der Mensch den Bürger, der Kosmopolit den Patrioten nicht verdrängen dürfe“. Zwar wird Niemand, der die Natur und Wirksamkeit unserer öffentlichen Institutionen in der Nähe beobachtet hat, zu ihnen ein Vertrauen hegen, welches sie nicht verdienen. Er weiß, daß „es vergeblich ist, unter dem Schirme der Gesetze nach Freiheit zu streben, daß überall, wo sie dem Namen nach walten, in Wahrheit die privaten Interessen und Leidenschaften herrschen“. Nur die ewigen Gesetze der natürlichen und sittlichen Ordnung haben wirklichen Bestand. „Eingeschrieben in die Tafeln seines Herzens, ersetzen sie dem vernünftigen Menschen die trügerischen Bestimmungen des positiven Rechtes. Indem er sich ihnen unterwirft, sichert er sich die wahre Freiheit, welche nicht von irgend einer bestimmten Regierungsform abhängt, sondern lediglich im Bewußtsein des freien Mannes wohnt“.

Aber wie wenig auch Recht und Verfassung im Grunde bedeuten, man darf doch nicht vergessen, wie viel man ihnen verdankt. Mögen die Gesetze immerhin ein nur scheinbares Dasein haben, dieser Schein hat doch die Wirkung, daß man unter ihrem Schutze ruhig leben kann. Mag die Staatsgewalt noch so willkürlich gehandhabt werden, sie gewährt doch Sicherheit gegen die Gewaltthätigkeit der Einzelnen. Jedenfalls „lernt man aus den öffentlichen Institutionen die Ungerechtigkeit, von welcher sie erfüllt sind, kennen und hassen“. Und das ist nicht der geringste Dienst, welchen sie dem rechtschaffenen Manne leisten. Der Anblick des Schlechten entzündet in ihm die Liebe zum Guten; die Unordnung, welche er rings um sich her wahrnimmt, treibt ihn an, seine Kraft dem Dienste der Ordnung zu weihen. Ist das Gemeinwohl für die Uebrigen nur ein Vorwand, für ihn wird es ein wirklicher Beweggrund. Er lernt, gegen sich selbst zu kämpfen, sich selbst zu überwinden, sein persönliches Interesse dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Es ist nicht wahr, daß er aus den Gesetzen keinen Vortheil schöpft. „Sie geben ihm den Muth, gerecht zu sein, selbst unter Ungerechten; sie machen ihn frei, indem sie ihn lehren, sich selbst zu beherrschen. Er verdankt ihnen so, was für den Menschen vom größten Werthe ist: die Liebe zur Tugend, und den sittlichen Gehalt seiner Handlungen“. Eben darum ist er verpflichtet, dem Lande, in welchem er geboren und

erzogen wurde, eine treue und feste Anhänglichkeit zu bewahren. Wer und was er auch sein mag, er ist es auf dem Boden seiner Heimath, in der Umgebung seiner Mitbürger, unter dem Einflusse der bestehenden Gesetze geworden. Er darf sich, wenn er zum Manne herangereift, von Denjenigen nicht trennen, welche ihn in den Tagen seiner Kindheit beschützten, muß vielmehr in ihrer Mitte, oder doch an einem Orte leben, wo er ihnen nützen und zur Hand sein kann, wenn sie seiner bedürfen. Schlimm genug, wenn er, wie Rousseau selbst, durch die Verhältnisse gezwungen wird, dem Vaterlande fern zu bleiben. Sein junger Freund befindet sich in einer günstigeren Lage. Er darf in traulicher Gemeinschaft mit seinen Landsleuten verkehren; er kann und wird ihr Wohlthäter und Vorbild sein.

Indeß braucht er zu dem Ende nicht in einer größeren Stadt zu wohnen; im Gegentheile wird er seinen Mitbürgern grade dadurch ein gutes Beispiel geben, daß er das Leben auf dem Lande vorzieht. Dort würde er Theilnahme und Fürsorge in der Regel an Intriganten und Müßiggänger verschwenden; hier hat er beständig Gelegenheit, großen und dauernden Nutzen zu stiften. Die Anhäufung der Menschen in den Städten ist die vornehmste Quelle der socialen Laster und Leiden. Wer also zur Vermehrung der städtischen Bevölkerung nicht beiträgt, leistet schon damit dem Gemeinwohl einen erheblichen Dienst. Er fördert dasselbe um so mehr, da er durch seinen Rückzug auf das Land in diesen, gegenwärtig so vernachlässigten Theil des Staatsgebietes frisches Leben und neuen Anbau bringt. Indem er den gesunkenen Muth der Landleute wieder aufrichtet, sie mit heilsamem Rathe und thätiger Hülfe unterstützt, ihnen durch sein Beispiel von Neuem Achtung vor ihrem Stande, durch das sichtliche Gedeihen ihrer Arbeiten Liebe und Vertrauen zu ihrem Berufe einflößt, wird er bald die öde und verlassene Flur in ein volkreiches, lachendes Gefilde, die Stätte der Noth und des Elends in einen Wohnsitz friedlichen Glückes und behaglichen Genusses verwandelt sehen. Gewiß ein würdiges und lohnendes Ziel für die Thätigkeit eines Mannes, dem das Wohl seiner Mitmenschen am Herzen liegt, und die Segnungen Derer, welche er beglückt, eine Quelle reiner und wahrer Freude sind. Auch zweifelt Rousseau nicht, daß sein Zögling der Erreichung desselben die ganze, ihm zu Gebote stehende Zeit und Kraft widmen wird. Braucht er doch nur zu vollenden, was die Eltern seiner Braut bereits begonnen haben. — Freilich darf er in dem glücklichen Stillleben, welches seiner in dem engen Kreise seiner ländlichen Umgebung wartet, die mühsamen Pflichten nicht vergessen, die ihm der Gesammtheit seiner Mitbürger gegenüber obliegen. Bedarf das Vaterland seiner Dienste, so muß und wird er dem Rufe der staatlichen Behörden bereitwillig Folge leisten, ohne Säumen

Haus und Familie, den Spaten und Pflug des Landmanns verlassen, um an der ihm angewiesenen Stelle die ehrenvolle Funktion des Bürgers auszuüben.

Doch diese Störungen gehören einer hoffentlich fernen Zukunft an. Für jetzt mögen sich die jungen Leute ohne Rückhalt im vollsten Maße des Glückes erfreuen, welches sie in ihrer dauernden Vereinigung finden werden. Denn dem definitiven Abschlusse ihrer Verbindung steht nun Nichts mehr im Wege. Es bleibt nur noch übrig, ihnen bei und nach dem Eintritte in dieselbe gewisse Verhaltungsregeln zu geben, die geeignet sind, ihren Bestand zu sichern. Wir gestehen, daß uns Rousseau in dieser Fürsorge etwas weit zu gehen scheint, können es wenigstens nicht billigen, daß er seine Anweisungen an Vorgänge des ehelichen Lebens knüpft, welche der Wahrnehmung oder doch der Beachtung jedes Dritten, wie nahe er den Betheiligten auch stehen mag, entzogen bleiben müssen. An sich sind die Vorschriften, welche er ertheilt, so übel nicht, wiewohl er auch hier der sinnlichen Seite des Verhältnisses eine größere Bedeutung giebt, als sie unseres Erachtens hat, oder doch haben sollte. Er meint mit Recht, daß, „wenn es möglich wäre, das Glück der Liebe auf die Ehe auszudehnen, man das Paradies auf Erden haben würde". Leider scheint die Erfahrung zu beweisen, daß das eben nicht möglich, die Ehe vielmehr in der Regel das Grab der Liebe ist. Man darf sich darüber nicht wundern; die Bande, welche zu straff angezogen werden, pflegen zu zerreißen, und das Band der Ehe ist nicht selten in diesem Falle. „Gewiß ist die Treue, welche sie den Gatten zur Pflicht macht, das unverletzlichste aller Rechte, die Gewalt aber, welche sie jedem der beiden Theile über den anderen giebt, ist vom Uebel. Zwang und Liebe sind unvereinbar, und der Genuß läßt sich nicht befehlen. Man darf die Hingebung nicht als eine Pflicht betrachten, deren Erfüllung man als ein Recht fordern könnte. Nur das gegenseitige Verlangen begründet in der Ehe das Recht; die Natur kennt kein anderes, und das Gesetz kann es zwar beschränken, nicht aber erweitern. Wo die Herzen verbunden, sind deshalb die Körper nicht geknechtet. Die Gatten müssen einander treu, brauchen sich aber nicht gefällig zu sein; jeder von ihnen darf nur dem anderen, soll ihm aber nur insoweit angehören, als es ihm selbst beliebt".

Erkennen sie diese Wahrheit an, und nehmen sie dieselbe in ihren gegenseitigen Beziehungen zur Richtschnur, so werden sie sich mit der persönlichen Freiheit auch die Liebe bewahren, von welcher allein das Glück der Ehe abhängt. — Uebrigens liegt es in der Natur der

Sache, daß die unberechtigten Ansprüche zumeist vom Manne erhoben werden. An ihn ergeht daher ganz besonders die Mahnung, „Alles von der Liebe zu erlangen und Nichts von der Pflicht zu fordern, auch die geringsten Gunstbezeugungen stets als solche, und nie als Rechte anzusehen". Er fahre auch in der Ehe fort, zu sein, was er vorher war, trete der Gattin mit derselben achtungsvollen Scheu entgegen, mit welcher er sich der Braut und Geliebten zu nahen pflegte. Er entsage jedem Rechte, welches die Gesetze ihm über sie zusprechen, und gestatte ihr, jeder Zeit frei über ihre Person, wie über die Beweise ihrer Zuneigung zu verfügen. — Ohne Frage wird er gut daran thun, diesem Rathe zu folgen. Ob es aber nöthig, oder auch nur rathsam ist, ihn, wie Rousseau seinen Zögling, der Geliebten gegenüber zu einem förmlichen Gelöbnisse zu veranlassen, möchten wir bezweifeln.

Macht dann aber die junge Frau von ihrer discretionären Gewalt einen unzeitigen Gebrauch, so erinnert sie Rousseau an den Zweck, zu welchem ihr dieselbe übertragen wurde. „Der Mann ist das Haupt des Weibes, die Frau daher verpflichtet, ihrem Gatten zu gehorchen. Dennoch ist es gut, und ein Gesetz der Natur, daß er von ihr geleitet wird". Diese Leitung aber wird ihr nur dann zufallen, wenn sie die Macht, welche sie über sein Herz gewonnen hat, auch in der Ehe zu behaupten weiß. Eine schwierige Aufgabe, denn ihre Lösung setzt Entbehrungen voraus, die eine Neuvermählte sich nicht leicht auflegen wird. Auch in diesem Falle ist die Selbstbeherrschung der einzige Weg, welcher zur Herrschaft führt. Will die Frau den Gatten dauernd an sich fesseln, so muß sie ihn in einer gewissen Entfernung zu halten suchen. Je seltener ihre Gunstbezeugungen ihm zu Theil werden, um so größer ist der Werth, welchen er ihnen beilegt. Doch darf ihre Strenge nicht als die Wirkung der Laune und Willkür erscheinen; indem sie *seine* Liebe in Schranken hält, trage sie Sorge, daß er an der *ihrigen* nicht zweifle. Versteht sie es, sich durch ihre Hingebung seine Liebe, durch ihre Zurückhaltung seine Achtung zu sichern, so wird er ihr sein volles Vertrauen schenken, stets auf ihre Ansicht hören, und sie bei allen seinen Unternehmungen zu Rathe ziehen. Sie wird dann nicht minder im Stande sein, ihn, falls er vom richtigen Wege abirrt, durch sanfte Ueberredung auf denselben zurückzuführen, und so die Coquetterie im Interesse der Tugend, die Liebe zum Vortheil der Vernunft verwenden können.

Freilich darf sie nicht glauben, daß der Zaubertrank der Liebe, wie geschickt sie ihn auch zu mischen weiß, seine magische Kraft immer bewahren werde. Trotz aller Vorsicht und Mäßigung hebt der Genuß den Reiz des Vergnügens auf, und keine Lust erstirbt schneller.

als die, welche die Liebe gewährt. Dennoch ist es möglich, ihre Macht in der Ehe bis dahin zu erhalten, wo sie füglich entbehrt werden kann. Hat die Liebe geraume Zeit fortbestanden, so tritt die süße Gewohnheit des gemeinsamen Lebens an ihre Stelle; dem Rausche der Leidenschaft folgt die stille, gleichmäßige Freude, welche aus dem gegenseitigen Vertrauen entspringt. Es kommt hinzu, daß die Kinder um die Eltern ein festeres und innigeres Band schlingen, als selbst die Liebe zu bilden vermag. Hört daher die Frau auf, die Geliebte ihres Mannes zu sein, so wird sie seine Gattin und Freundin, und ihm um so theurer, da sie zugleich die Mutter seiner Kinder ist. Dann aber ist es für sie an der Zeit, ihre frühere Zurückhaltung aufzugeben, jeder Laune zu entsagen, und auf die Geltendmachung des ihr zustehenden Vetos zu verzichten. Sie muß sich vielmehr bemühen, dem Verhältnisse zu ihrem Gatten den Charakter einer möglichst großen Intimität zu geben, muß so seine andere Hälfte werden, daß er sie nicht mehr entbehren kann, und wenn er sie verläßt, von sich selbst getrennt zu sein glaubt. Sie sorge dafür, daß die Reize des häuslichen Lebens stets frisch und wirksam bleiben. Der Mann, dem es in seinem Hause gefällt, liebt seine Frau, und die Frau wird glücklich sein, deren Gatte sich daheim glücklich fühlt.

Rousseau zweifelt nicht, daß die Erwählte seines Zöglings ihr Verhalten diesen Anweisungen gemäß einrichten, und so der Aufgabe gewachsen sein wird, deren Erfüllung ihr obliegt. Sie kann und muß fortan die Stellung einnehmen, welche er selbst bis dahin inne gehabt hat. Denn in dem Augenblicke, in welchem die Ehe zum Abschlusse gelangt, wird die Frau die natürliche Leiterin des Mannes.

Anmerkungen.

I.

1) Die Mutter war zurückgeblieben. Rousseau hatte sie, dies Mal selbst gegen die Bitten der Tochter taub, nach Paris geschickt, mit dem Versprechen, für Miethe und Unterhalt einzustehen. Später setzte ihr Grimm, wohl in Gemeinschaft mit seinen Freunden, ein Jahrgeld von 300 Franken aus, eine Großmuth, der die Absicht, Rousseau zu kränken, schwerlich ganz fremd blieb. Vgl. Morin a. a. O. p. 27. — Zu dem Gesammtinhalte des vorliegenden vierten Abschnittes vgl. das zehnte und elfte Buch der Confessions.

2) L. à Vernes vom 18. Februar 1758 (Corresp. No. 176), an Dens. v. März (Corresp. 182).

3) S. die in der vorigen Anm. citirten Briefe an Vernes, auch Corresp. No. 183.

4) L. à Mad. de Créqui vom Oktober 1758 (Corresp. No. 190).

5) S. die Briefe an Vernes, auch L. à Coindet v. März (Corresp. 180). — Dieser Coindet war ein junger Genfer, der in einem pariser Hause die Stelle eines Commis bekleidete. Er hatte sich schon, als Rousseau noch in der Eremitage wohnte, bei diesem einzuführen, und durch seinen stets bereiten Diensteifer, der aus einer aufrichtigen persönlichen Anhänglichkeit zu entspringen schien, dessen Vertrauen in einem nicht geringen Grade zu erwerben gewußt. — Ueber den genfer Geistlichen Vernes, der auch weit jünger als Rousseau, zu dieser Zeit mit ihm einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, s. Bd. I. Abschn. 2.

6) Vgl. Abschnitt 3, X. — Wir sagten dort schon, daß die Thatsachen, von welchen das medisante Gerede ausging, an sich nicht viel bedeuteten, die begleitenden Commentare aber wohl geeignet waren, den Charakter Rousseau's in ein sehr ungünstiges Licht zu stellen. Was sollte man von einem Manne denken, der die „Freundin, welche ihm so viel Wohlthaten erwiesen" und, wie angedeutet wurde, zu ihm in „den vertrautesten Beziehungen" gestanden hatte, in „einem kritischen Augenblicke" im Stiche ließ, der sogar, um ihr nur nicht „eine kleine Gefälligkeit" erzeigen zu müssen, sich „unter nichtigen Vorwänden in auffallender Weise" von ihr zurückzog? Gewiß war man berechtigt, in einem solchen Benehmen nicht nur den „schwärzesten Undank", sondern „ein seltenes Maß von niedriger Selbstsucht" zu erblicken. Kam nun noch hinzu, daß derselbe Mann „die Geliebte seines Freundes", welche dieser „arglos seinem Schutze anvertraute, zu verführen gesucht", so mußte er nothwendig als ein „schlechter, verächtlicher Mensch", als „eine Art von moralischem Monstrum" erscheinen. — Daß Rousseau durch diese Anklagen und Urtheile in eine zornige Aufregung versetzt wurde, begreift sich. Sie empörten ihn um so mehr, da sie für's Erste nicht offen ausgesprochen, sondern nur unter der Hand verbreitet wurden, und er deshalb zwar hörte, daß man ihm Schlimmes nachsage, aber nicht genau erfahren konnte, was ihm zur Last gelegt werde. Ueberdies, war er auch mit dem

Inhalte der Beschuldigungen, wenigstens im Allgemeinen bekannt, er befand sich nicht in der Lage, ihnen in wirksamer Weise entgegen zu treten. Wollte er sie mit Aussicht auf Erfolg widerlegen, so konnte das nur durch eine treue und eingehende Schilderung der Vorgänge und Verhältnisse geschehen. Eine solche gestatteten aber die Rücksichten nicht, welche er auf Mad. d'Epinay und ihre immer noch geliebte Schwägerin nehmen zu müssen glaubte.

7) L. à Diderot v. 2. März 1758 (Corresp. No. 179).

8) S. den Bericht bei Marmontel (Mém. II p. 1 sqq.). — Morin (p. 44 sqq.) bemüht sich, nachzuweisen, daß die ganze Erzählung ein einziges, mit Bewußtsein gesponnenes Lügengewebe ist. Wir möchten unsrerseits nicht ganz so weit gehen, glauben wenigstens, daß sie manche thatsächlich begründete Angaben enthält, die aber freilich im Munde Diderot's den Charakter der Wahrheit verlieren. — Es erscheint uns z. B. wohl glaublich, daß Rousseau, wie er nicht selten seine Leidenschaft für Mad. d'Houdetot sich selbst zum Vorwurfe machte, auch dem Freunde gegenüber die Thorheit und das Unrecht derselben anerkannte, vielleicht auch offen eingestand, daß er sich in manchen Augenblicken zu weit von ihr habe fortreißen lassen. Wenn dagegen Diderot erzählt, „er sei in höchster Aufregung zu ihm gekommen, um sich mit ihm darüber zu berathen, wie er den Folgen einer zu dreisten Zumuthung an die Gräfin vorbeugen könne", so ist das, wenn nicht gradezu unwahr, so doch eine arge Uebertreibung. Ebenso ist es nicht ganz unrichtig, daß Rousseau die Geliebte für seine Liebe verantwortlich machte. Doch that er das weder in der Weise, noch zu dem Zwecke, welchen Diderot angiebt. Es fiel ihm nicht ein, das Entgegenkommen der Gräfin als einen Versuch, ihn zu verführen, darzustellen und so die Schuld, sofern eine solche vorhanden war, auf sie abzuwälzen. — Doch wir wollen diese kritische Sichtung nicht länger fortsetzen; es genügt, auf die Darstellung zu verweisen, welche wir im dritten Abschnitte gegeben haben. Wer sie mit der Erzählung bei Marmontel vergleicht, wird sehen, wie sich bei einigem Interesse und Geschick ein Körnchen Wahrheit zu einem kunstreichen Lügenbau verarbeiten läßt.

9) S. Préface à la Lettre à M. d'Alembert sur les spectacles (Oeuvr. I p. 178, éd. Lah.) — Die hier citirte biblische Stelle findet sich in Ecclesiast. XXII, 26 u. 27.

10) L. à Duchesne v. Mai 1760 (Corresp. No. 226).

11) d'Escherny in s. Mélanges de littérature et d'histoire (III, p. 117); zu vgl. mit der Erzählung von Corancez bei Musset-Pathay I, p. 252.

12) L. à M. d'Escherny v. 6. April 1765 (Corresp. No. 664).

13) S. die Note zu Confess. X: J'avoue, que depuis ce livre écrit tout ceque j'entrevois à travers les mystères qui m'environnent, me fait craindre de n'avoir pas connu Diderot.

14) Notes à la Vie de Sénèque. (Essai sur les régnes de Claude et de Néron.) Man findet einen vollständigen Abdruck bei Morin p. 53 sqq.

15) K. Rosenkranz hat vor Kurzem (Diderot's Leben und Werke I, p. 317 sqq.) den „Bruch Rousseau's mit Diderot" ausführlich besprochen. Er sucht zu zeigen, daß Diderot vollkommen im Rechte war, und die Schuld des Zerwürfnisses lediglich Rousseau beizumessen ist. Wir müssen bekennen, daß seine Beweisführung uns nicht überzeugt hat, also auch nicht bestimmen kann, von unserer Auffassung abzugehen. Es ist ihm unseres Erachtens ebensowenig gelungen (II, p. 358 sqq.), die späteren Invektiven Diderot's nicht zu rechtfertigen — denn darauf verzichtet er doch selbst —, aber zu entschuldigen.

II.

16) Voltaire hatte schon früher wiederholt den Versuch gemacht, in seinem Landhause theatralische Vorstellungen zu veranstalten, sich aber durch den energi-

schen Widerstand der Geistlichkeit genöthigt gesehen, davon Abstand zu nehmen. Vgl. Sayous I, p. 252 sqq. — d'Alembert schrieb den Artikel im August 1756, als er bei Voltaire zu Besuche war (s. Sayous l. c. p. 259). Man zweifelte daher um so weniger daran, daß er nur der père putatif desselben, Voltaire dagegen der eigentliche Verfasser sei. S. L. à Vernes v. Oktober 1758, Corresp. No. 191.

17) Sie trägt die Aufschrift: J. J. Rousseau, Citoyen de Genève, à M. d'Alembert, de l'Académie française etc., Sur son article Genève dans le septième volume de l'Encyclopédie, et particulièrement sur le projet d'établir un théâtre de comédie en cette ville. — Mit dem Motto (aus Virgil Georg. III, 513): Di meliora piis, erroremque hostibus illum. — Die Vorrede datirt vom 20. März 1758.

18) Diese Réclamation des pasteurs de Genève datirt vom 10. Februar 1758 und ist abgedruckt in Oeuvres de R. I, p. 354—58.

19) S. die Briefe an Vernes vom Februar und März.

III.

20) Lettre à M. Rousseau, Citoyen de Genève — mit dem Motto aus Lafontaine: Quittez-moi votre serpe, instrument de dommage. — Man findet diese Zuschrift in Oeuvres de R. I, p. 273 sqq., éd. Labure.

21) Barante (hist. de la littér. franç. au 18ième siècle p. 254) nennt sie sogar le plus bel écrit de Rousseau.

22) L. à Deleyre, v. Oktober 1758. — Zum Folg. vgl. neben diesem Briefe den an Vernes v. Juli d. J., an d'Alembert (Corresp. 185), auch die Préface.

23) Sie erschien zuerst im Mercure de France, unter dem Titel: Apologie du théâtre, ou Analyse de la lettre de Rousseau à d'Alembert. — Einen Abdruck enthalten die Oeuvres de R. I, p. 295—345. — Ueber den zweifelhaften Erfolg der Schrift vgl. Musset-Pathay II, s. v. Marmontel. Der Verfasser selbst freilich sagt, daß sie eut tout le succès que peut avoir la vérité qui combat les sophismes, et la raison qui saisit corps à corps et serre de près l'éloquence (Mém. II, p. 96). — Von anderen Gegenschriften erwähnen wir einen Brief des Marquis von Ximenes (über den moralischen Einfluß des Theaters), une Lettre d'Arlequin (welcher die Gründe Rousseau's durch Angriffe auf seine Person zu widerlegen suchte), das ähnliche Machwerk eines lyoner Schauspielers. Auch Dancourt, ancien arlequin de Berlin, schrieb ein dickes Buch (mit einer épitre dédicatoire à Frédéric II. Vgl. Grimm, Corresp. vom Februar 1759, August 1762).

24) Rousseau hatte ihn im Hause des Generalpächters Lapoplinière kennen gelernt, wo Marmontel, wenn man seinem Gegner Palissot glauben darf, die Rolle des dienenden Haushofmeisters oder auch die des schmeichelnden Hofpoeten zu spielen pflegte. Auch bei Holbach sahen sich die Beiden. Marmontel war damals ein eifriger Verehrer Rousseau's, unter dessen Portrait er die Verse schrieb: A ces traits, par le zèle et l'amitié tracés, Sages, arrêtez-vous; gens du monde, passez. (S. Musset-Pathay II, s. v. Grimm.)

25) L. à d'Alembert, Corresp. 185.

26) L. à de Lorency, Corresp. 202, a. Schl.; Dialogues 3 p. 178.

27) S. über die Zuschrift des Abbé de la Porte den Brief an Vernes, Corresp. 189.

28) Vgl. besonders die Briefe an Vernes aus dieser Zeit.

29) S. dessen Zuschrift bei Gaberel R. et les Gen. p. 106.

30) L. à Moultou Corresp. 218, à Vernes Corr. 205. Vgl. auch Sayous I. p. 263 sqq. — Auf die Dauer freilich erwies sich der Widerstand machtlos; die Vorliebe für das Theater wuchs, besonders bei den jüngeren Leuten und in den

höheren Ständen, in einem Grade, daß man sich in den nächsten Jahren genöthigt sah, ihr, wenn auch nur vorübergehende Concessionen zu machen.

31) Mad. de Créqui, s. L. vom 15. Jan. 1750, Corresp. 97.

32) L. à Vernes v. Jan. 1759, Corresp. 196. — Die Abhandlung trägt die Aufschrift: De l'imitation théâtrale, essai tiré des dialogues de Platon (Oeuvr. de R. I, p. 359—68).

33) Eine Aufzählung und Charakteristik der Einzelnen findet sich im zehnten Buche der Confessions.

34) Mad. de la Tour-Franqueville in einem Briefe an Rousseau vom November 1763.

35) So mochte der junge Mauléon den Ruhm, welchen er später als Parlamentsadvokat erwarb, zum Theil allerdings den trefflichen Rathschlägen und Mahnungen Rousseau's verdanken. Vgl. Confess. 10.

36) L. à un jeune homme, Corresp. 177. — In ähnlichem Sinne schrieb er dem jungen Romilly, Corresp. 184; an Deleyre. Corresp. 189 u. a. A.

37) Vgl. Band I, Abschn. 2, XIV.

38) S. L. au comte de St. Florentin vom Febr. 1759, Corresp. 198; à M. Lenieps vom April d. J., Corresp. 199. — Erst in späterer Zeit wurden die Ansprüche Rousseau's durch einen neuen Vertrag mit der Direktion der Oper befriedigt.

39) S. Musset-Pathay II, p. 209 sqq. — Graf Tressan sang: Quand Boufflers parut à la cour, On crut voir la mère d'amour.

40) So nahm er im Jahre 1740 an dem damals ausbrechenden Kriege mit Auszeichnung Theil. 1756 begab er sich im Auftrage des Königs nach Rouen, um das dortige Parlament zum Widerrufe seiner mißliebigen Beschlüsse zu veranlassen.

41) L. au Maréchal de Luxembourg v. 30. April 1759, Corresp. 200.

42) L. au Chevalier de Lorency, Corresp. 202. — Dieser de Lorency, ein toskanischer Edelmann, welcher früher in der französischen Armee gedient hatte, lebte damals in der Umgebung des Marschalls, und war, zum Theil wohl in dessen Auftrage, zu Rousseau in nähere Beziehung getreten. Musset lobt den Mann und seinen Charakter, weiß auch manche drollige Quiproquos zu erzählen, zu welchen sein zerstreutes Wesen Anlaß gab.

43) L. au Mar. de Luxembourg v. 27. Mai, Corresp. 203.

44) Vgl. die Briefe an den Marschall aus den Jahren 1759—60, Corr. 207, 210, 216, 220.

45) L. à Mad. la Maréchale vom August 1759 bis März 1760, Corresp. 208, 212, 217, 222.

46) Es ist bezeichnend, daß d'Alembert bei dieser Gelegenheit versprach, in der Encyklopädie das Lob der Marschallin zu singen, wenn sie ihren Einfluß zu Gunsten des Freundes aufbiete. Rousseau bemerkt darauf, er kenne die Dame hinlänglich, um im Voraus versichern zu können, daß sie diesen Tribut der Dankbarkeit nicht annehmen werde, obgleich sie sich durch ihn geehrt finden möchte. Sie thue das Gute nicht des Lobes wegen, sondern um ihrem guten Herzen zu genügen. — Uebrigens vgl. zum Folg. neben den Confessions L. à la Mar. vom Juli und August 1760, Corresp. 232, 233.

47) L. à Mad. de Boufflers vom 7. Oktober 1760, Corresp. 237.

48) L. à M. de Lorency vom 3. November 1760, Corresp. 240.

IV.

49) L. à M. de Malesherbes vom 6. März 1760, Corresp. 224. — Zum Folg. vgl. Corresp. 225.

50) L. à M. M., Corresp. 239; au Chevalier de Lorency, Corresp. 238;

à Coindet v. Febr. 1761 (Lettres inédites IV et V bei Streckeisen-Moultou, Oeuvres et Correspondance inédites de J. J. R., Paris 1861).

51) L. à Malesherbes v. Novbr. 1760, Corresp. 241, 242, 243.

52) Vgl. neben den Confessions Corresp. 241, 248, 250, 257, 258, auch Corr. inéd. bei Str. M. L. IV et XIV, wo auf die ausgeschiedenen Stellen näher eingegangen wird.

53) Abbé Brézard bei Musset-Pathay II, p. 361. Vgl. Confess. 11 im Eingange.

54) So war es mit Mad. Latour de Franqueville, welche Rousseau bis über das Grab hinaus treu blieb. — Ueber die Damen von weniger idealem Sinne vgl. Dialogues II p. 113.

55) Corresp. 247, 257, 259.

56) L. à Mad. de Créqui, Corresp. 252.

57) Mémoires de Mad. d'Epinay 2 p. 391; Marmontel mém. II p. 199. (Vgl. Corresp. 252.) — L. au Maréchal de Lux., Corresp. 266. — Vgl. Sayous I p. 269.

58) L. à Vernes, Corresp. 269; à Mad. C., Corresp. 255. — Vgl. Gaberel p. 137. Sayous I p. 273 Anm.

59) L. à Mad. C., Corresp. 255; à d'Alembert, Corresp. 157.

60) L. à Jacob Vernes, Corresp. 245; à d'Alembert, Corresp. 257.

61) S. die préface, L. à Mad. de Créqui, Corresp. 252; à Malesherbes, Corresp. 243; à Duclos, Corresp. 244.

62) Vgl. Hettner, Liter. des 18. Jahrh. II, p. 459. Die Ansicht Lessing's findet man in den dramaturgischen Blättern (Wke. 7 p. 39 Lachm.), Mendelssohn's Urtheil in den Literaturbriefen 10 p. 255 sqq.

63) S. Lettres du donjon de Vincennes.

64) Vgl. Corresp. 275.

V.

65) L. à Moultou v. Ende Mai (Corresp. 267), v. Ende Juli Corresp. 272.

66) L. à Mad. la Maréchale de Luxembourg vom 12. Juni 1761. Corresp. 268.

67) S. neben den Confessions 10, L. à la Maréchale v. Aug., Corr. 273.

68) Vgl. Corr. 234, 279, 283, 286, 289, 299; auch die Lettres inéd. bei Streckeisen-Moultou.

69) Corr. 247, 259, 266, 322.

70) S. außer den Confessions L. à Guérin, Corresp. 248; à la Maréchale, Corresp. 247; auch Corresp. 315. — Zur Bestätigung der Angaben Rousseau's dient das Certificat, welches Malesherbes später auf sein Ersuchen ausstellte. Man findet es bei Morin p. 105.

71) S. die L. à Duchesne et Guy, Corresp. 281, 288, 290, 294—96. — Zum Folg. vgl. L. à Moultou, Corresp. 301; à la Maréchale, Corresp. 302.

72) L. à Moultou, Corresp. 301, 505; à Malesherbes, Corresp. 308; à la Maréchale 302, 310; à Duchesne, Corresp. 304.

73) L. à Malesherbes, Corresp. 319; à la Maréchale, Corresp. 322; à Duchesne, Corresp. 324, 329; à Moultou, Corresp. 321.

74) Corresp. 343—46.

75) Vgl. Confess. 11, p. 116, 124; Corresp. 249 (dieser Brief ist aus dem J. 1761, nicht 1760), 333, 342, 348.

76) Qu'il n'y avait point de pierre, mais que la prostate était squirreuse et d'une grosseur surnaturelle. — Ueber den frère Côme vgl. Musset-Pathay II s. v. — Im Uebrigen s. neben den Confessions Corresp. 274, 337.

77) Corresp. 321, 333.

78) Vgl. Corresp. 353.

79) Die betreffende Stelle findet sich Contr. soc. III, 6 in der Mitte (Un défant essentiel et inévitable etc.).

80) S. Corresp. 360.

81) Ein vierter und letzter wurde später hinzugefügt. Vgl. Le Lévite d'Ephraim, imitation des chapitres 19—21 du Livre des Juges (O. compl. IV, p. 16—27).

VI.

82) S. Confess. IX (O. c. VI, p. 7, 78); Musset-Pathay II, s. v. Chenonceaux.

83) Emile ou de l'Education, mit dem Motto aus Seneka: Sanabilibus aegrotamus malis; ipsaque nos in rectum genitos natura, si emendari velimus, juvat. — Das Werk zerfällt in fünf Bücher. S. O. compl. (éd. Lah.) I, p. 409—588; II, p. 1—272.

Berichtigungen und Zusätze zum ersten Bande.

Herr M. J. Gaberel, früher Pastor in Genf, hat vor einigen Jahren eine interessante kleine Schrift Rousseau et les Genevois (Genf und Paris 1858) veröffentlicht, welche uns erst nach Vollendung des ersten Theiles zu Gesichte gekommen ist. Sie stellt sich die Aufgabe, den Einfluß zu untersuchen, welchen die Heimath Rousseau's auf dessen Ansichten und Grundsätze ausgeübt hat, und giebt einen sehr werthvollen Beitrag zur Lösung dieser, zwar oft angeregten, aber noch keineswegs erledigten Frage. Zugleich enthält sie eine Reihe von Thatsachen und Dokumenten, welche bis dahin, wenigstens in weiteren Kreisen, unbekannt, geeignet sind, auf die Familien- und Lebensverhältnisse Rousseau's, wie auf seine Beziehungen zu den Genfer Freunden und Behörden ein helleres, hin und wieder auch ein ganz neues Licht zu werfen. Wir theilen aus ihnen die Angaben hier mit, welche dazu dienen können, unsere Darstellung zu berichtigen oder zu ergänzen.

Seite 3 wird mit Recht bemerkt, daß Rousseau nicht in dem Hause (Rue Rousseau No. 69) geboren ist, welches die gegenwärtig an ihm angebrachte Inschrift als seine Geburtsstätte bezeichnet. Der Grund aber, aus welchem dieselbe irriger Weise dorthin verlegt wurde, ist nicht der angegebene. Gaberel erzählt (S. 5): „Im Jahre 1793 wünschte die revolutionäre Regierung dem Andenken Rousseau's öffentliche Ehren zu erweisen. Man wußte, daß er in der Cathedrale getauft worden war. Die Ueberlieferung aber berichtete, daß er in St. Gervais gewohnt habe. Die Erinnerungen aus der Kindheit, welche in den Confessions aufgezeichnet sind, beziehen sich auf dieses Stadtviertel, und da sich hinter der Nr. 69 der Rue Rousseau ein kleines Haus befand, welches dem Großvater des Philosophen, David Rousseau, gehört hatte, setzte man die Nachforschungen nicht weiter fort, und brachte die Inschrift an der Façade an, welche dem früheren Besitzthum der Familie zunächst lag". — Die Ueberlieferung aber, der man offenbar etwas vorschnell gefolgt war, wurde schon bald in Zweifel gezogen, und der Rue Rousseau die ihr zu Theil gewordene Ehre von anderen Straßen streitig gemacht. Ueber die Berechtigung dieser verschiedenen Ansprüche konnte man lange nicht in's Reine kommen, bis sich endlich der gelehrte Archivar Th. Heyer die Mühe gab, die Orte, an welchen Rousseau von seiner Geburt an bis zu seiner Flucht in Genf gewohnt hat, aus den Civilstands-, Steuer- und Kirchspielsregistern zu ermitteln. Die sorgfältige Vergleichung dieser officiellen Quellen hat ergeben, daß Rousseau in der Grande Rue Nr. 2, in dem Hause seines Vaters geboren ist, und dort auch bis zum Jahre 1719 gelebt hat, daß er ferner von 1720—1722 mit seinem Vater Rue de Constance Nr. 73 (im dritten Stocke nach vorn hinaus) wohnte, von dort, nachdem der Vater Genf verlassen

(1722), zu seinem Onkel Bernard in der Grande Rue Nr. 19 übersiedelte, endlich, aus dem Pfarrhause von Bossey, wo er zwei Jahre verweilte, zurückgekehrt, bei dem Graveur Abel Ducommun am 26. April 1725 in die Lehre trat, und dessen Wohnung (Rue des Etuves Nr. 96, im dritten Stock) bis zu seiner Flucht, im März des Jahres 1728, theilte.

Seite 3 unten. Die Uebersiedelung Didier Rousseau's fällt in das Jahr 1549. Sechs Jahre später (21. April 1555) erhielt er zugleich mit anderen Flüchtlingen, die Calvin unterstützte, das Bürgerrecht, welches die Republik ihnen verlieh, „um die Partei der redlichen Leute zu verstärken" (de Gremes Notices biographiques, Genève 1849). — „Die Familie Rousseau nahm zwei Jahrhunderte hindurch in der Bürgerschaft eine ehrenvolle Stellung ein. Auch war sie mit den hervorragendsten Mitgliedern der Magistratur liirt". (Gaberel p. 4.)

Seite 4. Da Rousseau seine Jugendgeschichte lediglich aus dem Gedächtnisse niederschrieb, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie, was Orte und Thatsachen angeht, manche unrichtige Angaben enthält. Auffallend aber bleibt doch, daß er selbst die Herkunft seiner Mutter nicht mehr kannte. Sie war nicht die Tochter, sondern die Nichte eines Geistlichen, ihr Vater aber, wie ihr späterer Gatte, Uhrmacher (maître horloger). Sie heirathete am 2. Juni 1704, und starb, neun Tage nach der Geburt Jean Jacques', am 7. Juli 1712, in einem Alter von 39 Jahren (Gaberel l. c.). — Man hat in der falschen Angabe der Confessions einen Beweis für die Eitelkeit ihres Verfassers, oder auch für seinen Mangel an Wahrheitsliebe finden wollen. Wir glauben mit Unrecht. Eine absichtliche Entstellung der Thatsachen hat sich Rousseau in seinen Bekenntnissen nicht zu Schulden kommen lassen; davon überzeugt man sich leicht, wenn man sie da, wo es möglich ist, d. h. in den späteren Büchern, mit anderweitigen Urkunden und Berichten vergleicht. Auch wäre sie, abgesehen von dem doch kaum zulässigen kindischen Motive, aus welchem man sie ableitet, in dem vorliegenden Falle schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil er sich sagen mußte, daß die Wahrheit sehr bald an den Tag kommen werde. Eher schon ließe sich an eine Absicht denken, wenn er nichts davon sagt, daß sein Vater nicht blos Uhren verfertigt, sondern auch Unterricht im Tanzen gegeben hat. Indeß schont er trotz der Anerkennung, welche er ihm zollt, seinen Vater so wenig, daß er auch diesen Makel, falls es wirklich einer war, schwerlich verschwiegen hätte, wenn er ihm bekannt oder gegenwärtig gewesen wäre. Vielleicht ging der alte Rousseau zu diesem, in den Augen seiner Landsleute wenig respectablen Erwerbszweige über, als er nach seiner Entfernung von Genf in immer größere ökonomische Bedrängniß gerieth.

Seite 12. Der hier erzählte Vorfall gehört in das Jahr 1722, und verlief nach dem Protokolle der Rathssitzung vom 19. Oktober in folgender Weise: „Die Herren Gautier und Rousseau haben mit einander einen heftigen Streit; sie schlagen sich im Zweikampfe, trotz der Gesetze, welche das Duell strenge verbieten; Gautier wird verwundet; die Behörde, welche die Sache erfährt, fordert ihn vor; er erklärt, daß er gegen seinen Gegner keine Anklage erheben wolle. Dennoch wird die Untersuchung weiter geführt, und Isaak Rousseau gemäß den bestehenden Verordnungen verurtheilt, vor dem Rathe zu erscheinen, Gott und die Staatsbehörde kniefällig um Verzeihung zu bitten, und drei Monate in (Haus-)Arrest zu bleiben (de garder les arrêts). Derselbe weigert sich und verläßt freiwillig die Vaterstadt" (Gaberel p. 10). — Allerdings steht dieser Bericht mit der Darstellung, welche in den Confessions gegeben wird, insofern im Widerspruche, als ihm zufolge die Anklage nicht von dem verwundeten Gegner, sondern von der Behörde ausging. Ob aber deshalb der alte Rousseau wirklich den Hauptmann so ohne allen Grund verleumdet hat, wie Gaberel meint, steht dahin. Aus der Erklärung, welche Gautier vor der Behörde abgiebt, folgt noch

keineswegs, daß er das Einschreiten derselben nicht indirekt veranlaßt habe. Rousseau glaubte ohne Zweifel, daß dem so sei, und ging vielleicht nur darin zu weit, daß er seinem Sohne als gewiß mittheilte, was er füglich nur vermuthen konnte. Möglich, daß er sich in seiner Erbitterung irrte, aber denkbar bleibt doch auch, daß er Recht hatte. Jedenfalls begreift man nicht wohl, wie es kam, daß Gautier, statt sich zu verantworten, die erwähnte Erklärung abgab, und dann allem Anscheine nach straffrei ausging. War das Duell verboten, so mußten doch beide Theilnehmer auf gleiche Weise zur Strafe gezogen werden. Auch verlangte dies Rousseau, und eben weil es nicht geschah, mochte er sich dem gegen ihn erlassenen Urtheile nicht unterwerfen. Vermuthlich hatte der Gegner versichert, daß er zum Zweikampfe gezwungen worden, und die auf seiner Seite stehende Behörde sich bei dieser Aussage gerne beruhigt. Ob sie dazu befugt war, können wir nicht beurtheilen; gewiß dünkt uns, daß sie sowohl, wie ihr Schützling, in dieser Angelegenheit eine eigenthümliche Rolle spielte, welche die Voraussetzungen des alten Rousseau nicht so ganz unberechtigt erscheinen läßt.

Seite 60. Der Empfehlungsbrief, welchen der Pfarrer dem jungen Flüchtlinge mit auf den Weg gab, ist später veröffentlicht worden, und für die Denkweise des würdigen Mannes zu charakteristisch, als daß wir ihn hier nicht mittheilen sollten. Er lautet: „Madame. Ich schicke Ihnen J. J. R., einen jungen Mann, der seine Heimath verlassen hat. Er scheint mir einen guten Charakter zu besitzen; er hat einen Tag bei mir zugebracht, und Gott selbst ist es, der auch ihn nach Annecy ruft. Versuchen Sie, ihn zur Annahme des Katholicismus zu ermuntern. Es ist ein Triumph, wenn man Bekehrungen zu Stande bringen kann. Sie begreifen eben so gut, wie ich, daß man im Interesse des großen Werkes, zu welchem er, wie ich glaube, wohl geneigt ist, sich bemühen muß, ihn in Annecy festzuhalten, denn es ist zu befürchten, daß er anderswo schlecht instruirt wird. Sorgen Sie auch dafür, daß alle Briefe unterschlagen werden, die man ihm aus der Heimath zuschicken könnte, weil er, wenn er sich ganz verlassen glaubt, um so schneller abschwören wird. Ich lege Alles in die Hände des Allmächtigen, und in die Ihrigen, die ich küsse". (Aus den Memoiren der Mad. de Warens p. 254, welche die Geistlichkeit von Annecy veröffentlicht hat.)

Seite 74. Die Register des Turiner Klosters Spirito Santo, mit welchem das Hospiz für angehende Convertiten verbunden war, constatiren den Uebertritt Rousseau's in folgenden Worten: Jean Jacques Rousseau de Genève (calviniste) entré à l'hospice, à l'âge de 16 ans, le 12 avril 1728. Abjura les erreurs de la secte le 21 et le 23 du même mois lui fut administré le saint baptême, ayant pour parrain le sieur André Ferrero et pour marraine Françoise Christine Rora (ou Rorea). S. Gaberel p. 57. — Rousseau brachte daher in dem Hospiz nicht, wie er selbst angiebt, zwei Monate, sondern nur elf oder zwölf Tage zu.

Seite 137. Mit Recht sagt Sayous (Le 18ième siècle à l'Etranger I, p 234): „Die Religion Rousseau's in dieser Zeit ist bereits die natürliche Religion, welche sich auf die Vorstellung eines höchsten Wesens beschränkt. Man erkennt sie aus den Gebeten, welche er damals, wo er sein Ende in nächster Zeit erwartete, aus inbrünstiger Seele an die Gottheit richtete, und vielleicht einem Antriebe seiner späteren Beredtsamkeit folgend, niederzuschreiben liebte". S. theilt einen dieser Herzensergüsse mit, der sich, von Rousseau's eigener Hand geschrieben, unter seinen Papieren vorgefunden hat. Auffallend genug, daß derselbe bis dahin von den Herausgebern seiner Werke nicht zum Abdruck gebracht worden ist. Abgesehen davon, daß er bereits an manchen Stellen die Hand des künftigen großen Schriftstellers verräth, giebt er einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß die religiösen Ueberzeugungen, zu welchen sich Rousseau später bekannte, im Wesentlichen schon in diesen jungen Jahren bei ihm feststanden.

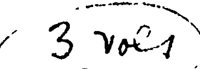
S. 355. — Ueber die Entstehung des Narziß berichtet Gaberel p. 12: „Herr von Aubonne", — derselbe, welcher Rousseau vor Kurzem das Band I, S. 93 erwähnte geistige Armuthszeugniß ausgestellt hatte — „schickte der Warens eine seiner Komödien. Jean Jacques liest sie, greift zur Feder, und sagt sich: „Wollen doch sehen, ob ich so dumm bin, wie Herr von Aubonne behauptet; ich will ein Stück machen, wie er". Sofort erfindet er ein Sujet, vertheilt den Stoff an die einzelnen Scenen, und gönnt sich keine Ruhe, bis er das Werk vollendet hat". — Gaberel fügt mit Recht hinzu: „Die kleine Dichtung birgt den Keim eines Talentes; sie ist ein Probirstein der Zukunft. Aber man findet nichts darin, was die Natur und die Größe des Rousseau'schen Genius ahnen lassen könnte". — Rousseau selbst nahm keinen Anstand, gleich nach der Aufführung seine Geringschätzung des Stücks unverholen auszusprechen. Gaberel erzählt: „Das Publikum hörte mit sichtlicher Kälte zu. Rousseau verläßt das Theater, tritt in das Café Procope, den Sammelplatz der Schöngeister, und sagt vor aller Welt mit lauter Stimme: das neue Stück ist durchgefallen; es verdient seinen Fall, es hat mich gelangweilt. Es ist von Rousseau aus Genf, und dieser Rousseau bin ich".

Seite 394. Näheres über den Rücktritt Rousseau's zum Protestantismus erzählt Gaberel p. 61 fgg. — Rousseau wandte sich, als er seinen Entschluß gefaßt hatte, an Herrn Maystre, den Pfarrer des Kirchspiels, in welchem er damals wohnte. Dieser, ein schon bejahrter Mann von sanftem Charakter, berichtet nach einigen Besprechungen an das Consistorium: Le sieur J. J. Rousseau, citoyen, ayant été conduit en Piémont en bas âge, y avait été élevé dans la religion catholique romaine et l'avait professée pendant plusieurs années. Dés qu'il a été éclairé, et qu'il en a reconnu les erreurs, il n'en a plus continué les actes, au contraire il a dès lors fréquenté assidument les assemblées de dévotion à l'hôtel de l'Ambassade de Hollande à Paris, et s'est déclaré hautement de la religion protestante. Pour confirmer ces sentiments, il a pris la résolution, de venir dans sa patrie pour y faire son abjuration et rentrer dans le sein de notre Eglise. Il supplie en conséquence ce vénérable Consistoire de l'exempter de comparaître, et qu'il lui plaise de le renvoyer devant une commission particulière. Das Consistorium tritt über dieses Gesuch alsbald in Berathung. Es wird geltend gemacht, daß Petent gegenwärtig an einer sehr gefährlichen Krankheit leide, und man daher Nachsicht mit ihm haben könne, zumal er schüchternen Sinnes und auch, wie selbst diejenigen zugeben müßten, welche ihn seiner Verdienste wegen am meisten beneideten, von reinen, tadellosen Sitten sei. Diese Gründe leuchteten ein; die geistliche Behörde beschloß, von dem gewöhnlichen Verfahren abzusehen, und Rousseau an eine Commission von sechs, ihm meist befreundeten Mitgliedern — drei Pastoren und drei Professoren der Akademie — zu verweisen, und ihn, falls er die Fragen, welche dieselbe an ihn zu stellen beauftragt werde, in befriedigender Weise beantworte, in die Gemeinschaft der Genfer Kirche wieder aufzunehmen. Das in solchem Falle zur Anwendung kommende Formular ist eben so einfach, wie vollständig. Man fragt den Aspiranten, ob er das Alte und Neue Testament als geoffenbarte göttliche Wahrheit anerkenne, und fügt dann einige Sätze hinzu, welche die vornehmsten Pflichten der evangelischen Moral enthalten". — Wir sagten schon, daß Rousseau die Commission mit einer kleinen, mühsam einstudirten Rede zu erfreuen gedachte. Indeß konnte er, als es galt, dieselbe vorzutragen, kein Wort über die Lippen bringen, und mußte er sich darauf beschränken, „wie ein Schulknabe, einfach Ja und Nein zu sagen". Doch genügte das auch; schon am ersten August trug das Consistorium in seine Protokolle ein: Le sieur Jean Jacques Rousseau ayant satisfait sur tous les points par rapport à la doctrine on l'admet à la sainte Cène.

Seite 439. Die Genfer Behörden fühlten sich im Allgemeinen durch die

Widmung sehr geschmeichelt, obgleich sie streng genommen nicht ihnen, sondern „der Republik" galt. Es war der erste Syndik, Chouet, welchem der Rath den Auftrag ertheilte, dem Verfasser seine Anerkennung auszusprechen. Er entledigte sich desselben in einem Briefe, in welchem es u. A. heißt: Il (le Conseil) a vu avec plaisir les sentiments de vertu et de zèle pour la patrie que vous exprimez avec tant d'élégance. C'est toujours avec beaucoup de satisfaction que les pères de la patrie apprennent que leurs concitoyens s'illustrent, comme vous le faites, par des ouvrages qui ne peuvent être que le fruit d'un rare mérite et de talents distingués. (Sayous I, p. 248 note.) — Die Antwort Rousseau's giebt die große Freude zu erkennen, welche ihm die Aufmerksamkeit des Genfer Magistrats bereitet hat. Je regarde, sagt er hier, vos témoignages de bonté comme les événements les plus heureux de ma vie, et je sens combien il est doux d'ajouter le sentiment de la reconnaissance à ceux que le devoir m'impose envers le magnifique Conseil. (S. Gaberel p. 33.)

Druck von Otto Wigand in Leipzig.





Jean Jacques Rousseau.

Sein Leben und seine Werke.

Von

F. Brockerhoff.

Zweiter Band. II

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1868.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.

